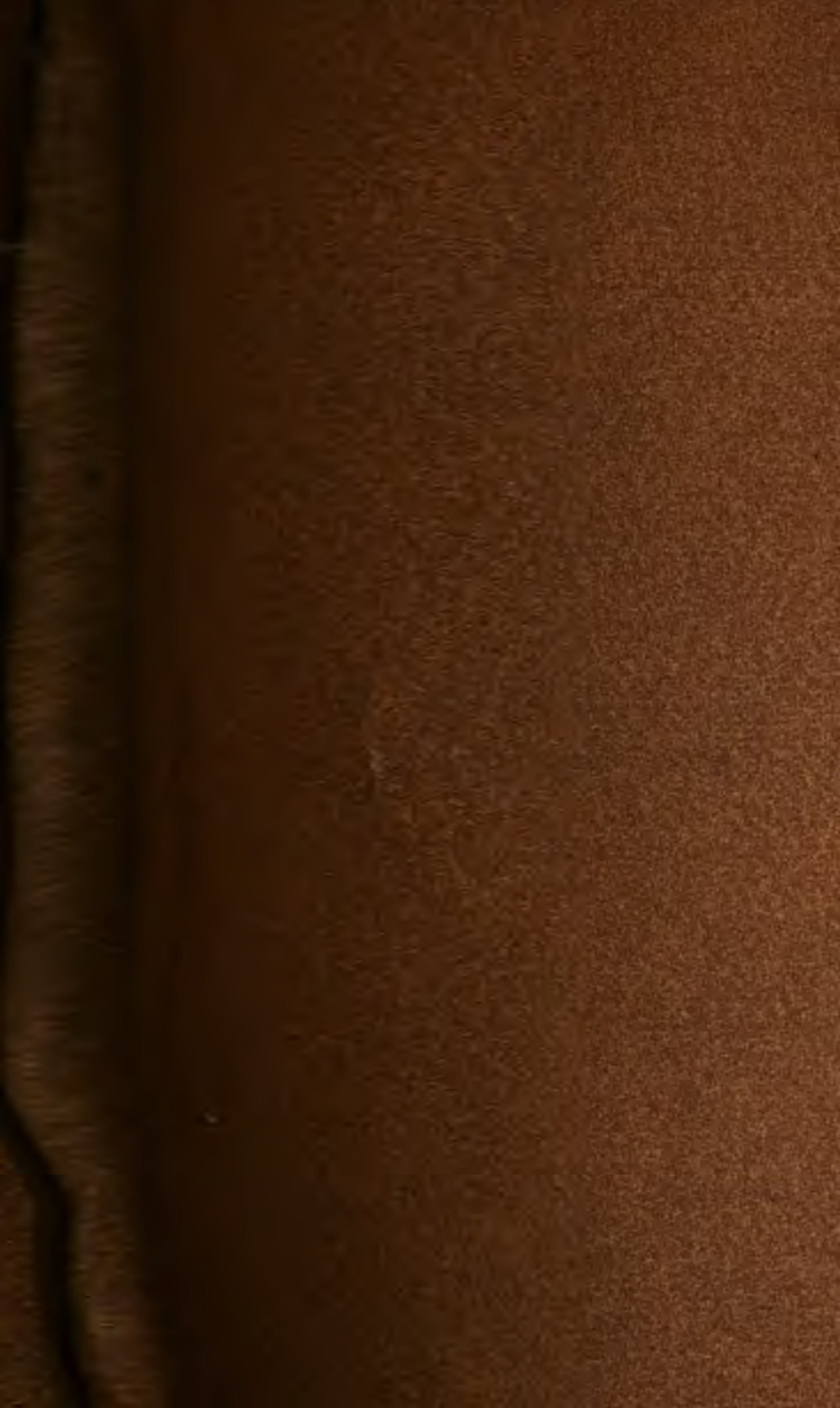












Beiträge

zur

Charakterologie.

Mit

besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen.

Erster Band.

Beiträge

zur

Charakterologie.

Mit

besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen.

Von

Dr. Julius Bahnsen.

Erster Band.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1867.

Ein Dankesopfer

meines Weibes Manen;

was sie geschaut,

in

der Begriffe Hülle

kleidend.



Vorrede.

Die Frage Quinctilian's: Numquid melius dicere vis, quam potes? konnte meine Zweifel beschwichtigen helfen, ob ich das vorliegende Werk so wie es einmal geworden ist der Oeffentlichkeit übergeben sollte oder nicht. Ich sagte mir nämlich: was du daran hättest besser machen können, konntest du nicht besser machen, weil du als Sklave des täglichen Brots auf diejenige Vollendung, welche allein auch dir selber hätte genügen können, verzichten mußtest, da es an jener stetigen Muße gebrach, bei welcher sich Unebenheiten des Stils und der ganzen Darstellung leichter vermeiden, als wie sich solche später mit nachträglicher Feile wegschaffen lassen.

Ein Theil seines Inhalts erschien zu Michaelis 1864 mit dem Programm der höhern Bürgerschule zu Lauenburg in Pommern unter der Bezeichnung „Pädagogisch-charakterologische Fragmente" und gleichzeitig in Separatabdruck unter dem Titel „Grundzüge zu einer Charakterologie mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen" (Anklam). Dieses Bruchstück führten damals nachstehende Sätze beim Leser ein:

„Wie die Psychologie als Hülfswissenschaft in den Dienst der Pädagogik und deren praktischer Ausübung tritt, so ist die Schule eine reiche Fundstätte psychologischer Beobach-

tungen, und als Erträge dieses fruchtbaren Wechselverhältnisses wünsche ich das zunächst Vorgelegte aufgenommen zu sehen. So kann es zugleich mitwirken zu einer Berichtigung landläufiger Ansichten über die Stellung der Seelenkunde zur Erziehungslehre, und insbesondere dem Irrthum entgegenarbeiten, als bringe eine Fülle unvergorenen casuistischen Materials oder ein platter Schematismus für bequemste Einrubricirung der Individualitäten den Lehrer sonderlich weiter in der Verfolgung seiner Zwecke. Klares Bewußtsein um die Schranken, innerhalb welcher allein von einer Einwirkung auf den Zögling überhaupt die Rede sein kann, ist ja die Vorbedingung für richtiges Anwenden der dabei zu Gebote stehenden Mittel. Und dies Thema einmal wieder zu erörtern, dafür liegt ebenso viel Anlaß vor in der häufig begegnenden Ueberschätzung der Macht, welche der Erziehungskunst wirklich innewohnt, wie in der zumeist durch solches Extrem provocirten Verkennung ihrer doch immerhin möglichen Erfolge. Oft genug geht der eine Unverstand unmittelbar in den andern über; dieselben Aeltern, welche anfangs geneigt sind, alle Verantwortlichkeit für das «Gerathen» ihrer Kinder der Schule oder dem in den verschiedensten Formen von außen her an dieselben herantretenden Beispiele zuzuwälzen, auch wol billig genug, sich selber wegen tausendfacher, kleiner oder großer, Versäumnisse anzuklagen, — ebendieselben verfallen später leicht voreilig in untröstliches Verzagen, das hoffnungsloser Gleichgültigkeit zum Raube wird, alles gehen läßt, wie es eben geht, und in stumpfer Resignation nun als ein unentrinnbares Schicksal hinnimmt und beklagt, was sich bei mehr Muth und Besonnenheit doch noch recht wohl zum Bessern wenden ließe.

„Wenn aber derartige Entmuthigung ihren nächsten Grund im Mangel an richtiger Würdigung derjenigen In-

dividualität hat, welche Object der Erziehung ist, so kommt nicht minder manchmal auch auf seiten des erziehenden Subjects eine Unsicherheit im Selbstvertrauen vor, welche in entsprechender Verkennung des Rechts der eigenen Individualität wurzelt; und auch solchen, welche dieser Gefahr ausgesetzt sind, wird die Charakterologie manches zur Ermunterung sagen können, indem durch sie ungerechten Selbstanklagen der Boden entzogen wird. Verständigen wir uns also zuvörderst über Wesen und Aufgabe dieser, hier zum ersten mal unter eigenem Namen auftretenden, Wissenschaft!"

Die Aufnahme, welche diese Probe fände, sollte entscheiden über die Herausgabe des Ganzen. Obwol aber die zu solcher ermunternden Stimmen mehr nur die pädagogische Seite daran im Auge hatten, so ist doch seitdem gerade diese in der Ausführung und letzten Redaction mehr und mehr zurückgetreten und mag nur noch als gelegentliche handwerksmäßige Verbrämung angesehen werden.

Ein Jahr später — im Herbst 1865 — war das Ganze druckfertig gemacht, wurde jedoch im Mai 1866 einer nochmaligen Revision von mir unterzogen und sollte gerade in die Druckerei gegeben werden, als der Ausbruch des Krieges neuen Aufenthalt brachte. Seitdem habe ich geglaubt mich jeder eingreifenden Aenderung enthalten, solches aber an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen zu sollen, um falscher Auffassung entgegenzuwirken, wenn es scheinen könnte, daß dies und jenes darin zeither von den Ereignissen widerlegt worden sei. Der Schwierigkeiten und der Ungunst der Verhältnisse war schon so genug gewesen und einem gewissenhaften Setzer die Arbeit ohnehin nicht leicht gemacht. Darum unterblieb das Eintragen nicht nur größerer Berichtigungen, sondern auch übersichtlicherer Eingangskapitel, wie ich sie sonst selber für ein paar Abschnitte würde gewünscht haben; und ich suchte mich bei dem

tungen, und als Erträge dieses fruchtbaren Wechselverhältnisses wünsche ich das zunächst Vorgelegte aufgenommen zu sehen. So kann es zugleich mitwirken zu einer Berichtigung landläufiger Ansichten über die Stellung der Seelenkunde zur Erziehungslehre, und insbesondere dem Irrthum entgegenarbeiten, als bringe eine Fülle unvergorenen casuistischen Materials oder ein platter Schematismus für bequemste Einrubricirung der Individualitäten den Lehrer sonderlich weiter in der Verfolgung seiner Zwecke. Klares Bewußtsein um die Schranken, innerhalb welcher allein von einer Einwirkung auf den Zögling überhaupt die Rede sein kann, ist ja die Vorbedingung für richtiges Anwenden der dabei zu Gebote stehenden Mittel. Und dies Thema einmal wieder zu erörtern, dafür liegt ebenso viel Anlaß vor in der häufig begegnenden Ueberschätzung der Macht, welche der Erziehungskunst wirklich innewohnt, wie in der zumeist durch solches Extrem provocirten Verkennung ihrer doch immerhin möglichen Erfolge. Oft genug geht der eine Unverstand unmittelbar in den andern über; dieselben Aeltern, welche anfangs geneigt sind, alle Verantwortlichkeit für das «Gerathen» ihrer Kinder der Schule oder dem in den verschiedensten Formen von außen her an dieselben herantretenden Beispiele zuzuwälzen, auch wol billig genug, sich selber wegen tausendfacher, kleiner oder großer, Versäumnisse anzuklagen, — ebendieselben verfallen später leicht voreilig in untröstliches Verzagen, das hoffnungsloser Gleichgültigkeit zum Raube wird, alles gehen läßt, wie es eben geht, und in stumpfer Resignation nun als ein unentrinnbares Schicksal hinnimmt und beklagt, was sich bei mehr Muth und Besonnenheit doch noch recht wohl zum Bessern wenden ließe.

„Wenn aber derartige Entmuthigung ihren nächsten Grund im Mangel an richtiger Würdigung derjenigen In-

dividualität hat, welche Object der Erziehung ist, so kommt nicht minder manchmal auch auf seiten des erziehenden Subjects eine Unsicherheit im Selbstvertrauen vor, welche in entsprechender Verkennung des Rechts der eigenen Individualität wurzelt; und auch solchen, welche dieser Gefahr ausgesetzt sind, wird die Charakterologie manches zur Ermunterung sagen können, indem durch sie ungerechten Selbstanklagen der Boden entzogen wird. Verständigen wir uns also zuvörderst über Wesen und Aufgabe dieser, hier zum ersten mal unter eigenem Namen auftretenden, Wissenschaft!"

Die Aufnahme, welche diese Probe fände, sollte entscheiden über die Herausgabe des Ganzen. Obwol aber die zu solcher ermunternden Stimmen mehr nur die pädagogische Seite daran im Auge hatten, so ist doch seitdem gerade diese in der Ausführung und letzten Redaction mehr und mehr zurückgetreten und mag nur noch als gelegentliche handwerksmäßige Verbrämung angesehen werden.

Ein Jahr später — im Herbst 1865 — war das Ganze druckfertig gemacht, wurde jedoch im Mai 1866 einer nochmaligen Revision von mir unterzogen und sollte gerade in die Druckerei gegeben werden, als der Ausbruch des Krieges neuen Aufenthalt brachte. Seitdem habe ich geglaubt mich jeder eingreifenden Aenderung enthalten, solches aber an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen zu sollen, um falscher Auffassung entgegenzuwirken, wenn es scheinen könnte, daß dies und jenes darin zeither von den Ereignissen widerlegt worden sei. Der Schwierigkeiten und der Ungunst der Verhältnisse war schon so genug gewesen und einem gewissenhaften Setzer die Arbeit ohnehin nicht leicht gemacht. Darum unterblieb das Eintragen nicht nur größerer Berichtigungen, sondern auch übersichtlicherer Eingangskapitel, wie ich sie sonst selber für ein paar Abschnitte würde gewünscht haben; und ich suchte mich bei dem

Gedanken zu beruhigen, daß die Zwischenzeit meine Anschauungen im wesentlichen nicht hatte erschüttern können, dieselben also wol auf besserm Grunde als dem einer bloßen Tagesmeinung stehen würden.

Am liebsten jedoch hätte ich dem Ganzen das Faustwort:

> Bilde mir nicht ein ich könnte was lehren,
> Die Menschen zu bessern und zu bekehren

zum Motto gegeben, um so am kürzesten Erwartungen, die ich nicht erregen wollte, vorzubeugen. Denn insbesondere würden sich alle diejenigen getäuscht finden, welche vermuthen möchten, es gebe in diesem Buch viel „praktische Winke", etwa gar eine Anleitung oder doch einzelne Vorschriften zum Unterrichten und Erziehen; und gerade über den Abschnitt, welcher von dem Modificabilitätsproblem und andern heikeln Dingen handelt und für welchen jenes Bekenntniß vorzugsweise gilt, werden die bloßen Praktiker urtheilen, er sei für ihre Bedürfnisse und Zwecke allzu skeptisch ausgefallen. Ebenso habe ich mich des Abschweifens zu direct legislatorischen Erörterungen enthalten, wiewol für die lex ferenda, z. B. künftiger Prüfungsreglements, sich implicite manch Postulat erheben wird, darauf gerichtet, daß nicht fort und fort das Allerungleichartigste nach einem und demselben Maße taxirt werde.

Uebrigens denke ich von diesem Buche, wie von allen andern auch: das Aufnehmen fremder Gedanken in unsere Lebensanschauungen und Maximen ist nur da ein lebendiges, wo es so unmerklich vor sich geht, wie die Assimilation der Leibesnahrung, wo also der Niederschlag aus der Lektüre so wenig wahrnehmbar „ansetzt", wie die Frucht unter dem Welken der Blüte; und nur wer wähnt, es sei auf ein Appliciren auswendig gelernter Regeln abgesehen, verkennt,

was alle pädagogische Theorie in den Verdacht gebracht hat, schlechthin unnütz zu sein. Für das selbstthätige Wachsthum der Geistesklarheit und somit für das unreflectirte Handeln bleibt darum nicht unfruchtbar, was beim Einzelfall allerdings nicht mehr als da oder dort empfangene „gute Lehre" vor dem Bewußtsein steht — der Gesammtheit unserer Intellectualthätigkeit kann es ja doch einverleibt sein, wie all der übrige Traditionsgehalt unsers Wesens. Wohl aber ist das allemal ein höchst bedenkliches Symptom, wenn uns sofort nach dem Hören oder Lesen einer Darstellung das Bewußtsein kommt: es sei nichts davon haften geblieben; denn das besagt: das Ganze sei aus bloßen Begriffsconstructionen aufgeführt; — weil nämlich nur das Anschauliche sich einprägt und als ein Ferment, das man „behält" und bei sich behält, fortwirken kann.

Solche Erwägungen mögen mich auch einer ausführlichern Apologie überheben, indem ich das Geständniß ausspreche, wie es mir nicht entgeht, daß ich durch den weiten Abstand zwischen den Behandlungsweisen meines Gegenstandes in den verschiedenen Abschnitten mich selber der Anklage ausgesetzt habe, es sei von mir eine ungleichmäßige Methode befolgt worden. Während einige sich an Stellen beschweren werden über eine abstruse Schwerfälligkeit in breiter Besprechung metaphysischer Fragen, werden andere meinen, man vermisse die schulgewohnte Form „speculativer" Wissenschaftlichkeit, wo die Diction geradezu rhetorisch gefärbt sei oder hinabsteige auf das Niveau eines nüchternen common-sense, etwa wie die Sprache der Popularphilosophen des 18. Jahrhunderts. Ein Archivar für die Acta philosophorum wie R. Haym hält schon ein leeres Fach für mich parat: er wird ohne weiteres mich seinen „Theophrasten" (vgl. R. Haym, „Arthur Schopenhauer", Berlin 1864, S. 104, mit Anspielung auf ein von Scho-

penhauer selbst brieflich gegen Julius Frauenstädt *] gebrauchtes Wort) einreihen: — das von mir aufgebrachte Titelwort ist gar zu verlockend dazu. Den descriptiven Stücken wird man absprechen, was Lewes neuerdings das Visionäre am Schriftsteller genannt hat; den deductiven die logische Bündigkeit, und denjenigen, welche als ein mittleres Genre auch die Form der bloßen „Reflexion" nicht verschmähen, alle „wahrhaft philosophische" Tiefe bestreiten. Was soll ich dazu viel anders sagen, als mit

Herrn Gottfried lobesan:
„Ich lass' mir's halt gefallen;
Man richtet mir nichts anders an,
Als meinen Brüdern allen"?

Mit der Anlage wird allmählich sich schon befreunden, wer nur erst erkennen will, wie Inhalt und Darstellung immer concreter werden, je weiter die Betrachtung in das Besondere vorrückt. Und wenn man dann weiter in Betracht zieht, daß der Titel kein geschlossenes System, sondern nur Baumaterial verspricht, so läßt sich nicht füglich der Vorwurf erheben, ich hätte ein Stockwerk in Granit, ein anderes in Sandstein, ein drittes in Backstein, ein viertes als Fachwerk, ein fünftes als Holzbau aufgeführt und wol gar dem Ganzen noch ein Stück in Eisen- und Glasconstruction hinzugefügt. Dafür räume ich denn auch jedem solchen Leser, welchem nicht daran liegt, überall die Anknüpfungen an Frühergesagtes zu verfolgen, willig das Recht ein, nach seinem individuellen Geschmack „Auslese" zu halten in dem, was gerade ihn anziehen mag; — wollte ich doch manche Probleme nicht sowol lösen, als blos aufzeigen. Nur bitte ich alsdann, die Anmerkungen nicht unbesehens zu überschlagen; denn dieselben sind keineswegs, wie

*) Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. S. 498.

sonst wol, lediglich mit jenem „gelehrten" Ballast angefüllt, von welchem mancher vermeint, er könne ohne ihn dem Kiel seines wissenschaftlichen Fahrzeugs nicht den rechten Tiefgang und das richtig schwebende Gleichgewicht des untern Schiffsraumes geben.

Allein gerade Lesern von jener — daß ich so sage — lern Praxis gegenüber wird vielleicht der ausgedehnte Gebrauch von Fremdwörtern einer Entschuldigung bedürfen, zumal in einer Zeit, wo Einschränkung desselben vielerseits zu einer nationalen Pflicht soll gemacht werden. Aber weder bin ich der Meinung, daß wir unsere Muttersprache schänden, wenn wir unsere Fähigkeit zu feinern Unterscheidungen nicht unbenutzt lassen, indem wir entweder von auswärts entnehmen, was uns daheim bei allem Reichthum versagt ist, oder, den Vertretern einer prüden Schulsprache zum Trotz, nicht verschmähen, was in dem Bereich der Provinzialismen und anderer nicht salonfähiger Ausdrucksweisen an derbern Auskunftsmitteln sich uns darbietet, um Dinge beim rechten Namen zu nennen, denen ihre Natur keinen Anspruch auf zart ästhetische Behandlung verleiht; noch halte ich es für ein billiges Ansinnen, daß jemand unberechtigter Volksthümlichkeit zu Liebe sich schärferer Bezeichnungen entschlagen solle, blos damit diesem und jenem ein oberflächliches Verständniß erleichtet werde; denn im allgemeinen wird man doch ernsten Leuten zutrauen müssen, sie hätten allemal ihre guten Gründe dazu gehabt, wo sie dem Fremden und Ungewohnten vor dem Einheimischen und Gewöhnlichen den Vorzug gegeben haben. Dennoch will ich hiermit Indemnität nachgesucht haben für alle die Fälle, wo dahin zu befinden sein sollte, daß nichts als eine gewisse Bequemlichkeit im Beibehalten des gerade mir zufällig Geläufigsten zur Abweichung von sonst Ueblicherm mich verleitet habe.

Unversöhnlicher Abgunst oder unüberwindlicher Gleichgültigkeit wird freilich dieses Buch begegnen bei allen jenen „Gesunden“, die sich ihres Glücklichseins schier als einer Tugend rühmen und mit ihrem Naserümpfen unsere Satire provociren, während sie als praktische und „realpolitische“ Leute verrathen, welcher Art das „Glück“ sei, das sie sich und andern bereiten wollen, erkauft um alles Edle, was die Menschenbrust bewegen kann, mit der schnöden Zumuthung: iß und trink, liebe Seele, denn alles andere ist Thorheit!

Nur weil es dennoch auf Erden viel zerschlagene Herzen gibt, läßt sich auf einige Empfänglichkeit rechnen für Resultate eines vielgehetzten Lebens, und solche wiegt für das Gemüth mehr denn jede Anerkennung derselben als einer blos geistigen Leistung.

Von dem, was sonst noch in Vorreden gesagt zu werden pflegt, enthält die Schrift selber an geeigneten Orten das Nöthige über meine Stellung zu Vorgängern und Meistern. An eine besondere Klasse von Lesern habe ich in conscribendo nicht gedacht, und die Frauen nicht ausdrücklich abzuschrecken, dazu gab der zufällige Umstand mir den Muth, daß gerade solche des Buches Entstehung mit freundlichem Antheil begleitet haben — der tiefern Beziehung hier nicht zu gedenken, welche die Widmung ausdrückt.

Zwar weiß ich wohl, wie gerade eine außer den Parteien stehende Objectivität leicht viel Gegner und nicht viel Anhänger verschafft; dennoch lebe ich der Hoffnung', daß was ich hier zu bieten habe so wenig der Freunde wie der Feinde Zahl vermindern werde, und deshalb ergeht meine Einladung an beide gleich unbefangen: „Nehmt es hin!“

Lauenburg in Pommern, im Februar 1867.

Dr. Julius Bahnsen.

Inhalt des ersten Bandes.

Die nächsten Mischungen.

Die Imputabilitätsfrage
und
das Modificabilitätsproblem.

Die Communionsprovinz.

Die Energiegrade
und
was damit zusammenhängt.

Einleitung.

Begriff und Umfang der Charakterologie.

Als eine „Phänomenologie des Willens" hat die Charakterologie den Willen als in Individualitäten überhaupt erscheinenden kennen zu lehren. Insofern ist sie eine descriptive Wissenschaft und kann sich auch auf Betrachtung der gesammten Thierwelt ausdehnen. Als Theil der Anthropologie beschränkt sie sich auf Analyse der Persönlichkeit und fällt mit bestimmten Abschnitten der sogenannten Psychologie im engern Sinne zusammen. Sie kann dabei so wenig wie irgendeine andere philosophische Disciplin der metaphysischen Grundlage entrathen, und so oft sie sich auf diese zurückbezieht, muß sie deductiv verfahren. Deshalb ist von jedem Versuch, sie systematisch darzustellen, ein Ausweis darüber zu verlangen, auf welche metaphysische Voraussetzungen er sich zu stützen gedenkt; auch schon darum, weil nur in der Anlehnung an eine bereits feststehende oder in der Rechtfertigung einer neu aufgestellten Terminologie sichere und volle Verständlichkeit die nöthigen Garantien findet. Indem also die hier gelieferten Beiträge auf dem von Arthur Schopenhauer gelegten Fundamente Fuß fassen, setzen dieselben im ganzen eine Bekanntschaft mit dessen Lehre und Ausdrucks-

weise voraus. Insbesondere ist es das Problem vom lebendigen Verhältniß zwischen Wille und Motiv, dessen Lösung darin gefördert werden soll; und schon hieraus erhellt, daß zwar die reine Erkenntnißlehre — Dianoiologie — sowie die eigentliche ästhetische Theorie von unserer Wissenschaft ausgeschlossen bleibt, nicht aber überhaupt die Beschäftigung mit dem Intellect und seinen Eigenschaften; denn soweit diese das Gepräge der Individualität mitbestimmen, fallen sie auch unter jenes Problem, und das Vorwiegen der einen oder andern Intellectualfunction auf deren Connex mit dem Willenskern zurückzuführen, macht gerade eine der Hauptaufgaben der Charakterologie aus, mit welcher sich die Modificabilitätsfrage in wesentlichen Stücken aufs innigste verbindet, sodaß es zugleich diese Seiten sein werden, an welche sich vorzugsweise das Interesse des Pädagogen als solchen knüpfen muß.

Liegt es nun dem ersten, daß ich so sage, allgemeinen Theil der Charakterologie ob, die Grundformen und Grundstoffe, welche den individuellen Charakter constituiren, zu klassificiren, so wäre eigentlich in diesen auch eine Feststellung in Betreff der intellectuellen Anlagen aufzunehmen — nach Ueberwiegen je 1) des Verstandes; 2) der sinnlichen Anschauung; 3) der Einbildungskraft; 4) der Phantasie, als der Geburtsstätte der platonischen Ideen; 5) der Vernunft, als Vermögens der Begriffe oder des abstracten Denkens; 6) des Gedächtnisses, als der Aufbewahrungsfähigkeit für Begriffe, im Unterschiede von der Erinnerung, u. s. w. Allein einerseits ist eben hierfür eine Verweisung auf die Vorgänger am ehesten zulässig, und andererseits wird hierzu Gehörendes entweder schon in der Einleitung zur Sprache kommen, oder es wird Sache des zweiten, „besondern", Theils sein, das einschlagende Material je an seinem Orte zu verarbeiten; ebenso wie es diesem überlassen bleibt, die nach ihren Objecten sich differenzirenden Specialneigungen, sammt idiosynkratischen Sympathien und Antipathien, Liebhabereien oder Gelüsten und Aversionen,

in Erwägung zu ziehen. Es hat nämlich der besondere Theil, demgemäß mehr constructiv verfahrend, zu seinem Object die Mischungen und Mischungsverhältnisse, in und nach welchen jene formalen und materialen Elemente zu einer Individualität zusammentreten.

Somit gewissermaßen zugleich morphologischer und ätiologischer Natur, ist die Charakterologie sehr wohl geeignet, ein Bindeglied zwischen rein psychologischer und ethischer Betrachtungsweise herzustellen.

Wie der Pädagogik, so hat sie auch der Criminalistik und Psychiatrie die Prolegomena zu liefern und darf sich gelegentlich der Abschätzung der sittlichen Dignität ihrer Thatsachen nicht entziehen, wenngleich streng zu unterscheiden bleibt, ob ein gegebenes Prädicat charakterologisch, d. h. auf das handelnde Individuum selber, oder nur als auf eine Einzelhandlung bezogen zur Anwendung kommt; denn aus letzterer ist der Schluß auf ersteres ohne Mitberücksichtigung sämmtlicher charakterologischer Factoren und der determinirenden Motive allemal voreilig. Wir können z. B. in einem besondern Fall jemands Benehmen eigensinnig nennen, sind aber darum noch nicht ohne weiteres berechtigt, Eigensinn für ein Merkmal seines Charakters auszugeben.

Entsprechend nun der angekündigten Absicht, an allen Punkten den pädagogischen Nutzanwendungen die Perspective freizuhalten, mag sogleich die nähere Begründung des Rechts der Charakterologie auf dem Wege der Induction ihre Belege ebenfalls vom Felde der pädagogischen Erfahrung auflesen.

Inductorische Vorbetrachtungen.

1. Widersprüche in den Aeußerungen der Individualität.

Mit noch größerer Sicherheit als womit Leibniz behaupten durfte, daß in allen Wäldern nicht zwei Blätter

einander völlig gleichen, läßt sich sagen, daß unter allen Menschen, die je gelebt haben, jetzt leben oder einst leben werden, nicht zwei einander schlechthin gleich sind; — mit noch größerer, weil, abgesehen von der geringern Wahrscheinlichkeit, welche für solche absolute Gleichheit die kleinere Anzahl menschlicher Individuen bietet, die Merkmale, die diese Gleichheit constituiren müßten, ungleich mannigfaltiger sind beim Menschen als beim Blatte. Es gibt ja nichts Oberflächlicheres als das Einreihen der Menschen in so unbestimmte Kategorien, wie gut und böse, klug und dumm, schwach und stark u. dgl. m.

Aber seltener pflegt bedacht zu werden, daß schon im Knaben-, ja im Kindesalter diese Diversität sich kundgibt, daß auch kein Säugling, kein Zwilling dem andern in allen Stücken gleich ist; und doch bedarf es weder des Mikroskops, das uns vielleicht erst die Verschiedenheit zweier Blätter vor Augen legt, noch der Schäferweisheit, die jeden Hammel der eigenen Heerde vom andern unterscheidet, sondern nur des liebevollen Eingehens auf die kleinsten Aeußerungen des Kindeswesens, um zu erkennen, daß zwar das sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant sein volles Recht behält, aber die puerilia jedes einzelnen im Detail gerade ebenso sehr nur sich selbst gleich sind, wie die pueri selber, einer im Vergleich zum andern. Und eben solange als wir beim Kinde noch auf eine Deutung seiner symbolischen Zeichensprache angewiesen sind, solange also auch Fälschung in seiner Weise, sich zu geben, durch absichtliche Verstellung noch nicht möglich ist, und Convenienz oder „Anstand" gewisse Gewohnheiten noch nicht zur „zweiten Natur" gemacht haben: gerade so lange läßt sich, sogar ohne besondere Geschicklichkeit und Erfahrung, aus dem ganzen mimischen und sonstigen körperlichen Gebaren desselben ein ziemlich sicherer Schluß aufs Innere — zumal das Temperament und die ethische Anlage — ziehen.

Doch möchten wir uns nicht verirren in die Finessen der baby-education, welche neuerdings dem Pedantenthum

so breiten Tummelplatz eröffnet hat, sondern beschränken uns bei vorläufiger Exemplification aufs Knabenalter und auf einen Blick in die erste die beste Schulstube, der schon überreichliche Ausbeute gewähren wird.*)

Da sitzt gleich der „Träumer" neben dem „Windhund" — beide hat der Lehrer in seine Nähe gerückt, den einen zu gelegentlicher Aufrüttelung, den andern, um nöthigenfalls der Zerstreutheit und ihren Folgen zu wehren. Wie aber, wenn wir dieselben Knaben dann auf dem Spielplatz wiedersehen und doch kaum wiedererkennen, weil hier aus der „Schlafmütze" ein „Ritter ohne Furcht und Tadel", aus dem ewig „Spielerigen" ein feiger Duckmäuser geworden ist? Oder wir hospitiren bei einem Collegen und sind voller Verwunderung, unsern durch Regsamkeit und Eifer ausgezeichneten Liebling auf der untersten Bank in dumpfer Theilnahmlosigkeit hinbrüten und unter unablässigem Tadel mürrisch und verdrossen zu sehen, während derselbe Junge, der von uns als unverbesserlicher Faulpelz, „zu allem Guten träge", täglich Schelte bekommt, strahlenden Auges, im Vollgefühl soeben empfangenen Lobes ob bester Leistung, aufhorcht und sich noch extra der längstersehnten Stunde freut, wo er auch vor uns in günstigerm Licht sich zeigen könne. Welcher Lehrer kennt sie nicht, die unerquicklichen Debatten der Versetzungs- und Abiturientenprüfungs-Conferenzen, wo über das Plus hier und das Minus dort fast unvermeidlich ein Feilschen entsteht, solange nicht die individualisirende Gerechtigkeit durchdringt, stark genug, um den Egoismus zu überwinden, der gerade nur

*) Auf das frühere Kindesalter zurückgreifend hat Scheibert in einem Vortrage, „Der Kern der Erziehungsfrage", den das Langbein'sche Pädag. Archiv, 1865, mittheilte (derselbe ist später auch als Separatabdruck im nämlichen Verlage erschienen), mit überaus ansprechender Individualisirung eine Reihe von Gegensätzen vorgeführt, wie sie schon in den ersten Lebensjahren zu Tage treten; a. a. O., S. 562—565.

das eigene Fach für voll und entscheidend will gelten lassen? — Welches Mitglied eines zahlreichern Lehrercollegiums wäre nicht schon erstaunt, wenn auch bei Festsetzung der Censur über das Betragen der einzelnen die Urtheile zuweilen so weit auseinandergehen, daß von dem einen derselbe Schüler als Muster der Bescheidenheit gepriesen wird, den der andere als störrisch charakterisirt? Da beruhigen sich denn wol die Vertreter des mittlern Urtheils bei der Annahme: jener habe „verzogen", wo dieser nicht „richtig zu nehmen" verstanden — und die wahren Gründe solcher Differenz liegen doch noch viel tiefer. Man braucht dafür gar nicht einmal zurückzugehen auf die räthselhaften Motive unerklärlicher Sympathien und Antipathien — obwol auch solche Geheimnisse mit hineinspielen — und darf sich ebenso wenig beruhigen bei einer Berufung auf die Macht vorgefaßter Meinungen: die entscheidenden Factoren fallen dabei meistens in Gebiete, an welche zunächst niemand denkt, der sich solche Fragen nicht ausdrücklich als Problem gestellt hat.

Die Schablonirsucht ist eine weiter verbreitete Krankheit, als man gemeiniglich sich und andern zugestehen will; ihr untrüglichstes Symptom der alle Tage vernommene Stoßseufzer: „wie haben wir uns doch in dem und dem getäuscht!" und das wird nicht anders werden, weil die große Menge der Richtenden niemals aufhören wird, mit einer unglaublich kleinen Anzahl von Begriffen als unbiegsamen Maßstäben zu hantieren. Wer als gereifter Mann und gereiften Männern gegenüber so leicht mit seinem Verdict fertig ist, wie will man von dem erwarten, er werde Knaben gegenüber, an denen doch all die ins Auge zu fassenden Kennzeichen gewöhnlich erst in wenig sichtbaren Keimansätzen vorhanden sind, mit mehr Unterscheidungsgabe, d. h. gerechter verfahren? Wer selber wenig oder nichts Markirtes an sich trägt, wo sollen dem die Fühlfäden hervorwachsen, mit welchen er zart und leise die Falten und Fältchen fremden Wesens betasten könnte?

Wer selber bis ins Schwabenalter ein ewig grüner und ewig glatter Frischling bleibt, woher soll dem das Verständniß kommen für die Natur eines Knaben, um dessen Mundwinkel schon die Spuren zucken von jener Physiognomie, die ihm einst das Aussehen des Zerlebtseins geben muß? In so etwas findet dann wol der ungeduldige Nichtkenner eitel Trotz und Selbstgefälligkeit, während der achtsam Lauschende durch die harte rauhe Kruste das Zittern eines im tiefsten Innern weichen und nur durch Scheu verschrumpften Gemüths vernimmt und eben vermöge dieses Verständnisses sich dessen ganze Liebe gewinnt.

2. Ueber Fülle der Individualitäten, namentlich durch Abweichungen vom Mittelmaß, besonders in intellectueller Richtung.

Damit ist natürlich nicht in Abrede gestellt, daß es auch gewisse mehr oder minder feststehende Grundtypen gibt, deren Erscheinungsweise weniger widerspruchsvolle Momente enthält. Aber auch die Zahl dieser pflegt viel zu rasch abgeschlossen, die vorwaltenden Gegensätze viel zu weit gefaßt, die Nuancirungen durch viel zu wenig Farben und Schattirungen verfolgt zu werden. Was an einer Individualität nicht ohne Ueberschuß und Deficit hineinpaßt in den Rahmen mitgebrachter Forderungen, ist namentlich denen ein Greuel, die sich gern der eigenen „Gesundheit" rühmen, und die vorher am Object aufgezeigten Widersprüche verlegen sich alsdann gern in die Beurtheilung, welche das Subject aufstellt. Man verlangt z. B. Tüchtiges und Solides; aber sobald dies kaum merklich einen Beigeschmack von „Altklugheit" oder gar „Philisterhaftigkeit" angenommen, findet es auch keine Gnade mehr vor den Augen des, selber von „Frische" strotzenden, Richters. Man will, daß der angehende Jüngling „etwas auf sich halte", point d'honneur habe; aber sobald solches

Selbstgefühl unbequem wird, sei es gegen Mitschüler oder Lehrer, beschwert man sich über Unverträglichkeit, oder es heißt: „der Junge ist unausstehlich empfindlich". Man stellt an die Spitze des Sittencodex für die Schule den Satz: „Fleiß ist die Cardinaltugend des Schülers!" Aber wenn einer im emsigen Sammeln und Zusammenstoppeln kein Maß finden kann, wird solch traurige Parodie des Schiller'schen „Genie d. h. Fleiß" auch nur mit achselzuckendem Bedauern bespöttelt. Was anders liegt hierin, als das Verlangen, daß mit freier Selbstthätigkeit nach individuellem Beruf gelernt werden solle? — aber gleichzeitig sollen die Fortschritte mit der Elle meßbar, in allen Gegenständen das „Pensum" angeeignet sein. Jeder Fachlehrer nimmt eben als solcher für seine eigene Person das non omnia possumus omnes in Anspruch; aber wehe dem armen Burschen, der das Unglück hat, gerade für diesen Gegenstand weder Neigung noch Begabung zu besitzen — und Hegel sagt: „jeder kann ein dieser sein"; so kann das: „Ja, Bauer, das ist ganz was anders!" hierbei auch jedem begegnen. — Wenn aber gar eine Erinnerung an die einst selber in allen Fächern prästirte Durchschnittsleistung (zum Glück ist ja der Ausweis darüber geführter Protokolle gewöhnlich nicht gleich zur Hand) solche Forderung unterstützen will, dann liegt der Verdacht sehr nahe, der warme Verfechter der Mittelmäßigkeit plaidire in propria causa. — Daß von der hiernach zu fordernden Erweiterung des sogenannten Compensationssystems für Prüfungen der Aufsatz in der Muttersprache stets unberührt bleiben muß, beruht im letzten Grunde gerade auf der Unersetzlichkeit der Individualitätsentwickelung, welcher hier das Wort geredet werden soll. Mag immerhin Börne suo jure sich darüber lustig gemacht haben, daß man bereits von Knaben und Jünglingen „Stil" verlange, da die wenigsten Männer einen hätten — die Geltung des le style c'est l'homme même steht dennoch nicht ganz außerhalb der Schulzeit; ist der Stil „die Physiognomie

des Geistes", so muß sich der Stil des Knaben und Jünglings zu dem des einstigen Mannes genau so verhalten, wie die noch nicht fest gewordenen Gesichtszüge der Jugend zu den ausgeprägten Mienen des reifern Alters. Und wie es Gesichter gibt, denen man mit größter Zuversicht das Prognostikon stellen kann, sie werden zeitlebens schal und fade bleiben, und andere, in denen schon alle Schärfe reichern Erlebens präformirt ist: so bleibt dem Auge des Kundigen nicht lange verborgen, ob dieser und jener Schüler einst einen Stil haben werde oder nicht. Dabei ist der Regel nach denjenigen die günstigste Prognose zu stellen, welche zur Pubertätszeit wacker „mit der Sprache ringen" und sich wie Maulwürfe so tief in ihre Vorstellungsgänge einwühlen, daß sie den Weg zur lichten Klarheit nicht gleich zurückfinden können: sie bilden den vollen Gegensatz zu jener Art von kurzathmigen Geistern, denen gleich „die Luft ausgeht", sobald man einmal mit ihnen die Taucherglocke betreten möchte, ohne welche die Schätze der Tiefe sich nicht heben lassen. *) Einige von jenen gelangen frei-

*) Daneben jedoch gibt es einen andern modus cogitandi, den man auch als eine Art geistigen Asthmas bezeichnen möchte, der aber, sowenig wie das körperliche Asthma immer Lungenschwäche, keineswegs allemal Schwäche der Denkkraft indicirt; vielmehr widerstrebt derselbe nur dem raschen Wechsel der Vorstellungen und gewissen Abbreviaturen eines bündigen Schlußverfahrens; für kein noch so schwieriges Problem fehlt ihm das Verständniß, die „Fassungskraft"; nur will er Zeit haben, sonst beklemmt ihn das Gefühl, nicht „mitkommen", nicht „Schritt halten" zu können; das trippelnde Vorwärtsschreiten ist ihm aber auch zuwider; er setzt zwar nur langsam einen Fuß vor den andern, aber nicht in kurzem Abstand, sondern weitausholend und mit Nachdruck; er bietet in rein intellectueller Beziehung das Seitenstück zu dem, was wir später als Form des Phlegmatikers c und Anämatikers c kennen lernen werden, und wird sich oft genug, wo nicht gar immer, mit einer dieser beiden Temperamentsbestimmtheiten zusammenfinden. Am übelsten sind diese armen kurzathmigen Geister und Charaktere daran, wenn das Leben sie zusammenkoppelt mit den „Hibbeligen" (trepidi) — mit jener Klasse von Leuten,

lich niemals wieder an die sonnenhelle Oberfläche*), doch versprechen sie in der Jugend alle, einst als Köpfe mit mehr oder weniger philosophischem Anflug sich zu bewähren, und dürfen, beiläufig bemerkt, den Lehrer veranlassen, hin und wieder absichtlich eine Denkaufgabe als Thema zu stellen, deren Bewältigung Schülerkräfte eigentlich übersteigt:

> Wenn sich der Most auch ganz absurd geberbet,
> Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein.

Dagegen läßt die Wasserhelle des Ausdrucks in der genannten Periode Verharren im Seichten für alle Zeiten erwarten. Neben diesem Gegensatzpaar der Schwerfälligkeit und Gewandtheit steht als toto genere davon verschieden

---

die nichts von ruhiger Stetigkeit wissen und sich unter „Fleiß" ein athemloses Getreibe vorstellen, welches wie ein Intermezzo das bequeme Nichtsthun unterbricht, damit nur das Obliegende beschafft werde. Dann geht es an ein Rennen und Jagen und Ueberstürzen — nach der Uhr soll alles fertig sein; ob physisches und psychisches Befinden eben jetzt Einspruch erheben möchten, danach wird nicht gefragt — zu jeder andern Zeit hat man Zeit zum Faulenzen — man fühlt und geberdet sich als den Sklaven seiner eigenen Arbeit, — carikirt den Stoiker und richtet, wenn auch unbewußt, zuweilen Unheil an, welches keine Zukunft mehr auszugleichen vermag. Wahrhaft Befriedigendes aber wird auf diesem Wege nirgends zu Stande gebracht, denn alles, was so ausgerichtet wird, behält das Gepräge des Ueberhasteten. Ein solches Thun bleibt segenlos, weil es seelenlos, d. h. nicht vom innersten Geiste herausgetrieben ist, eine bloße Rührigkeit der Glieder, das entschiedenste Gegenstück zum still stetigen Schaffen wahrhaft tüchtiger Naturen. (Vgl. auch Leben und Schriften des M. J. Fr. Flattich, von K. Fr. Ledderhose, 4. Aufl., S. 86; 205 fg. und 444: über Sommer- und Winterobst; und S. 347 fg. und über Ingenia tarda, coll. S. 438.)

*) Zu ihnen dürfte ein Herbart zu zählen sein, der mit eifrigem Forscherſinn zwar die Probleme aufzuwühlen weiß und in deren entlegenste Seitengänge sich vertieft, aber keins zu einer befriedigenden Lösung führt, weil bei ihm jeder Stollen nur weiter in den nächsten, nicht zurück nach aufwärts leitet, während gerade hierin sich Schopenhauer's Größe offenbart.

das der Armseligkeit in Worten und Gedanken und des Phrasenreichthums. Letzterm Paare fehlt gänzlich was dem erstern gemeinsam, aber in verschiedenen Graden der Quantität und Intensität, eigen ist: das Vermögen der Intuition, jenes innere Schauen (nicht blos abstracte, superficielle Begreifen i. e. Betasten) der Vorstellungen, welches auf seiner höchsten Stufe die Phantasie als künstlerisches Vermögen, die Perception der platonischen Ideen ausmacht. — Angeschautes aber ist das einzige, was dem Kopf wirklichen Inhalt gibt — bloße, von der Anschauung nicht garantirte Begriffe sind nur Hülsen und als solche leer.

Das ist schon tausend- und aber tausendmal ausgesprochen, also ein herzlich trivialer Satz — und dennoch scheint noch niemals rechter Ernst damit gemacht, ihn wirklich der Eintheilung intellectueller Anlagen zu Grunde zu legen und aus ihm didaktische Folgesätze in aller Strenge der Consequenz herzuleiten. Im Gegentheil: eine ganze Reihe gesetzlicher Institutionen beruht auf der Nichtachtung desselben. — Selbst die Elementarschule, welche seit Pestalozzi mit ihrem sogenannten Anschauungsunterricht ihm gerecht zu werden schien, war unleugbar auf den Abweg gerathen, die gewonnenen Anschauungen wieder zu Begriffen zu verflüchtigen; und was das intuitive Vermögen wecken, üben und bilden sollte, ist auf dem Wege jener Sublimation, oder recht eigentlich trockenen Destillation, ausgemündet in abstracte „Denkübungen". — So vollständig wie das Gymnasium konnte sie aber der extremen Einseitigkeit nicht anheimfallen, weil ihr ein Gegengewicht blieb in Bildungsfactoren von unzerstörbar sinnlicher Natur. Keineswegs jedoch ist den Gegnern der Gymnasialbildung einzuräumen, daß es deren Fundamente wesentlich sei, zu rein formalistischer Methode verurtheilt zu bleiben Wahrlich, die Griechen, — dies Volk reinster, klarster und vollster Anschauung! — haben es am wenigsten zu verantworten, wenn man ihre Geistesschöpfungen misbraucht zu Exercitien der Abstraction; aber nicht einmal den Römern

mit ihrem Subsumtions- und Subordinationsgenie in Recht, Sprache und Kriegswesen fällt der Fehlgriff zur Last, wenn von ihnen mehr für Logik, als für praktisch-nüchterne Verständigkeit soll gelernt werden: Was können sie dafür, daß philologische Schulmeister ihren abstractesten und allerunpraktischsten Schädel — den Ehren-Tullius — zum Geistesreck, man weiß kaum, soll man sagen: erhöht oder erniedrigt haben? — was gar für die Summe der Thorheit, nach welcher die Fehlerzahl lateinischer Extemporalien zum Sprit- und Espritmeter für die ingenia unserer Gymnasiasten gewählt worden? Wie gründlich verkehrt dies ist, ließe sich nur nachweisen auf weiten Umwegen durch das sprachphilosophische Terrain — hier kommt es nur darauf an, eine Warnungstafel aufzurichten vor jener zweischneidigen Ungerechtigkeit, welche in demselben Maße die intuitiv Begabten zurücksetzt, wie sie die „schlagfertig" improvisirenden Mosaikarbeiter bevorzugt, deren Musivsteine die memorirten Paragraphen ihrer lateinischen Grammatik sind. Und weil anderswo *) von uns versucht ist, nach Anleitung und Maßgabe der von Schopenhauer „zu Ende gedachten" Dianoiologie Kant's den „Bildungswerth der Mathematik" auf seinen Baarbestand zu reduciren, so sei hier nur constatirt, daß die Kehrseite des obenangegebenen Wechselcurses Protest erhebt gegen die Meinung: die Mathematik könne als die Wissenschaft der reinen Anschauung das richtige Complement hergeben zur anschauungslosen Grammatik. Vielmehr sind in der Mathematik excellirende Köpfe die Milchbrüder der besten Extemporalienschreiber — und weil bei beiden das formale Gedächtniß das gute Beste thun muß, so gesellen sich ihnen meistens noch die Helden der historischen, geographischen und naturwissenschaftlichen Nomenclaturen zu, während die einfachste Probe der Intuitivtalente die Physik und Che-

*) In der Schulzeitung für die Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, 1857, Nr. 21, 25 und 26.

wie sein werden (soweit deren Inhalt nicht in mathematische Formeln aufgeht, sondern Causalitätsverhältnisse vorführt), eine reichere aber an der Auffassung des pragmatischen Zusammenhangs in der Geschichte sich machen läßt, deren Charaktere endlich nur dem nachschaffenden Dichtersinne sich erschließen.

Damit sind bereits Marksteine für einige Gruppen von Individualitäten fixirt. Sehen wir jetzt zu, wie schon hierfür Coëfficienten charakterologischer Natur im engern Sinne mit in Betracht kommen.

3. Vorläufiges über den Zusammenhang zwischen den intellectuellen und den direct dem Willen angehörenden Elementen der Individualität.

Es sind, wie schon S. 2 angedeutet werden mußte, die intellectuellen Merkmale einer Individualität mitnichten so losgetrennt von der Kerngrundlage der ganzen Persönlichkeit, dem Willen, daß jede beliebige Mischung beider Bestandtheile denkbar wäre; — und dies mag um so mehr hier prononcirt werden, je mehr der Urheber der Philosophie des Willens aus andern Gründen sich veranlaßt fand, die Sonderung der Welt als Wille und als Vorstellung so scharf durchzuführen, daß zwischen beiden ein nicht zu vermittelnder Dualismus zu klaffen scheint. Vielmehr empfiehlt es sich, dem Brückchen nachzuspüren, welches durch „das Wunder κατ' ἐξοχήν" wollende und erkennendes Subject in ein „Ich" verbindet, und die Stellen aufzusuchen, wo der Intellect dem Willen als die höchste Blüte seiner „Objectität" entkeimt.

Es gibt ja doch unverkennbar Grenzgebiete zwischen beiden Seiten der Individualexistenz, welche beiden gemeinsam sind: dahin gehören der Wissenstrieb (von der Neugier bis zum metaphysischen Bedürfniß) und jeder Act der Aufmerksamkeit, dahin auch die Erinnerung im Unterschied

vom Gedächtniß, — ja sogar die Fähigkeit ästhetischer Perception, sofern sie bedingt ist durch das, was Kant die „Interesselosigkeit", Schopenhauer das zeitweilige Schweigen alles Wollens nennt; denn offenbar könnte doch das ästhetische Object nicht als „Quietiv" wirken, wenn schlechthin Gleichgültigkeit gegeneinander das einzige Verhältniß zwischen den Objecten des rein erkennenden Subjects und dem Willen wäre. — Noch weniger aber kann volle Unabhängigkeit voneinander bestehen zwischen bestimmten intellectuellen Anlagen und den Merkmalen des Individualcharakters, der ihr Träger ist. In Hinsicht auf das „Genie" hat Schopenhauer dies schon selbst im einzelnen nachgewiesen und damit sehr feste Anhaltspunkte für eine derartige Untersuchung uns an die Hand gegeben. — Außerdem aber finden sich auch solche Stellen bei ihm, wo er ebendasselbe auf andere Fälle anwendet; z. B. wo er eine gewisse Geduld und stillehaltendes Aufmerken als ein Erforderniß für bedeutendes mathematisches Talent charakterisirt (W. a. W. u. V., 3. Aufl., II, 157 fg.). *) Warum sollte es denn da nicht auch uns zustehen, etwa zu untersuchen, wie viel Theil an gutem Extemporaleschreiben die Kaltblütigkeit hat? überhaupt, wie weit das Wort von der „Temperamentssache" auch auf Schüler-„Tugenden" An-

*) Es ist das nichts anderes als was in seiner naiven systemlosen Weise der neuerdings ans Licht gezogene Flattich (a. a. O., S. 266 fg.) die Fähigkeit nennt „lange aneinander zu denken". Wir werden diesen intuitionsreichen Pädagogen des vorigen Jahrhunderts noch oft erwähnen; freilich nur in gelegentlichen Nachträgen, denn die Grundgedanken vorliegender Arbeit waren im ganzen längst festgestellt, ehe ich die Entdeckung machte, in wie frappanten Uebereinstimmungen derselbe nicht nur mit Schopenhauer und dessen Prämissen, sondern auch mit mir in den Conclusionen sich begegnet, welche ich an der Hand der Erzieherbeobachtung aus diesen zu ziehen gewagt habe. Wer die Schicksale der Werke Schopenhauer's bedenkt, wird es ohnehin begreiflich finden, wenn gerade dessen Verehrer mit einer gewissen Sympathie allen denjenigen entgegenkommen, deren Verdienste gleichfalls einer schwerbegreiflichen Verschollenheit erst entrissen werden mußten.

wendung leidet? Es zählt unter die Ungerechtigkeiten der „Gesunden", von einem Examensfieber nichts wissen zu wollen — sie begreifen nicht, daß nur äußerlich Angelerntes alle Augenblick zur Hand sein kann. Wer gewohnt ist, allen geistigen Inhalt, den er in sich aufnimmt, zu verarbeiten, gerade der wird durch das Gefühl doppelt stark aufgeregt: jetzt gilt es promptes Antworten!

Auch für das geistige Eigenthum gilt der Unterschied von Eigenthum und Besitz. Es gibt Köpfe — das sind die tieferen meist und reichen — die haben viel zu eigen, aber wenig als flüssiges Kapital gleich baar in promptu; — und es gibt andere, die oberflächlichen, aber „gewandten", die haben viel entlehnten Besitz, fremdes Eigenthum, bequemes Erbgut, die können immer improvisiren — ihnen geht die Münze nie aus — es ist aber auch danach: lauter Kleingeld! die verstehen die Kunst nicht, aus vollem Schacht zu schöpfen, einheitlich Großes auszuhauen — sie brilliren oft im Examen mit Nr. I — auch beim Abfragen der Geschichte der Philosophie — aber nie in der Philosophie selber — einfach, weil sie nicht „Selbstdenker" sind. Wer aber so sein bischen Flitterstaat an sich trägt in weitaufgebauschten Falten: der gilt nun einmal in der Welt für reich, und solchen Schein hervorzurufen, darauf allein ist manch vielgepriesene Methode angelegt; denn wie die Ziergärtnerei die Farben- und Formenpracht der Blumen mit Preisgeben jeglicher Befruchtungsfähigkeit künstlich erhöht, so „erzielt" die heutige Brillant- und Forcirerziehung das Sichtbar-Abfragbare auf Kosten jeder Verinnerlichung. Wer in vollwichtigem gemünzten Golde einen schweren Beutel mit sich schleppt, der heißt ein pauvre diable — donec demonstretur contrarium. Dagegen der „Windbeutel", der ein ganzes Fuder luftiger Fabitäten auf seinen breiten Schultern trägt, gilt beim großen Haufen für interessant — wer bedächtig solide Gedanken guten Klanges ausgibt, der muß darauf gefaßt sein, für einen haushälterischen Sparer aus Noth angesehen zu werden.

Im kleinen bestätigt jede Extemporalecorrectur dieselbe Erfahrung: die ernster nachdenkenden Naturen wittern Schwierigkeiten, wo keine sind, und vermehren so ihre Fehlerzahl, ohne die wirkliche Qualität ihrer Arbeit zu verschlechtern — und umgekehrt liefern die phlegmatischen Flachköpfe, unbeirrt von Scrupeln und Zweifeln, etwas Correctes — freilich von jener Correctheit, deren zweifelhaften Werth schon Schiller in einem Distichon denuncirt hat.

Selbst das Gedächtniß in seiner ganz mechanischen Thätigkeit des Memorirens steht sichtbar unter der Einwirkung des Willens — nicht nur nach Maßgabe des „Lust und Liebe zum Dinge macht alle Mühe und Arbeit geringe" — sondern auch sofern Furcht die Kraft des Aneignens lähmt: die Vorstellung, daß etwas schwer vom Gedächtniß behalten werde, erschwert das Auswendiglernen selber. Mancher lernt mit großer Leichtigkeit und Sicherheit Vocabeln, aber das verwechselungslose Einprägen von Eigennamen in der Geographie will ihm nicht gelingen — bei andern ist das Umgekehrte der Fall. — Für beide hat die wiederholt gemachte Erfahrung etwas Entmuthigendes; sie bilden sich zuletzt ein, eins oder das andere durchaus nicht zu können — und wie eine fixe Idee stört sie zuletzt dieser Wahn bei jedem neuen Anlauf, den sie nehmen; bis endlich vielleicht ein glücklicher Zufall sie überzeugt, daß es dennoch auch gehe. Und um den Eintritt dieses Gefühls zu beschleunigen, ist für den Lehrenden die Maxime indicirt: nichts forciren zu wollen, weil dies die Aengstlichkeit nur steigern würde. Er überlasse solche Schüler für dieses Fach eine Zeit lang sich selber, stelle an sie keine Fragen, überhöre ihnen noch weniger die ganze aufgegebene Lection, sondern vertraue zunächst dem semper aliquid haeret — dann wird sich dem ersten dünnen Bodensatz allmählich schon mehr anheften, wenn nicht mehr jeder Versuch, durch den sich eindrängenden Glauben an seine Vergeblichkeit selber, wieder vereitelt wird — und ein ganz unvermerkt bleibendes Einüben wird mehr gewinnen, als die fortgesetzte

Qual des „Einpaukens“ jemals vermöchte, um so schleuniger, je intensiver das Selbstvertrauen gekräftigt wird.*)

Wer in einer geistigen Thätigkeit „mit ganzer Seele“ dabei ist, wird also vielleicht die Sicherheit vermissen lassen, aber wahrlich an Tüchtigkeit dem nicht nachstehen, welcher die Apathie vor ihm voraushat. Das praktische Leben stellt deshalb nachher regelmäßig eine andere Rangordnung der Geister her als die Location nach improvisirten Prüfungsleistungen; dessen ganz zu geschweigen, daß nicht nur die Unzuverlässigkeit bei häuslichen Leistungen durch regelmäßig unter Aufsicht angefertigte Specimina gewissermaßen scheint legalisirt zu werden, sondern auch der Schüler durch solche allzu häufige Hetzarbeiten bald jeder stetigen, gesammelten und mit Ruhe Selbstcontrole ausübenden Thätigkeitsweise entwöhnt werden kann.

Nicht einmal, wie sich doch erwarten ließe, für die Juristerei sind die blos schlagfertigen Köpfe besonders tauglich — denn auch da genügt ja nicht das abstracte Subsumiren, sondern die einzelnen Rechtshandlungen wollen in ihre Acte zerlegt, alle Nebenbezüge beachtet sein — und dies beides ist weit mehr Sache des anschauenden Verstandes, als des bloßen Regelsinns, und nur dieses letztere Erforderniß zum „juristischen Kopfe“ bezeichnet Schiller's Ausdruck „tabellarischer Verstand“, für dessen Kriterium die Fähigkeit des Einordnens in gewisse Kreise und Begriffssphären gelten muß.

*) Dies ist gleich wieder ein Punkt, an welchem wir mit ähnlichen Rathschlägen Flattich's zusammentreffen.

Allgemeiner Theil

oder

Grundzüge.

---

1. Die Temperamente.

Kein anderes Kapitel der Psychologie pflegt so sehr das Laienpublikum zu beschäftigen wie die Unterscheidung der Temperamente, und doch begegnet man nicht leicht irgendwo einem größern Unvermögen, Rechenschaft zu geben von dem, was bei gewissen landläufigen Namen vorgestellt wird, als eben auf diesem Gebiete. Vage, verworrene, den verschiedensten psychischen Functionen entlehnte, ebenso unklare wie undeutliche Angaben müssen hier, wie freilich oft genug auch anderswo, den Mangel an wirklich sondernden Bestimmungen verstecken; alle Grenzlinien sind verschüttet mit einem Wust bald hier- bald dorther aufgegriffener Merkmale, und die Confusion gipfelt in angeblichen Mischungen von Elementen, die ebenso unverträglich sind wie Feuer und Wasser, es müßte denn der „Herr Mikrokosmus“ des Mephistopheles auf allen Gassen leibhaftig umherlaufen.

Allein es wäre ungerecht, einzig die Oberflächlichkeit der Popularpsychologie für solch ein Durcheinanderwerfen verantwortlich zu machen; es liegt vielmehr die Schwierigkeit in der Sache selber; und daß jedes neue Lehrbuch der Psychologie das alte Problem anders anfaßt, beweist sattsam, wie die Wissenschaft selber keineswegs aus dem Schwanken heraus ist. Ja, jeder, welcher sich wiederholt und einigermaßen umsichtig die hier einschlagenden Fragen vorgehalten hat, wird bald genug inne geworden sein, wie ihn das Unbefriedigende der gewonnenen Resultate zu immer neuen Versuchen anspornen muß, seiner Darstellung eine größere Durchsichtigkeit zu erarbeiten.

So ist es nicht etwa für eine verbrauchte Phrase der Pseudobescheidenheit zu halten, wenn die nachstehenden Erörterungen sich für nichts mehr ausgeben und für nichts mehr angesehen zu werden wünschen, als für den jüngsten Versuch nach vielen, die als Ergebnisse ernsten und unbefangenen Nachdenkens vorangegangen und als unzulänglich verworfen worden sind.

Wenn es ihnen gelingt, dem gedankenlosen Vermischen und der steten μετάβασις εἰς ἄλλο γένος ein Ende zu machen und statt dessen die zweifelhaften Zwischenstufen mit einiger Schärfe als solche zu markiren, so werden sie an ihrem Theil einen Beitrag zur Klärung des Verworrenen geliefert haben, welcher hinreicht, die dabei geübte Selbstverleugnung zu vergüten. — Als den Act einer solchen nämlich darf ich es bezeichnen, daß ich mich zuletzt entschlossen, nach einem vorläufigen Auskunftsmittel zu greifen, welches der sonstigen Weise meiner Denkarbeiten so fremdartig wie möglich ist. Von Hause aus ein abgesagter Feind aller rein schematischen Rubricirungen, habe ich doch geglaubt, in diesem Fall den Zweck der Deutlichkeit und Uebersichtlichkeit am besten zu fördern, wenn ich eine Tabelle voranstellte, welche geeignet sein könnte, dem neuen Aufbau zum besser distinguirenden Grundgerüste zu dienen; und indem ich jede Erläuterung einer spätern Detaillirung

vorbehalte, meine ich, den Vorwurf eines Rückfalls in „längst überwundene Auffassungsweisen“ nicht scheuen zu dürfen, der Zuversicht mich getröstend, daß wer über das bloße Gerippe hinausblickt, seine Erwartung neuer Gesichtspunkte auch nicht ganz getäuscht finden wird.

Auf die Gefahr hin, der Liebhaberei für eine scholastische Terminologie bezichtigt zu werden, stehe ich nicht an, nöthigenfalls die Zahl der hergebrachten Namen noch um einige selbstgewählte zu vermehren, für deren Verständlichkeit die nachfolgende Exemplificirung sorgen mag.

So scheide ich vorneweg die Posodynik (πόσος; — ὀδύνη) als Lehre von den Graden der Capacität für Schmerz und Lust (die Wahl der Bezeichnung ist bestimmt durch das a potiori fit denominatio) nach dem Gegensatz der Dyskolie (δυςκολία) und Eukolie (εὐκολία) aus der Lehre von den Temperamenten gänzlich aus, um diese, so von jedem sozusagen materiellen Kriterium durchaus frei, ausschließlich auf die rein formal-quantitativen Unterschiede nach den Graden der Spontaneität, Receptivität, Impressionabilität und Reagibilität zu gründen, welchen die vier Gegensatzpaare: stark und schwach — rasch und langsam — tief und flach — nachhaltig und flüchtig — entsprechen. Und damit solche Leser, die sich nach Vorliebe und Gewöhnung leicht möchten abschrecken lassen, ein scheinbar von allem Concreten abgewandtes Feld weitester Abstractionen und ungeläufigster Begriffe überhaupt zu betreten, einstweilen geneigter gemacht werden, mir weiter zu folgen, mag eine möglichst populäre Erklärung zunächst verdeutlichen, um was es sich im allgemeinen hierbei handelt. Vielleicht wird dann der Metaphysiker in dem, was ich hier nur als physikalische Analogien und Veranschaulichungsmittel heranziehe, sogar eine Wesenseinheit, verschiedene Erscheinungsweisen eines Identischen auf verschiedenen Manifestationsstufen des all-einen Willens, erkennen. Schon die unbelebte Natur bietet ja Phänomene dar, in welchen wir ein „spontanes“ Verhalten wahrnehmen; da-

hin ist nicht nur die chemische Affinität, sondern bereits diejenige Qualität zu zählen, welche in der Lehre von Magnetismus und Elektricität ihre Darstellung findet; das Eisen bringt der magnetischen Kraft große Bereitwilligkeit entgegen, sich durch sie bestimmen zu lassen, und die galvanische Reihe gibt die ganze Scala sämmtlicher Elemente in ähnlichem Verhalten. Dem parallel steht die lange Stufenfolge der lebendigen Wesen — schon im Pflanzenreich anhebend nach dem Unterschied zwischen raschem und langsamem Wachsthum und fortlaufend zu jenen Thieren, deren ganzes Wesen Bewegung zu sein scheint (sinnreich legte unsere Sprache diese Beobachtung in einzelne Namen selber hinein: Fliege, Schwalbe u. dgl.). In der Menschenwelt wünscht die Individualität von schwacher Spontaneität, möglichst lange in Unthätigkeit verharren zu können, und wartet allemal erst das Herannahen der erregenden Motive ab, während die von starker Spontaneität diese „aus eigenem Antriebe" aufsucht; und weil letztere allerdings als besonders activ sich darstellt, so bezeichnet ein ungenauer Sprachgebrauch erstere gern als eine „mehr passive Natur", wobei nicht vergessen werden darf, daß selbst unser „leidend" oft den bloßen Gegensatz zum Thätig-sein ausdrückt (z. B. Marie Stuart, II, 8:

Denket nicht, daß ich sie leidend hätte
Zum Tode gehen lassen!).

Diese Unterscheidung nach schwacher und starker Spontaneität besagt also noch gar nichts darüber, ob die Kraft selber, welcher die Spontaneität als Prädicat ihrer Erscheinungsweise beigelegt wird, groß oder klein, energisch oder nicht sei; und ebenso wenig ist es allemal gewiß, daß ein Wille von starker Spontaneität zugleich auch die Eigenschaft besitzt, ein sich darbietendes Motiv rasch in sich aufzunehmen; dies richtet sich vielmehr nach der Receptivität*), als welche

*) Auch für sie müssen wir dies Fremdwort beibehalten: denn

von der Spontaneität ebenso unabhängig ist, wie etwa die Fähigkeit der einzelnen Körper, gewisse sogenannte Aetherschwingungen rasch fortzupflanzen, oder das Licht durch sich hindurchzulassen, von ihrer Härte und Dichtigkeit, oder wie die Weichheit vom specifischen Gewicht. Wiederum aber hat die Receptivität als solche nichts zu thun mit der Fähigkeit, ein Motiv lange bei sich aufzubewahren, oder dasselbe in sich fortwirken zu lassen, ja, nicht einmal mit dem Maße, bis zu welchem sich der Eindruck desselben sozusagen in den Willen einbohrt — sie bestimmt nur den ersten Moment, das erste Stadium seiner Einwirkung, nämlich die Zeitdauer von seinem ersten Herankommen bis zu dem Augenblicke, wo es in der That wirksam wird. Ob ein Motiv sich einwühlt — sozusagen bis ans Mark des Gesammtwillens der Individualität — das richtet sich nach der Impressionabilität: Stahl und Eisen sind einander ja auch nicht gleich in der „Treue", mit welcher sie den in sie übergeleiteten Magnetismus in sich aufbewahren. (An dieser Stelle vermeiden wir den Ausdruck „Sensibilität", um denselben für anderweitige Verwendung aufzusparen; — solange die Od-„Sensitiven" mit ihrem Anspruch auf Bürgerrecht in der Sprache der Nervenpathologie noch nicht endgültig ab- und zur Ruhe gewiesen sind, werden wir jenen Terminus auch zur Bezeichnung krankhafter Reizbarkeit der Impressionabilität nicht ganz entbehren können.) Aber selbst was „einem bis ins innerste Herz einschneidet", wühlt deshalb nicht immer auch den Willen selber auf zu andauernder Gegenstrebung — bei flüchtiger Reagibilität hört der Wille bald auf, sich von dem eingetretenen Motiv sollicitiren zu lassen. Ein Mensch von tiefer Im-

---

auch in dem, was wir auf deutsch Empfänglichkeit nennen, läßt sich noch vermöge eines leicht irreleitenden Doppelsinns ein Moment der Spontaneität — des Aufnehmenwollens und -mögens — und der Receptivität — des Aufnehmenkönnens — unterscheiden.

pressionabilität kann, wie ein Schwamm, sich sozusagen vollgesogen haben von Eindrücken, und seine ganze Reaction besteht nur darin, diesem gleich, zu sinken und fortan regungslos zu bleiben — oder nach einem andern Bilde: was die Impressionabilität, der Capillarattraction mehr als der bloßen Porosität vergleichbar, in sich aufbewahrt, kann an den Wandungen dessen, was nunmehr sein Gefäß geworden, einen Stoff finden, zwischen welchem und ihm selber kein chemischer Proceß entsteht oder nur ein bald vorübergehender, infolge dessen eine Kruste sich bildet, die weitere Einwirkung zwischen Wille und Motiv verhindert — dann ist keine nachhaltige Reagibilität vorhanden; denn die Reagibilität drückt das frühere oder spätere Aufhören der Nachwirkung der Motive aus, und in diesem Sinne heißt „flüchtig sein" dasselbe, wie eine Sache, die man hat auf sich wirken lassen, bald wieder fahren lassen, sie leicht wieder „aufgeben". Rasches Aufsaugen und Tief-in-sich-einsickern-lassen einer Flüssigkeit seitens eines festen Körpers sind also in der physischen Welt die Vorgänge, welche den charakterologischen Erscheinungen der Receptivität und Impressionabilität entsprechen. — Mit diesen Anschauungen gehe man die Tabelle durch (s. S. 24), bis der besondere Theil die weitere Aufgabe übernimmt, in geschlossenerer Bündigkeit auszuführen, was hier vorerst nur dienen sollte, die Sache durch illustrirende Gleichnisse, ohne wissenschaftliche Strenge, gewissermaßen „mundrecht" zu machen für Gaumen, die bei „trockener" Speise leicht das Gefühl des Ausgedörrtseins bekommen.

		Spontaneität:	Receptivität:	Impressionabilität:	Reagibilität:	Temperament:
1.	I.	**stark**	**rasch**	tief	nachhaltig	**cholerisch** a.
2.	I-III.	**stark**	**rasch**	flach	nachhaltig	cholerisch b.
3.	I-II.	**stark**	**rasch**	tief	flüchtig	cholerisch c.
4.	**II.**	stark	rasch	**flach**	**flüchtig**	**sanguinisch** a.
5.	II-I.	schwach	rasch	**flach**	**flüchtig**	sanguinisch b.
6.	II-III.	stark	langsam	**flach**	**flüchtig**	sanguinisch c.
7.	**III.**	stark	**langsam**	flach	**nachhaltig**	**phlegmatisch** a.
8.	III-IV.	schwach	**langsam**	flach	**nachhaltig**	phlegmatisch b
9.	III-I.	stark	**langsam**	tief	**nachhaltig**	phlegmatisch c
10.	**IV.**	**schwach**	rasch	**tief**	nachhaltig	**anämatisch** a.
11.	IV-I.	**schwach**	rasch	**tief**	flüchtig	anämatisch b.
12.	IV-III.	**schwach**	langsam	**tief**	nachhaltig	anämatisch c.
13.	I-IV*)	schwach	**rasch**	flach	nachhaltig	cholerisch d.
14.	II-IV.	schwach	langsam	**flach**	**flüchtig**	sanguinisch d.
15.	III-II.	stark	**langsam**	tief	flüchtig	phlegmatisch d.
16.	IV-II.	**schwach**	langsam	**tief**	flüchtig	anämatisch d.

*) Ein dem Sanguiniker genäherter Anämatiker (sub 16) oder ein dem Anämatiker genäherter Sanguiniker (sub 14) erscheint allerdings ebenso wie ein dem Anämatiker genäherter Choleriker (sub 13), unmittelbar als eine contradictio in adjecto, und wirklich behält dieser nur eins seiner beiden wesentlichen Merkmale, wie auch der dem Sanguiniker genäherte Phlegmatiker (sub 15). Aber dabei hilft entweder (sub 13) die Flachheit der Impressionabilität die Schwäche der Spontaneität ausgleichen, oder (sub 14) die langsame Receptivität hält der schwachen Spontaneität die Wage, oder (sub 15) die tiefe Impressionabilität wird durch die flüchtige Reagibilität neutralisirt; oder endlich (sub 16) die flüchtige Reagibilität balancirt die langsame Receptivität. Jedenfalls lassen sich solche Mischnaturen unschwer in der Erfahrung nachweisen. Freilich raubt ihnen der innere Widerspruch ihres Wesens mit der Einheit auch jeden rechten Halt und somit jede Anlage zur Tüchtigkeit, während unter den mit c bezeichneten Combinationen besonders werthvolle, ja erquickliche Erscheinungen vorkommen können.

In dieser Tabelle sind bei Aufstellung der zwischen jenen Factoren möglichen Combinationen überall diejenigen Merkmale sichtbar ausgezeichnet, welche je in erster oder zweiter Linie das Charakteristische und für den danebenstehenden Temperamentsnamen Entscheidende hergeben, und während unter diesen den reinsten Klassentypus ein beigesetztes a kennzeichnet, sollen b-c-d je das Maß des Abstandes von demselben ausdrücken.*) Demgemäß war vorkommendenfalls zu entscheiden, auf welche Seite sozusagen bei Gleichheit der Stimmen die gewichtigern fallen, und ob c oder b gewählt wurde, konnte ebenso nur davon abhängen, ob die ausfallenden Merkmale mehr oder weniger charakteristisch sind; beziehungsweise davon, wie wenig oder wie viel dieselben durch die Eigenthümlichkeit der an ihre Stelle tretenden compensirt werden. Sofern, wo d indicirt ist, allemal eine Grenzstufe vorhanden sein muß, ist es freilich auch denkbar, daß die Entscheidung schwankend bleibt, weshalb die mit d bezeichneten in abgesonderter Gruppe am Ende zusammengestellt worden sind.**)

*) Dem Chemiker mögen dabei gewisse Formeln seiner Wissenschaft einfallen, wie unterchlorige Säure, chlorige Säure, Unterchlorsäure, Chlorsäure und Ueberchlorsäure — Oxyd und Oxydul — Suboxyd und Hyperoxyd nebst weitern Combinationen: schwefelsaures Eisenoxyd, schwefligsaures Eisenoxydul — einfach, anderthalbfach, zweifach u. s. w. saure Salze — $Mn\,O$ — $Mn_2\,O_3$ — $Mn\,O_2$ — $Mn\,O_3$ — $Mn_2\,O_7$ u. s. w.

**) Für diejenigen, welche sich die Mühe geben wollen, an obiger Tabelle die „Probe des Rechenexempels" damit zu machen, daß sie ein beliebig herausgegriffenes Individuum darauf ansehen, in welche der sechzehn Rubriken es mit seinem Temperament zu stehen komme, kann, wie sich von selbst versteht, auch ein objectiv begründetes Schwanken, eine Unsicherheit der Entscheidung, aus der Relativität der vier Gegensätze entstehen: es kann zweifelhaft bleiben, ob eine Spontaneität schwach oder stark, eine Reagibilität flüchtig oder nachhaltig zu nennen sei u. s. f.; denn es gibt natürlich überall ein Mittleres, von dem es schwer, wo nicht gar unmöglich ist, zu sagen, ob

Wenn aber auch noch in der so resultirenden Gruppirung eine Bestätigung des les extrêmes se touchent mehrmals sich als unausweichbar erweist, so darf das als eine Garantie dafür angesprochen werden, daß die Nebeneinanderordnung dem realen Leben, nicht einem willkürlichen Construiren, ihre Herkunft verdankt; denn gerade eine abstracte Symmetrie hier erreichen wollen, hieße der natürlichen Buntheit Gewalt anthun.

Eine vereinfachende Reduction der Tabelle wäre allerdings da statthaft, wo die Einheit von „rasch" und „stark" als Heftigkeit, von „langsam" und „schwach" als Lauheit der Irritabilität eintreten kann; aber schon die reinen Formen des Anämatikers und Phlegmatikers beugen sich solcher Einzwängung nicht — das sei uns eine Warnung, weiter schematisirend zu experimentiren, um so mehr, als an der Irritabilität als Erregbarkeit auch die Reagibilität Antheil hat; weshalb von leicht und schwer erregbaren Naturen gesprochen wird.

---

es diesseit oder jenseit des Halbirungspunktes liege — und da dies von sämmtlichen charakterologischen Elementen gilt, so sind allerdings die Fälle häufig genug, wo wir unser Urtheil suspendiren müssen, obschon auf die Hoffnung hin, fernere Beobachtung könne dabei noch Momente erkennen lassen, welche den „Ausschlag geben" — und wo dies zutrifft, sprechen wir von einer „wenig ausgeprägten", wie im entgegengesetzten Falle von einer „scharf markirten" Persönlichkeit. Man stelle sich jedoch überhaupt das Erkennen der allgemeinen Kriterien für die einzelnen Nummern nach der Tabelle nicht allzu einfach vor; insbesondere bei der Receptivität bleibt die Beobachtung, anstatt wirklich — worauf es beim Temperament als solchem ankommt — ausschließlich das Verhältniß des Willens zum Motiv ins Auge zu fassen, leicht einseitig auf das intellectuelle Gebaren beschränkt, was um so eher zu Verwechselungen führt, als allerdings die innige Zusammengehörigkeit des individuellen Willens mit seinem Intellect kaum in einem andern Stücke so deutlich zu erkennen ist, wie gerade in diesem; aber nur desto mehr muß man sich gegenwärtig halten, daß phlegmatische Naturen, auf welche jedes Motiv nur sehr langsam einwirkt, nicht selten von überraschend schneller „Auffassungsgabe", und umgekehrt sanguinische Flattergeister, deren Wollen auf leiseste Anreizung sich entzündet, ebenso oft „sehr schwer von Begriff" sind.

Eher wird es nöthig sein, noch bestimmter als es bereits in der Anmerkung zur Tabelle geschehen ist, der Einrede zu begegnen, auch diese Liste führe factische Unmöglichkeiten auf; nicht nur insofern, als z. B. ein „Choleriker d" ein Unding sei, weil schwache Spontaneität den Begriff des Cholerikers völlig aufhebe; sondern auch insofern, als die schon vom Sanguiniker c ausgesagte, und an einem andern (d) gar neben Schwäche der Spontaneität behauptete Langsamkeit der Receptivität hinreiche, ein Sideroxylon zu ergeben; — mit Einem Worte: der äußern Vollständigkeit zu Liebe seien undenkbare Verbindungen mit aufgenommen und obendrein den Namen Gewalt angethan.

Bis auf weiteres erwidern wir hierauf nur so viel: allerdings operirt es sich bequemer mit reinen Gegensätzen — doch man probire es nur einmal, wie weit man damit kommt, und wie bald sich dann die abstracte Theorie von der Empirie im Stich gelassen findet.*)

*) Wir dürfen an dieser Stelle nicht vorgreifen in den besondern Theil, und ohne eine derartige Anticipation ist es kaum thunlich, das blos Bezifferte in concrete Namen umzusetzen. Doch mag eine Anmerkung einstweilen constatiren, daß es sich in den Zwischengliedern keineswegs blos um charakterologische Anomalien handelt, und das vermeintlich Undenkbare nicht selten gerade das Alltägliche ausdrückt. In diesem Sinne will folgendes Verzeichniß, geordnet nach den Nummern der Tabelle, beurtheilt sein; dasselbe soll zeigen, wie sich, wenngleich in Verschmelzung mit andern Elementen, deren Heraushebung erst in der Folge vorgenommen werden kann, die Temperamente ungefähr ausnehmen; und es enthält somit zugleich eine weitere Ankündigung vom Inhalt des „besondern Theils", gewissermaßen einige der wichtigsten Kapitelüberschriften für diesen: 1) Die großartige Heldennatur — man denke an einen Luther! 2) Der frische, tüchtige Mann, von straffer, leicht sogar etwas petulanter Haltung; nach Umständen also auch „der gesunde Junge". 3) Der leichtentzündliche Charakter; vor allem der Ire als gutmüthiger „Paddy"; dazu der Pole und Italiener. 4) Der leichtlebige „Mensch der Stunde", das „muntere" Mädchen, die Französin und der „quecksilberne" Gascogner der Anekdoten. 5) Der schnell Aufbrausende ohne Ausdauer; „das exaltirte Frauenzimmer". 6) Der

Um Namen zu hadern, ist aber vollends ein unfruchtbares Beginnen und eigentlich schon abgeschnitten durch das Zugeständniß: manches bleibt schwankend. Ich habe nur unmaßgebliche Vorschläge für approximative Bezeichnungen machen wollen, von deren Details ich willig jedes einer überzeugenden Belehrung preisgebe. Glaubt also etwa einer, den „Anämatiker c“, weil er auch die beiden Hauptmerkmale des Phlegmatikers an sich trägt, für eine Spielart von diesem ansehen zu müssen, so habe ich nichts dagegen; man verliert dadurch höchstens an Leichtigkeit des Gruppirens.

Andere wieder möchten meinen, flache Impressionabilität sei dem Choleriker „natürlicher“, und deshalb hätten Choleriker a und Choleriker b ihre Namen zu tauschen, und jener vielmehr sei eine dem Phlegmatiker genäherte Nuance; allein gerade der reine Typus des Phlegma wird durch Tiefe der Impressionabilität getrübt.

---

stupide Hitzkopf. 7) Der kaltblütige, bedächtige und allezeit nüchterne energische Cunctator; der Engländer. 8) Der saumselige, eigensinnige, „bequeme“ Arbeiter — Holländer; die stillthätige Schaffnerin. 9) Der mit Nachdruck handelnde Gemüthsmensch — Schwabe; aber auch der unerbittliche Fanatiker — Spanier. 10) Der empfindliche, nachträgerische Schwächling; aber auch eine leichtverletzte edelgeartete, doch in sich haltlose Natur wie Goethe's Tasso oder Werther. 11) Der bald erschlaffende Enthusiast; die im verächtlichen Sinne „sentimentale“ Schwärmerin. 12) Die schwererregte, doch um so treuer ausharrende Frauennatur; aber auch der unversöhnlich Grollende, am leichtesten erkennbar im höhern Alter. 13) Der reizbare Griesgram, unlustig zur Initiative wie zur kräftigen Abwehr; der „Kriebelkopf“ und die „Keiferin“. 14) Der stumpfsinnig alberne schlaffe Gesell; der Neger und der halbe Idiot. 15) Der launenhaft verdrossene, träge Starrkopf, „Böotier“ und der „stolz verdrießlich schwere Narr“, wie Dunois den Connetable nennt (Schiller's „Jungfrau von Orleans“, I, 2). 16) Der „ewige Krakeeler“; der „erbärmliche Wicht“ voll verhaltenen Ingrimms; der äußerlich indolente und apathische Träumer, der, leicht gehänselt, [illegible] was i[illegible]“ in sich „hinunterwürgt“ und beim Se[illegible]erlich „verbisse[illegible]

So ließe sich mit mehr oder weniger Chicane wol jede Nummer beanstanden, und der Rechtfertigungen durch Nachweisen von Compensationen wäre kein Ende, wenn nicht berücksichtigt werden soll, daß es vorerst nur darauf ankommt, überhaupt in Betreff einer Fixirung sich zu einigen; und da wird denn wol die Verständigung zunächst für den Namen „Anämatiker" zu erstreben sein.

Zur negativen Empfehlung kann es demselben vorläufig gereichen, daß er das Denominationsgenus nicht verläßt und insbesondere den Gegensatz zum Sanguiniker scharf genug ausdrückt.*) Der Name aber, welcher traditionell die vierte Stelle unter den Temperamenten einnimmt, muß weichen, weil er vorzugsweise es ist, der die entstandene Confusion verschuldet hat. Nicht nur, daß bei der Vorstellung vom Melancholiker aller Nachdruck auf den Impressionabilitätsgrad zu fallen pflegt; dieselbe hat auch in ganz anderer Weite des Umfangs ihren identischen materiellen Inhalt am Begriff des δύςκολος, als in welcher der Sanguiniker dem εὔκολος gleichgestellt werden darf. Und suchen wir nach der Personification der matten Nachhaltigkeit und nachhaltigen Mattigkeit, als dem Gegensatz zum cholerischen entschlossenen „Mann der That", so bliebe beim Melancholiker höchstens das vage Merkmal der überwiegenden Passivität bestehen, denn das Aufsuchen einer wechselnden, stets frischen Fülle von Eindrücken liebt unter Umständen gerade auch der Melancholiker. — Dagegen repräsentiren das anämatische Temperament zunächst und zumeist jene kleinlichen Naturen, die von nichts stark und kräftig afficirt, aber dafür von wahren Lappalien zu nach-



*) Und [illegible] inische Hypothese sich begründen ließe, [illegible] sität mit der Mode übermäßiger Blut- [illegible] undert einen Zusammenhang hätte, so [illegible] m Standpunkt der Pathologie aus ge- [illegible] er vielleicht noch die Periode vor sich, [illegible] leiche Töchter jetzt schon stehen.

haltiger Reaction angeregt werden. Der Anämatiker, überall geneigt, von etwas „viel Wesens zu machen", ist in den kleinen Vorkommnissen des Alltags von entsetzlicher „Umständlichkeit". Das kleinste Vorhaben, zu welchem ein Minimum spontanen Entschlusses gehört, kann ihn in eine fieberhafte Aufregung versetzen; tagelang verfolgt es ihn, daß er einen Geschäftsbrief zu schreiben oder einen Ausgang, um Erkundigungen einzuziehen, u. dgl. abzumachen habe — eine Unruhe, für deren Bezeichnung der Schriftsprache wieder das rechte Wort fehlt — ein niederdeutscher Provinzialismus dafür ist „püttjerig". Er bezeichnet jene „Bedachtsamkeit", die aus einer „Bedenklichkeit" in die andere geräth und auf immer neue Scrupel stößt; den Gegensatz zu jeder „durchgreifenden" und „einschneidenden" Handlungsweise, und der Mangel hieran ist ja eben jedem solchen „Kleinigkeitskrämer" eigen.

So sind es der Anämatiker und, nächst ihm, der Sanguiniker, in welchen Spontaneität und das, was wir die Reagibilität zu nennen gewagt haben, in ihrer Verschiedenheit am deutlichsten auseinandertreten. Die Spontaneität nämlich gibt eine Bestimmung des Verhaltens des Willens vor Einwirkung der Motive, also desjenigen, was der Wille an Lust sozusagen, überhaupt sich zu bethätigen, den Motiven entgegenbringt*) — und befaßt, wenn man will, den Unterschied von Lebhaftigkeit**) und Laßheit — die

*) Die reine Spontaneität erscheint als „Trieb" zur Thätigkeit, als Strebsamkeit und, in zweckloser Bethätigung, unter Umständen als Muthwille; erst wo sie sich mit der Receptivität zur Irritabilität verbindet, kann ihr das Prädicat „Regsamkeit" zukommen, und diese zum Leichtsinn führen. Der Choleriker wird leicht muthwillig, der Sanguiniker fast gewöhnlich leichtsinnig sein.

**) Unsere Umgangssprache bezeichnet sogar etwas der reinen Spontaneität sehr nahe Stehendes mit dem Worte „Leben" selber in Ausdrucksweisen wie: „es ist kein Leben in dem Menschen"; und es ist als eine weitere Verzweigung dieses Gebrauchs anzusehen, daß man sagen hört: „der Kaffee muß einem morgens erst die Lebens-

Reagibilität dagegen gibt das Maß der Intensität, mit welcher der Wille durch bereits in Wirksamkeit getretene Motive in Activität versetzt, sammt der von dieser Intensität abhängigen Zeitdauer, während welcher er in Activität erhalten wird. Und sowenig allemal starke Spontaneität mit rascher Receptivität zusammen ist, eben sowenig widerspricht etwa unbedingt eine flache Impressionabilität nachhaltiger Reagibilität. Auch ein superficiell bleibender Eindruck kann lange aufbewahrt werden und so fortwirken, und ob dies oder das Gegentheil geschieht, wird ebenfalls nicht dadurch bedingt, wie die ursprüngliche Perception, sei es langsam oder rasch, sei es mit Lebhaftigkeit oder Mattigkeit, erfolgte.

Schon hieraus erhellt, wie Spontaneität und Reagibilität jedes für sich noch nicht ausreichen, um über die absolute, nicht blos relative, Thatkräftigkeit des Willens zu befinden; und genöthigt, wie wir es sind, Schritt für

---

geister wecken" (womit man vergleichen mag, was Bruder Martin zum Götz von der Wirkung des Weins sagt), oder: „die kühle Herbstluft belebt"; denn Frische und Müdigkeit sind die Modificationen, welchen im Laufe des Tags die Aeußerungsweisen der Spontaneität sich ausgesetzt zeigen. Wer nicht „frisch" ist, ist schläfrig, abgespannt, und das Gegentheil des Erfrischenden haben wir am Dumpfmachenden. Das schläfrige und dumpfe Wesen ist wie halb abgestorben; das frische und muntere wie doppeltlebendig, und wer sich frisch fühlt, hat ein gesteigertes Lebensgefühl, d. h. eben, er ist seiner Spontaneität in erhöhtem Grade inne geworden. Und umgekehrt: das Erschlaffende großer Hitze (wie ungewöhnlicher Kälte) verhilft uns zu einem anschaulichen Verständniß des indischen Quietismus, den alle Doctrin nur in abstracter Blässe uns vorführen kann. Das einzige, was unter solcher Hemmung der Spontaneität noch als Last und Schmerz empfunden wird, ist die Individualexistenz selber als solche, das bloße Dasein, und alle Nervenaffectionen gehen auf in dies negative Eine — der Schmerz wie die Leidenschaft schweigt, und Uebernahme eines positiven Schmerzes wird alsdann fast zur Erquickung, weil solcher noch ein affirmatives Innesein der Existenz in sich schließt, sodaß unter solcher klimatischen Einwirkung sogar die Kasteiung kaum einen Aufwand eigentlicher Selbstverleugnung zu erfordern scheint.

Schritt mit der Unzulänglichkeit der Sprache und ihren Homonymien ein Compromiß einzugehen, wollen wir nochmals betonen, wie im obigen Schema der Begriff „Stärke" nur eine proportionell-graduelle, nicht jene materiell-quantitative Differenz der Individualcharaktere angibt, welche erst in den Energiegraden ihren Ausdruck findet. Diese werden wir als selbständigen charakterologischen Factor, der allen andern Mischungen zum Träger dienen kann, für sich zu betrachten haben, während hier der conträre Gegensatz zu Stärke nicht eigentliche oder absolute Kraftlosigkeit, sondern Schwäche als Synonymon von Flauheit, Mattigkeit (in dem Sinne, wie man von Mattherzigkeit spricht) und Schlaffheit ist. — Desgleichen erkannten wir ja in der Reagibilität ein Attribut des Zusammenwirkens, als des Tangentialpunktes, von Wille und Motiv, sodaß auch deren Wesen der nachstehenden Formulirung, auf deren Verständlichkeit wir nunmehr rechnen dürfen, nicht hinderlich ist:

Das Temperament ist der Exponent für das rein formale Verhältniß zwischen Wille und Motiv, drückt sozusagen nur das Gesetz des Mechanismus der Willensbestimmungen aus, also ein blos Proportional-Quantitatives (nicht ein Material-Quantitatives, als welches erst in der Charakterenergie gegeben ist), das jede qualitative Bestimmtheit erst anderswoher bezieht.

In Ansehung der Energiegrade können folgende Erwägungen dienen, die Vereinbarkeit großer Differenzen innerhalb derselben mit verschiedenen Temperamentsformen zu erhärten. Wenn den reinen Phlegmatiker sein Gleichmuth, also ein inneres Gleichwiegen, auszeichnet, so ist damit noch gar nicht darüber entschieden, ob es kleine oder große Gewichte sind, die in je zwei Schalen der Doppelwage liegend einander die Balance halten; und ebenso wenig beweist momentaner Ungestüm des Cholerikers, wenn er sich nicht zugleich in stetiger Wiederkehr auf ein identisches Ziel richtet, für einen hohen Grad wahrhaft inten-

siver Kräftigkeit. Ja, selbst der Anämatiker kann ein beträchtliches Quantum Energie in sich hegen, nur daß es an Kleinigkeiten verzettelt wird. Am Sanguiniker endlich aber compensirt sich die scheinbare Geringfügigkeit leicht in desto lebhafterm Wechsel innerhalb kurzer Zeitintervalle. Es gibt sogar einen bloßen Schein träger Passivität, wo dennoch über einen reichen Fonds nachhaltiger Energie verfügt wird. Das zeigt sich namentlich bei solchen Phlegmatikern, die zugleich δύςκολοι sind und von ihren Handlungen keinen rechten Erfolg erwarten: ihr Wollen scheint erlahmt — sie leiden lieber, als daß sie sich der gleichfalls nicht schmerzlosen Mühe des Handelns unterziehen; aber was sie scheuen, was sie abhält, die Anstrengung des Thuns auf sich zu nehmen, ist weniger die Beschwerde der thatsächlichen Ausführung, als der bestimmende, die Initiative ergreifende Willensact selber — sie sind eben nur schwer bestimmbar, aber sind sie einmal über den Anlauf hinaus, so setzen sie das Werk mit nachhaltiger Consequenz fort und scheinen fast mühelos, wie die gestoßene Kugel bergab, zu laufen, keiner weitern Impulse bedürftig, wie sie z. B. beim Choleriker c noch oft nöthig werden; denn diesem ist es wirklich — gerade weil das Stoß- und Ruckweise zu seiner Thätigkeitsform gehört — eigen, daß in die Pausen seines Handelns und außerdem nach allen Richtungen, in welchen er augenblicklich nicht gerade beschäftigt ist, Striche von Indolenz oder Apathie fallen. — Wie es Leute gibt, die das instinctive Gefühl des Hungers nicht kennen, aber doch mit starkem Appetit essen, wenn die Speisen erst vorgelegt sind: so drängt sich der Phlegmatiker nicht zum Handeln heran — aber einmal darin, läßt er es an sich durchaus nicht fehlen, sondern „greift tapfer zu", wiewol ihm die lebhafte Irritabilität abgeht, welche rasch zufährt in hinderndem oder ausführendem „Einschreiten."

Ueberhaupt müssen meine Vorschläge dringend wünschen, mit völliger Unbefangenheit aufgenommen zu werden; denn wer gewissen, wahrscheinlich mitgebrachten, Nebenvorstel-

lungen nicht zum voraus entsagt hat, kann ihnen nimmermehr gerecht werden. Solange z. B. jemand „phlegmatisch" für ein halbes Schimpfwort nimmt und sich deshalb nicht unter dieser Rubrik aufsuchen mag, hat er die Intention der Tabelle noch gänzlich verkannt. Nicht minder, wer etwa umgekehrt das cholerische Temperament als schlechthin unvereinbar mit echter Weiblichkeit ansieht und gleich beleidigt auffahren möchte, wenn man ihm sagt, seine edle Freundin sei eine reine Cholerikerin, — als ob heftiges, ungebändigtes Aufbrausen das eigentliche Kennzeichen und innerhalb des weiblichen Geschlechts der „Hausdrache" der einzige denkbare Typus für dies Temperament wäre, oder man zum mindesten eine Virago sich dabei vorstellen müßte. Nichts von alledem! Solcher Irrthum beruht aber wiederum auf der falschen Annahme, jedes der acht Merkmale sei absolut oder wol gar im Extrem des Superlativs zu verstehen; während das Richtige ist, sich überall die doppelte Relativität gegenwärtig zu halten, nach welcher es abgeschätzt sein will: nämlich einerseits nach seinem Verhältniß zum Durchschnitt überhaupt und andererseits nach seiner Proportion zu den drei andern, neben ihm in derselben Individualität bestehenden Temperamentsfactoren. Es hat also niemand von seiner Temperamentsbeschaffenheit ohne weiteres etwas für seinen guten Ruf zu besorgen. Wer sich umzusehen weiß, kann sich unschwer stillgefestete Frauennaturen vergegenwärtigen, die er cholerisch a nennen muß, weil bei ihnen Geist und Herz mit gleicher Lebhaftigkeit der Welt offen stehen und ihr Gemüth an Tiefe der Impressionabilität und Nachhaltigkeit der Reagibilität von keinem sich übertreffen läßt; dennoch haben sie nichts von einer Heroine an sich und beweisen ihre Größe meist nur im Dulden und geräuschloser, doch nie ermattender Hülfe bei fremder Noth; ist doch Virtuosität im Leiden, zumal auch im Ertragen körperlicher Schmerzen und Entbehrungen (besonders des Schlafes) ein Stärkevorzug des sogenannten schwächern oder zartern Geschlechts, welchen kein Mann

bestreiten wird, der überhaupt offenen Auges in einer Familie gelebt hat.

So verkehrt es aber wäre, die Energiegrade von Spontaneität und Reagibilität schlechthin trennbar zu denken, da sie ja doch innerhalb dieser Formen sich manifestiren müssen, so widersinnig und obendrein für jede einheitliche charakterologische Auffassung vernichtend würde es sein, die Impressionabilität als durchaus indifferent gegen jeden beliebigen Inhalt rein für sich festhalten zu wollen. Vielmehr werden wir uns jeder Stelle zu freuen haben, an welcher sich ein Ansatz darbietet, von dem aus sich zu andern Theilen der Charakterologie Viaducte hinüberführen lassen. Haben wir es bei der Temperamentslehre nur mit Graden zu thun, so interessirt uns ja in der Ethik wie in der Posodynik der nach diesen Graden gemessene Stoff: in jener bekommen die Thätigkeiten, in dieser die Eindrücke ihren Inhalt — und Gut und Böse, Schmerz und Lust treten als materielle Eintheilungsgründe in Geltung; womit sich sofort das Dictum erledigt: die Tugend sei Temperamentssache, welches neuerdings sogar in dem Sinne repristinirt ist, daß das abstracte Quantum Willensenergie das Maß der ethischen Dignität bestimmen soll. Ob insofern etwas Wahres daran ist, als das eine Temperament mehr als das andere geeignet ist, sittliche Tüchtigkeit zu garantiren, ist eine andere Frage, deren völlige Erledigung erst bei Betrachtung der Mischungen ungleichartiger Individualitätselemente zu Stande kommen kann.

Wir begnügen uns für jetzt, als mit dem Resultat unsers bisherigen Ausscheidungsprocesses, damit, nochmals zu constatiren, wie die sogenannten vier Temperamente nach gewöhnlicher Namengebung gar nicht einmal unius generis sind, daher einige Paare unter ihnen einander so wenig ausschließen, daß innerhalb derselben Individualität zwei nebeneinander in voller Integrität bestehen könnten. Doch wollen wir hier nicht durch eine ausführlichere Kritik frem-

der Definitionen den Raum für positive Darlegungen noch weiter beengen.

Nur sofern es nöthig scheinen kann, unsere eigenen Aufstellungen gegen die Angriffe bewußter oder unbewußter Misdeutungen zu umwallen, mögen hier noch einige Einzelbemerkungen die Stelle vorgeschobener Posten einnehmen. In solcher vorbeugenden Absicht also werde daran erinnert, daß die Relativitäten von rasch und langsam, flüchtig und dauernd oder nachhaltig nicht an einer Secundenuhr ihren Maßstab haben: Phlegmatiker werden so oft in Minuten „aufgebracht", wie Sanguiniker jahrelang unter der Nachwirkung eines einzigen Impulses fortgeschoben werden können, sodaß z. B. von hieraus nichts im Wege stände, einen Alexander den Großen den Sanguinikern beizuzählen. Im allgemeinen aber kann man sagen: dem Sanguiniker sind mehr die Affecte, dem Choleriker mehr die Leidenschaften eigen. Der „mobile" Sanguiniker mit seiner nichtalternden Jugendlichkeit veranschaulicht das Sprichwort: „Am rollenden Stein wächst kein Moos"; der unermüdliche Choleriker handelt nach dem Wahlspruch: „Rast' ich, so rost' ich." Und die seit Hegel beliebte Vermengung der Temperamente mit den Eigenthümlichkeiten der Lebensalter enthält doch so viel an Richtigem, daß man allerdings zugeben kann: den ersten zwanzig Jahren steht das sanguinische, den zweiten das cholerische, den dritten das phlegmatische und dem Rest das anämatische Wesen am natürlichsten (letzteres namentlich in der Form des Anämatikers c, wozu die Unversöhnlichkeit der Greise stimmt. — „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., II, 267:

> The young man's wrath is like light straw on fire;
> But like red-hot steel is the old man's ire);

nämlich so wie jedes Musikstück in verschiedenen Octaven gespielt werden kann, aber nur eine die seinem Inhalt angemessenste ist, und wie zu Baßnoten ein beschleunigtes Tempo sich nicht schicken will. Und wenn die Melodie

eines Volksliedes als Marsch oder Tanzstück verwendet wird, ist das nicht, wie wenn ein Charakterinhalt, welcher zum Wesen eines Phlegmatikers c harmonisch am besten stimmt, sich genau wiederfindet bei einem Choleriker b oder einem Sanguiniker?

Nicht einmal der ursprünglichen Etymologie des Wortes Temperament (-temperare-) sind wir gänzlich untreu geworden — denn ob wir die Temperamente zwar nicht aus Säftemischungen herleiten, so stellen sie doch auch uns ein Mischungsverhältniß, nämlich der Strebungs- und Aneignungsformen dar, und der beibehaltene Name zielt uns überdies ab auf das Product des Zusammenwirkens von rein Innerlich-Subjectivem mit dem von außen Hinzutretenden.

Da liegt denn die Versuchung nahe, die Temperamente recht einfach die Grade der Elasticität des Willens, oder noch kürzer: psychische Elasticitätsgrade zu nennen. Allein es ist uns bewußt, wie auch dies sein sehr Misliches hat. Denn wie dem Willen eine von allen Unterschieden nach Temperamenten unabhängige Schnellkraft innewohnt, offenbart sich in all den Fällen, wo derselbe, lange reprimirt, in Thaten der Verzweiflung ausbricht, selbst wenn er nur über ein Minimum physischer Kraft verfügt. Dann ist er einer entfesselten Springfeder gleich, die mit einmaligem Aufschnellen alle Nachhaltigkeit der Wirkung verliert, während die eingeschlossene — der gebändigte, aber nicht dem Geknicktwerden allzu nah gebrachte Wille — stetig fortrückt und, als Uhrfeder, wieder aufgezogen werden kann — was mit der in Revolten „verpufften" Volkskraft z. B. nicht mehr möglich ist.

Doch unbeirrt von diesem latus claudicans unsers simile schließen wir im Interesse übersichtlicher Recapitulation unsere Darlegung mit folgender Vergleichung: der Anämatiker ist einer Hohlkugel von dünner Guttapercha, der Sanguiniker einem massiven Gummiball, der Choleriker einer elfenbeinenen Billardkugel, der Phlegmatiker

einer eichenen Kegelkugel ähnlich; wobei nicht verschwiegen werden soll, daß das Bild das Moment der Reagibilität ein wenig auf Unkosten der Spontaneität veranschaulicht. Der Schwerpunkt des tertium comparationis fällt vielleicht mit etwas zu großem Nachdruck in die Fähigkeit, die ursprüngliche Gestalt und Dimension nach erfolgtem Anprall in mehr oder minder fester Selbstbehauptung wiederzugewinnen. Dann stände an dem Extrem, welches in unserer Tabelle der Anämatiker c einnimmt, eine weiche feuchte Lehmkugel, die jeden Eindruck voll empfängt und dauernd festhält, bis sie bei allzu heftigem schmalflächigem Stoß auseinanderbricht oder bei breitflächigem zur Scheibe, wo nicht zu amorpher Breimasse gequetscht wird. Aeußerlich angetrocknet mit spröder Oberfläche entspräche sie dem Phlegmatiker b, der ja als Subspecies nach Kantischer Scheidung schon vom wackern (sthenischen) zum trägen (asthenischen) Phlegma sich hinüberneigt. Jenes, bei uns phlegmatisch a und c, läßt sich meistens wohl willig umherschleudern und trägt in der Regel nur Schrammen davon; aber wenn es alles ohne viele zarte Rücksichten vor sich niederwirft, gibt es zuweilen doch auch tiefgehende Risse, welche nur die zähe Textur nicht zu zertrümmernden Spalten werden läßt.

2. Fortsetzung. Die Temperamente in ihrem Verhältniß zu Constitution und Naturell.

Noch weniger als oben ein Zusammenhang zwischen Temperament und sittlicher Tüchtigkeit gänzlich in Abrede gestellt werden durfte, läßt sich eine Art von Verwandtschaft verkennen, in welcher die Temperamentsunterschiede zu gewissen Eigenheiten der organischen Systeme stehen. Dennoch wird auch bei deren Betrachtung sich ergeben, wie es nach dem augenblicklichen Stande der wissenschaftlichen Debatte uns mehr obliegt, dem Gesetze der Specification

als dem der Homogeneität Genüge zu thun; denn es ist bisher, wie überhaupt, so auch in diesem Stücke, auf unserm Gebiete augenscheinlich mehr durch Vermengungen und Verwechselungen gegen das: entium varietates non temere esse minuendas, als durch haarspaltende Divisionen und Subdivisionen wider das: entia praeter necessitatem non esse multiplicanda gesündigt worden. — Vollends seitdem eine von jedem „Kriticismus" sich emancipirende materialistische Anschauungsweise die Versuche gehäuft hat, den Ausgangspunkt für die Psychologie von der physiologischen Empirie, statt von den Urphänomenen des Bewußtseins zu nehmen, scheint es an der Zeit, dem somatisch Accidentellen mit Nachdruck seinen Platz an secundärer Stelle anzuweisen, mag es übrigens unter dem Namen „Constitution" oder mit indischer Terminologie als Tama Guna (vgl. Schopenhauer, „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., I, 379, und: „Wille in der Natur", 2. Aufl., S. 31 fg.) seine Prätensionen erheben.

Unsere nächste Aufgabe, nach dem suum cuique das Temperament und seine Varietäten fest zu umzirken, erlaubt uns, ein mehr negatives Verfahren innezuhalten, und enthebt uns damit zugleich einem guten Theil der Schwierigkeiten, welche das Unzulängliche der vorgefundenen Determination des Begriffs „Constitution" mit sich bringen könnte. Offenbar streiten sich um dessen Zugehörigkeit Physiologie und Pathologie. Allein, während wir bei der Aufstellung der Temperamentsgruppen nicht anstanden, auf eigene Verantwortung am Traditionellen Umdeutungen, ja selbst die Entziehung von Namen und Gebietstheilen vorzunehmen, ja gerade auf diese Weise es möglich machten, behufs der zu rettenden Verständlichkeit nicht allzu weit von den durch Ueberlieferung fest gewordenen Vorstellungen uns zu entfernen, — handelt es sich ja hier nicht sowol um eine Revision direct psychologischer Glaubensartikel, als um die Anlehnung an bestimmte Fachwissenschaften, und es ziemt sich, dabei Autoritäten für diese nicht ungefragt zu lassen.

Cäsar hatte die Constitution im Auge, als er seine instinctive Scheu vor den magern und sein Vertrauen zu den fetten Bürgern aussprach. Ihr entlehnen die Medicaster die beiden Zauberwörter „hypochonder" und „hysterisch", mit denen sie sich so gern die unbequemsten Patienten vom Halse schaffen; und auf ihre Geheimnisse berufen sich die „nervösen" Damen und Herren, sobald sie durch ihre Launen schwierig werden. Wenn aber Disposition und Prädispositionen, Disponirtsein und Nichtdisponirtsein in der Constitution und den auf diese wirkenden Einflüssen ihren Grund haben, so ergibt sich jedenfalls eine, wenngleich umständlich vermittelte, Beziehung zu gewissen Vorbedingungen des sittlichen Lebens, und soweit dieses an Stimmungen, Liebhabereien für bestimmte Beschäftigungen, überhaupt idiosynkratischen Sympathien und Antipathien, und nach den Objecten sich differenzirenden Neigungen und Aversionen, Gelüsten der Völlerei, Trunksucht, Wollust u. s. w. (S. 2) seinen Inhalt bekommt, steht es in einem engern oder losern Causalverbande zu demjenigen Complex physiologisch-pathologischer Vorgänge, welcher am kürzesten als Constitution bezeichnet wird. Daß eben viel Pathologisches hineinspielt und insbesondere gewisse inveterirte Anomalien in den physiologischen Processen, macht es zugleich erklärlich, warum im Kindes- und Knabenalter noch selten an die Constitution appellirt wird. So viel erkennt auch der Laie; und wo er mit den Intentionen des Philosophen an diese Dinge herantritt, muß es ihm gestattet sein, ehe er die Specialforscher zu Worte kommen läßt, eine Erinnerung vorzubringen daran, daß doch auch diese — in der Sprache Spinoza's gesprochen — modi und accidentellen Phänomene in der Substanz, oder, Kantisch-Schopenhauerisch ausgedrückt, im Ding an sich, im präexistenziellen, intelligibeln Wesen, ihr Correlat haben müssen, wenngleich dessen Nachweisung kaum je gelingen wird (vgl. vom entgegengesetzten Ausgangspunkt dasselbe gesagt in Schopenhauer, „Paralipomena", 1. Aufl.,

§. 102 b, gegen Ende). Demgemäß ist denn auch den hier einschlagenden Problemen in einer ausführlichen Charakterologie ihre eingehende Betrachtung zu reserviren.

Hiermit ist zugleich die nöthige Verwahrung eingelegt gegen die in nachstehenden Citaten auf andern Grundanschauungen fußenden Behauptungen.

Zunächst freilich bewahrt Johannes Müller seinen Charakter als philosophisch geschulter Physiolog darin, daß er ausdrücklich vor einer Verwechselung von Constitution und Temperament warnt. Er sagt in seinem „Handbuch der Physiologie des Menschen" (Koblenz 1840), II, 575 fg.: „Allerdings liegt es sehr nahe, in den Grundformen der Functionen und ihrer organischen Systeme eine Begründung der Temperamente zu suchen, z. B. in dem vegetativen, motorischen und sensibeln System, und von dem Vorwiegen eines dieser Systeme die geistigen Eigenschaften der Temperamente abzuleiten. Aber die Muskelkraft ist weit entfernt, cholerisch zu machen — es gibt sehr hagere Menschen genug von entsetzlichem Phlegma.*) .... Man muß vielmehr von den Temperamenten gewisse physiologische Constitutionen unterscheiden, die allerdings auf die relative Ausbildung der organischen Systeme gegründet sind, wie die muskulöse, vegetative, sensible Constitution, welche sich mit den Temperamenten verbinden können. Was die Lehre von den Temperamenten gar verwirrt hat, ist die Vermischung der pathologischen Constitutionen mit dem Temperamente. Da sollen die Phlegmatiker lymphatisch sein .... die Sanguinischen führt man bis zum phthisischen Habitus und zur phthisischen Constitution .... die Choleriker sollen zu Krankheiten der Leber disponirt sein. ... Es gibt jedoch viele Choleriker, die sich im Affect alles eher verderben als die Leber, z. B. schlecht verdauen,

*) Und, setze ich hinzu, nicht weniger zu Corpulenz inclinirende Choleriker.

Herzklopfen bekommen, zittern und zucken." — Im übrigen aber nennt er die Aufstellung der Temperamente „uralt, vortrefflich und vielleicht unverbesserlich" und nur „die Begründung der Alten so fehlerhaft als ihre Ansichten von den Grundbestandtheilen des menschlichen Körpers"; und danach, daß, wenigstens für den Sanguiniker und Melancholiker, auch ihm das Ueberwiegen von Lust oder Unlust den Eintheilungsgrund hergibt, ist es zu würdigen, wenn er in die Bestimmung der Temperamente auch „die Nahrung, welche die Strebungen und Gemüthserregungen in der Mischung und in den Zuständen der organisirten Theile — also in der Constitution — vorfinden", aufnimmt; was uns wenigstens das Recht bestätigt, in einer Charakterologie diese Momente nicht außer Acht zu lassen.

Dem Physiologen lassen wir jetzt den Pathologen an die Seite treten.

Bei Wunderlich finden wir folgende Bestimmung („Handbuch der Pathologie und Therapie" [Stuttgart 1854], Bd. 2, Abth. 1, S. 3 fg. mit Beiziehung einer Stelle aus Bd. 1 [Stuttgart 1850], S. 212): „Die Constitution ist der Inbegriff der gesammten Organisationsverhältnisse des Körpers .... sie ist zuvörderst zu betrachten als noch in der Breite der Gesundheit belegen — hört aber auf normal zu sein, wenn alle oder sehr viele und namentlich wichtige Theile des Körpers abnorme Zustände, abnormes Functioniren zeigen. ... Die Constitutionsanomalien, unermeßlich und unzählig in ihrer Mannichfaltigkeit, müssen doch behufs der Betrachtung und Beschreibung in künstliche Kategorien abgegrenzt werden. ... Nur ist niemals zu übersehen, daß .... viele der natürlichen Vorkommnisse nicht in die gemachten Kategorien, sondern auf die Grenzen fallen, welche das System gezogen und für welche der Gebrauch keinen Namen geschaffen." — Natürlich gilt etwas ganz Analoges für jeden Versuch charakterologischer Analyse, was bei dieser Gelegenheit ein für allemal bemerkt sein möge; verhält es sich damit doch kaum

anders als mit der Abgrenzung der Jahreszeiten je nach astronomischer Bestimmung im Kalender und nach dem, der wirklichen Witterung bei seiner Eintheilung folgenden Volksgefühl: die populären Bezeichnungen werden ein großentheils außerhalb der oben abgesteckten Markzeichen fallendes Gebiet befassen, nach beiden Seiten vom einen ins andere hinübergreifend.

Aber von der hier in Rede stehenden Verpflichtung, die Lehre von den Temperamenten in sofortigen Zusammenhang zu bringen mit der Constitutionsdoctrin, entbindet uns vollends der weitere Satz (a. a. O., S. 7): „Auch hier wie überall grenzt das für normal Erachtete in so unmerklichen Uebergängen an das unbezweifelt Krankhafte, daß Physiologie und Pathologie ein sehr breites gemeinschaftliches Gebiet haben.“ — Wir würden also hier kaum einen Schritt vorwärts thun können, ohne das Terrain der Psychiatrie zu betreten, für welche wir doch höchstens einige Vorarbeiten zu liefern haben.

Nach dem pathologia docet physiologiam möchten wir uns aber noch über einen andern Begriff Raths erholen bei den Empirikern — doch da sehen wir uns erst recht vergeblich nach exacten Bestimmungen um und finden uns also auf den Sprachgebrauch in seiner allervagesten Unsicherheit angewiesen, wenn wir uns das Verhältniß des **Naturells** klar zu machen suchen, einerseits zum revidirten Temperamentsbegriff, andererseits zu **der** Sphäre, deren Betrachtung Gegenstand der Posodynik sein wird.

Das Etymon scheint hierbei die schwankende Flüssigkeit des Begriffs lediglich sanctioniren zu wollen — nur so viel läßt sich sagen: keineswegs **jede** „natürliche Anlage“ — vorneweg kaum jemals die intellectuelle — ist in diesen Namen mit einbegriffen. — Eine andere Limitation läßt sich nach der Wahrnehmung aufstellen, daß bei einem Manne, welcher das dreißigste Lebensjahr überschritten hat, nicht leicht jemand sich getrauen wird, von Naturell zu sprechen. Sollte man daraus schließen dürfen, daß es sich

zum Charakter verhalte, wie die Jugend zum Alter, wie der Herling zur reifen Traube? Schlägt nicht auch ein Uebergewicht somatischer Bestimmungsgründe über die Macht der Reflexion dabei vor? Und verharrt nicht beim weiblichen Geschlecht, mit seiner, der des Jugendalters ähnlicher bleibenden, Charaktergestaltung, das Naturell länger in Geltung als beim männlichen? — Dem einen neidet man sein heiteres, „glückliches", den andern empfiehlt sein liebenswürdiges, am dritten beklagt man sein wildes Naturell. Aber auch Eigensinn und Furchtsamkeit hören wir als Sache des Naturells bezeichnen. Kurz, wie bisher unter das Temperament, so werden noch jetzt unter diesen Begriff die disparatesten Dinge zusammengefaßt, und man möchte sich dieses Namens als eines herrenlosen Guts bemächtigen, um der Verlegenheit ein Ende zu machen, welche uns sofort entsteht, weil wir für die Gegensätze δύσκολος und εὔκολος keine vox media besitzen. Allein solcher Occupation steht der Umstand entgegen, daß dabei von dem doch wol wesentlichen Moment des Nichtentwickelten gänzlich müßte abgesehen werden. Wir denken bei Naturell wirklich allemal an ein Natürliches im Gegensatz zum Erkünstelten, Affectirten, Angelernten, Reflectirten und „Erworbenen"; und wenn auch dabei der ethische Gehalt gegen die Stimmungsfarbe zurücktritt, so haben wir darin doch immer erst eine, noch mancherlei Verwischungen der Lineamente bloßgestellte, Andeutung dessen, was am „reifen" Menschen als Dyskolie oder Eukolie sich deutlich ausprägt.

Dies läßt sich verdeutlichen durch ein entsprechendes Verhältniß auf mehr moralischem Gebiet: die sittliche Anlage, die in ihrer Erscheinungsweise noch nicht durch Erfahrung oder Selbsterziehung dergestalt umgeformt ist, daß sie im eminenten Sinne Charakter heißen könnte, wird wol G e m ü t h s a r t genannt, und gerade weil in beiden Fällen der Abklärungsproceß noch nicht vollzogen ist, behält dieser Begriff, wie der des Naturells, etwas Chaotisches, umfaßt

einen Complex verschiedenen Quellpunkten entstammender, nach verschiedenen Richtungen auslaufender Wesensäußerungen und theilt mit dem Naturell das Los, sowol mit Merkmalen der eigentlichen Temperamente wie mit solchen, welche ethische oder posodynische Differenzen bezeichnen (so ist von einer „finstern" Gemüthsart die Rede), verbunden zu werden.*)

Immerhin also konnten uns diese beiden den Uebergang vermitteln zur nächstfolgenden Betrachtung.

3. Der Gegensatz des δύςκολος und εὔκολος als Maß der Leidensfähigkeit.

Wir treten in diesen, als Posodynik bezeichneten, Theil der Charakterologie ein mit dem Bewußtsein, daß wir mancherlei Einwände zu bekämpfen haben werden, aber auch mit der Hoffnung, daß der Hauptgedanke desselben leichter auf Beifall werde rechnen dürfen, als der befremdliche Name.

Nicht für diesen, wohl aber für die Terminologie des Gegensatzes innerhalb desselben dürfen wir das Recht in Anspruch nehmen, als Erben Schopenhauer's haus-

*) Ihrer antiquirten Terminologie entkleidet, treffen mit dem Obengesagten so ziemlich die Bestimmungen zusammen, welche die „Synonymik" von Eberhard, Maaß und Gruber über „Sinnesart" und deren Unterschied von „Gesinnung" gibt. Die Artikel „Denkart" (II, 50), „Denkungsart" (ebend., S. 56 fg.) und „Gesinnung" (III, 187 fg.) verdienen mehr als viele andere dieses Werkes nachgelesen zu werden. Uebrigens habe ich es mir nicht zur Aufgabe gemacht, längst Gesagtes blos zu tradiren — sondern Selbstgedachtes darzulegen, meist unbekümmert darum, ob andere schon Identisches, Aehnliches oder Widersprechendes vorgebracht hätten — est autem verum index sui et falsi, und wen das anmaßlich oder unbescheiden gesprochen dünkt, dem steht es ja frei, hinzuzufügen: nec non falsum sui et veri; dann hat er ja trotz alledem Aussicht, etwas zu lernen, wenn auch nur e contrario und per inversionem.

zuhalten, dem es als großes Verdienst um die Klarheit psychologischer Analyse angerechnet werden muß, daß er dies Element mit scharfem Schnitt ausgesondert und für sich hingestellt hat, obgleich er selber es noch dem Temperament subsumirt *): unter der Aegide dieses Heerführers wird ein Einbürgern dieser beiden Namen in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch nicht ausbleiben, mögen auch die Philologen vielleicht dagegen die Einrede erheben können, der Sinn dieser Wörter bei den Alten selber — insbesondere bei Plato und Aristoteles — sei ein anderer, engerer und, bei δύςκολος wenigstens, ein nichts weniger als ethisch indifferenter gewesen. **) Daß die deutschen Begriffe Trübsinn und Frohsinn denselben Inhalt kaum annähernd wiedergeben, liegt auf der Hand, und wir müssen uns also schon bequemen, jetzt noch so wenig geläufige Begriffe soweit nur möglich mit Leichtigkeit zu handhaben.

Wichtiger ist es, gleich eingangs auch derjenigen Auffassung entgegenzutreten, welche geneigt sein wird, materialiter die ganze Untersuchung abzuschneiden durch die kategorische Behauptung: jede Dyskolie ist ein krankhafter Zustand. Das ist freilich eine petitio principii, welche den Stempel bornirtester Einseitigkeit deutlich genug an der Stirn trägt — wer nicht ist wie sie selber, den haben allezeit diese „Gesunden" par excellence am liebsten als „Lazareth- oder Bedlamcandidaten" beiseitezuschieben gesucht, und sich mit ihnen auf wissenschaftlicher Arena herum-

*) Die Hauptstellen hierüber finden sich in „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., I, 372 fg., und „Parerga", 1. Aufl., I, 311 fg., und deren Inhalt ist beim Folgenden allerdings als bekannt vorausgesetzt.

**) Ob wir bei unserer Verwendung derselben auch mit den Linguisten in Collision gerathen werden, weiß ich nicht, da eine Notiz, welche ihre Etymologie in Verbindung mit der des lateinischen colere in der Kuhn'schen Zeitschrift bespricht, mir nicht zu Gesicht gekommen ist.

zubalgen, gibt niemals „ein Schauspiel für Götter“. Man könnte ihnen also einfach — Grobheit mit Grobheit abschlagend — das Goethe'sche:

> Den Teufel spürt das Völkchen nie,
> Und wenn er sie beim Kragen hätte,

auf den Laufpaß schreiben und sie ihrer eigenen Weisheit überlassen (belehren lassen sie sich nun einmal nicht: ein echter Eukolos kann ein ganzes pessimistisches System sich in abstracto angeeignet haben, es sogar gelegentlich seinen Predigten einverleiben, und zuletzt bleibt er doch dabei: so kann es wenigstens drüben besser gehen). Aber auch in respectablern und minder fanatischen Köpfen spuken noch Reste der Begriffsconfusion, welche die Melancholie als psychiatrische Erscheinung und das weiland sogenannte melancholische „Temperament“ nicht auseinanderzuhalten vermag, und diesen gegenüber ist immer wieder mit allem Nachdruck zu acceptiren, was jede Psychologie ausdrücklich lehrt oder stillschweigend anerkennt, und was auch Johannes Müller's Darstellung der Temperamente implicirt: die weitesten Abstände der (wie allerdings erst Schopenhauer erkannt hat, am einzelnen Individuum feststehenden) Maßverschiedenheiten in der Capacität für Schmerz und Lust können noch — nach dem obigen Ausdruck Wunderlich's — „in der Breite der Gesundheit belegen sein“; sonst hätte ja überhaupt niemals von einem melancholischen Temperament die Rede sein können (obgleich nicht geleugnet werden soll, daß dessen Begriff nach üblicher Bestimmung dem, was Schopenhauer unter Dyskolie verstanden wissen will, nicht schlechthin congruent ist).

Wer aber ganz populärer Belege bedürftig, der mag sich besinnen, daß doch „von Natur“ einer „ernster“ ist als der andere, dieser alles leicht, jener alles „gar zu“ schwer nimmt und „sich zu Herzen gehen läßt“; und daß er schon oft von Leuten hat sprechen hören, die unzweifelhaft sani mentis und doch geneigt seien, alles „schwarz

zu sehen"; wogegen andern die ganze Welt in rosenfarbenem Lichte erglänze, weshalb sie „sorglos" hineintänzeln; und, damit auch hierbei die Gradunterschiede innerhalb jedes Gegensatzgliedes nicht übersehen werden, zugleich darauf, daß, wer „wohlgemuth" (also „gutes Muthes" und zuversichtlich des Gelingens gewärtig, oder „getrost", d. h. im Vertrauen auf einen erwünschten Ausgang seines Vorhabens, oder „freudig", nämlich vom Bewußtsein eines guten Zweckes getragen) seine Straße zieht, darum nicht schon „lustig" heißen kann, noch „froh", wer, vielleicht inmitten tiefster Wehmuth, an irgendeiner Kleinigkeit, etwa einer keimenden Blume u. dgl. „seine Freude hat", sowenig wie jeder „nachdenklich" Einherwandelnde für einen Griesgram zu halten ist. Desgleichen, und fast noch mehr, hüte man sich, Begriffe wie „lebenslustig" und „humoristisch" über Einen Leisten zu schlagen. Der specielle Theil der Charakterologie wird diese und noch manche andere Paarreihen in einer reich sich gliedernden Synonymik auseinanderzuhalten haben — also z. B. sowenig den Unterschied zwischen dem Dyskolos und Hypochonder wie zwischen dem Eukolos und Leichtsinnigen (es gibt sogar höchst „solide" εὔκολοι — allerliebste Jungen, mit allem zufrieden, und als Arbeiter ebenso brauchbar und zuverlässig, wie gern gesehen als Mitgenießer des Feierabends) schuldig bleiben dürfen — während der allgemeine Theil nur feststellt, welche Elemente überhaupt in Betracht kommen, und an Mischungen nur erinnert, um zu zeigen, daß hier nicht blos von Hirngespinsten, sondern von Realitäten die Rede ist, die unter anderm Namen auch im täglichen Leben besprochen werden.*)

Jeder weiß, was gemeint ist, wenn ein Kranker klagt: der Schmerz ist nicht gerade heftig, aber äußerst empfind-

---

*) Die Physiker erinnere ich an die schlagende Analogie, welche die Thatsache darbietet, daß für verschiedene Stoffe verschiedene Wärmemaxima beobachtet werden.

lich — doch nicht jeder bedenkt, daß sozusagen der Sitz der „heftigen" Schmerzen die Spontaneität, der „empfindlichen" die Reagibilität ist — und daß demgemäß ein Dyskolos und ein Dyskolos nicht blos zweierlei, sondern vielerlei sein kann, je nachdem für die Schmerzen — sei es des Körpers oder des Gemüths — die eine oder andere der aufgeführten Temperamentsformen die Trägerin ist. Ob wir mit solcher Verdoppelung wirklich schon die Zahl der Windrose erreichen, oder ob sich nicht vielmehr manche unmögliche Verbindungen ergeben würden, muß gleichfalls unausgemacht bleiben.

Der in Rede stehende Gegensatz an sich gehört dem Selbstinnesein des wollenden Individuums im Gefühl an, und zwar dem Gefühl nach seiner Relation zu der Gesammtheit der Ereignisse, welche die Zwecke und Wünsche des Individuums — mögen dies nun subjective, mögen es die ganze Menschheit angehende sein — entweder fördern oder hemmen.

Wie sehr der posodynische Unterschied ein ursprünglicher, „angeborener", sei, beweisen die Fälle — sie sind keineswegs so selten, wie die meisten annehmen möchten — wo schon in der „glücklichen" Kindheit sich Lebensüberdruß kundgibt, ohne daß an eine verborgene Zerrüttung des Organismus zu denken wäre. In der Schule machen einem die δύςκολοι zu schaffen als ängstliche, selbstvertrauenslose Schüler, die nie wagen zu zeigen was sie wissen, und stets denken: es gelingt doch nicht; und einer Schülerarbeit ist folgender Seufzer entnommen: „Der Mensch wird überall zu wenig gefragt, ob er mit dem zufrieden, was mit ihm vorgenommen werden soll; er wird nicht einmal gefragt, ob er zur Welt kommen wolle oder nicht, und das ist ein großes Uebel, denn man geräth in große Verlegenheiten oft blos, weil man auf der Welt ist, und andere Leute nehmen es einem noch dazu übel."

Aber da kein charakterologisches Element irgendwo in

reiner Isolirung sich bethätigt, so ist auch bei diesem eine Rückwirkung auf die Gesammtfärbung der übrigen Manifestationen selbstverständlich, und wir haben es dabei durchaus nicht blos mit der Seite der Passivität zu thun; vielmehr wird die größere Empfänglichkeit für gewisse Klassen von Eindrücken die ganze Handlungsweise mitbestimmen (z. B. beim Choleriker, wenn dieser zugleich Dyskolos ist, ceteris paribus eine gewisse Dämpfung durch Vorsichtigkeit zu Wege bringen), wie sie andererseits nicht außerhalb alles Zusammenhangs mit der intellectuellen Begabung steht; denn es faßt offenbar der Dyskolos den Zustand vor und nach der Erfüllung seiner Wünsche (Willensstrebungen), also ohne Frage den länger andauernden, ins Auge; der Eukolos dagegen eigentlich nur die Thatsache des Erfülltseins, also ein wesentlich Momentanes.

Und endlich ist beim Uebergang zu den ethischen Grunddifferenzen auch dies noch zu bemerken, daß der Dyskolos ebenso gut aus fremdem als aus eigenem Leid Nahrung für seine Eigenheit ziehen kann, und der Eukolos seine Heiterkeit zuweilen doch nur um den Preis relativer Gleichgültigkeit gegen das Elend der Mitmenschen bewahren mag; ohne daß dadurch schon der Satz zu einem haltbaren wird: jener habe vor diesem den Vorzug größerer Liebefähigkeit, oder dieser sei an sich schon egoistischer geartet.

4. Die ethischen Grunddifferenzen.

Was für die bisherige Betrachtung schon durchblickte: es gibt nicht nur Hell und Dunkel, es gibt auch Farben in der Buntheit des individuellen Lebens — das tritt nun vollends zu Tage, wo die Phänomenologie des Willens dessen primäre Naturformen hinter sich läßt, um bis an das Problem vorzudringen, ob dem substantiellen Grundwillen selber eine Heterogeneität in den verschiedenen In-

dividuen zukomme, oder ob ein mit sich identisches Urwesen in allen Wechselerscheinungen seine Homogeneität behaupte.*)

Wir sehen dieselbe Drohung bei dem egoistischen Feigling Angst, bei dem edeln Helden abwehrenden Zorn, bei dem Mitleidigen, der zur Hülfe unfähig, Trauer, bei dem grausamen Zuschauer Schadenfreude erregen — also nicht bloß quantitativ, sondern auch materialiter verschiedene Wirkungen auf die gleiche Ursache erfolgen. — Das gibt uns statt blos gradueller Unterschiede specifische Differenzen — und zwar jene, die „unter dem Standpunkt des Sollens" die Moral specialisirt.

Dennoch geht uns dabei nicht der ganze Inhalt der sogenannten Tugendlehre an — nämlich nicht derjenige, welcher sich mit Dingen beschäftigt, die wir bloße Auxiliartugenden, formale, indirecte Hülfsmittel der Tüchtigkeit, der virtus oder χρηστότης, bloße Dienerinnen der einzigen Cardinaltugend, der Liebe, oder uneigentliche Tugenden, nennen möchten, weil sie, an und für sich adiaphorer Bedeutung, ebenso leicht bösen wie guten Zwecken förderlich sein können; wie: Fleiß, Sparsamkeit, Reinlichkeit **), Ord-

*) Nachdem dies längst zum ersten mal gedruckt war, fand ich bei Schopenhauer das Bekenntniß (welches Frauenstädt: „Aus Schopenhauer's Nachlaß", S. 397 fg., mittheilt), auch seine Philosophie habe dies „schwerste aller Probleme" nicht gelöst; und eben weil ich mich nicht für den einen ausgebe, der nach ihm „diesen Abgrund zu beleuchten und erhellen" sich getraut, verweise ich auf das dort Gesagte, als auf ein Zeugniß, daß die im „besondern Theile" gegebenen Erörterungen einschlagender Fragen mit ihrer scheinbar unverhältnißmäßigen Ausführlichkeit volle wissenschaftliche Berechtigung haben.

**) Wie insbesondere der am Mädchen doppelt löbliche Sinn für äußere Sauberkeit doch auch zu einem Hemmniß werkthätiger Liebe werden kann, ist trefflich hervorgehoben in einem Artikel der Schmid'schen Encyklopädie von Flashar über Mädchenerziehung. Von noch weiter gehenden Verirrungen, die einen monomanischen Charakter annehmen, wird bei den „charakterologischen Abnormitäten" die Rede sein; hier aber mag schon eines idiosynkratischen Abscheues vor allem Schmuz, vollends vor Ungeziefer, gedacht werden, vermöge dessen ein

nungssinn, Mäßigkeit, Consequenz, Muth, Mäßigung, kurz, alle die Eigenschaften, welche dem sittlichen Wirken an der Hand der Klugheit wol den Spielraum ebnen, aber nimmermehr ihm den Kanon aufstellen können. Die Anlage zu diesen allen ruht theils auf den bereits genauer besprochenen, theils auf den auf S. 2 fg. und 40 zu vorläufiger Erwähnung gelangten charakterologischen Elementen, und sie bekommen eine ethische Geltung erst durch den Gehalt der Motive, denen sie unterthan sind — stehen also dem eigentlich sittlichen Leben kaum näher als die physiologischen Functionen: Essen, Trinken, Schlafen, Athmen u. dgl., die an sich auch weder gut noch böse sind und doch sowol Werke der Tugend wie der „Sünde" werden können; letzteres insbesondere, wo die „Gelüste" als „Laster" sich verfestigen, welche, im Unterschiede von bloßen „Untugenden"*), so gern aus dem Boden der Constitution ihre Nahrung ziehen.

Seitdem aber mehr und mehr das öffentliche Gewissen gefährdet wird durch den Rückfall in eine „heidnische" Anschauungsweise, welche die politische Zuverlässigkeit zum eigentlichen Kriterium sittlichen Werthes erheben und, täglich ans Zeitungspublikum gewöhnlichen Schlages sich adressirend, oder deutsche Literatur in plattester Moralisirung

---

mildthätiges Frauenherz leichter sich entschließen würde, das letzte eigene Hemd wegzuschenken, als eins, an welchem der bekannte „Armeleutegeruch" haftet, auch nur mit den Fingerspitzen anzufassen.

*) Man wird nämlich wol nicht irregehen, wenn man den Begriff „Untugend" als bereits durch den Sprachgebrauch auf das Gegentheil einiger von den oben sogenannten Hülfstugenden eingeschränkt betrachtet. Letztere faßt Jean Paul in seiner „Levana", §. 122, S. 650 (2. Aufl., 1814), unter dem Begriff „sittliche Technik" zusammen, wohin er auch die Cardinaltugend der Chinesen, die Höflichkeit, rechnet, und dazu würde es stimmen, daß man auch solche unliebsame Eigenschaften wie Zudringlichkeit unter die „Untugenden" zählt (welche man im Sinne von schlechten Angewöhnungen ja selbst Thieren beilegt).

historisch kritisirend, virtus mit Tugend, durch Scrupel leicht beirrte Schwäche mit äußerster Verworfenheit identificiren möchte, — seitdem ist es erst recht an der Zeit, der urtheilenden Gerechtigkeit ein sichereres Fundament unterbreiten zu helfen durch Aufzeigung des planen, saubern Baugrundes, auf welchem allein eine wirklich einheitliche Construction der Thatsachen des sittlichen Bewußtseins möglich erscheint.

So zahllos nämlich die Abstufungen sittlichen Werthes sind, so genügt doch zu vorläufiger Absteckung der Grenzen jenes Grundschema, welches Schopenhauer an mehrern Stellen vorgezeichnet hat; die Mischungsverhältnisse und ihre Relation zu den bereits erwähnten Coëfficienten werden nur um so übersichtlicher, wenn wir zunächst die Fundamentalgegensätze recht klar fassen; sogar einige Grellheit von Weiß und Schwarz kann einstweilen nicht schaden — das verwaschene Grau drängt sich immer noch früh genug der Betrachtung auf.

Die Natur, d. h. der Inhalt, der für den gegebenen Individualcharakter wirksamen Motive ist der Eintheilungsgrund bei der ethischen Classification der Individuen und kann nicht einfacher bezeichnet werden als durch: 1) eigenes Wohl, 2) fremdes Wehe, 3) fremdes Wohl, 4) eigenes Wehe, denen parallel stehen: 1) Egoismus, 2) Bosheit, 3) Mitleid, 4) Ascese; während „Gerechtigkeit" der ruhende Wagebalken heißen kann, der die Balance zwischen 1) und 3) vermittelt. (Schopenhauer, „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., II, 695; coll. „Ueber die Grundlage der Moral", 2. Aufl., besonders §. 16, S. 209 fg., §. 20, S. 252 fg.)

Das rein ethische Element gibt dem Lebensdrama seinen Inhalt und Gehalt — entspricht den Acteurs selber. Das Temperament entscheidet über das Tempo ihrer Gesten; Constitution und Naturell bestimmen Maske, Costüm und Manieren (also das Costüm der Seele); den Unterschied des Eukolos und Dyskolos gibt die Helligkeit oder Düster-

niß der Decorationsbeleuchtung wieder, und das die Handlung accompagnirende Orchester hat danach eine Dur- oder Moll-Tonart zu wählen, während die Energiegrade an dessen Forte oder Piano ihren Ausdruck finden, wie Constitution und Naturell zugleich auch an der Klangfarbe der verschiedenen Instrumente.

Besonderer Theil

oder

Ausführungen.

Uebergang.

Beobachtungsformen und Fundstätten der Charakterologie.

Der „allgemeine Theil" hat diejenigen Kategorien zusammengestellt, aus deren Fachwerk die Mischungselemente, unter Mitbetracht ihrer verschiedenen Grade, zu so reichen, nimmermehr auszuzählenden Permutationen zusammentreten können. Aber es ergab sich auch, daß eine unangreifbare Nebeneinanderordnung des Nächstzusammengehörigen sich an keinem Punkte durchführen lasse, da kein Element vom andern absolut getrennt werden darf, weil eins das andere alternirend fordert und bindet. Diese bunte Fülle des Mannichfaltigen macht eine überall sichtbare Stetigkeit des Fortgangs geradezu unmöglich und schützt uns sogar bei scheinbar willkürlichem Herausgreifen einzelner Kreuzungen gegen den Vorwurf, die Aufgabe systematischer Reihenbildung aus dem Auge zu verlieren.

Noch weniger aber kann die Charakterologie es übernehmen, in dem Sinne zu einem „Bestimmen" jeder belie-

digen Individualität anzuleiten, wie etwa eine systematische Botanik oder Zoologie die sämmtlichen Merkmale der bekannten Pflanzen oder Thiere so vollständig anzugeben hat, daß jede Verwechselung ausgeschlossen ist. Zwar soll auch unsere Wissenschaft die verschiedenen Species kenntlich machen; aber ihre Beschreibungen kommen nicht aus mit bloßen Nominalformen, sondern werden ebenso oft das Verbum zu Hülfe nehmen müssen; denn gleich dem chemischen Element ist die Persönlichkeit vor allem zu prädiciren nach der Weise, wie sie „reagirt". Deshalb ist es mit dem Seciren oder Zergliedern nicht gethan; vielmehr müssen wir ein Verfahren einschlagen, dem analog, was von Liebig — mit stillschweigender Anerkennung des Willenswesens in allem Realen — von der Methode des Chemikers sagt: „Jedes Ding hat seinen Charakter; wir suchen es zum Handeln zu bringen, um daraus das, was ihm eigen ist, zu erkennen." Selbstverständlich jedoch steht dem Charakterologen noch weniger volle Experimentirfreiheit zu als wie dem Physiologen — denn jenes Versuche würden leicht noch grausamer ausfallen als dieses Vivisectionen. Am allerwenigsten aber dürfen wir uns die Menschenexemplare einfangen, wie der Sammler seine Käfer, um sie dann aufgespießt in seinen Glaskasten zu stecken. Also sieht sich der Charakterolog meist auf die Kunst des Beobachtens angewiesen, und sie ist für ihn eine um so schwerere, als Schluß und Urtheil hier alsbald noch gründlicher verfälscht werden, sowie auch nur der geringfügigste der mitbestimmenden Umstände außer Acht gelassen worden ist. Und während wirkliche Zersetzungsprocesse einzuleiten, dem Charakterforscher niemals gestattet sein kann, darf er es höchstens machen wie der „probirende" Goldschmied, und Uebung muß ihn dahin bringen, diesem gleich sozusagen aus einer bloßen Contactwirkung die Proportionen in der jedesmal vorliegenden „Legirung" zu ermitteln, ohne das Mischungsproduct selber zu zerstören, wie der analysirende Chemiker oder der vergleichende Anatom.

Andererseits werden ihm gewisse festzuhaltende Artbestimmungen bereits entgegengebracht — von der im Sprachreichthum sich mit unbewußter Feinheit kundgebenden Weisheit der Völker. Dennoch kann ihm die Synonymik nur die Dienste eines Wegweisers leisten: sie liefert nur das Material der thatsächlichen Unterschiede — er hat nachzuweisen, in welchem innern Zusammenhang die eine Erscheinung mit der andern steht. — Der Synonymiker z. B. sagt uns, wie „erzürnt — erbittert — verbittert — erbost“ nicht gleichbedeutend; aber ihn geht es nichts an, daß nicht blos die Motive verschieden, durch welche diese Gefühle herbeigeführt werden, sondern auch die charakterologischen Voraussetzungen für jedes derselben andere sind. Denn während der Choleriker leicht und auf plötzlichen Anlaß in Zorn geräth, speichert das sich verbitternde Gemüth des Anämatikers die Erinnerungen auf an all die Fälle, wo sein Recht misachtet wurde, weil entweder seine Nachgiebigkeit oder seine Wehrlosigkeit zum Misbrauch einlud; und die so entstehende Stimmung heißt in der Richtung auf ihren Urheber Erbitterung, solange noch nicht auf irgendwelche Gegenwirkung ganz verzichtet ist; ob er aber solches Verzichten sich abgewinnt, hängt zugleich von dem ethischen Charakter des Verletzten ab. — Wie der Sprachgebrauch den Schelm vom Schalk, den Wicht vom Lump unterscheidet, das lehrt uns die Synonymik; aber wie diese Unterscheidung auf tiefer ziehende Wurzeln hinweist, das kann erst die Charakterologie zeigen. Die Schubfächer für unsere Mustersammlung empfangen wir mit Nomenclatur versehen aus der Hand der Sprachen — ihren Inhalt einzureihen in die systematische Ordnung und diese Einreihung zu rechtfertigen ist unsere Sache. Insofern ist achtsames Ansammeln der vom Sprachvorrath fixirten Merkmale und Thätigkeitsformen eine der Vorarbeiten für den besondern Theil der Charakterologie; aber wie der Mineralog an dem Register zu einem Handbuch für sein Fach nur die Vollständigkeit seiner Sammlung controliren

kann, so haben auch wir uns an die Fundstätten der Dinge selber zu begeben, um das durch die bloßen Begriffe aufmerksam gemachte Auge auf dem Erntefeld der Wirklichkeit emsig umherschweifen zu lassen nach den lebendigen Urbildern jener, von der Sprache uns überlieferten, Leichname der Abstraction. Da ist kein Winkel des Ackers so unscheinbar, daß er unabgesucht bleiben dürfte. Manches von dem, was der Historiker ignoriren muß, mögen wir beim Dichter finden; aber es gibt Individualformen so eigenartig, daß kaum die Charakteristik eines Shakspeare ihnen ganz nachzukommen vermag, und andere vorzuführen muß, im Gehorsam gegen ästhetische Gesetze, selbst der Dichter überhaupt vermeiden, wie die Geschichte sie gar nicht verzeichnet, weil sie in historischer Hinsicht eo ipso reine Nullen sind. Bei dem aber, was uns einzig vom täglichen Leben dargeboten wird, bringt die Subjectivität des Entdeckers große Unsicherheit in Schilderung wie Beobachtung hinein; meint doch der Kneipwirth von einem, der sein Frühstück und Abendbrot lieber zu Hause verzehrt: „der Kerl taugt nichts“, und vergißt obendrein, was Wahres an dem Satze ist: „Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht.“

Wenn es uns nun auch noch obläge, außer der allgemeinen Hinweisung auf die charakterologischen Jagdreviere dem Leser all die Kunstgriffe und „Pfiffe“ des charakterologischen Weidmanns auszuplaudern, so müßten wir ihm den Rath ertheilen, sich insbesondere neben die Kartentische auf den Anstand zu begeben. Namentlich empfiehlt es sich, wo man Weiber oder anämatische Naturen prüfend zu beobachten wünscht, daß man sie zum Spielen bewege — und es bleibt sich ziemlich gleich, ob es dabei um Geld oder um die bloße Ehre gehe. Wie sie hier die kleinen Zufälligkeiten des Schicksals hinnehmen, ebenso werden sie sich zu den großen Erlebnissen verhalten — und daneben

zugleich ihre Arglosigkeit oder Schlauheit, ihre Gutmüthigkeiten oder kleinen Bosheiten an den Tag legen — und die Mienen eine reiche Fülle pathognomischen Stoffes, resp. die Constatirung großer Selbstbeherrschung darbieten. (Vgl. Flattich, a. a. O., S. 282 fg.) — Auf die charakterologische Bedeutsamkeit von Briefen hat schon Schopenhauer aufmerksam gemacht — und es sei uns nur gestattet, zur Präcisirung des darin gegebenen Maßstabes hier ein paar allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen. Zunächst: beim Briefschreiben ist der Verkehr nicht so von Fadheit und Convenienz eingeschnürt wie bei mündlichen Unterredungen; und sodann: der geistreichste Mann ist aus demselben Grunde unfähig, einen echten, d. h. mündlichen Verkehr möglichst ersetzenden, Brief zu schreiben, aus welchem das einfältigste Frauenzimmer im Stande sein wird, uns Männer dadurch zu überraschen, daß es so hübsch zu briefstellern weiß. Uns hindert die Reflexion am freien, ungehemmten Ergießen unsers Denkens und Fühlens — das Natürliche, das Sichgehenlassen selber schon kommt uns leicht als etwas Triviales vor — und um dem auszuweichen, gerathen wir ins hochtrabend Pathetische oder in Jean-Paulisirende Pointen — und so — selbst bei tiefstem Empfinden — leicht in den Schein, bloße Sentiments von uns zu geben, weil alles Aufgestelzte und Forcirte das Mistrauen erregt, welches zweifelt, ob überhaupt ein solider Kern vorhanden sei. Umgekehrt kann selbst ein flaches Fühlen beim Weibe uns bestechen — entzücken und berücken — vermöge des Hauches der Naivetät, welcher durch die Aeußerungen seines innern Lebens weht. Die reinen Geschäftscorrespondenzen bleiben hier natürlich außer Betracht — aber dann läßt sich sagen: Männer verschicken mit ihren Briefen meist Zeitungsartikel oder gar Abhandlungen — und sind's Gefühlssachen, so werden es Hymnen — Mädchen- und Frauenbriefe muthen uns an wie Lieder ohne Rhythmen oder, in ihrem holden Geschwätz vom alltäglichsten Alltag, wie Idyllen. — Selbst die bei ernsten Denkern sonst übel angesehenen „ästhetischen

Thees" haben — zumal bei der „unästhetischen" Natur des weiblichen Geschlechts (s. Anhang I) — hieran ihren Reiz; denn Gespräche über Kunst und Literatur gewähren den Vortheil, ins Innere des Menschenlebens vorzudringen und, unter dem Schein völliger Unbefangenheit an einem Object sich ergehend, die verborgensten Geheimnisse der Subjectivität hervorzulocken und zu belauschen; man horcht unbemerkt den Beurtheilenden aus, indem man nur die Intentionen des Dichters ergründen zu wollen vorgibt.

Geschickte Intriguanten müssen allemal geborene Intuitiv-Charakterologen sein; sie müssen ja das „Mit Speck fängt man Mäuse" zur Anwendung bringen, indem sie jedem Charakter diejenigen Motive vorhalten, auf welche er zu reagiren am bereitesten ist. So läßt sich ein Tellheim nur „fangen", wenn man ihm Gelegenheit gibt, seinen Edelmuth zu bethätigen, oder seinem Ehrbegriff gemäß zu handeln. Und wie jedes Wild seinen eigenen Köder fordert, so gibt es auch in der Menschenwelt solche, die nur ein Luder in die Falle lockt, und andere, die schon auf Vogelbeeren zuschnappen.

Uebrigens stelle man sich die Hülfe, welche der wahre Dichter dem Charakterologen entgegenbringt, auch nicht allzu groß vor. Denn jeder Künstler, welcher nicht nach Begriffen „bildet" (also blos Prädicate zu einem vorhandenen Subject hinzufügt), sondern nach der Idee „schafft", stellt das Wesen, den Charakter, die Willensobjectität so hin wie die Natur selber: als Einheit, die in keine Beschreibung aufgeht, und die in jeder abstracten Analyse zerstört wird, weil damit gerade der lebendige Geist verloren geht. Nur abstracte, in Begriffe faßbare Typen, z. B. der Geizhals, der Blaustrumpf, der Tagedieb u. dgl. lassen sich in analytischer Beschreibung erschöpfen, und es sind die schlechtesten Dichter, welche, eben vermöge der blos allegorischen Natur ihrer Gestalten, hierfür den meisten Stoff liefern, während die besten sehr wenig oder gar nichts bieten, was in solcher Weise bereits zugerichtet wäre

für die begriffliche Formulirung. Deshalb können wir auch unsere „Bekannten" intuitiv recht genau würdigen, aber es darf uns nicht wundern, wenn es uns nicht gelingen will, andern verständlich zu machen, was wir von jenen „durchs Gefühl" wissen. Das gelingt selbst einem Dichter nicht, weil das schlechthin Individuelle unsagbar bleibt, und er auch in seinen dichterischen Charakteren diesen individuellsten Kern, das punctum saliens der ganzen Persönlichkeit, nicht mittels eines Eigenschaftsworts aussprechen, sondern immer nur ahnen lassen kann, als den durch alle, große wie kleine, Aeußerungen und Thaten hindurchschwebenden gemeinsamen Geist.

(Vom Traum als einer Quelle charakterologischer Erkenntniß wird noch unten am Eingang unserer Betrachtung der Gemüthsantinomien die Rede sein.)

Die nächsten Mischungen.

1. Als Scheintemperamente auftretende Complicationen, deren Kennzeichen und die Methode ihrer Aussonderung.

Es mußte S. 23 die Erledigung mehrerer scheinbarer Instanzen gegen unsere Temperamentsbestimmung dem besondern Theile zugewiesen werden; und rückgreifend richten wir jetzt unser Augenmerk zunächst auf gewisse Scheintemperamente, d. h. auf solche Phänomene, bei denen das Zusammensein mit anderartigen Elementen den Irrthum nahelegt, wir hätten es mit einem andern als dem wirklich vorhandenen Temperamente zu thun.

Für solche Fälle müssen wir uns zuvörderst der richtigen Reagentien versichern, damit nicht etwa der „gehaltene" Choleriker für einen Phlegmatiker genommen, oder der „hektisch reizbare" Anämatiker mit seinem Widerspiel, dem gesunden Sanguiniker, verwechselt werde. Antonio's ablehnendes:

> Der Mäßige wird öfters kalt genannt
> Von Menschen, die sich warm vor andern glauben,
> Weil sie die Hitze fliegend überfällt —
> (Goethe's „Tasso".)

soll uns zwar nicht verleiten, den besonnenen „Realisten" allzu sehr auf Unkosten seines „idealistischen" Gegenparts „herauszustreichen" oder gar einzustimmen in die maßlose

Ueberschätzung, welche neuerdings von seiten der „gesunden“ Kritik in Schwang gebracht ist — fast möchte man glauben: um der eigenen Herzlosigkeit einen wohlfeilen Deckmantel zuzulegen — aber als allgemeingültiger Satz enthält es doch immerhin eine beherzigenswerthe Warnung vor unbedachtem Aburtheilen — und davor uns zu hüten, haben wir doppelten Anlaß, sofern es ein privilegium odiosum ist gerade der von uns auf Schritt und Tritt bekämpften Oberflächlichkeit, die, „schnell fertig mit dem Wort“, durch Suffisance im „Absprechen“ imponiren möchte, zuweilen ohne nur eine Ahnung von der Haltlosigkeit ihrer Urtheile zu haben, zuweilen freilich auch im Bewußtsein ihrer Unsicherheit nur um so lauter auftrumpfend.

Was aber den Charakter zum „gehaltenen“ macht, ist zunächst zwar ein mächtige Motive zwischenschiebender Intellect; allein dieser kann sich ebenso wol als „berechnender“ in den Dienst des Egoismus stellen, wie als „weise maßgebietender“ den Zwecken der Liebe unterordnen; und die Prüfung hat sich demnach zugleich auf die ethischen Differenzen zu erstrecken.

Am ehesten entzieht sich unserer Beobachtung das wahre Wesen der Spontaneität des einzelnen; denn gehören schon die Fälle unter die Ausnahmen, wo sie als „Strebsamkeit“ (als welche mehr davon beweist, denn die bloße „Betriebsamkeit“) zu Tage tritt, so noch mehr diejenigen, wo sie sich zum „Unternehmungsgeist“ steigert. Innerhalb der Grenzen des Gewöhnlichen aber ist es überaus schwer, mit einiger Sicherheit zu erkennen, wo die Spontaneität aufhört und die Reagibilität anfängt, oder mit andern Worten: zu entscheiden, wie viel der Bethätigung erst durch bereits eingetretene Motive angeregt wurde, und wie viel schon vorher sozusagen im Zustande der Latenz schlummerte; und das unsichere Schwanken im Versuch, eine gegebene Persönlichkeit unserer Tabelle einzuordnen, erklärt sich zum größten Theil eben aus dieser Schwierigkeit. Wie die „gebundene“ Wärme erst meßbar

ist, wo sie zur „freien" geworden: so gestattet meistens auch erst das Sichtbarwerden der Spontaneität in der Reagibilität (wie eben bei der „Betriebsamkeit") einen Rückschluß auf das dieser vorausgesetzte Quantum von jener.

Denn selbst der „Eifer", in welchem sich doch die Spontaneität mit am directesten offenbart, gehört nicht so rein nur dieser an, wie etwa die „Ausdauer" Sache der Reagibilität ist; mancher wird erst eifrig, nachdem er langsam „warm" geworden ist für irgendein Interesse, und selbst ein Phlegmatiker b, dessen schwache Spontaneität sich darin verräth, daß er die Dinge gern „an sich herankommen läßt", kann hernach in seiner Beharrlichkeit etwas an den Tag legen, was dem Eifer wenigstens sehr ähnlich sieht; — noch weniger aber hält langsame Receptivität davon ab, sich recht eifrig an der Durchführung irgendeiner Sache zu betheiligen; nur hält sie sich von jeder „Ueberstürzung" fern. Die starke Spontaneität steht schon immer auf dem Anstand, ob nicht ein Motiv sich einstelle, und will schon handeln, noch ehe die Receptivität Zeit gehabt hat, das Motiv ganz zu erkennen; so wartet der cholerische Schüler gar nicht ab, daß die Frage erst vollständig ausgesprochen werde, und sein „übersprudelnder" Geist platzt deshalb meistens mit einer unüberlegten Antwort hervor. Demnach offenbart sich die Spontaneität überhaupt auch in dem, was man „einen unruhigen Geist haben" nennt, wobei man an jene Unfähigkeit denkt, sich völliger Ruhe hinzugeben, das Denken, „Planen" oder Fühlen nicht irgendwie zu beschäftigen, sondern die innern Vorstellungsreihen ganz ihren eigenen Gang gehen zu lassen. Als krankhafter Zustand artet es in jene Schlaflosigkeit aus, die von „Gedankenjagd" herrührt und nicht selten ein Vorbote des Wahnsinns ist, welcher dann meistens als „rappeliges Wesen" sich äußert. Das volle Gegenbild zu solcher überreizten Beweglichkeit des Intellects bietet der „Träumer", der in dumpfem Hinbrüten keinen Eindruck selbstthätig verarbeitet, in dessen Hirn deshalb auch alle Spuren sich alsbald ver-

wischen, weil zur Spontaneität die Impressionabilität fehlt, während der „Grübler" diese in reichem Maße besitzt.

Und nicht anders steht es um die Bemessung der **Impressionabilität**. Wer gewohnt ist, a priori ein Gleichgewicht zwischen dieser und der Receptivität anzunehmen, der wird auch geneigt sein, einer Reihe ungeprüfter Vorurtheile Gehör zu geben, und z. B. an seiner vermeintlichen „Menschenkenntniß" sofort irre werden müssen, wenn er gewahrt, wie „kritische", ja „kaustische Naturen" sogar vor ganz vulgären Rührstücken in Weichmüthigkeit zerschmelzen können, was doch keineswegs eine Seltenheit ist; es sind ja auch die traurigsten δύςκολοι, deren Gelächter wir bei komischen Scenen am lautesten aus dem Parterre heraufschallen hören.

Geduld ist die Tugend der Spontaneität, **Treue** die der Impressionabilität — das Nichtwartenkönnen einer der sichersten Gradmesser für die Stärke jener, und nicht von ungefähr kam gerade ein Hellene zu dem Ausspruch: οὕτω τι πρᾶγμ' ἐστ' ἐπίπονον τὸ προςδοκᾶν (Menander apud Stobaeum). Wie schon das stille Entgegenharren ohne ein Niederkämpfen des vorwärtsdrängenden innern Strebens nicht möglich ist, so erwarb sich die in Leid und Unbill ausharrende Geduld vorzugsweise den Beinamen der „christlichen"; denn sie ist eine Vorschule der eigentlichen Ascese wie nichts anderes; besteht sie doch im letzten Grunde in einer steten Selbstverleugnung des auf schmerzerleichternde Abwehr bedachten Willens — ist also die einfachste und natürlichste Form seiner Selbstverneinung, die sich gegen die Spontaneität und somit gegen den Willen — um einmal Hegel'sch zu sprechen — in seinem reinen Fürsichsein richtet. Und gerade an der Anlage zur Geduld zeigt es sich, wie die Stärke der Spontaneität beim Choleriker eine andere ist als beim Sanguiniker, für welchen dieselbe ja auch nicht zu den in erster Linie charakteristischen Merkmalen zählt. Die flüchtige Reagibilität des letztern macht ihn geneigt, sich leicht beschwichtigen,

d. h. durch irgendein neues Motiv von dem ungeduldigen Gespanntsein auf den Eintritt eines erwarteten Ereignisses ablenken zu lassen, während der Choleriker „ganz aufgeht“ in die Angelegenheit, welche ihn gerade occupirt, also, solange er nicht mit Selbstbeherrschung sich dagegen stemmt, sich ungeduldiger zeigt als jener. Dieser Unterschied ist auch Flattich nicht entgangen; denn was er (a. a. O., S. 355), von der größern „Biegsamkeit“ der „Buben“ im Vergleich mit den Jünglingen sagt, läuft darauf hinaus, daß Spontaneität und Reagibilität während des Knabenalters in ihrer Selbstbehauptung noch derjenigen Festigkeit entbehren, welche erst mit dem klaren Bewußtsein um den Umfang der eigenen Kraft und um die der eigenen Natur am meisten entsprechenden Zwecke sich einstellen kann; solange aber dieses noch nicht vorhanden, ist es leichter, durch momentane Reize einem sich kundgebenden Verlangen entgegenzuwirken; wer noch nicht recht „weiß was er will“, ist bei kluger Behandlung sehr bald umzustimmen. Deshalb können Kinderwärterinnen, welche sich auf diese Kunst nicht verstehen, schon die Säuglinge so unerträglich ungeduldig machen, während nach jenem Gesetze verfahrend eine gewisse Virtuosität in angemessener Beschäftigungsweise selbst noch am intractabelsten „Schreihals“ Wunderdinge verrichtet.

Der Geduld verwandt ist die Treue, sofern sie auf der Fähigkeit beruht, denjenigen Motiven, welche einmal erregte Gefühle gefährden könnten, keine Macht über das Gemüth einzuräumen. Zwar gibt es auch eine Scheintreue der eigensinnigen Selbstbehauptung; aber dies Afterbild der rührendsten Tugend sollte keinem deren hohen sittlichen Werth verdächtigen; denn echte Treue ist ohne Uebung im Selbstbekämpfen undenkbar und fällt genau genommen schon überwiegend unter die S. 53 als vierte aufgestellte ethische Grundform, auch deshalb, weil sie keinen außerhalb ihrer selbst liegenden Zweck verfolgt, allein in sich selber ihre Befriedigung sucht und findet. Der wahrhaft Treue scheut

jede Untreue als einen Abfall von seinem bessern Selbst, weil sie allemal zugleich ein Frevel an der Wahrhaftigkeit, dieser heilig-strengsten unter den menschheitverbindenden Göttinnen, ist — und wie dem Deutschen „Treu und Glauben" („Trauen") untrennbar sind, dem Briten „treu und wahr" in einen Begriff zusammengehen, so ermahnt mit schönem Doppelsinn Polonius den scheidenden Sohn:

This above all: To thine own self be true;
And it must follow as the night the day,
Thou canst not then be false to any man.
„Hamlet", I, 3.

Und die Tochter der Treue ist die Dankbarkeit, die des Empfangenen still gedenkt, auch wenn sie das nicht kenntlich machen, sich nicht „erkenntlich" beweisen kann. Doch hat auch sie ihr Gegenbild — das nachträgerische Grübeln der Rache ist's, das nicht „vergessen" kann das erfahrene Unrecht, die erlittene Kränkung — „dankbar" und „lancræche" sind die Kehrseiten einer und derselben Treue der Impressionabilität.

Dagegen macht die Abschätzung der Receptivität, abgesehen von der obenbesprochenen Verwechselung, fast gar keine Schwierigkeit — sie gibt sich sozusagen am naivsten zu erkennen — denn ein in dieser Beziehung dissimulirender Brutus wird nur unter ganz besondern Umständen zu präsumiren sein. — Uebrigens ist selbst die Langsamkeit der Receptivität — dies vornehmste Charakteristikon des Phlegmatikers — nicht ohne eine ihr eigenthümliche Tugend: es ist die Langmuth; denn, wie mit jeder Reaction, verzieht der Phlegmatiker auch mit der Strafe und läßt die Schuld erst bis zu einem gewissen Maße sich aufsummiren, ehe er dagegen einschreitet; falls nicht etwa ein starker Egoismus ihn anreizt, alsbald eine „Remedur" des verletzten Rechts oder der gestörten Ordnung zu suchen. Aber wiederum ist es schwache Spontaneität, welche die Ausübung dieser Tugend erleichtert; deshalb sind ceteris paribus die Müt-

ter langmüthiger als die Väter, und die Großältern am allerlangmüthigsten — die lassen sich von den ungezogenen Enkeln nur zu oft „auf der Nase spielen", und wer im großälterlichen Hause groß geworden, pflegt noch „verzogener" und bei cholerischem oder sanguinischem Temperament noch „unbändiger" zu sein als die Söhne der Witwen. Der Zorn des „hitzigen" Cholerikers wallt sofort auf, wo der Langmüthige noch erst abwartet, was „aus dem Dinge werden will", und der sanguinische „Brausekopf" kann es schlechterdings nicht begreifen, wie man „bei so etwas nicht aus der Haut fahren" solle. Für die Unterschiede der Receptivität allein ist die Vergleichung ganz zutreffend, welche man mit Vorliebe für die Temperamente selber gebraucht hat: mit guten und schlechten Wärmeleitern — langsam „thaut auf", wer von langsamer Receptivität ist — und dem „kocht bald das Blut", dessen Receptivität von besonderer Raschheit ist — denn man wird ja wiederum nicht vergessen dürfen, daß es sich bei diesem Begriff der Receptivität um die Empfänglichkeit für Motive und Gemüthseindrücke, nicht direct um die Raschheit der intellectuellen Auffassungsgabe handelt, welche wir zwar nicht für absolut unabhängig von jener halten, aber doch auch so sehr für ein Secundäres und durch weitere Zwischenglieder Vermitteltes, daß es uns nicht sofort das Concept verschiebt, wenn wir etwa bei Schülern von fast apathischer Gleichgültigkeit des Phlegmas einem außergewöhnlich „leichtlernigen" Kopfe begegnen — so wenig wie das Gegentheil: auffallende „Schwerlernigkeit" bei großer Willensirritabilität — wir wissen ja überdies schon, daß dies nach den verschiedenen Lehrobjecten verschieden zu sein pflegt. — Wenn also tausenderlei Motive die „verhaltene" Spontaneität gewissermaßen zu einer verhüllten machen können, genügt der Regel nach schon die einzige Eitelkeit als Triebfeder, daß einer mit der Art seiner Receptivität nicht „hinter dem Berge halte", während die Natur der Reagibilität oft genug „belauert" sein will und

jede Art von Ueberraschung für sie als Probirstein sich empfiehlt; denn gerade im ersten Contact, ehe die reflectirte Contenance Zeit gewinnt, ihre Maske vorzulegen, verräth sich die Gegenwirkung in gar mancherlei Weise. Am wenigsten leicht „verliert die Fassung“ der Phlegmatiker — die ἀταραξία braucht er vom Stoiker nicht erst zu lernen. Aber unter dem Zwang von Convenienz und Sitte vermag uns schon das sanguinische Weib, unterstützt von einer angeborenen, räthselhaften, kaum irgendwelcher Uebung bedürftigen Virtuosität im Dissimuliren, einen Augenblick zu täuschen; und wenn sich die cholerischen Diplomaten noch besser auf ihren Vortheil verständen, so würden sie sich den vollen Bart stehen lassen, dessen Teleologie Schopenhauer allen Ernstes darin findet, daß äußerlich ersetzt werden sollte, was dem Weibe von Hause aus innewohnt: eine größere Gewandtheit in Beherrschung des Mienenspiels. Wer seine Gemüthsbewegungen „verbeißt“, verräth ja dadurch schon, daß er ein Geheimniß habe und damit, nach Jean Paul, dieses selber wenigstens zur Hälfte. An denen also, die „sich geben wie sie sind“, müssen die Elementarobservationen angestellt werden. Was den Getroffenen „bestürzt“, kann den Mitfühlenden „erschüttern“, und selbst den relativ Gleichgültigen „consterniren“ und „betroffen“, oder, wenn's ein Phlegmatiker ist, wenigstens „stutzig“ machen. Was den ruhigen Zuschauer „in Erstaunen setzen“ mag, „verdutzt“ leicht den, welcher gleich eine Antwort darauf bei der Hand haben sollte, und, weil er sie nicht hat, mit stockender Stimme und offenem Munde dasteht, als entführe diesem die stumme Frage: „was will das heißen?“ oder „was soll ich dazu sagen?“ Gibt dem Verdutztsein eine Dosis Bornirtheit noch ein besonderes Geschmäckchen, so pflegen wir ans „elfte Gebot“ zu appelliren — denn vor uns steht der „Verblüffte“; der hält erst recht Maulaffen feil, möcht' er doch wissen, wie er eigentlich dazu komme, auf so etwas gefaßt sein und wol gar noch Rede stehen zu sollen. Wo der sangui-

nische Eukolos nur für eine Zeit lang „perplex" bleibt (weil sein Denken sich verwirrt), da sehen wir den anämatischen Dyskolos auf die Dauer „eingeschüchtert". Ebenderselbe wird, vollends bei „nervöser" Reizbarkeit, leicht „schreckhaft" und doch weit entfernt von eigentlicher „Angst" sein — man braucht nur an Wallenstein zu erinnern. Mancher zittert beim unvermutheten Anblick einer Maus und steht fest im dichtesten Kugelregen — auch das gehört zur Art des Anämatikers. Der Schreckhafte „fährt zusammen" für einen Augenblick und thut einen Schritt rückwärts, aber kann den Eindruck sofort verwinden; der Feige „bebt" inmitten der — vielleicht nur eingebildeten — Gefahr, der Aengstliche schon vor der blos möglichen, die ihm jedoch seine Einbildungskraft als eine wirkliche und nahe vergegenwärtigt. Schon Ausdrücke wie: „die Angst befällt, überkommt einen" enthalten außer dem Moment der Passivität im Verhalten zum angsterregenden Motiv das Merkmal des Plötzlichen und Momentanen, Affectmäßigen, wogegen Furcht eine dauernde Stimmung bezeichnet. In Todesfurcht lebt jeder, der das Leben lieb hat, so oft ihm das Bewußtsein kommt, daß er einmal sterben muß; in Todesangst nur wer eine sofort drohende Gefahr für sein Leben vor Augen sieht oder zu sehen meint. Die Furcht faßt auch ferner stehende Möglichkeiten ins Auge mit dem Bewußtsein, daß deren Verwirklichung sobald noch nicht zu erwarten sei, und nimmt demgemäß auf Mittel zur Rettung Bedacht oder sieht sich nach Hülfe um. Wer Angst empfindet — z. B. vor herannahender Cholera — hegt kein Vertrauen zu denkbarer Hülfe, sondern sucht allemal sein Heil in der Flucht. Die Angst treibt von hinnen, die Feigheit bannt auf dem Flecke fest. Den Hypochonder nennen wir ängstlich, weil er das kleinste Schmerzgefühl auf grotesk ausgemalte Ursachen zurückführt und stündlich seinen — womöglich täglich gewechselten — Arzt mit dem Verlangen bestürmt, ihm Mittel der Abwehr oder immer „peniblere" Vorschriften einer diätetischen Prophy-

laris anzugeben; aber einen hypochondern Generalissimus der Feigheit zu zeihen, haben wir selbst dann nicht unbesehens ein Recht, wenn er ohne Schwertstreich — — die Danewerk-Stellung preisgibt. — Die Bestürzung wirkt momentan der Feigheit, die Schreckhaftigkeit der Angst gleich. Den Bestürzten verläßt die Entschlossenheit, und der erstarrende Blick symbolisirt die vorübergehende Lähmung; das weitaufgerissene Auge des Verdutzten möchte die abhanden gekommene Geistesgegenwart wieder herbeiholen — den zur Flucht gewandten Intellect am Schopfe packen und zurückrufen; der Verblüffte, schon von Natur nicht allzu „besonnen", büßt unter dem unerwarteten — ja selbst unter dem unverhofften — Geschehen sein bischen Besinnung, und was ihm an klarem Denken zutheil geworden vollends ein. Der Schreckhafte und Aengstliche sehen sich unsicher schweifenden Auges nach Hülfe um — der Aengstliche auch in die Ferne, wohin ausschließlich sich das Gefühl der „Bangigkeit" richtet (weshalb auch das impersonelle „mir bangt" so gut mit „nach" wie „um" verbunden wird — jenes besonders süddeutsch mundartlich im Sinne des Sehnens, gerade so wie das sinnverwandte „es thut mir ahnd nach ihm" etymologisch mit „Ahnung", dem der zeitlichen Ferne zugekehrten Gefühle, und mit „Athem" und „anima", ἄνεμος, dem vorwärts strebenden Hauche, zusammenhängt). Für die Temperamentserkennung ist demgemäß das „Bangen" ohne Werth — und könnte uns bei der Ausscheidung der unechten Temperamente nur insoweit angehen, als nochmals der Dyskolie ihr Temperamentscharakter zu bestreiten wäre. Was noch im Dunkel der Zukunft verborgen ruht, kann allerdings als Vorstellungsbild mit voller Motivkraft im Innern wirken, aber nicht zur Einsicht in die individuelle Reagibilität gegen äußere Realitäten verhelfen. Für diese ist die Dyskolie mehr eine Voraussetzung als eine Form selber, wie die „Blödigkeit" des Anämatikers diesen dazu prädisponirt, leicht „verlegen", wenigstens „betreten" zu werden; worauf wir übrigens noch

in anderm Zusammenhang, behufs der ethischen Würdigung dieser und verwandter Eigenschaften, zurückkommen werden.

Paradoxa können selbst den keckſten Choleriker perplex machen — sofern nur der Intellect dabei in Verlegenheit geräth; weil aber Choleriker und Phlegmatiker einem derartigen Gefühl am liebsten in jeder Gestalt aus dem Wege gehen (der Sanguiniker möcht's auch gern — doch sein Temperament sorgt selber dafür, daß er die Bekanntschaft damit immer wieder erneuere), so erklärt sich's vielleicht schon hieraus, daß diese Herren durchaus keine Freunde von Paradoxien zu sein pflegen — ja man damit wol eigentlich am ehesten bei der Frauenwelt Glück macht, wo nicht gar bei der Frauenwelt damit am ehesten sein Glück, da deren Mehrzahl sich ans zweite und dritte Temperament vertheilen dürfte. Und mag's auch selber wie ein Paradoxon klingen, so ist's doch wahr: in der Geselligkeit dienen schroff aufgestellte Paradoxien dazu, durch momentane Entfremdung die Gemüther nachhaltig einander zu nähern; denn sie zeigen in der heterogensten Form das trotzdem bestehende Gemeinsame der fundamentalen Weltanschauung auf. Das Paradoxienspiel hat ja mit dem Witze dies gemeinsam, daß es auf dem Behagen beruht, die Unzulänglichkeit aller Abstractionen indirect und stillschweigend darzuthun. Andererseits participirt es an der Wahrheit aller Dialektik: die Einseitigkeit zu verhindern und selbige zu bekämpfen mit dem Gränchen Richtigkeit, welches auch in der extravagantesten Behauptung noch vorhanden ist. An sich aber hat es sein einfachstes Recht und seinen unwiderstehlichen Reiz für alle, die nicht geradlinige Flachköpfe sind, darin, daß es aller Trivialität direct und absichtlich den Krieg erklärt und zu jenem Staunen hinüberleitet, welches Motiv zu „weiterm“ Nachdenken wird. Für verwandte Naturen aber dient es als Erkennungszeichen, wenn man findet, daß andere auch schon unsere flüchtigen Einfälle sich haben durch den Kopf gehen lassen.

Zweifel an der Zuverlässigkeit der im Obigen enthal-

tenen Sonde für die Spontaneität möchten endlich noch einem aufsteigen, welcher sich überhaupt gewundert, daß der reinen Form des Phlegmatikers Stärke der Spontaneität beigelegt worden — aber dasjenige „resolute" Wesen, welches wir am echten Phlegmatiker finden, ist mit Langsamkeit der Receptivität sehr wohl vereinbar — denn diese kann wol das Fassen eines Entschlusses verzögern, aber dessen Ausführung nicht aufhalten — und die Bereitwilligkeit, das nach einigem „Bedenken" Beschlossene alsbald ins Werk zu setzen, verdankt der Phlegmatiker eben der Stärke seiner Spontaneität — und hat dann vor dem vielleicht nur rastlosen Choleriker die Unermüdlichkeit voraus — wir aber in dieser Differenz ein weiteres Mittel, den unechten vom echten Phlegmatiker zu unterscheiden.

Als eine der allerhäufigsten Verwechselungen ist angekündigtermaßen nun noch die des Eukolos mit dem Sanguiniker in Betracht zu nehmen. Wie die frühere Temperamentslehre sich überhaupt nicht scheute, gleichzeitig verschiedene Eintheilungsgründe nebeneinander zur Anwendung zu bringen, so wurden von ihr das sanguinische und melancholische Temperament überwiegend auf die Susceptibilität für Gefühle gestellt, während das andere Paar — cholerisch und phlegmatisch — eine feststehende Proportionalität zwischen der Spontaneität und der recipirten Einwirkung ausdrücken mochte. Da hieß es: der Sanguiniker verarbeitet innerlich keinen, der Melancholiker alle Eindrücke — daher hat dieser so viel Sinn für all „die kleinen Dinge" auch, denen ein Jean Paul seine zarteste Poesie gewidmet. — Den sogenannten Melancholiker werden wir unten im Abschnitt vom „Gemüthsmenschen" und als seine Schranke in Hinsicht auf die praktische „Brauchbarkeit" eben diese Hingebung an das Unscheinbare kennen lernen. Daß wir aber einen solchen Anämatiker c öfter traurig als heiter finden werden, liegt am Lauf der Welt, als welcher mehr trübe denn frohe Eindrücke herbeiführt. Dem entsprechend ist umgekehrt die Heiterkeit des echten, nicht blos wegen

vorhandener Eukolie dafür angesehenen, Sanguinikers mehr nur Schein; es sind nicht wirklich mehr fröhliche als trübe Stimmungen in ihm — sondern der rasche Wechsel in seinen Gemüthszuständen ist die einzige Ursache, wenn keine Trauer über ihn dauernd die Herrschaft gewinnt.

So halten wir auch hier an dem Streben fest, welches uns schon oben S. 39 geleitet hat: „das Temperament und seine Varietäten nach dem suum cuique ebenso fest zu umzirken", wie all die damit bisher confundirten Gebiete; und wenn es dabei allerdings ohne eine theilweise Umdeutung hergebrachter Terminologien nicht abgehen konnte, ja sogar die Nöthigung vorlag, der bisherigen Temperamentslehre „mit gewissen Gebietstheilen auch einen Namen zu entziehen": so zeigt sich gerade an dieser Stelle, wie ein solches Verfahren nicht blos im Interesse der leichtern Verständlichkeit eingeschlagen wurde, sondern auch in der Absicht, „uns nicht allzu weit von den durch Ueberlieferung fest gewordenen Vorstellungen zu entfernen". Ueberdies aber ließ sich allein auf diesem Wege hoffen, die bunten, krausen Lebenserscheinungen auch nur der scheinbar simpelsten Individualität einheitlichen Gesichtspunkten zu unterstellen. Wie dies durch das Hinüber- und Herüberspielen der auseinanderzuhaltenden Erscheinungsweisen ganz außerordentlich erschwert wird, das hat sich ja bereits mehr als einmal sattsam fühlbar gemacht. Wir sehen ja z. B. denjenigen, welcher insgemein ein Melancholiker genannt wird, mit ganzer Seele auch in das sich versenken, was ihn innerlich beglückt — und der Grad, in welchem er hierzu neigen mag, ist nicht unmittelbar durch sein Temperament, sondern dadurch bestimmt, ob er daneben mehr vom Eukolos oder vom Dyskolos in sich trägt. (Deshalb haben wir oben S. 29 und 47 einer schlechthinigen Identificirung des Dyskolos mit dem sogenannten Melancholiker vorzubauen gesucht.)

Der Anämatiker ist aber auch insofern an den Platz des Melancholikers gerückt, als die Apathie die Privation

eines der ihm grundwesentlichen Merkmale bezeichnet. Selbst die Oberflächlichkeit steht nachgerade davon ab, ein „indolentes Wesen“ für das sicherste und wichtigste Kennzeichen eines Phlegmatikers zu halten — denn der Respect vor einem — zuweilen sogar höchst — energischen Phlegmatiker ist ebenso sehr im Steigen, wie der vor einem im Grunde „schlappschwänzigen“ Choleriker im Sinken begriffen — man hat sich eben — unvermerkt — schon der richtigern Auffassung genähert und angefangen, die Temperamentsunterschiede weniger in den Gegensatz von Willensstärke und Charakterschwäche zu verlegen, als danach zu fragen, ob die Spontaneität (resp. Reagibilität) stoß- oder ruckweise nach außen dränge, oder stetig zurückwirke.

Doch übersehe man nicht: selbst im Bereich des Cholerikers kann man auf Erscheinungen stoßen, welche für Eigenthümlichkeiten des Melancholikers pflegen angesehen zu werden; es kann (und damit gehen wir noch etwas hinaus über das, was Schopenhauer, „Die Welt als Wille und Vorstellung“, I, §. 57 im Schlußabsatz, andeutet) die ganze Energie sozusagen nach innen schlagen, und die intensive Elasticität eines Cholerikers a — (zumal, doch nicht ausschließlich, wenn dieser zugleich Dyskolos ist — beim Eukolos wird freilich das Motiv ein anderes sein und der Erfolg leichter im Sinne der Lebensbejahung ausfallen) sich einseitig der Verarbeitung eines ungeheuern Schmerzes zuwenden. In solchen Fällen tritt die Thatkraft gar nicht nach außen, ohne daß sie deswegen aufhörte, diesen Namen zu verdienen — die bloße Bereitwilligkeit zum Fortexistiren ist dann schon als ihr großes Werk anzuerkennen — selbst ihre Eigenheit des stoßweisen Wirkens braucht sie nicht aufzugeben, wo sie sich so ins Gefühlsleben verschließt: denn gegen die intermittirend wiederkehrenden Angriffe des aufgefrischten Wehs braucht’s einen jedesmal von neuem aufgenommenen Kampf und nur ein immer wieder errungener Sieg garantirt den Fortbesitz des einmal Erkämpften — als Beispiel vergegenwärtige man sich den

zum Paulus gewordenen Saulus, aber auch alle Asceten von ursprünglich großer Willensvehemenz.

Es ist uns ja überhaupt nie in den Sinn gekommen, in Abrede stellen zu wollen, daß gewisse Temperamentsformen präsumirbarerweise sich leichter mit Dyskolie, andere mit Eukolie zusammenfinden werden — nur ist zu bestreiten, daß sich ein solches Zusammensein a priori sicher behaupten lasse. Mag auch flache Impressionabilität gewissermaßen zur Eukolie, tiefe zur Dyskolie prädisponiren, so darf daraus doch niemand eine ausnahmlose Regel machen oder diese gar auf das „metalogische" Gesetz der Identität stützen wollen. Was zu solcher irrthümlichen Annahme verführen kann, ist namentlich die Schwierigkeit, welche damit verbunden ist, empirisch gegebene Persönlichkeiten von solchem scheinbaren Nebeneinanderbestehen der Gegensätze nach unserer Temperamentstabelle richtig zu bestimmen, sofern nämlich die Oberflächlichkeit allemal geneigt sein wird, Erscheinungen wie den sanguinischen und anämatischen Eukolos miteinander zu verwechseln. Wir können z. B. beim Choleriker c mit einiger Wahrscheinlichkeit Dyskolie und beim Sanguiniker d mit noch größerer — Eukolie vermuthen; aber schon unsere Beispiele zu cholerisch d (S. 28, Anm.) setzten Dyskolie bei flacher Impressionabilität voraus; und indem wir sie hier vermehren um das „leicht piquirte" und dann tagelang schmollende, oder, bei trotzigerer Sinnesart, „maulende" Frauenzimmer ordinären Schlages, wissen wir zugleich, daß der „vergrämelte Sauertopf" und der „unausstehliche Quengler", wie das sogenannte „unzufriedene Gemüth" nicht in dieselbe Rubrik, sondern unter „anämatisch d" gehören. Und obgleich Leichtsinn als Manifestationsweise des Sanguinikers erkannt wurde (S. 30, Anm.), so schließt doch der edle Ernst eines cholerischen Dyskolos das Begehen „leichtsinniger Streiche" sowenig aus, wie die Dyskolie eines echten Anämatikers, daß wir denselben zuweilen in recht „aufgeräumter" Stimmung antreffen (wie

ein Zimmer „aufgeräumt“ heißt, wenn darin nirgends mehr etwas „im Wege steht“). Bei der Exemplification zu „sanguinisch c“ haben wir den „stupiden Hitzkopf“ genannt — und damit auch hier behauptet, daß Dyskolie vorkommen kann, wo jeder a priori „unbesehens“ gern auf Eukolie schließen würde. — Den Formen sub 14 und 16 der Tabelle zeigte sich — nach ihren drei gemeinsamen Merkmalen — eine gewisse Stumpfheit eigen, und solche läßt sich ohne Einfluß auf die intellectuelle Seite der Individualität kaum vorstellen, — aber nur, wo als viertes Merkmal flache Impressionabilität hinzutrat, sahen wir aus der Stumpfheit eine „blöde“ Dumpfheit des Fühlens werden — und daß solche der Eukolie Vorschub leisten kann, gereicht dieser nicht gerade zur Empfehlung.

Wundt hat (in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, 1861) in das Signalement des Sanguinikers und Cholerikers einen raschen, in das des Phlegmatikers und Melancholikers einen langsamen Blick aufgenommen, und wenn wir uns nicht die Beschränkung auferlegt hätten, von physiognomischen Bestätigungen durchweg abzusehen, so würde hier allerdings ein Excurs über die „Artillerie des Auges“ am Platze sein.

2. Die Temperamente in Verbindung mit dem posodynischen Gegensatz und beider Beziehung zum plastischen oder reproductiven System (Tama Guna).

Gelegentlich (S. 50) sprachen wir schon davon, daß das Handeln des Cholerikers durch Dyskolie eine gewisse Dämpfung erfahren könne; hier dürfen wir hinzusetzen: nur den cholerischen Eukolos wird ein absolut rasches Zugreifen kennzeichnen. Umgekehrt haben wir, wo sich Anämatie mit Dyskolie durchwebt, den Prototyp des Urängsterlings oder des allzeit unausstehlich nörgelnden „Querkopfes“. Dagegen scheint beim anämatischen Eukolos an Albernheit

streifende Lustigkeit des faden maître de plaisir indicirt zu sein, wenngleich um solchen Posten auch gern ein Sanguiniker, zumal von der Form d, ambiren wird, falls ihm nur die erforderliche Eukolie den Sporn dazu ansetzt. (Näheres hierzu im folgenden Kapitel.)

Aber wir wollen versuchen, die nach den möglichen Doppelkreuzungen am weitesten auseinanderliegenden Opposita einander gegenüberzustellen, um in denselben Zusammenhang zugleich nachzutragen, was über die Beziehung zwischen Constitution, Temperament und posodynischem Gegensatz, mehr neben und außer als trotz den Warnungen vor leichtfertigem Identificiren, wie sie früher anzubringen waren, Haltbares sich aufstellen läßt.

Schlechte Verdauung hat leicht Verstimmtsein zur Folge — auf diesen Erfahrungssatz beruft sich der metaphysiklose Standpunkt lieber als auf den ebenso wahren: Gemüthsverstimmung zieht leicht eine Digestionsstörung nach sich — denn letzterer sieht beinahe schon spiritualistisch aus und widersetzt sich jedenfalls der so bequemen Entstellung, mittels welcher man erstern in ein „Verstimmtsein ist die Folge schlechter Verdauung“ umformen möchte. Es paßt den Verfechtern des „der Mensch ist was er ißt“ nicht in ihren Kram, daß Rameau's Neffe („Narciß“) nur die halbe Wahrheit sagt. Wie immer bei der Folgerung: Post hoc, ergo propter hoc, so wird auch von jenem, consequent sein wollenden und darüber einseitig werdenden, Monismus ignorirt, daß in der Causalkette jeder Zustand zugleich Wirkung und Ursache ist, und daß es gar nicht des Nothbehelfs, eine allemal zweifelhafte Wechselwirkung zu statuiren, bedarf, um nacheinander ins Bewußtsein tretende Erscheinungen als nebeneinander bestehende Aeußerungsweisen eines und desselben Grundwesens gelten zu lassen. — Ob das die Intestinalsphäre, als „Sichtbarkeit des Willens zu essen“, „verstimmende“ Motiv eine materielle Ueberladung des Bauchs oder eine Affection des Gemüths ist: das ändert nichts an den beiden nebeneinander her-

laufenden Phänomenen, dem somatischen und psychischen; ob, was einem „im Magen liegt", stofflicher oder geistiger Natur ist, trägt nichts aus für die physiologisch-pathologischen und die psychologisch-affectiven Wirkungen. Aber dem Charakterologen ist es keineswegs ebenso gleichgültig, ob er weiß oder nicht weiß, was jedesmal das prius, das πρότηρον τῇ φύσει sei, und ihm liegt nicht wenig daran, anerkannt zu sehen, daß ebenso gut „angeborene" — will sagen: im intelligibeln Charakter wurzelnde — Dyskolie eine habituelle Schwäche des „reproductiven Systems", wie andauernde Obstruction die Erscheinungen der Dyskolie mit sich führen könne, — und *insofern* interessirt ihn der „Habitus" als „äußerer Ausdruck der Constitution, der sich zu ihr verhält wie der Symptomencomplex zur Krankheit" (Wunderlich, a. a. O.), so sehr ihm auch dadurch die Entscheidung darüber erschwert wird, auf welcher der beiden Seiten er das ursprüngliche „Causalitätsmoment" zu suchen habe. *) — Worauf wir aber hinauswollen, ist dieses: die Dyskolie läßt leibarm bleiben und nicht gern zu hohen Jahren kommen — bei der Eukolie gibt's rothe Backen und „pralles" Zellengewebe — kurz eine üppige Plastik. — Doch anders freilich „zehrt" die Dyskolie am Phlegmatiker und Sanguiniker, oder bei flacher, anders beim Choleriker und Anämatiker, oder bei tiefer Impressionabilität.

Allein die verschiedene Wichtigkeit, welche die vier zusammentretenden Erscheinungsformen des Willens je für ein Temperament haben, verbietet uns, einfach die acht

---

*) Genau dasselbe gilt natürlich für die Aetiologie eigentlicher *Geisteskrankheiten*, insofern dieselbe ebenso oft von „spirituellen" wie von „materiellen" Ausgangspunkten anzuheben hat, da nachweisbare Erkrankungen der Gehirnsubstanz ebenso gut secundäre Folgen vorausgegangener Gemüthserschütterungen oder sonstiger „Alterationen", als primordiäre Ursachen erst allmählich zu Tage tretender „Geistesstörungen" aller Art sein können.

Paare herauszuheben, in welchen alle vier Merkmale conträre Gegensätze bilden; denn daß dies z. B. auch bei dem Choleriker d und Phlegmatiker d (sub 13 und 15) eintrifft, kann höchstens einen weitern Beleg für das extrema sese tangunt liefern, und dieser verliert nach dem, was in der Anmerkung zur Tabelle bereits über innere Compensationen gesagt worden, sogar alles Ueberraschende. Wohl aber gibt es einzelne Paare, die sofort als volle Gegensätze ins Auge springen; dahin rechnen wir:

cholerisch a (1) und sanguinisch d (14),
sanguinisch a (4) und anämatisch c (12),
cholerisch b (2) und anämatisch d (16),
sanguinisch b (5) und phlegmatisch c (9),

und selbst noch: phlegmatisch a (7) und anämatisch b (11), auf die Gefahr hin, so the lovely Lady ihrem Herrn Gemahl unmittelbar gegenüberstellen zu müssen; scheint doch ein Blick auf beider „Corporisation" das Recht hierzu lediglich zu erhärten: ihr schmachtendes „Theegesicht" neben seine robuste Sherryphysiognomie gehalten — und solcher Gegensatz ist es ja, welcher uns an dieser Stelle zunächst beschäftigt, indem wir uns den Gegensatz der Temperamente überall durch den posodynischen verschärft vorstellen, sodaß der cholerische (a) Dyskolos dem sanguinischen (d) Eukolos, der sanguinische (a) Eukolos dem anämatischen (c) Dyskolos, und der phlegmatische (a) Eukolos wiederum dem anämatischen (b) Dyskolos, aber auch der cholerische (b) Eukolos dem anämatischen (d) Dyskolos und der sanguinische (b) Eukolos dem phlegmatischen (c) Dyskolos gegenübertritt.

Sahen wir von den nach hergebrachter Dreitheilung als irritables, sensibles und plastisches System bezeichneten Vitalfunctionen die beiden erstern beim Temperaments- und posodynischen Unterschiede gewissermaßen direct betheiligt, so wurde es jetzt unsere Aufgabe, auch das dritte System, von Schopenhauer (an den S. 39 angegebenen Stellen) mit gutem Fug nach indischer Terminologie als

Tama Guna vorgeführt, auf seine charakterologische Bedeutung anzusehen. Dasselbe macht sich sofort kenntlich als das, die nach außen gerichtete Willensbethätigung retardirende, die nächste Objectität des Individualwillens, den eigenen Leib, formirende, „vegetative“ Element. — Und von ihm glauben wir mehr behaupten zu dürfen, als was sich in unbestimmterer, beinahe nur negativer, Fassung oben S. 40 von der Constitution sagen ließ: daß selbige im intelligibeln Wesen irgendwie ihr Correlat haben müsse. Die Verbindung, in welcher das reproductive System beim gegebenen Individuum mit Irritabilität und Sensibilität auftritt, wird kein rein zufälliges, beliebiges und schlechthin wandelbares Verhältniß darstellen, sondern es wird zu dieser wie zu jener mehr oder minder sichtbar in umgekehrter Proportion — der Folge einer gewissen antagonistischen Reciprocität — stehen. (In ähnlichem Sinne spricht Schopenhauer, „Paralipomena“, 1. Aufl., II, §. 94, von einem „Balancement der drei physiologischen Grundkräfte“.) Demgemäß können wir bei der kräftigen Irritabilität und Sensibilität des cholerischen Dyskolos am wenigsten eine starke Entwickelung desselben erwarten: am magern Cassius ist auch dies dem Cäsar zuwider, daß der (Shakspeare, „Julius Cäsar“, I, 2) sich rühmen darf, den Rivalen einst im Wettkampf ihrer Körperkraft überwunden zu haben, ja, der Sinkende nach ihm Hülfe verlangend den Arm ausstrecken mußte. Vollends aber mag der nach Tyrannis Trachtende solche Mischung deshalb nicht, weil sie begreiflicherweise wie keine andere zum Revolutionär disponirt — daneben oder darum jedoch gleichfalls zum tragischen Helden und zum systematischen Pessimisten à la Byron, wie zum blutheischenden Zeloten, der in Autos de Fé seinen Durst nach Weltvernichtung kühlt, weil seine zähe Vernunft bei schwachem Verstande ihn nicht auf die ruhige Höhe des überwiegend kritischen, nicht blos energischen, sondern auch klaren, Geistes zu erheben vermag, von der aus die Welt und ihr Elend überschauend ein Leopardi

noch der dichterischen Gestaltung fähig bleibt. Aber welche Zuthat immer der Intellect darreichen mag: da wie dort begegnen wir stets der gleichen Polarität; was solchen Leuten antipathisch, ja antipodisch ist, damit beschäftigen sie sich am beharrlichsten: ihre Antipathien sind zugleich ihre Liebhabereien, also sozusagen auch ihre Sympathien: das ihnen Widerstrebende kitzelt ihr Selbstgefühl und lenkt sie ab von der unerquicklich oppositionslosen Betrachtung der Außenwelt — Streit ist ihr Lebenselement, sei es als Rauferei in der Dorfschenke, sei es als Polemik des unermüdlichen disputax im Hörsaal oder auf den Fehdeplätzen der Literatur. *)

Ehe man von dieser Regel Ausnahmen gefunden zu haben behaupten darf, muß man im concreten Falle untersucht haben, ob nicht etwa ein Sanguiniker für einen Cho-

*) Im schlimmen Sinne bezeichnet man solche „Kampflust" gern als „Händelsucht" — aber auch an dieser ist ein doppelter Ursprung zu unterscheiden: wer im Vollgefühl überschüssiger Kraft mit jedem „gern anbindet" und den Anlaß zu Streit und Zank mit naivem Muthwillen „vom Zaune bricht", also herausfordernd auftritt, ist anders zu beurtheilen, als wer für sich nichts weniger als Freude am Hader hat, aber vermöge sehr empfindlicher Reagibilität und tiefer Impressionabilität leicht und oft in die Lage kommt, sich „seiner Haut wehren" oder ihm theuere Anschauungen vertreten, geheiligte Positionen vertheidigen zu müssen: einen solchen nennt Vulgus auch „streitsüchtig", wiewol er niemals Streit „sucht", sondern nur in die Schranken tritt, wo Pflicht oder Gefühl, besonders Pietät, ihn aufruft. Aber für derartigen Fehdehandschuh hat der Philister kein Verständniß; ihm ist's, wie immer, bequemer, nach dem bloßen Anschein zu urtheilen, und er spricht gar von „kleinlichem Gebaren", über das er sich erhaben dünkt, weil er Werth und Größe nur nach Groschen und Scheffeln taxirt. Dabei bleibt die *Unverträglichkeit* des reinen Anämatikers in ihrer ganzen Unerträglichkeit bestehen, und soll kein Wort zur Entschuldigung des „Störefrieds" gesagt sein, der seine *boshafte* Freude daran hat, unschuldige Freuden harmloser Menschen zu trüben, sei es indem er plump mit Fäusten dreinschlägt, sei es indem er mit wenig Witz und viel Behagen giftige Spottlauge um sich spritzt.

lexiker gehalten sei, oder wie tief die Dyskolie ging — letztere wird bei solchen Oppositionsmännern, die niemals es weiter als bis zum linken Centrum bringen, nicht gar einschneidend sein — und endlich gibt es auf der äußersten Linken Männer genug, welche einzig und allein ihr kritischer Geist dahin führte, obgleich sie von Haus aus zum Geschlecht der ausgeprägtesten εὔκολοι gehören. Die ebenso gut= als mattherzigen „Altliberalen" vereinigen sogar nicht selten phlegmatische Bonhomie mit unverwüstlicher Eukolie und treten deshalb regelmäßig von der Bühne ab, sobald die Sache anfängt „Ernst zu werden".

Wo dagegen, wie im phlegmatischen und anämatischen Dyskolos, der Sensibilität die Irritabilität nicht ganz das Gleichgewicht hält, da ist eine mittlere Stärke des plastischen Systems indicirt — und wir gewinnen die überraschendste Bestätigung dessen in dem Umstande, daß Shakspeare wirklich die Hamletsnatur mit einigem Embonpoint ausstattet!

Wir sahen bereits, wie es ganz in derselben Consequenz liegt, daß die, in Muskelkraft und Knochenhaftigkeit sich objectivirende, Irritabilität sich am ungehemmtesten da niederschlägt, wo keine Dyskolie sie stört; so tritt uns in dem cholerischen Eukolos sofort der „frische, freie, frohe, fromme" (altdeutsch gleich: tüchtige) Turner vor Augen, den keine Fettfülle am Springen und Klettern hindert — es ist der Typus derer, die sich gern der mens sana in corpore sano rühmen, — der muthige Krieger, der kecke und doch beharrliche Oppositionsmann, der echte Reformer, dem vor allem auch der sanguinische Eukolos verächtlich ist, weil dieser den Exaltirten, den Schwärmer und Enthusiasten — kurzum, den windigen Franzosen macht, welchen wir uns gar nicht anders als mit zierlichem, weder besonders muskulösem noch vollem Körperbau vorstellen können. Die sanguinische Eukolie führt ihre Heldenthaten unter dem Privilegium des Euphemismus „Schülerschwänke" und „Studentenstreiche" aus, und ihre Vergehungen nach dem

Titulus: „Auflehnung gegen die Organe der öffentlichen Ordnung“ beschränken sich auf nächtlichen Straßenunfug oder Krawalle, die „sonst weiter keinen Zweck“ haben und über katzenmusikalische Demonstrationen nicht leicht hinausgehen. Und zur weitern Erhärtung dessen, daß dieselbe ihren vollen Gegensatz am phlegmatischen Dyskolos hat, können wir uns nach einem dialektischen Gesetz, welches nicht minder für die Willensstrebungen als für die logischen Denkprocesse ein plötzliches Umschlagen ins Gegentheil erfolgen läßt, auf den keineswegs unerhörten Vorgang berufen, wo jener Weg, den Schopenhauer δεύτερος πλοῦς nennt, gerade solche bis dahin leichtlebige Naturen der härtesten Ascese zuführt, für welche doch an sich die Dyskolie des Phlegmatikers die natürliche Bedingung zu sein scheint, sofern diese sich dem „Quietismus“ zuneigt, dessen egoistische Gestalt in politicis als Reactionär aus Selbstsucht, als conservativer „Fanatiker der Ruhe“, als doctrinärer Absolutist hinlänglich gekennzeichnet ist; während die selbstverleugnende Weltflüchtigkeit mit Kasteiung nur auf dem Boden moralisch entgegengesetzter Beschaffenheit, aus dem hingebungsreichen Gemüth, erwächst. Zudem wurde bereits oben S. 75 fg. erwähnt, wie auch die Kraft, welche in der Periode der Sansara als cholerische sich bethätigte, in der Verneinung fortwirken kann — man denke vor allem an einen Abälard! Wie die Leichtigkeit des Anlasses zum Selbstmord einen Maßstab für die Tiefe der Dyskolie gibt, so auch der Grad des Leidens, welcher bei gleicher moralischer Anlage erforderlich ist, um zur Verneinung des Willens, zum Quietismus, zu führen. Bei einem Benvenuto Cellini mit seinen vielen Rückfällen in die Sansara erscheint der Wille als nur deprimirt, depotenzirt, nicht als aufgehoben — als nur suspendirt in seinen Functionen, nicht als wirkungsunfähig gemacht. Ueberhaupt ist der Wille, ebenso gut wie für Acte der Bejahung, prädisponirt, prädeterminirt und präformirt, bei gegebenem Anlaß sich zu verneinen — das Quietiv wirkt mit der gleichen

Nothwendigkeit wie jedes andere Motiv — so gut wie der Indolente stärkere Incitamente als der Sanguiniker braucht, so gelangt der Eukolos auch nur durch schwerere Leiden als der Dyskolos zur Verneinung, — selbst wo diese nur zeitweilig vorkommt. Aber die auf der Oberfläche liegende Graddifferenz ist auch hier nicht das Entscheidende, sondern die im intelligibeln Charakter begründete Maßbestimmung des individuell erforderlichen Grades, welche, für Acteur wie Zuschauer gleichsehr nur a posteriori sicher erkennbar, vor ihrem vollendeten Eintritt nach empirisch vorliegenden Daten höchstens mit einiger Wahrscheinlichkeit vorausberechnet werden kann.

Welch ein ganz anderes Bild dagegen taucht vor unserer Erinnerung auf mit dem phlegmatischen Eukolos, an den eigentlich das populäre Bewußtsein bei der Bezeichnung „Phlegmatiker" allein denkt. Da haben wir (vgl. das Kapitel vom „guten Gesellschafter") jene „behäbig" freundlichen alten Herren vor Augen, die in der Jugend als „coulante" Bonvivants, schon weil es ihre Bequemlichkeit würde gefährdet haben, niemand das Wasser trübten, und im Alter gar dankbare Tischgäste sind — vorausgesetzt, daß ihrer Gourmandise, dieser Manifestation der bei ihnen vorwiegenden Reproductivität, die nöthige Huldigung nicht versagt werde. Stets zum Schlichten und „Austragen" aller Conflicte geneigt, bethätigen sie eine gewisse Zähigkeit in Präventivmaßregeln gegen alles, was stören könnte, und ihre Toleranz findet nur an den „ewigen Krakeelern" und „Querulanten" ihre Schranke; denn Unverträglichkeit gilt ihnen schier für der Todsünden allerschlimmste. Vom eigentlichen Parteikampf halten sie sich — darin vom phlegmatischen Dyskolos verschieden — zwar lieber fern; sind aber, wo die Noth ruft, doch die geborenen Bundesgenossen derer, die sich in Staat und Kirche auf die äußerste Rechte, d. h. die Seite der jedesmaligen Machtinhaber, setzen, — nota bene wenn und soweit ihnen die Dauer dieser Macht garantirt scheint; sonst läßt sie ihr feiner Instinct für die

Bedingungen der eigenen Sicherheit im Lager derer bleiben, denen die Zukunft gehört, zumal das Beharrungsvermögen ihrem Temperament viel zu wesentlich ist, als daß bei ihnen auf leichten und häufigen Parteiwechsel zu rechnen wäre, und mehr noch als bei andern bleiben bei ihnen die ersten Jugendeindrücke und Erziehungseinflüsse fürs ganze Leben entscheidend. Zu Schicksalsschlägen verhalten sie sich wie Leute, deren Haut leicht heilt (das Gegentheil soll ja nach der Volksregel auf Unversöhnlichkeit des Gemüths deuten), zu Wunden — sie verwinden dergleichen bald und vollständig, sodaß es für sie nur acute Seelenleiden gibt — ein relatives Glück, nämlich sofern das Drastische in ganzer Intensität nur empfunden wird, wo es Chronisches im Gefolge hat: die immer offenen Wunden der Unruhe, der Sorgen, des Grams, des Kummers und der fortgesetzten Täuschungen. Selbst das Gewissen scheint bei ihnen an der Privilegirtheit zu participiren: denn wie dies Temperament gegen schweres Leiden sichert, so — wenigstens bis zu gewissem Grade — auch vor schwerer Schuld — weshalb niemand leichter als so ein Glückskind vergessen kann, daß er überhaupt ein Gewissen in sich trägt.

Von den hier angegebenen Zügen wird man ein gut Theil wiederfinden, wenn man sich umsieht nach den classischen Repräsentanten, welche für diesen Typus die englische Nationalität liefert — sei es, wo ein Palmerston seinen unzerstörbaren Humor behauptet, während die Opposition den Ruin des Staats unvermeidlich nennt, sei es, wo ein einfacher Schiffskapitän sich beharrlich weigert, einen Lootsen an Bord zu nehmen, während der Orkan die nahen Sandbänke umtost.

3. Dieselben Complexe auf ihr Wechselverhältniß zur intellectuellen Verschiedenheit angesehen.

Wir kommen jetzt zur genauern Betrachtung eines Theils von denjenigen Problemen, welche nach S. 13 fg. von der Erfahrung uns gestellt werden, und knüpfen mittels einer Wiederholung des dort Gesagten an.

So schroff auch an Stellen von Schopenhauer ein Dualismus zwischen Wille und Intellect betont wird, so reicht doch das einzige Kapitel „Vom Genie" hin, um den Rapport zu constatiren, welcher zwischen dem Individualcharakter und den individuellen Anlagen des Intellects nirgends ganz geleugnet werden kann. Im Gegentheil nimmt unter den Aufgaben, welche der detaillirende Ausbau seines Systems mit sich bringt, gerade die Frage nach der Abhängigkeit des individuellen Intellects vom individuellen Charakter einen sehr hohen Rang ein; ja einen um so höhern, als erst durch ihre gründliche Lösung manche ungerechte Anklage gegen die ganze Lehre wird zum Verstummen gebracht werden können. Noch immer wird, selbst von befreundeter Seite (z. B. in der Gwinner'schen Biographie), behauptet, das System lasse da eine empfindliche Lücke, wo das Gemüth zur Darstellung hätte gelangen müssen; — und wirklich wird nur ein achtsames Auge den Ort entdecken, wo auch dieser Erscheinungsform des Willens ihr Recht zutheil wird; denn fast scheint es, als habe der Architekt geflissentlich die Punkte verhüllt, wo an seinem Bau auch hierfür die Ansätze gegeben sind. Insbesondere ist es der rasche Uebergang von den Functionen der Irritabilität zu denen der Sensibilität (an welcher letztern sofort die Erkennens- und Vorstellungsseite mit ganzer Wucht vordringt), wodurch die Auffassung irregeleitet wird; denn hier wird die Zwischenstufe der vorstellungslosen Empfindung und des jeder begrifflichen Fassung ausweichenden Gefühls fast übersprungen, weil das scientifische Interesse des Denkers alsbald der Frage nach dem Ver-

hältniß der anschauenden zu der abstracten Erkenntniß-weise zueilt, ohne sich in dem Gebiet aufzuhalten, das als Gemeingefühl den Ausgangspunkt der im engsten Sinne psychologischen Untersuchung ausmachen müßte. — Auch wir dürfen für unsere nächsten Zwecke so weit nicht zurückgehen (wie wir denn überhaupt in diesen Untersuchungen auf jede metaphysische Ergründung verzichten); wohl aber uns umsehen nach denjenigen Charakterformen, welche als niedrigste Stufen ein leichteres Verständniß gewähren, als wie die höher entwickelten, — und in diesem Sinne geschieht es, daß wir die wenig erquickliche Betrachtung des reinen Anämatikers voranstellen. Denn einen so kleinlich organisirten Charakter können wir uns nicht leicht im Verein mit respectabeln Intellectsanlagen vorstellen: solche würden schon über das ganz Dignitätslose hinwegheben. Schon der augenfällige Contrast zwischen Ursache und Wirkung, Motiv und Willenserregung, weist dem bornirten Anämatiker seinen Platz meistens unter den „komischen Personen" an, und unter den Fachrollen der Schauspieler hat ihn vorzugsweise der „polternde Alte" zu vertreten. Wer die Vergleichung des Cholerikers und Phlegmatikers mit guten und schlechten Wärmeleitern gelten läßt, wird in solchem Anämatiker, zumal von der Form b, das permanente Strohfeuer der Fidibus- oder Schwefelholznaturen erkennen, die immerfort von Funkensprühen auflodern und, jeder kernhaften Substanz entbehrend, so wenig dauernd Licht als Wärme verbreiten. Es sind, wo Dyskolie hinzutritt, jene allezeit„ Verdrießlichen", von denen Bechstein's kleines Gedicht ein so köstlich humoristisches, wie dramatisch belebtes Bildchen gibt. „Aergerlichsein" ist ihre Grundstimmung, „nichts ist ihnen recht", jede Fliege an der Wand und der eigene Schatten sind in Ermangelung andern „Sorgenstoffs" genügend, um sie bei schlechter Laune zu erhalten; denn, wie dem Midas alles zu Gold, so wird dem Verdrießlichen alles, was ihm unter die Hände kommt, zu Aergermaterie, vollends wenn die Naturanlage durch

Hypochondrie noch krankhaft potenzirt ist; und, wie Schopenhauer ganz richtig bemerkt*), niemand bleibt echter Resignation unzugänglicher, als diese engherzigen, nie zufriedenen Unliebenswürdigsten aller Philister; sie sind das abstoßende Zerrbild alles dessen, was als douce mélancolie die Herzen bezaubert. Der morosa canities fehlt alle Großheit, wie sie doch der austeritas des cholerischen oder der tristitia des phlegmatischen Dyskolos eignen kann; und während die Thränen des sanguinischen Dyskolos, d. h. des von unangenehmen Eindrücken heftig, aber auch ebenso flüchtig wie leicht Afficirten, stets etwas Rührendes behalten, erregt der anämatische Dyskolos mit seinem „sauertöpfischen" Wesen nur Antipathie, die kaum ein Mitleid neben sich aufkommen läßt. (Körperlichem Unwohlsein gegenüber sind solche Naturen das, was der Schwabe „wehleidig", der Plattdeutsche „häbelig" und „päwerig" — pimpelig — nennt.) Um wirklich großes Leid kümmert er sich ja selber kaum, und träfe ihn der Verlust eines unwiederbringlichen Gutes, er würde dessen selber nicht einmal recht inne, abgezogen durch accidentelle Unannehmlichkeiten: beim Tode nächster Angehörigen käme wahrer Schmerz gar nicht auf in ihm über die mit dem Begräbniß und Traueranzug verbundenen „unleidlichen Umstände" und „scheußlichen Ausgaben". Wie schon diese Andeutungen zeigen, ist an solchen Menschen eben alles kleinlich und widerlich, vor allem auch die sittliche Seite; und das Bild des anämatischen Eukolos**)

---

*) Vgl. „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., I, 468 fg., mit „Paralipomena", 1. Aufl., II, 477, §. 322.

**) Man könnte freilich schier zu der Meinung kommen, wie die Welt einmal eingerichtet, sei das eigentlich ein Unding, da die „kleinen Freuden" und Genüsse stets, der Natur der Sache nach, rasch vorübergehend sind und das Leben nicht danach angethan, unausgesetzt in rascher Folge neuen Freudenstoff zuzuführen; aber die Wirklichkeit wird auch hier zu dem Correctiv der Abstraction, auf welches wir öfter, zuletzt S. 82 fg., zu verweisen hatten; die Abstraction hat

würde kaum anziehender ausfallen, mit den Zügen ekelerregender Naschhaftigkeit bei ewigem Zungenschmatzen, commis-voyageur-haften Verliebtseins und platter Zotenreißerei, hämischer Freude am unehrenhaften Profitchen und süßen Dusels steter Weinlaune, geckenhafter Eitelkeit und allerhohlster Renommisterei. Oder wollen wir jenen noch ins reifere Alter begleiten, um ihn als unausstehlichen Haustyrannen an der Seite seines weiblichen Pendants, der keifenden Xanthippe, wiederzufinden? oder ein Gran Verstand mehr in die Mischung werfen, um den pfiffigen „Svinepolitikus“ der Dänen daraus erstehen zu sehen? — Wer nach noch genauerer Bekanntschaft lüstern ist, der möge die Gelegenheit dazu in der ersten der schlechtesten unserer entarteten Volkspossen aufsuchen! Die Ethnographie weist die Belege dafür auf in ganzen Rassen und Völkern: jene indolenten Wilden der Südsee und Afrikas, an denen keine Civilisation haftet, weil einzig das Bedürfniß des Augenblicks ihren stumpfen Sinn occupirt, gehören mit ihrer wüsten Brutalität ebenso sehr hierher, wie jene in dumpfer Gleichgültigkeit hinfaulenden Bewohner großstädtischer Proletarierviertel und die Masse ländlicher Armuth, der selbst die Energie des Verbrechens abhanden gekommen ist. In der Schule sind's jene stets verdrossenen und verschlossenen Murrköpfe, für welche jede Aufgabe nur die Bedeutung hat, ihrer Trägheit eine unbequeme Last zu sein; während der sanguinische Zögling auch wol gründlich faul sein kann, aber dann doch irgendetwas nach seinem penchant vornimmt und mit Eifer treibt, und nur die Arbeitslast möglichst rasch abschüttelt, um nicht hierin allzu lange gestört zu sein (s. das nächste Kapitel). Denken wir uns ceteris paribus ein Individuum wie das vorher bezeichnete mit einer Kleinigkeit mehr persönlichen

---

nämlich in diesem Falle das Nachzittern der Lust übersehen, welches in größern Proportionen ja eben auch den phlegmatischen Eukolos möglich macht.

Fonds ausgestattet, so wird sich sogleich die Pfiffigkeit zur Verschmitztheit, aber auch der Anämatiker zum Sanguiniker gesteigert haben, und es ist das Zeug zum Abenteurer und Schwindler vorhanden, an welchem das wesentliche Merkmal der „Gewandtheit" die sanguinische Volubilität postulirt. Ebendasselbe ins Cholerische übersetzt gibt die Intriguantenrolle im Stile der Gräfin Terzky, während dem schleichenden Ränkeschmied nach dem Modell jesuitischer Beichtväter eine so große Dosis von Phlegma mitgegeben sein muß, als nöthig ist, um wenigstens die Außenseite in glatte Falten zu legen, was ohne sichere Berechnung des beabsichtigten Eindrucks niemals möglich sein wird. So stehen wir wieder vor der gleichfalls bereits — S. 14 — berührten Zusammengehörigkeit des Phlegmas und des Rechengeistes oder mathematischen Talents. Es ist der geduldige Gleichmuth, der, aller genialen Extravaganz abhold, sich am willigsten binden läßt von der unerbittlichen Folgerichtigkeit mathematischer Operationen, und nicht minder emsig rein logischen Distinctionen nachgeht. Mit wenig Spontaneität und viel vis inertiae läßt sich hier schon Erkleckliches leisten. So wird es erklärlich, daß in Idiotenanstalten — also bei geistiger Imbecillität — mathematische Uebungen als Weckmittel sich brauchbar zeigen, ja Cretins sich zuweilen durch Gedächtniß, mathematisches, musikalisches und Zeichentalent auszeichnen (vgl. „Illustrirtes Familienbuch des Oesterreichischen Lloyd", 1859, Heft 7, S. 241: „Der Abendberg", von Dr. Arnold Hirsch); denn diese vier Formen psychischer Thätigkeit haben ja das Gemeinsame, die passive Aneignung und Nachbildung vorwalten zu lassen. Insbesondere die Mathematik setzt nur die Fähigkeit voraus, sich ungestört fortbewegen zu können in einer angefangenen Gedankenreihe — die spontane Initiative eines eigenen Urtheils ist dazu gar nicht, selbst bei Lösung oder Auffindung zu stellender Aufgaben nur scheinbar, erforderlich, und die praktische und sonstige Bornirtheit großer Mathematiker steht hierzu auch nicht gerade in Widerspruch.

Es ist jener Gleichmuth derjenige Sinn, der uns Deutschen den Namen eines Volks von Metaphysikern einbrachte; aber L. Feuerbach ahnte wenigstens das Richtige, als er für den wahrhaft philosophischen Kopf einen Zusatz französischen Geblüts verlangte.*) Denn nur für die „trockenen“ Formeln der Logik, Dianoiologie und Ontologie reicht der Geist des phlegmatischen Denkers aus — schon das antithetische Spiel des Dialektikers fordert belebtern Pulsschlag — und wie sehr für alle ethischen Probleme erst das pectus est, quod facit philosophum gilt, dafür mögen, wenngleich nur e contrario, so doch instar plurium, die Namen Spinoza, Schleiermacher, Herbart, ja selbst Kant und alle Anhänger des kategorischen Imperativs und seiner Geschwister zeugen. Und so lassen sich noch gar manche Requisiten für die verschiedenen Berufsarten in den hier betrachteten Individualitätselementen aufzeigen. Die echte virtus philologica (über welche seinerzeit die „Unpolitischen Lieder“ des Philologen Hoffmann von Fallersleben eine scharfe Lauge der Selbstironisirung ausgossen) setzt eigentlich einen Anämatiker voraus, einen Liebhaber ernstesten Streits über Mikrologien mit entsprechender „Akribie“ — dann erscheint es nicht als zufällig, daß der Sammelfleiß eines Cobet zu den Traditionen gerade der leydener Universität gehört: die Niederländer sind ja auch in der Kunst Detaillisten à la Denner so gut wie im Leben (in der Ausschmückung ihrer Häuser und Gärten)

---

*) In: „Vorläufige Thesen zur Reformation der Philosophie“; Ruge's „Anekdota“, II, 62 fg.: „Nur da, wo sich .... mit dem scholastischen Phlegma der deutschen Metaphysik das antischolastische, sanguinische Princip des französischen Sensualismus und Materialismus vereinigt, nur da ist Leben und Wahrheit. ... Der wahre, der mit dem Leben, dem Menschen identische Philosoph muß gallo-germanischen Geblüts sein“; aber das Weitere: Mutter: Französin, Vater: Deutscher, und dessen Ausführung steht im directen Widerspruch zur Erblichkeitstheorie Schopenhauer's, so sehr dieser auch eine ähnliche Mischung fürs Genie fordert.

— und ihre Stammverwandten in Nordfriesland vertreiben sich noch heutzutage bei ihren geselligen Zusammenkünften die Zeit mit dem Stellen und Lösen mathematischer Aufgaben, haben unter ihren Landsleuten sogar angesehene Autodidakten in den mathematischen Disciplinen aufzuweisen, und das Bedürfniß des Deichbaues thut das Seinige, solch ein „Interesse" unter ihnen wach zu erhalten. Ebenso müssen die Jünger des in den Buchstaben, d. h. die Alphabete der Divisionen und Subdivisionen, eingezwängten Rechts eine wahre Römerruhe besitzen, womit wieder die englische Gesetzespedanterei im besten Einklang steht. — Ueberhaupt ist ja den Deutschen der sichere Instinct eines bon sens meist abhanden gekommen; statt nach solchem handeln sie immer und überall lieber nach „Grundsätzen", d. h. abstracten Regeln, und anstatt bei exegetischen und andern Auslegungen sich an das zu halten, was vorliegt, klaubern sie mit verzwickten Interpretationskünsteleien in den einfachsten Buchstabensinn einen angeblichen „Geist" hinein, an welchen der unbefangene Urheber des zu commentirenden Schriftstücks nimmermehr kann gedacht haben; denn „legt Ihr nicht aus, so legt Ihr doch unter", spottet ja Goethe. Jeder von ihnen trägt ein fertiges System theoretischer Anschauungen in seinem Kopfe herum — daher rührt sein Mangel an Anstelligkeit und Organisationsunterordnung — „zwölf Deutsche, dreizehn Meinungen" höhnt der Amerikaner. — Praktisch sich jeder Willkür unterwerfend, bleibt der Deutsche theoretisch auf seine „Principien" versessen, — will sich in thesi nie der Wirklichkeit fügen, sondern sie nach seinen „Ideen" modeln, — um in praxi das willfährigste Werkzeug jeder Unvernunft zu werden. Es fehlen dem Gros dieser Nation die Hauptbestandtheile aller echten Genialität: die tiefsinnige Anschauung sammt der diese mit der Abstraction vermittelnden Urtheilskraft — deshalb bleibt sein Eigenwille so gern, was er bei Kindern ist: Eigensinn — Hegel würde sagen: es fehlt ihm die Freiheit, die Einsicht in die Nothwendigkeit ist.

balance verloren, das Deficit und Manco in der Lebensbilance errechnet hatte?

4. Verfolgung der bisher betrachteten Mischungsproducte in feinere Spielarten.

Als wir die Eukolie und Dyskolie bestimmt schieden von den rein proportional-quantitativen Differenzen, gewannen wir bereits einen großen Vorsprung vor der bisherigen Behandlung der Temperamentslehre, durch welchen wir schon einem guten Theil der Confusion entrückt wurden, die von Haller an dies Kapitel der Psychologie beherrscht und sich bald in der Charakterisirung des einen, bald des andern Temperaments, zumeist aber beim Melancholiker und Phlegmatiker, gerächt hat. Allein vollständig wird diese Verwirrung erst beseitigt, wenn wir nun auch ebenso scharf das Auseinanderhalten dessen durchführen, was gleichfalls blos formalen Quantums- oder Gradunterschieden angehört, und dessen, was, qualitativ angesehen, Sache der materialen Willensessentia selber, der wesentlichen, also vor allem der ethischen Qualitäten des Willens ist.

Da fragt es sich z. B. gleich nochmals, wie weit dem Phlegma als solchem die Trägheit, die Faulheit inhärire. An sich verträgt sich offenbar die nachhaltige und starke Wirkung der Motive sehr wohl mit einer regen Spontaneität des Willens; und selbst wo man so weit ging, die Temperamente zu bloßen Gefühlsverhältnissen herabzusetzen — ein Grundirrthum, weil das Gefühl nur der Bewußtseins-, nicht der Daseinsseite des Willens angehört — verhehlte man sich nicht, daß das Phlegma als „das Gleichgewicht von Spontaneität — im Sinne einer selbstthätigen Verarbeitung — und Receptivität — im Sinne einer passiven Erregbarkeit“ dem nicht entgegenstehe, an beiden Seiten des Wagebalkens große Gewichtsquanta

schwebend zu denken, — ein Gedanke, welcher ja auch bei uns schon wiederholt seinen Ausdruck fand (S. 32 fg. und 73 fg.), und nun noch in etwas anderm Gewande aus Joh. Müller's Physiologie vorgeführt werden mag, wobei wir die dazwischenliegenden Ausführungen — besonders weil sie direct Ethisches hineinziehen — nicht mit vertreten: „. . . . es ist hier eine gewisse Größe des geistigen Lebens, wie in jedem andern Temperamente möglich . . . . man läßt sich nicht leicht zu Handlungen hinreißen, welche man morgen bereut, man kann sicherer und zuverlässiger sein, seine Erfolge sicherer berechnen; in der Gefahr und im entscheidenden Moment hat man, wenn es auf Rath, Berechnung, Erwägung und nicht auf eine schnell zu entwickelnde Energie ankommt, seine Kräfte zusammen, ... Gewinn durch Zaudern und behutsam berechnende Ausdauer. — Der Phlegmatiker schließt nicht häufige Freundschaften und bricht sie nicht. . . . Seine Pläne erreicht er weniger sicher, wenn es auf Kraftentwickelung in kurzer Zeit ankommt, und andere eilen ihm dann voraus; wenn es keine Eile hat und sich die Sache abwarten läßt, kommt er ruhig zum Ziele, wenn andere Fehler über Fehler gemacht und längst . . . . abwegs geführt sind. Der Phlegmatische kennt seine Grenzen und wird nicht in fremde Gebiete und *in Conflicte gebracht* — vermeidet Selbsttäuschungen." Was dann als „eine schon pathologische Erscheinung" bezeichnet wird: „jene Art des Phlegma, welche durch Trägheit, Apathie, Theilnahmlosigkeit, Unschlüssigkeit, Langeweile, Mangel an Fassungskraft, Langsamkeit der geistigen Fortschritte sich auszeichnet und den *wenig tief empfundenen* Schmerz der Arbeit und Anstrengung vorzieht" — das ist von uns bereits theils unter die Mischung von Phlegma und Dyskolie, theils unter die Nebenformen des Phlegma — besonders d — theils unter das anämatische Temperament gezogen, während es sich ja hier gerade um die stricten Sonderungen handelt, und Müller's vorhergehende

Angaben am vollständigsten auf den Phlegmatiker a, jedoch zum Theil auch auf den Phlegmatiker c passen.

Zwar liegen die Zeiten glücklich hinter uns, wo man auf den armen Böotiern herumhackte und von Haller vom Temperamentum Boeoticum rusticum atque quadratum allerlei auftischte und Jeder so freundlich war, quadratum mit „vierschrötig" wiederzugeben, — die gerechtere Geschichtsforschung hat inzwischen dem Stamme, welchem auch Epaminondas und Pindar angehörten, eine würdigere Stellung angewiesen, etwa neben den Schwaben Deutschlands, die, wenn sie einmal in Flammen gesetzt sind, einer sehr intensiven Erregung sich fähig zeigen und den phlegmatischen Melancholikern im gleich unten näher bezeichneten Sinne anzureihen sind. Indeß überhebt uns das nicht der Betrachtung des Gegenstandes, der, wenn auch der Name nicht passen mag, in der Erfahrung unleugbar vorkommt. Es gibt doch eben blödsinnig hinstarrende Menschen mit langsamstem Pulsschlag, welche noch heutzutage „phlegmatische Böotier" genannt werden (selbst Schopenhauer stellt: „Ueber den Willen in der Natur", 2. Aufl., S. 31 und 32, noch Böotier neben Tama Guna); aber das ist eine Form der Steigerung des anämatischen oder phlegmatischen Temperaments (und zwar beider meistens in der Form b oder d) durch Beimischung von lymphatischer Constitution und inbecillem Intellect auf der Grundlage eines ganz schlaffen Willens.

Andererseits war es (S. 33 und 75) unter die Eigenthümlichkeiten des cholerischen Temperaments aufzunehmen, daß bei ihm zeitweise Pausen des Erregtwerdens, apathische Intervalle, eintreten, nämlich allemal, wenn ein homogener Reiz ausbleibt. Das dolce far niente des cholerischen Italieners gibt einen Beleg hierfür. Aber sogar der Sanguiniker ist solcher Momente der schlaffen Ruhe fähig, und es kommt, wie wir schon S. 90 sahen, nur auf die genauere Bestimmung der Begriffe an, ob wir dann auch von Trägheit oder Faulheit sprechen wollen. Die Schulerfahrung

wußte uns davon zu erzählen, daß die sanguinischen Schüler, welche ihrer Natur nach allemal auch die flüchtigen sind, meistens zugleich dem Tadel der „Faulheit“ unterliegen, sofern faul den Gegensatz zum Fleiß als nützlichem Beschäftigtsein ausdrückt (wie der „Trägheit“ die Arbeitslust, der Lässigkeit die Emsigkeit entgegengesetzt ist). Spielen, im Sinne von zweckloser Kraftbethätigung, ist das Element solcher Naturen, die man also nicht ohne weiteres träge nennen wird. Zwar sind sie lässig und unbereit zu jeder Arbeit, die ihrer Neigung widerspricht, also unbequemen Obliegenheiten gegenüber auch wol „verdrossen“ (wie der „Arbeitsscheue“ bei jeder Zumuthung, die an seine Thätigkeit gestellt wird), aber selten ganz ruhig oder gar träumerisch. Der Sanguiniker als solcher ist „munter (alacer), auch wenn er nicht heiter und vergnügt (laetus) ist (wie ein Gespräch bei raschem Wechsel von Rede und Gegenrede einen „muntern“ Verlauf hat); der Anämatiker leicht schläfrig (segnis), auch ohne „niedergeschlagen“ zu sein — remissus, aber nicht immer demissus. „Träumerei“ tritt als zeitweiliger Zustand öfter bei den phlegmatisch gearteten Individuen auf, jedoch nicht ohne daß auch solche ihre Liebhabereien haben, welche mit sichtlichem Eifer von ihnen betrieben werden.

Von diesen allen sind also noch die eigentlich stumpfen und dumpfen, die immer und überall zur Arbeit unlustigen Menschen, von absolut geringer Stärke der Spontaneität und Reagibilität, d. h. von ganz schwachem Energiegrade, verschieden, deren es allerdings auch gibt — und, wie wir in Einklang mit dem Frühergesagten gleich hinzusetzen wollen: in den Varietäten aller vier Temperamente wie sonstiger charakterologischer Elemente gibt. „Schlappschwänze“ kommen so gut im genus cholericum wie anaematicum, so gut als εὔκολοι wie als δύσκολοι, so gut unter den Gescheiten wie unter den Dummköpfen, so gut hinter der Maske der Gutmüthigkeit wie der Tücke vor, und wir werden ihrer Erkenntniß und Würdigung näher

treten, wenn wir daran anknüpfen, daß sich auch die Grade, welche je von den Temperaments- und posodynischen Differenzen ausgedrückt werden, untereinander in eine gegenseitige Proportion setzen lassen und so eine ganz neue Reihe von Mischungsnuancen resultiren muß, je nachdem bei dem gegebenen Individuum überhaupt (um einmal der Kürze zu Liebe diese einfachern Bezeichnungen zu gebrauchen, wobei „Sensibilität" ziemlich ebenso die Einheit von Receptivität und Impressionabilität ausdrückt wie im Bisherigen schon zuweilen „Irritabilität" die von Spontaneität und Reagibilität, zum Theil auch mit Einschluß der Energiegrade) die Seite des Sensibeln oder Irritabeln, der „Passivität" oder „Activität" deutlicher heraustritt.

Da werden wir die cholerischen δύςκολοι zerfallen sehen in den Choleriker als Dyskolos und in den Dyskolos als Choleriker; die anämatischen εὔκολοι in den Anämatiker als Eukolos und in den Eukolos als Anämatiker u. s. f., bis die früher gefundenen Paare sich in die doppelte Anzahl werden gespalten haben — zum Theil in Uebereinstimmung mit der mehr geläufigen als stets auch klar gedachten Scheidung vom Gefühls- und Charaktermenschen. Wo der Nachdruck auf die Temperamentseigenschaft fällt, tritt der Name für diese voran und umgekehrt.

Einige Beispiele mögen dies schon hier erläutern — einige mehr folgen noch weiter unten (S. 112 fg.); ganz vollständige Aufzählung würde zwecklos ermüden. — Der Choleriker (meistens b) als Eukolos hat starke Irritabilität, gemäßigte Sensibilität und kräftige, gesunde, also jedem Extrem fern bleibende Reproductivität von besonders günstiger Muskelentwickelung und Knochenhaftigkeit. Bei dem cholerischen Eukolos (sive Eukolos als Choleriker, mehr der Form c oder d genähert) ist die Irritabilität etwas schwächer, die Sensibilität etwas stärker als bei jenem, die Reproductivität weniger kräftig, mehr dem Zellgewebe als dem Knochenbau zugewendet — was am Norditaliener, insbesondere am Venetianer, nicht auf die Seite phlegma-

tischer Dyskolie fällt, ist hierher zu ziehen. — Der Sanguiniker als Eukolos und der Eukolos als Sanguiniker werden sich etwa unterscheiden wie der Pariser und Gascogner — beide sind „leibarm“ (vgl. Anhang II). Beweglichkeit (nicht Energie) der Irritabilität wie der Sensibilität hält hier die plastischen Functionen nieder; die Kraft wirkt hier sozusagen mehr im Blut als in dessen Niederschlag, den Muskeln, Knochen und Fettheilen. — Der Phlegmatiker (meistens, wenn nicht ausschließlich b) als Eukolos hat starke Reproduction, schwache Sensibilität und ein Minimum von Spontaneität in der Irritabilität, was aber ebenso wenig passive Zähigkeit wie gelegentlich rohe Brutalität ausschließt, weshalb wir kein Bedenken zu tragen brauchen, die bierseligen Altbaiern hier unterzubringen. Dagegen der Eukolos als Phlegmatiker (a oder d, zuweilen selbst c) hat weniger starke Reproductivität, etwas mehr Sensibilität und selbst etwas größere Irritabilität — Goldsmith's „Vicar of Wakefield“ mit seinem unverwüstlichen Gleichmuth bei herzlicher Gemüthstreue und gelegentlicher Entschlossenheit mag ihn veranschaulichen, desgleichen die Holländer und diejenigen äthiopischen Völker, welche nicht als Sanguiniker (d oder c) auszuscheiden sind.

Es wird ein cholerischer Schlappschwanz wol allemal ein Dyskolos als Choleriker (meistens c) sein und sich geberden wie jeder, dem es so wenig am physischen wie am moralischen Muthe der Selbstaufopferung gebricht, den aber Scrupel und Zweifel, Fragen nach sittlichem Recht und kluger Ausführung nicht dazu kommen lassen, sein innerlich entschiedenes Wollen in äußere Realität umzusetzen: wir denken an einen Charakter, der etwa zwischen Hamlet und dem Brutus in Shakspeare's „Julius Cäsar“ die Mitte hielte; — jener war ja nämlich dem Dyskolos als Anämatiker (a) beizuzählen, und dieser zeigt endlich doch zu viel Entschlossenheit und Gravitation des ersten Schrittes, um nicht für einen Choleriker (dem a genähert) als Dyskolos gelten zu müssen. Die in Rede stehende Charakter-

mischung dagegen pflegt nach kurzem Aufbrausen wieder in Hoffnungslosigkeit zu erlahmen. (Hamlet gibt mit dem unzeitigen Dreinfahren gegen Polonius wenigstens einen Beleg aus verwandtem Gebiete.) Aus den Nationalitätstypen liefern die italienischen und polnischen Revolutionen nur allzu reichliche Beispiele, welche freilich insofern ganz reine nicht heißen können, als in ihnen das Lähmende zum Theil aus der Beimischung unlauterer Leidenschaften hervorging. — Dagegen ermahnen die vielen Restaurationsperioden in der deutschen Geschichte dazu, die von Gervinus u. A. gezogene Parallele zwischen Hamlet und dem „deutschen Michel" nur unter der angedeuteten Einschränkung zu acceptiren, weil unsere Nation in all ihren Kämpfen und Kriegen — unter den Hohenstaufen wie im Reformationszeitalter, im Dreißigjährigen wie in den Napoleonischen von 1813—15, im Siebenjährigen wie gegen die Dänen — zwar immer cholerisch genug dreingefahren ist, danach aber in schlaffe Desperation versunken.

Die Gegenstücke sind aus der Zahl der Phlegmatiker (a oder c) die δύςκολοι als Phlegmatiker: jene grübelnden, contemplativen Helden wie der Königsmörder Brutus, manche Asceten im grausamen Raffinement ihrer Kasteiungen — aus den Sanguinikern solche heldenhaft vordringenden, aber nur die Spanne der Jugendzeit ausdauernden Enthusiasten wie Alexander der Große (s. oben S. 36), deren Siegeslauf auf Augenblicke eine tiefe Einkehr ins eigene Selbst zum Stocken bringt.

5. Wechselbeziehung zwischen den ethischen und posodynischen Gegensätzen.

Wieder andere Varietäten helfen uns so widerspruchsvolle Richtungen erschließen, wie das Leben eines Nero sie genommen hat. Da haben wir die Dyskolie für das dominirende Element zu halten, so stark auch daneben ein

noch mehr sanguinischer als cholerischer Intensitätsmodus steht. Mit andern Worten: dies ist der Punkt, an welchem sich der Zusammenhang des Gegensatzes der Eu- und Dyskolie mit den ethischen Charaktereigenschaften offenbart. Der Volksinstinct leitet auch hier auf die richtige Spur: einen Eukolos stellt er sich gern als harmlos, gutmüthig, vor, „hat ihn gern", weil er ihn nicht zu fürchten braucht — aber einem Dyskolos wendet er sich entweder mit vollem Vertrauen zu oder meidet mit dem Gefühl des Unheimlichen' seine Nähe: die Eukolie findet sich nur in der mittlern Zone des sittlichen Lebens, wo jene Mischung von Egoismus und allgemeiner Menschenfreundlichkeit, die wir Gutmüthigkeit nennen, zu Hause ist; während rechts und links die Dyskolie Quartier bezogen hat, dort im Bunde mit werkthätiger Liebe, hier mit der Grausamkeit zusammenhausend. Wirklich scheint ein reiner Eukolos so wenig irgendeiner crass boshaften als einer heroisch opfernmüthigen That fähig zu sein. Der Grausame repräsentirt sich allemal unserer Einbildungskraft mit „finsterer Gemüthsart" — und ein rechter Liebesheld ist wenigstens ohne einen gewissen Ernst auch nicht denkbar — so treten aus einer und derselben Basis die beiden äussersten Extreme des sittlichen Lebens heraus — und für die Flachschädel bleibt auch hier wahr: medium tenuere beati, — wenn es nicht ein Frevel wäre, die nur von ihrer Thorheit Beglückten beati zu nennen. Ein Dyskolos wird so leicht kein Thor sein — denn wer anders handelt thöricht, als wer sich um trügerische Zwecke — Scheingüter — abmüht? Thorheit — stultitia — verträgt sich mit dem äussersten Gegensatz zur Dummheit (stupiditas), mit der vorsichtigsten Klugheit; und doch bleibt eventus magister stultorum; denn nicht den bornirten, in sich schwachen, sondern den vom Willen irregeleiteten, nach einem Scheinglück haschenden, sein wahres Wohl verkennenden Intellect bezeichnet das Wort Thorheit; es ist Gegensatz zu Weisheit, nicht zu Klugheit. (Man vergleiche Stellen wie:

Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor.)

Deshalb warnt man die unbedachte Jugend mit Worten wie diese: „Wer es unter euch gut mit sich selber meint, der lasse sich nicht bethören von den Einflüsterungen des Leichtsinns, noch von den Lockungen des Augenblicks.“ Der Thor ist von einem „Wahn“ befangen, sofern dieser Begriff auf einen Irrthum verengert werden darf, welcher zum Glücklichsein oder -werden in directer Beziehung steht. (Vgl. Schiller's „Worte des Wahns“ — dazu:

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren;

und:

Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei;

nämlich der: es lasse über des Lebens Mai hinaus das süß tändelnde Spiel sich fortsetzen, nicht jener bestimmtere einer falschen Wahl, von dem es heißt:

Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.)

Aber ein Dyskolos begnügt sich auch nicht mit Palliativen: entweder setzt er, edel geartet, alles daran, fremdes Leid zu mindern: — oder aber: es ist ihm nicht genug, für sich allein des Daseins Leiden zu empfinden: er will, soweit er es irgend vermag, andere gleichfalls in dieselbe Stimmung versetzen — und wirksamer als durch pessimistische Argumente wird solche durch ihnen zugefügte Leiden beigebracht.

Das so oft ventilirte Räthsel des engen Rapports zwischen Wollust und Blutdurst erfährt an einem Individuum, wie wir uns Nero *) vorstellen, eine ebenso durch-

*) Als an ein Seitenstück zu ihm mag aus kleinerer, aber dafür ganz moderner Sphäre an jenen Eulogius Schneider erinnert werden, von welchem Karl Gödeke („Elf Bücher deutscher Dichtung“, II, 210)

süchtige Gestaltung, wie es in großen, weiten Verhältnissen die Geschichte der alten semitischen Völker durchzieht. Hier wie dort haben wir den Fanatismus der Schmerzbereitung in seiner ganzen Unheimlichkeit: das eigene Selbst ist nicht weit genug als Gefäß der Wehempfindung; nicht zufrieden, sich an eigenem, wirklichem oder fingirtem (von Nero als Tragöden „anempfundenem"), Schmerze laben zu können, sinnt der Grausame auf immer neue Gemüthszuckungen; kitzelt die überladenen Nerven am fremden Jammer; denn die Grausamkeit theilt mit der Wollust den Kitzel, wie die Wollust mit der Grausamkeit die Schauer; — und man hat beides passend dem Galvanisiren verglichen, weil auch dies solche Doppelwirkung hervorbringt. Daß selbst dem Mitleid eine ähnliche Polarität wesentlich ist, hat gegen den Versuch, dasselbe zum Fundament der Moral zu machen, den lebhaftesten Widerspruch heraufbeschworen, so leicht es auch scheint die Fälle auseinanderzuhalten, wo wir fremdes Leid uns „aneignen", um es zu lindern, und wo ebendasselbe ganz im Dienst der dyskolischen Willensbejahung geschieht. Es ist dieselbe grundwesentliche Differenz, durch welche sich der Astartecult von dem, ihm äußerlich ähnlichen, Schiwadienst unterscheidet; obgleich Max Duncker gewiß nicht Unrecht hat, wenn er („Geschichte des Alterthums", 1. Aufl., II, 91, coll. 286) den Schmerzen aufsuchenden Bußübungen überhaupt eine die Willenskraft stärkende Wirkung zuschreibt (auch wir sahen ja das

---

sagt: „Er durchzog mit geschäftiger Guillotine das Elsaß. — Die entsetzlichen Greuel, welche diese Züge begleiten, widersprechen der winselnden Sentimentalität seiner Gedichte keineswegs, da falsches Gefühl und zügellose Grausamkeit meistens beieinanderliegen, wenn auch letztere nicht immer geweckt wird. An Schneider's Gedichten, verglichen mit seinem Lebensgange, kann mehr gelernt werden, als die Literaturgeschichte darlegen soll"; — wobei der Ausdruck „falsches Gefühl" die Sache freilich etwas wohlfeil abmacht, zumal das analoge Beispiel eines Robespierre die Schwierigkeit der Pathognose in solchen Fällen noch deutlicher vorhält.

cholerische Temperament in der Ascese fortwirken und den Willen durch partielle Selbstverneinung gestählt werden) — und obgleich eine Religion, die gleichzeitig durch castratio und coitus ihre Götter ehren heißt, auf einen tiefern Zwiespalt hinweist: die Selbstentzweiung des Willens, welche sich mitten durch die Glieder des Dualismus selber — Bejahung und Verneinung — hindurch fortsetzt zu einem, vermöge thatsächlicher Dialektik, schillernden Ineinander der realsten Gegensätze, bis hinein in jene Abgründe, wo sich der Wille — zunächst freilich nur an seiner individuellen Erscheinung — zugleich bejaht und verneint; — verneint in seiner Bejahung, wie das Thier den Generationsact oft mit dem Leben bezahlt; — und bejaht in seiner Verneinung: die Asceten wissen von Schauern der Wollust zu erzählen — und mehr als einmal wurde die Andacht zum Surrogat der Wollust, wie Wollustacte zu religiösen Verzückungen führten, denen freilich tristitia folgt; aber nicht anders, wie den Kasteiungen die Wonne der Ekstase. Dem omne animal post coitum triste tritt das: in moestissima tristitia avetur coitus ergänzend an die Seite, als müßte das Elendsgefühl Erleichterung suchen in seiner „Perpetuirung", das Weh des Augenblicks gewissermaßen vertheilend auf die unendliche Ewigkeit der Zukunft und die endlose Succession ihrer Generationen; und specieller in diesem Sinne läßt sich das Xenion anwenden von der „Gelegenheit", die aus den Sentimentalen — „schlechte Gesellen macht", — jenes in der modernen Literatur so reich vertretene Geschlecht der „problematischen Naturen", deren classischer Repräsentant Roquairol und die übrigen Gestalten desselben Schlages bei Jean Paul sind. Denn auf der Höhe des Bewußtseins scheint für solche Individualitäten der Selbstmord unausbleiblich, mag er nun mit mehr oder mit weniger theatralischem Eclat ins Werk gesetzt werden.

Man sollte sich — das ist dasselbe von der andern Seite beleuchtet! — deshalb auch nicht allzu sehr wundern bei der Erfahrung, daß „muntere", also sanguinische,

Mädchen keineswegs zu den leicht verführbaren zu gehören pflegen, vollends nicht, wenn sie zugleich εὔκολοι sind; denn als solche stehen sie in jenem sichern Gleichgewichte, welches große Leidenschaften nicht einläßt und obendrein arglos macht, sodaß selbst die Gefahren des Affects oft unbemerkt vorübergehen.

6. Fortsetzung. Unterschiede nach dem Maßverhältnisse der Kraft.

Aber verlassen wir dies dunkle Gebiet, das schon an die „Nachtseiten des Gemüthslebens" stößt, um aus der Sansara bunter Fülle noch ein paar Species herauszugreifen!

Wer als Anämatiker seinen Platz auf der Armensünderbank findet, weil „der Kerl gestohlen hat", der kann als Choleriker die „Welt", — sei es im Sinne von großen Ländermassen, sei es die „feine" des Salons — „erobern" (ist es ein Weib, so äußert sich dies Trachten nach Steigerung des Selbstgefühls durch Erweiterung der Wirkenssphäre als herzlose Koketterie, welche ohne Schlauheit und forcirtes Selbstvertrauen niemals aufkommen kann und deshalb mit echter Bescheidenheit schlechthin unverträglich ist); gerade so wie die „Accuratesse" des Sanguinikers und der „Ordnungssinn" des Cholerikers beim Anämatiker zum „penibeln" Wesen wird; beim Phlegmatiker zur langweiligen Pedanterie, vielleicht durch Dyskolie und „Gewissenhaftigkeit" im ethischen Sinne veredelt zu „peinlicher Pflichterfüllung"; oder durch boshafte Tücke im Bunde mit anämatischer „Kleinigkeitskrämerei" in Lust an Chicaniren und „Cujoniren" sich umsetzt. — Das leicht „piquirte" Frauenzimmer von gemeiner Anämatie macht ihrem verletzten Gefühl in „spitzen" Redensarten Luft; der Sanguiniker schüttelt das gleiche Misbehagen mit einem „Bummelwitz" ab;

der Choleriker läßt seinem heiligen Zorne vielleicht in Bitterkeit und Sarkasmen freien Lauf; die langsame Receptivität des Phlegmatikers endlich läßt sich von entsprechendem Anlaß gar nicht tangiren. — Bei dem Anämatiker und Choleriker mit tiefer Impressionabilität nimmt den Charakter des „Argwohns" an, was bei dem Sanguiniker und Phlegmatiker mit flacher Impressionabilität sich in den Schranken bloßen „Mistrauens" hält. Es ist dieselbe Dyskolie, welche bald nur die nächste Umgebung mit stetem Verdachtschöpfen quält, und bald die Denkfreiheit ganzer Völker mit der Abgefeimtheit allervorsorglichster Polizeicontrole oder gar mit dem Scheiterhaufen der Inquisition niederhält. Despoten in Staat und Haus unterscheiden sich nur wie Stahl und weiches Eisen. Denn diese Formen haben sämmtlich, bei aller sonstigen Abweichung, das Gemeinsame, auf der Basis des Unbefriedigtseins zu ruhen und mit der „frohsinnigen" Natur eines Eukolos kaum vereinbar zu sein, da sie ein Uebertwiegen des sensibeln Systems über das irritable voraussetzen.

Wo dann die Unzufriedenheit und das Mistrauen sich zugleich auf die eigene Kraft erstreckt, wie es am leichtesten beim Anämatiker der Fall sein wird, da begegnen wir einer bestimmten Art von Schüchternheit, welche der oberflächliche Blick um so weniger mit Sanftmuth verwechseln sollte, als schon von andern die paradoxe Wahrnehmung gemacht ist, daß diese beiden Eigenschaften, moralisch angesehen, entgegengesetzten Ursprungs sein können: die hier gemeinte Schüchternheit indicirt allemal egoistische Schwäche, Sanftmuth dagegen hohe Kraft der Selbstverleugnung (die freilich, „zur andern Natur geworden", nichts mehr von innern Kämpfen verräth); das „verschüchterte Wesen" obendrein jenen anämatischen Zug, der sich Kleinigkeiten allzu sehr „zu Herzen nimmt", und der auch bei jener schwachen, unverständigen Form der Abwesenheit eines crassen Egoismus sich beobachten läßt, welche wir als „Gutmüthigkeit" allemal nur mit Achselzucken be-

trachten. *) — Und dieselbe haltlose Schwäche, welche solche Schüchternheit constituiren hilft, ist es auch wiederum, welche jenem „empfindsamen Volke“ eigen ist, auf das wir den Xeniendichter „nie etwas halten“ gesehen haben, weil, „wenn die Gelegenheit kommt, schlechte Gesellen daraus

---

*) Doch misverstehe man mich auch hier nicht! Allerdings können edle, ja in sich kräftige Naturen ebenfalls der Verschüchterung unterliegen. Wo phlegmatische Menschen nur „dickfellig“, cholerische trotzig werden, lassen sich die Temperamente der Schwäche leicht „verschüchtern“, und gerade die hingebendste Liebe ist dem Verzagen ausgesetzt, wo sie auf Schritt und Tritt ihr Bemühen vereitelt glaubt. Stete Repressionen vernichten zuletzt auch die schönste Elasticität; und es gibt ja Aeltern und andere Erzieher, welche ihre Lust daran haben, jede Regung der Selbständigkeit niederzuhalten und damit zuletzt das Selbstvertrauen zu knicken. Solche Erziehung macht nicht feig, aber furchtsam; denn Feigheit setzt Sorge ums eigene Wohl voraus und wird zum Vorwurf, weil am Können, an der Kraft kein Zweifel besteht, — Furchtsamkeit nur das Gefühl der eigenen Schwäche oder das Nichtglauben an die eigene Kraft, und letzteres ist nicht schwer beizubringen; man braucht einen blos fortwährend als dumm, schlecht u. s. w. zu behandeln, und je lieber er an eine Autorität pietätsvoll sich anlehnt, desto eher gelingt das seelenmörderische Spiel, falls ihm nicht von außen her ein anderweitiger Halt dargeboten wird, und auch dann erfolgt der Umschlag auf dem Gebiete des Intellects. — Etwas Aehnliches sehen wir ja vorgehen, wo einer „hart“, bis zur „Gefühllosigkeit“ hart wird, wenn Menschen oder Schicksal ihn endlich „mürbe gekriegt“ haben; der erlahmten Resistenzkraft hält dann der Intellect vor, wie es zuletzt auf eine Hand voll Schmerzen mehr oder weniger nicht ankomme; wie auch andere einmal in eigener Schule lernen mögen, was leiden heiße; wie alle Nachgiebigkeit nur misbraucht sei, alle Versöhnlichkeit nur Anlaß zu neuen „Tribulirungen“ oder Chicanen gegeben habe. Davon hat schon der alte Seelenkenner Tacitus zu sagen gewußt, als er (Ann., I, 20) schrieb: „eo immitior, quia toleraverat“; und es ist nicht in die ethische Seite die ganze Differenz zu verlegen, sondern auch auf die „die Sache verändernden Umstände“ es zurückzuführen, wenn bei andern die Variante zutrifft von Platen's:

> Glücklichen ist's nicht verliehen, zu begreifen fremdes Weh:

Dido's:

> haud ignara mali miseris succurrere disco.
>
> Virg. Aen., I, 630.

werden". Dies Distichon geht in seiner umfassenderen Wahrheit eben auf alle solche δύςκολοι, die schwachnervig und zugleich egoistisch sind, und auch wo nicht der im vorigen Kapitel angedeutete Specialfall vorliegt, vereinigt sich im sentimentalen Schwächling (dessen Verhältniß zum Pessimisten und Humoristen wir übrigens späterer Betrachtung vorbehalten) Charakterlosigkeit in der einen oder andern ihrer späterhin noch genauer zu kennzeichnenden Formen mit der Unfähigkeit zu resigniren — und eben darum verliert sie — wie es bei Schopenhauer („Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., I, 469) heißt, — „Erde und Himmel zugleich", während keineswegs jede andauernde Trauer als solche für Sentimentalität zu halten ist (wofür ebenfalls die angezogene Stelle die festen Unterscheidungsmerkmale an die Hand gibt). Nicht das Trauern selber — „durch Trauern wird das Herz gebessert", sagt der Koheleth, und das Dichterwort commentirt es:

> Die Trauer wird durch Trauern nicht herber;
> Durch Trauern wird die Trauer zum Genuß —

sondern die Intermissionen des Schmerzes sind das Gefährliche, jene Pausen, in welchen neue Lockungen das Herz beschleichen möchten und ihm zuraunen: Du hast schon viel ertragen, so fürcht' auch dieses nicht! und: was willst du so ängstlich andere schonen, laß auch die einmal schmecken, was das Leben sei! Dann hebt die Versuchung an mit mitleidheischenden Klagen und endet in der Forderung, wenigstens eine Minute zu versüßen — sei es auch um den Preis von Jahresschmerz und lebenslanger Reue. Um Citate braucht dabei nicht in Verlegenheit zu sein, wer nicht ansteht, selbst eines Platen Verse für sich umzudeuten und auszubeuten:

> Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts.

Aber dennoch: hebet die Steine nicht auf wider die Unglücklichen; habt Mitleid auch mit denen, die sich an der

Hefe berauscht, nachdem ihnen eine neidische Schicksalshand den Lebensbecher umgestürzt! — Freilich trifft nicht den widerstandslos Schwachen, sondern den, der solcher Schwäche nachgibt, ohne sie zu theilen, der schwerere Vorwurf; denn falsches, unweises, sozusagen blos instinctives, Mitleid ohne ethisches Maß für Recht und Unrecht ist der eigentliche Spielball des Teufels.

Den „problematischen Naturen“, wie dem wahren und falschen Mitleid sind weiter unten besondere Abschnitte gewidmet, und auch die „Antinomien des Gemüths“ werden uns auf Dinge zurückbringen, welche den in diesen Kapiteln besprochenen verwandt sind; deshalb schließen wir hier diese Betrachtung, nachdem wir zuvor nur noch an zwei Thatsachen erinnert. Die erste ist diese: daß die Einsicht in die Nichtigkeit des Daseins (wiewol nur die abstracte, halbe, nicht wahrhaft lebenbeherrschende) auch Motiv werden kann, sich praktisch dem Hedonismus (vulgären Epikuräismus) in die Arme zu werfen; so führt ja ein Gentz den Reigen der blasirten Genußsucht. — Die zweite entspringt aus noch entlegenern Tiefen des Lebenswillens: wenn längst die Reize des Lebens ihre Zauberkraft verloren haben, dann kann den allseitig Enttäuschten noch ein unwiderstehliches Verlangen ergreifen, aus dem Sumpf, in welchen seine Existenz hinabgesunken, durch irgendeine *explosive* Handlung sich emporzuschnellen. Und solcher Desperado-Kitzel ist vielleicht das letzte, was den ersterbenden Willen verläßt. Da ist nichts von Hoffnung dabei — was treibt, ist einzig das Begehren: um jeden Preis heraus aus dieser Stagnation! Die Formen, in welche sich solch Streben kleiden kann, sind gar mannichfach: Rechtsliebe, Wahrheitsdrang, Wollust, Ingrimm.

7. Schluß. Noch einige gemischte Erscheinungen aus den durch schwankende Grenzen zweifelhaften Gebieten.

Unter einschränkender Bezugnahme auf früher Gesagtes steht, wo es nicht auf die allerfeinsten Distinctionen ankommt, kein erheblicher Anstand im Wege, das Wort „melancholisch" als die adjectivische Form zu dem von uns nur substantivisch gebrauchten „Dyskolos" zu verwenden und dieses selber gelegentlich mit „Melancholiker" zu vertauschen, sodaß z. B. der Dyskolos als Phlegmatiker und der phlegmatische Melancholiker, der Phlegmatiker als Dyskolos und der melancholische Phlegmatiker u. s. f. nach Maßgabe obiger Subdivision (S. 100 fg.) hinfort (sofern es sich nicht noch um Krankheitsformen handeln wird) als Wechselbegriffe auftreten mögen, um so in die, bei den zahllosen Permutationen so complicirte, Terminologie doch etwas mehr Einfachheit hineinzubringen. Und da mag es dazu dienen, die so festgesetzte Sprechweise etwas geläufiger zu machen, daß wir hier, das dort Gegebene fortsetzend, einige der Schattirungen dicht nebeneinanderrücken. Der cholerische (meistens von der Form c) Melancholiker hat bei etwas stärkerer Sensibilität etwas weniger starke Irritabilität und daher etwas mehr plastische Reproductivität als der melancholische Choleriker (meistens von der Form a), der, bei einander ziemlich gleichen Stärkegraden von Irritabilität und Sensibilität, namentlich in der Reproductivität jenem nachsteht — wir werden also Czechen und Polen mit dem Gesicht von üppig aufgeworfenen Lippen und Musik à la Oginsky („Sehnsuchtswalzer") und Chopin („Notturno") cholerische Melancholiker, Spanier und Yankees melancholische Choleriker nennen (wobei wir jedoch auf das im Anhang II. Beigebrachte zu verweisen, nicht unterlassen wollen); und unter den Rassen die Mongolen an diese, die Malaien an jene nahe heranbringen. Der melancholische Phlegmatiker (a oder b) hat etwas mehr Reproductivität, dafür schwächere Sensibilität und

noch weniger lebhafte Irritabilität als der phlegmatische (c) Melancholiker. Der „knochenlose" Hindu und Buddha — dies schönste Musterbild der reinen Dyskolie — bestätigt uns dann wieder (vgl. S. 28), wie nahe der Anämatiker c der phlegmatischen Gruppe stehen kann: bei der schwachen Spontaneität seiner Irritabilität, neben seiner starken Sensibilität und mäßigen Reproductivität, sichert ihn die entschiedene Intensität seiner passiven Kraft — seiner „Zähigkeit" — davor, mit einem Anämatiker d verwechselt zu werden. Sofern gleichfalls beim heutigen Türken die Irritabilität eine langsam durchwärmte geworden zu sein scheint, ließe sich dieser dem Hindu gleichstellen, während die schwächere Sensibilität ihn etwas mehr nach der Seite des melancholischen Phlegmatikers (b) hinüberschieben würde, dessen klarer Ettypus ja, wie wir gesehen, dicht an die Grenze des Anämatikers c rücken muß. Zu diesem, wenn nicht zum Phlegmatiker d oder c, werden wir endlich den amerikanischen Indianer zu rechnen haben, obgleich dessen äußerst geringe Reproductivität ihn, äußerlich angesehen, dem Choleriker so ähnlich macht, während andere ihn gar zu einer sanguinischen Natur stempeln möchten — nur daß alle Berichte ihm ausgeprägteste Dyskolie nachsagen. Seine oft besprochene scheinbare Fühllosigkeit gegen körperliche Schmerzen wagen wir, ohne eigene Beobachtung, nicht, psychologisch zu klassificiren; dieselbe könnte zwar für einen extremen Grad der Langsamkeit in der Receptivität gelten und so eine Einreihung unter die Phlegmatiker wesentlich unterstützen; doch bescheiden wir uns, diesem interessanten anthropologischen Räthsel nicht weiter nachzuspüren, und begnügen uns mit einer Verweisung auf Theodor Waitz, „Anthropologie der Naturvölker" (III, 160 fg.).

Sofern die Nachhaltigkeit der Motivwirkung ein dem Phlegmatiker und den beiden Hauptformen des Anämatikers (a und c) gemeinsames Merkmal ist, kann es überhaupt zu zeiten zweifelhaft sein, ob wir von einer Einzelbeobach-

tung auf diesen oder jenen zu schließen haben, und eine gleiche Ungewißheit tritt ein, wo Aeußerungen der Heftigkeit ebenso gut sanguinischem oder cholerischem als anämatischem Temperament entstammen können. Ziehen wir hieraus zunächst die Warnung, niemals nach Wahrnehmung ganz vereinzelter Züge ein abschließendes Urtheil fällen zu wollen, so werden sich in den meisten Fällen bei fortgesetzter Beobachtung ziemlich leicht sichere Kriterien herausstellen. Es wird z. B. nicht lange gefragt werden, innerhalb welches Bereichs jene Leute unterzubringen, die, in der Weise des Anämatikers a und b oder des Sanguinikers, bei unbedeutenden Uebelständen heftig aufwallen und hernach bei gewaltigem Schmerz eine bewunderungswürdige Fassung (versteht sich: wohl zu unterscheiden von anämatischem Stumpfsinn unter gleichen Verhältnissen) behaupten? es sind dies der Regel nach melancholische Anämatiker von der Form c, oder, wenn das nicht, entweder cholerische oder phlegmatische Melancholiker (aber weder melancholische Choleriker noch melancholische Phlegmatiker — jenes nicht, weil sie sonst nicht ruhig bleiben, dieses nicht, weil sie sonst nicht von Kleinigkeiten würden stark afficirt werden). Was aber von diesen dreien? das wird im gegebenen Fall allerdings desto schwerer auszumachen sein, je mehr eine krankhafte Steigerung der Dyskolie zeitweilig den sonst Phlegmatischen dem Cholerischen ähnlich machen kann, und je mehr es exceptionellen Erscheinungen beizuzählen ist, wenn der Choleriker auch in Selbstbeherrschung excellirt, weil dazu immer auch ein beträchtliches Prävaliren des Intellects erforderlich ist. Daß die von diesem abhängige Fähigkeit des Bestimmtwerdens durch abstracte Motive nicht auch allemal bei Kleinigkeiten, wo es doch leichter scheint, zur Actualität wird, läßt sich so erklären: der in sich starke und zugleich seiner Stärke sich bewußte Charakter hält es nicht allemal der Mühe werth, gegen die „kleinen Leiden“ in Reaction zu treten; — er läßt sich z. B. gehen, wo er vom Ausbruch seiner Heftig-

keit keine Gefahr für andere sieht, oder gar hoffen kann, mit einem energischen Machtwort unter Misständen aufzuräumen; während er zu einem Muster der Geduld werden kann, wo er sich etwa Kranken gegenüber befindet, welche der Schonung bedürfen, — und ebenso sich „zusammennimmt", seine ganze Widerstandskraft aufbietet, wo er es mit Leiden zu thun hat, gegen welche den Kampf aufzunehmen nicht „unter seiner Würde" ist; dann kann er sich mittels seines Intellects so vollständig über allen Jammer erheben, daß er für kalt, gleichgültig, ja für leichtsinnig gehalten wird.

Der phlegmatische Melancholiker — das bedarf nicht erst des Beweises — ist gerade in solchen Fällen recht in seinem Esse, wo es gilt, gegen das Schwerste sich aufzuraffen: er vollends wird es mit einer Erfolg verbürgenden Sicherheit und Kräftigkeit thun — ihn stempelte ja die Natur zum „Charakter der Erhabenheit" —

who is
As one, in suffering all, that suffers nothing.
„Hamlet", III, 2.

Es ändert nichts an diesen Erscheinungen, wenn die „Gemüthsruhe" dabei von frommem Gottvertrauen getragen scheint; denn auch solches läßt sich nicht auf jeden Stamm pfropfen, und wo es vorhanden ist, wird es nach der gegebenen Basis des ἄνϑρωπος ψυχικός den lieben Gott auch nicht allemal mit jeder Bagatellsache behelligen, sondern solche mit den weltlichen Waffen eines gesunden Zornes sich vom Leibe halten und die Anrufung höhern Beistandes für die wirklich große Noth sich aufsparen. Nur eine anämatische Betschwester wird auch ihre Beschwerden über hohe Kaffeepreise vor den Himmelsthron bringen, um „angebrachter-" und verdientermaßen mit einem help yourself — aide-toi et le ciel t'aidera abschlägig beschieden zu werden.

An dieser Stelle sei denn endlich auch noch eines Abwegs gedacht, auf welchen gar leicht jene Gemüthser-

weichung geräth, die sich durch ein besonders starkes Verlangen nach „Bedauertwerden“ kundgibt. Es ist darin ein Seitenstück zu der obenbezeichneten Verirrung der Sentimentalität gegeben, ihr auch ähnlich in dem Widerstreit besserer und unedler Strebungen. Zu Grunde liegt ein Liebesbedürfniß, welches aber in eine falsche Schlußkette sich verstrickt und so Symptom und Sache verwechselt, sich selber ein Armuthszeugniß ausstellend in der Unfähigkeit, die im Innern noch verschlossene Liebe gewahr zu werden. Lear mit seiner anfänglichen Ungerechtigkeit gegen Cordelia steht auf dieser Stufe, wo, wenn nicht Wunder, so doch Zeichen begehrt werden von einem ungläubigen Geschlecht, das wir doch keineswegs für ein schlechthin egoistisches ansehen dürfen; es will nur die Liebe, welche es als Mitleid in sich hegt, auch in der Form des Mitleids, in Worten und Werken des Mitleids, gegen sich selber bethätigt sehen, und wo es das vermißt, klagt es über Herzlosigkeit und wird selber grausam — fordert unglaublich viel Geduld und übt selber nur wenig — spannt die fremde auf die Folter, indem es beständig neue Proben verlangt — und zuletzt wendet es sich in seiner Verbissenheit schier mit boshafter Grausamkeit gerade gegen die dargebrachte Liebe, misbraucht sie nicht nur durch Uebermaß in den Ansprüchen, sondern als Waffe selbst zur Verwundung — ist gleichmüthig oder gar freundlich gegen Gleichgültige, aber lohnt — wie in teuflischer Lust an der damit bereiteten Qual — marternd das entgegenkommende Vertrauen unbedingt sich hingebender Liebe. Eine derartige Grausamkeit hat ihre Strafe freilich direct in sich selber, in immer größerer Vereinsamung und dieser folgender stummer Selbstanklage — auch in den Täuschungen, welche sie vom heuchlerischen Ausbeuten ihrer Schwäche erfährt, wenn sie ihr Vertrauen an Naturen wie Cordelia's Schwestern weggeworfen. Die dieser Charakteräußerung inhärirende Launenhaftigkeit gibt ihr einen entschieden hypochondrischen Anstrich: sie macht das

Eingehen auf ihre Capricen zum einzigen Maßstab fremder Liebe, stößt schon dadurch alle selbständigen, nicht sklavisch gearteten Gemüther, welche jede Falschheit verschmähen, von sich zurück — affectirt eigenes Leiden, blos um die Liebenden zu peinigen, und um, wenn dies Verfahren vielleicht einmal durchschaut, also auch gegen wirkliches Leiden der Gutmüthigste mistrauisch geworden ist, in schneidender Ungerechtigkeit sich über angeblichen Mangel an Liebe beklagen zu können, ja wol gar, um den Liebenden den Stachel des Gewissens einzubohren: sie hätten sich als die Hauptschuld am Leiden des unwürdig Geliebten anzuklagen. — Wir schildern hiermit keineswegs ganz singuläre Fälle (ihre dichterische Allgemeingültigkeit mag Jean Paul vertreten mit seinem Kapitel vom „Schmollgeist" in den „Flegeljahren"), sind im Gegentheil überzeugt, daß die reine, mehr nur am körperlichen Schmerz ihrer Opfer sich weidende Bosheit seltener das gleiche Raffinement erreicht, als diese, deren Torturinstrumente geistige Schmerzen verursachen. Doch theilt letztere mit dem gewöhnlichen Wütherich oder dem Thierquäler den Kitzel der Mitempfindung des andern bereiteten Schmerzes. Wer nicht weiß, wie dem zu Muthe ist, welchen das Verkanntwerden seiner Liebe quält, der kann gar nicht auf den Einfall kommen, andern diese Qual bereiten zu wollen — und zuweilen mag es die eigene Gewissensangst sein, was antreibt, eben solche in fremden Gemüthern heraufzubeschwören — ja es ist denkbar, daß die Qual des Mitleids mit andern anspornt, auch sich selber zum Gegenstande fremden Mitleids zu machen. Deshalb sagten wir: es besteht in solchen Naturen eine Mischung von dem, was die Grundlage alles Sittlichen ausmacht, mit dem, was dem Sittlich-Guten am allerweitesten entgegengesetzt ist — und dieser Zwiespalt, den wir anderweitig als eine der Ursachen der Charakter- und Haltlosigkeit kennen lernen werden, macht auch diese unglücklichen Verblendeten zum Gegenstande eigener wie fremder Verachtung.

Die Imputabilitätsfrage

und

das Modificabilitätsproblem.

1. Formulirung der fernern Probleme.

Von den S. 1 fg. eingegangenen Verpflichtungen haben wir bisher kaum mehr als der einen genügt, descriptiv oder constructiv verfahrend, eine Anzahl charakterologischer Phänomene zu klassificiren. So weit durften wir die Objecte unserer Betrachtung stillschweigend als feststehende, constante behandeln. Jetzt, nachdem bereits mehrfach die Mitwirkung der intellectuellen Functionen die differenzirenden Merkmale hergegeben hat, stehen wir an einem Punkte, wo eine Reihe neuer Aufgaben ihre Lösung fordert. Wir sprachen ja S. 3 nicht blos vom Unterschiede zwischen charakterologischer und rein Factisches ausdrückender Verwendung eines und desselben Prädicats, wir erwähnten nicht blos (ebendaselbst) schon des Modificabilitätsproblems: wir haben auch schon S. 50 fg. auf den metaphysisch-ethischen Hintergrund hingewiesen, an dessen Horizonte die eigentlichen „Lebensfragen" aller ethischen Forschung sich erheben; denn eine Wissenschaft, welche sich selber als die Lehre von den Grundelementen der Individualität eingeführt hat, kann doch auch die Frage nicht beiseitelassen nach dem letzten principium individuationis, kann sich nicht beruhigen bei einem solchen, welches blos eine auf dianoiologischem Wege eruirte Form der Erscheinung sein soll; — irgendwoher muß doch jenes Plus gekommen sein, welches den Individualcharakter eben zum individuellen macht,

jenes an sich reale Etwas, vermöge dessen der eine auf dieses, der andere auf jenes Grundmotiv reagirt, jenes die einzelne Individualität materialiter, nicht blos formaliter Determinirende, das den einzelnen Charakter eben zu einem bestimmten, gegebenen macht. Denn ist die Individualität blosse Erscheinungsform, so kann auch die individuelle Verantwortlichkeit nicht mehr sein. — Es heißt wol beim Meister: „Nicht das Sein, nur das Sosein hat einen Grund", sodaß man im dianoiologischen Gleise weiter laufend fragen möchte: ist denn überhaupt der Wille in seinem Ding-an-sich-sein, oder ist auch sein bloßes „Sein" nur eine Relation des Objects zum Subject, wie das „Dasein", als Leben, selber nur als eine Form des Sich-Objectivirens des Willens behandelt wird? („Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., I, 249; 3. Aufl., S. 259.) Und: gehört die Essentia zum Dasein oder zum Sosein? ist sie blos ein Zustand oder ist sie eine Substanz mit Accidentien, d. h. ein Product aus der Existentia und einem materialen Plus nebst einigen generibus eines formalen Plus? Das chemische Element z. B. participirt (Platonisch: μετέχει) zunächst an der allgemeinen Existentia, außerdem hat es ein „specifisches", distinguirendes Ansich und schließlich eine Reihe accidenteller Erscheinungsformen. So besteht der Individualcharakter aus einem Existens schlechthin, aus einer ewigen, sich selbst gleichbleibenden Substanz und aus accidentellen Nebenerscheinungen: Nationalität u. dgl. Wie aber steht es um die Realität dieser Nebenerscheinungen? — sind sie blos Erscheinung, rein phänomenaler Natur, also kaum mehr als wie ein bloßes Phantom? Ist der Wille in seinem reinen Ding-an-sich-sein genau jene Substantia, wie sie Spinoza im Eingang zu seiner Ethik definirt oder beschreibt? ist der Wille, der als solcher eben blos will, ohne daß dieses Wollen mit bestimmtem Inhalt gedacht wird, identisch mit jener Substantia in ihrer indifferenten Identität mit sich? — Ist das Attributum ebendaselbst das Motiv, sofern es den an sich

leeren Begriff des Willens erfüllt, — aber erst ganz allgemein mit einem Was, — und entspricht erst der bestimmte, concrete, thatsächliche Willensact dem, was Spinoza dort Modus nennt? — oder, in kürzere Consequenz zusammengezogen: ist der intelligible Charakter der Substantia, der empirische dem Attributum und die einzelne Handlung dem Modus gleichzusetzen? Allein — und das dürfte auch von andern Standpunkten aus bereits gegen den Spinozismus eingewendet sein —: steht das Sein, als ewiges, außerhalb der Causalitätsreihe, so gehen auch die Motive, als eine bestimmte Form der Causalität, das Sein als solches gar nichts an — sie sind nur Mittel zur Erkenntniß des Seins. Haben sie denn aber gar kein Ansich? sind sie blos und ganz Geburten des Intellects? Woher aber kommt dann zum Ansich die Fähigkeit hinzu, nicht blos zu sein, sondern auch zu erscheinen? Muß nicht auch dem Vorstellen ein Correlat an sich entsprechen? und ist nicht dann die Vorstellung, welche in ihrem Verhältniß zum Willen (im engern Sinn, als dem individuell erfüllten Willen) Motiv heißt, selber ein Daseiendes, das nach Seiten seines Seins auch außerhalb der Causalitätsreihe, überhaupt ebenbürtig in gleicher Eigenständigkeit neben dem Wollenden im Individuum stehen müßte? Ist das Vorstellen potentiâ — wie etwa Schindler will in seinem „Magisches Geisterleben" — nur die Polarität des unbewußten Willens, und erst die Einheit beider ein indifferentes Eines, das weder Wille noch Intellect ist, sondern das schlechthin indefinirbare Ding an sich — jene res extensa eademque cogitans? — Müssen wir sonach aus dem Ding an sich, mittels polarischen Auseinandertretens, ebenso unmittelbar und ursprünglich (primitiv) die Vorstellung, das Motiv, herleiten wie den Willen und nicht erst, wie Schopenhauer, jene als Secundäres aus diesem, — sondern beide zusammenstellen als gleichzeitige Actualitäten, nach polarischem Gegensatze entspringend derselben einen indifferenten potentia? Und ließe sich dafür

nicht noch anführen, daß in beiden Gebieten parallel laufend sich die Paare der Gründe correspondiren: auf seiten des Intellects: Seinsgrund und Erkenntnißgrund — auf seiten des Willens: Causalität und Motivation? und über allem das „absolute", so wenig blos objective, wie blos subjective Sein? — Aber auch in den Regionen unterhalb des ontologischen Aethers gibt Schopenhauer Anhaltspunkte für ad hominem argumentirende Einwürfe — z. B. woher „die eigensinnige Auswahl" (Wählen ist doch ein Willensact) für die Befriedigung des Geschlechtstriebes der Individuen, wenn diese in der All-Einheit des Urwillens zu bloßen Phänomenen verschwänden? oder wenn sie ihre Existenz nur zu Lehen tragen von der Gattung und deren Idee die „unmittelbare" Objectivation des Willens sein soll, wie können dann aus dieser Kette (— mit den ausgestorbenen Gattungen —) einzelne Glieder ausgefallen sein, ohne den ganzen Zusammenhalt des Erscheinenden, somit die Welt selber, aufzuheben? Vollends aber verwickelt die Darstellung des sich verneinenden Willens in eine Reihe solcher Widersprüche; wenn es z. B. „Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., I, 431; 3. Aufl., S. 451, heißt: es bleibe im Asceten noch eine „Anlage zum Wollen" bestehen, da es beim Ding an sich doch heißen muß: aut omne aut nihil — und dieser Rest könne noch wieder „aufgeregt" werden durch Motive, ja durch das „Gedeihen des Leibes neu belebt" — überhaupt empfange der Wille Nahrung aus der Befriedigung (ebendas., S. 439; 3. Aufl., S. 460). — Wie soll überhaupt der Wille als Wesen an sich durch die Erscheinung noch ein schwaches Dasein haben (ebendas., S. 432; 3. Aufl., S. 452)? — ist doch die Erscheinung umgekehrt nur durch das Ding an sich als das Erscheinende. Kurz: die Charakterologie hat an einer allgemeinen Erörterung des Verhältnisses zwischen Wille und Motiv diejenige Voraussetzung, welche man als Prolegomena zu einer Wissenschaft zu bezeichnen pflegt.

So bekennen wir uns überhaupt anheischig, unsere ganze Methode einer Selbstprüfung zu unterziehen; denn auch die Charakterologie hat, wie jede andere philosophische Disciplin, dem kritischen Gewissen Genüge zu leisten und sich wie andern Rechenschaft zu geben über den Grad der Zuverlässigkeit ihrer Ergebnisse. Dieser apologetisch-kritische Abschnitt aber zerfällt, nach den ihn beherrschenden Gesichtspunkten, von selber in zwei Theile, deren gemeinsamer Zweck ist, das Essentielle vom Phänomenalen, soweit irgend thunlich, klar und bestimmt zu sondern. Selbstverständlich nehmen hierbei die Fragen nach dem rein ethischen Charakterkern das höchste, wenngleich nicht das ausschließliche Interesse in Anspruch. — Hatten wir oben von den echten die unechten Temperamente zu sondern und unsere Methode der Ausscheidung zu rechtfertigen, so werden wir jetzt an Stellen gelangen, wo genuine „Tugenden" vor der Verwechselung mit ihren Afterbildern zu sichern sind. Und damit uns dies gelingen könne, sind eben zwei Wege einzuschlagen: auf den einen führt uns die Doppelfrage: welche Bedingungen müssen erfüllt sein, damit wir eine gegebene Handlung ihrem Urheber ohne Einschränkung anrechnen können, und: wie ist eine derartige Einschränkung vorkommendenfalls in Abzug zu bringen, um eines sichern charakterologischen Facits einigermaßen gewiß zu werden? auf dem andern müssen wir dem Ziele entgegengehen, das Dauernde vom Wechselnden, das schlechthin Constante vom Variabeln trennen zu können. — Mit andern Worten: die S. 3 gegebene Zusage, dem Criminalisten wie dem Pädagogen die Prolegomena ihrer resp. Fachwissenschaften zu liefern, kann die Charakterologie nur einlösen, indem sie jenem die Imputabilitätsfrage, diesem das Modificabilitätsproblem auseinandersetzt. Freilich ist keinem von beiden einseitig mit diesem oder jenem gedient: der Erzieher muß ebenso gut wissen, ob seine „Zucht" sich auch wirklich blos gegen zurechenbare Acte richtet, wie es den Criminalisten bei Feststellung des Maßes und bei Aus-

wahl der Form der Strafe angeht, ob seine Strafmittel geeignet sind, wirklich blos auf modificable Factoren im Sträfling einzuwirken; denn andernfalls sind sie, soweit nicht dabei die Gesellschaft mit Unschädlichmachen ihre Selbsterhaltung bezweckt, sinnlos, also wenigstens unberechtigt, wenn nicht gar zwecklos grausam; — ein bloßer Racheact, der mit dem Begriff der „Sühne" nur den Schein der Gerechtigkeit gewinnen kann. *)

Angesichts nun eines so weiten Feldes der Discussion, muß es mir zur besondern Beruhigung gereichen, den weitaus größten Theil der Arbeit bereits gethan zu wissen, da ja mit besonderer, sogar monographischer, Ausführlichkeit Schopenhauer selber gerade diese Dinge gründlichst erörtert hat. Wenn ich mich dennoch nicht begnüge, mit ein paar Citaten die ganze Last auf die Riesenschultern seines Geistes zu wälzen, so lasse ich mich von der Hoffnung leiten, Erläuterungen jener Art bieten zu können, welche ihren Werth darin haben, das Ansehen fremder Gedanken zu fördern, indem sie zeigen, wie diese auf dem Durchgange durch einen andern als ihres Urhebers Kopf an Entschiedenheit nichts eingebüßt haben. Und weil wir hier an eins der Gravitationscentren des ganzen Systems herangetreten sind, so mag auch hier ein Wort über das Verhältniß meiner zu seiner Arbeit noch nachträglich seine Stelle fin-

*) Es ist ein überaus interessanter Beleg für die Richtigkeit dieser unserer Zusammenstellung des Criminalisten mit dem Pädagogen, daß neuerdings zur Reform des Strafrechts Vorschläge gemacht sind, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, das Princip der Schulzucht auf das Strafverfahren zu übertragen, welches der Staat, qua Mandatar der Gesellschaft, zu handhaben hat. Auf Derartigem beruhen so gut die Neuerungen in England — zeitweilige Entlassung der Sträflinge u. dgl. — wie die Thesen eines Bonneville de Marsangy (man vgl. Lehmann's „Magazin für die Literatur des Auslandes", 1865, Nr. 10), welche Anwendung von Verweisen, Verwarnungen, Milderung auf Grund eines abgelegten Geständnisses fordern und insbesondere das Präventive am Zweck der Strafe und ihrer Androhung betonen.

den. — Es wird dadurch zugleich motivirt, warum bisher wie fernerhin nur dann die einschlagenden Sätze aus seinen Werken angeführt sind, wenn es entweder auf den Wortlaut ankommt oder die Einfügung seiner Begriffe in den von mir innegehaltenen Gedankengang die Nachweisung bestimmter Anknüpfungspunkte zu erfordern scheint. Nur anlehnend und gruppirend, kaum hin und wieder ergänzend, kann sich in dem charakterologischen Theil des Systems meine Leistung neben die seine stellen. Denn soll es auch nicht bestritten werden, daß es an dem imposanten Gebäude seiner Lehre Seiten gibt, wo ein ihn „zu Ende denkender Nachfolger" den „Ausbau" durch Errichtung von Flügeln wird zu beschaffen haben, so will doch mein gegenwärtiges Thun nur mit dem Geschäft eines Architekten verglichen werden, der an einem festen, ebenso wohlgegründeten wie wohlgegliederten, stattlichen und vielumfassenden Bau mit reichgefüllten Schatzkammern, hier und da die Außenmauern, Binnenwände und Fußböden durchbricht, um mehr Fenster, Thüren und Treppen anzubringen, damit nicht nur das Interieur noch heller, sondern auch der directe Zugang von einem Raum und von einem Stockwerk ins andere noch leichter und bequemer werde. Und wenn man dabei nicht wird umhin können, an Stellen für eine neue Decoration zu sorgen, so will ich mir mit allem Ernste der Verantwortlichkeit bewußt bleiben, welche verbietet, den Geist des Gründers durch Entstellungen oder „Verschlimmbesserungen" seines so großartigen Planes zu verunehren.

Demgemäß darf ich mich denn sogleich dem Ansinnen widersetzen, etwa seine ganze Darlegung der aus der „Aseität" des Willens erwachsenden Selbstverantwortlichkeit reproduciren, wo nicht gar mit polemisirenden Zwischenbemerkungen begleiten zu sollen. Das würde nur heißen, die ganze Betrachtung auf das rein ethische Gebiet hinüberspielen. Vielmehr hat es die Charakterologie am Imputabilitätsproblem nur mit der Seite zu thun, nach welcher

hin die Frage in engerer Fassung so lautet: welche Symptome sind für an sich zuverlässige, welche für trügliche Charakterzeichen zu halten, und wie sind auch die letztern etwa noch charakterologisch zu verwerthen? Es ist damit die Imputabilitätsfrage zugleich in den innigsten Zusammenhang mit der Modificabilitätsfrage gebracht — zu dieser gewissermaßen als eine Vorfrage hinüberleitend — und weil diese sich hier vordrängte, kein weiteres Hinausschieben gestattend.

2. Die Imputabilitätsfrage vom ethischen und vom charakterologischen Standpunkt.

Gewissermaßen hat der Ethiker (und Strafrichter) es leichter, über die Imputabilität einer gerade vorliegenden Handlung zu befinden, als wie der Charakterolog; denn jener fragt nur nach Schuld (oder Strafbarkeit), nicht nach dem zu Grunde liegenden, vielleicht über jede Schuld und Strafbarkeit hinausgerückten Wesen. Es ist aber nicht schwer, für die Schuldfrage (in diesem, nicht in dem vor der Jury vorkommenden Sinne) einen sichern Kanon zu gewinnen; denn alle Schuld hat ihr Correlat an einem durch sie verursachten Leiden, und beide setzen Bewußtsein voraus. So darf der Ethiker und Criminalist unbedenklich den Satz zur Richtschnur seines Urtheils nehmen: wer nicht weiß was er thut, will auch nicht was er thut — denn ihn geht nur der selbstbewußtgewordene Wille an. Anders der Charakterolog! der weiß und darf nie vergessen, daß es für ihn eine Umkehrung jenes Satzes gibt, nämlich diese: Mancher will eben was er nicht thut, und thut was er nicht will — das Selbstbewußtsein gerade ist es, welches einen solchen in den Stand setzt, die wahre Natur seines Willens zu verleugnen — und diese tritt mit naiver Aufrichtigkeit allein in jenen unbewußten oder nur mit halbem Bewußtsein vollführten Thaten zu Tage, welche

als solche vor dem Forum des ethischen Beurtheilers an Zurechenbarkeit wenigstens eingebüßt haben. Die Affecthandlungen (sowie Thaten der Unmündigen, „Geisteskranken“, Berauschten, Schlaftrunkenen u. s. f.) also sind es vor allem, die dem Charakterologen so große Schwierigkeiten bereiten, während dem Ethiker alsbald einleuchtet, daß bei ihnen mit der „intellectuellen Freiheit“ auch die Zuständigkeit derselben vor seinem Tribunal mindestens eingeschränkt, wenn nicht völlig aufgehoben ist. Nur gesteigert, nicht gemindert, wird diese Schwierigkeit dadurch, daß es auch für den Charakterologen Fälle genug gibt, wo er zu unterscheiden hat, ob ein blos factischer Vorgang oder ein beabsichtigtes Wirken vorliegt; also auch er seinerseits zu fragen hat, ob das auf ein gegebenes Thun direct oder indirect erfolgende Leiden mit Bewußtsein gewollt ist oder ohne vorhergegangenes Wissen dessen, welcher es herbeiführt, sich einstellt — nur unter jener Voraussetzung spricht das ethische Verdict sein Schuldig! — und nur unter jener Bedingung erkennt die Charakterologie dem Urheber solchen Leidens, der alsdann „handelnd“ darf genannt werden (wie denn auch das Wort „Thathandlung“ in diesem Sinne gefaßt nichts weniger als eine leere Tautologie ist), die ethische Qualität des Mitleids ab, resp. die der Grausamkeit zu. Man sieht z. B. ein Kind einer lebendigen Fliege die Beine und Flügel auszupfen — und ein Rigorist wird sofort damit bei der Hand sein, daraus auf eine zu Bosheit neigende Gemüthsart zu schließen — und doch kann es ein ganz gedankenloses Spiel sein, bei welchem dem Kinde nicht von fern die Vorstellung aufsteigt, wie es damit einem empfindenden Wesen Schmerz bereite — es würde ebenso gern eine gemalte Fliege zerpflücken, denn es sucht nur Zeitvertreib, und es macht ihm etwa denselben Spaß, wie wenn es an den Fäden seines Hampelmanns zieht. So hat ja auch ein Kind noch keine Vorstellung von der Betrübniß, welche es mit seinem Eigensinn und Ungehorsam den Aeltern bereitet, und es bleibt

die Hoffnung, daß dieses Bewußtsein einst zu einem den Eigenwillen überwindenden Motiv werde; (wiewol es, zumal in der Uebergangsperiode des erst erwachenden Bewußtseins, sehr schwer sein kann, zu erkennen, auf welchen Charakterqualitäten es bei einem Kinde beruht, wenn dasselbe beim Vorhalten seiner Unarten sich nicht betrübt oder beschämt, sondern höchstens einen Augenblick verstimmt oder verdrießlich zeigt; ob insbesondere dabei schon Mitleidlosigkeit mit dem Schmerze, welchen es andern bereitet, das Entscheidende sei, oder gar schon Keime dessen darin sich kundthun, was die Lehre vom Selbstgefühl als Schamlosigkeit schlimmster Art zu betrachten haben wird — oder ob solche Gleichgültigkeit rein nur auf das Unentwickeltsein des Intellects zurückgeführt werden dürfe). Etwas ganz anderes ist das absichtliche Sinnen der Bosheit darauf, wie sie einem recht wehe thun, ihm körperlichen Schmerz oder Kränkung zufügen könne, die Wollust der Grausamkeit, die sich weidet am Zucken eines fremden Herzens. — Und fehlt es etwa an Analogien zu jenem unbeabsichtigten Schmerzbereiten im Leben der Erwachsenen? Es tritt jemand arglos in ein ihm bekanntes Haus und kramt seinen frischesten Vorrath von Stadtneuigkeiten aus — schneidet aber mit jedem seiner Worte ahnungslos seinen Zuhörern ins aufgerissene Herz: er weiß nicht oder denkt in diesem Augenblick nicht daran, daß seine objective Erzählung, die sich vielleicht als Kunstwerk rühmen dürfte, ein Meisterstück dichterischer Ironie oder „köstlichsten Humors" zu sein, den Freunden ans bloßgelegte Fleisch greift, sei es weil der Held derselben ein naher Angehöriger ist, sei es weil sich in deren eigener Familie eine ganz ähnliche Tragödie zugetragen hat, die schonsamere Mittheilung des neuen Seitenstücks verlangen dürfte. Die gewählten Beispiele lassen sich natürlich unmittelbar auch für die Modificabilitätsfrage verwerthen; denn wenn später das Kind zur Einsicht von der Wirkung seines Thuns gelangt sein und, weil Lust an Thierquälerei nicht „in seiner Natur" liegt, auf so etwas

nicht wieder betroffen wird, so ist es an sich so wenig besser geworden, als der erwähnte Redselige, wenn er, durch eine ihn selber betrübende Wahrnehmung von der Wirkung seines Thuns gewitzigt, hinfort zu größerer Vorsicht gemahnt bleibt, daß er sich hüte, „im Hause des Gehängten vom Stricke zu reden". Es wird sich aber unschwer darthun lassen, daß eine ganze Reihe angeblicher Belege für die „veredelnde" Wirkung der Bildung, in specie des Moralisirens, auf eine dem Angeführten gleichartige Weckung des „Zartgefühls" zu reduciren ist. Gleichwol werden wir an seinem Orte erkennen, daß auch die Anlage zum sozusagen instinctiven Takte in verschiedenen Graden „angeboren" ist. — Wer also z. B. gern seiner intellectuellen Superiorität über einen andern in Neckereien sich vergewissert und dabei weher thut, als er eigentlich will, ist demnach nicht gänzlich freizusprechen; denn wenn nicht Bosheit, so verräth er wenigstens egoistische Selbstgefälligkeit, und ein ganz „unschuldiges Vergnügen" war es immer nicht, was er sich damit veranstaltete; nur dagegen darf er sich verwahren, daß der Grad seiner Schuld einseitig nach dem Maß der dadurch bereiteten Schmerzen bestimmt werde — ist doch dies Maß auch abhängig von der Empfänglichkeit des etwa von ihm Geneckten, also bei gleichem Grade subjectiver Verwerflichkeit oder Entschuldbarkeit objectiv möglicherweise ein äußerst verschiedenes. — Hier also finden sich Ethiker und Charakterolog in völliger Uebereinstimmung miteinander.

3. Fortsetzung. Der Imputabilitätsfrage und dem Modificabilitätsproblem gemeinsame Gebiete.

Es gibt gewisse relativ rasch vorübergehende Veränderungen in der Functionirungsweise zunächst des **Intellects**, welche bei Erwägung der Imputabilitätsfrage von unmittelbarem, für das Modificabilitätsproblem aber wenigstens

von mittelbarem Interesse sind und insofern einem beiden Fragen gemeinsamen Terrain angehören. Derart sind der Rausch, die Wirkungen sämmtlicher Narkotika, Paroxysmen aller Art — sei es im gewöhnlichen Fieber, sei es als Incidenzpunkte dauernder Geistesstörungen — ferner die Traumzustände in den verschiedensten Formen, die sogenannten Affecte und endlich, scheinbar schon ganz auf die Seite des Willens fallend, die Wirkungen der sogenannten Stimulantia.

Das Sprichwort sagt: In vino veritas — das haben schon andere vor uns in dem Sinne zu einem In somnio veritas umgeformt, daß sie behaupteten: im Traume verrathe sich uns unverfälscht der eigene Charakter, und es hat ja sogar Tyrannen gegeben, welche die Träume als selbst im juristischen Sinne zurechenbare Handlungen beurtheilt wissen wollten. In einem — bisher blos durch Vorlesung an die Oeffentlichkeit getretenen — Opusculum „Ueber den Traum" habe ich mich über diesen Punkt eingehender ausgesprochen; hier mag zur Vollständigkeit nur das Wesentliche daraus, nebst Ergänzung durch einige testimonia autorum, aufgenommen werden. Auch Giesebrecht im 1. Heft seiner „Damaris" behandelt diese Frage — Jean Paul hat dafür in seiner „Aesthetik", §. 57, Anm., das kurze Schlagwort: „Im Wachen thun wir das, was wir wollen; im Traume wollen wir das, was wir thun"; Friedrich Hebbel ein Distichon: „Der Traum als Prophet":

Was dir begegnen wird, wie sollte der Traum dir es sagen?
Was du thun wirst, das zeigt er schon eher dir an.

Auf die Frage: was zeigen uns die Träume an? ist, gerade vermöge ihrer Unbestimmtheit, zunächst wenigstens die Antwort unbestreitbar richtig: was „in uns ist", und ebenso unleugbar, daß das Individuum im Traume reiner auf sich und seinen innern Gehalt gestellt ist als im Wachen, insofern also der Traum sehr geeignet, die Selbsterkenntniß

auf ihre elementaren Factoren zurückzuführen. Deswegen liefert er auch, wie nicht leicht etwas Anderes, Belege für ein uns selbst oft überraschendes Sichgleichgebliebensein unsers geheimsten Wollens. Im Traume sehen wir, wessen wir unter Umständen fähig sein würden. Das Beschämende, was dabei für die Menschennatur zu Tage tritt, hat freilich schon früh die Philosophen (— wenn ich mich recht entsinne, auch den Plato —) veranlaßt, sich lebhaft gegen die Consequenzen zu sträuben, welche aus einem Traume für den moralischen Werth des Träumenden sich könnten ziehen lassen, und in der That wird jeder gar sehr bereit sein, sich für sittlich besser zu halten, als das Spiegelbild, welches ihm sein Traum vorhält. Allein man erwäge nur, daß man im Traume selbst bisweilen noch Klarheit des Bewußtseins genug hat, um sich an die Zweifelhaftigkeit seiner Imputabilität zu erinnern und sich demgemäß zu freuen, vielleicht nicht verantwortlich zu sein für Unsittliches, das zu begehen man träumend ein starkes Gelüste tragen mag; man bedenke andererseits, daß im Wachen tausend Rücksichten solches Gelüste im Zaume halten (sodaß es kaum einmal als leiser Wunsch in uns sich regen darf), welches im Traume ganz ungehinderten Spielraum hat; sowie ferner, daß in der Wirklichkeit tausend Gelegenheiten und damit tausend Motive nicht eintreten, welche der freiwaltende Traum in leichtem Spiele herbeiführt: so wird das Resultat, welches von jeder ehrlichen und zugleich gründlichen Selbstbeobachtung bestätigt wird, schon nicht mehr so ganz parador erscheinen. Nur hüte man sich vor falscher Fragstellung und davor, begleitende Erscheinungen für die wesentlichen und primitiven anzusehen. Letzteres aber ist um so schwerer, als im Traum ein vages Innesein somatischer Zustände und Gemüthsaffectionen in der Weise sich ineinander reflectiren, daß auf dem Wege der (gerade hier deutlicher als sonst vom Willenswesen mitbestimmten) Ideenassociation körperliche Störungen in der Form derjenigen Willenserregungen dem

Bewußtsein sich aufdrängen, von welchen sie im wachen Zustande zuweilen herbeigeführt werden, daß also z. B. krankhafte Functionen der Gallenabsonderung sich im Traum in Aerger erzeugende Vorstellungen umsetzen. Und diese Schwierigkeit verdoppelt sich, weil das Detail dieser symbolisirenden Vorstellungsbilder nicht sowol von dem souveränen Willen allein, als zum größern Theil von Zufälligkeiten ausgemalt wird, welche an kaum latent gewordenen Eindrücken und einem gewissen, jeder Willkür entzogenen, Mechanismus der Vorstellungskette ihre Nothwendigkeit haben. Wenn also z. B. ein sexualer Reiz sich mit incestuösen oder adulteriösen Scenen umkleidet, so ist der Intellect dabei dem Willen oft so wenig „zu Willen", daß dieser sich im Grunde mit Ekel von dem ihm Vorgegaukelten abwendet, also für dessen Gestalt nicht verantwortlich gemacht werden darf. Dagegen kann folgende concretere Specialisirung der abstracten Fragstellung zu festern Normen führen: lassen sich nicht bestimmte Klassen selbstvollbrachter, guter oder böser Thaten, als in den Träumen der einzelnen Personen wiederkehrend auffinden? sind dies nicht immer nur solche, zu welchen der, dem davon träumt, auch im Wachen bisweilen Anreizungen erfahren oder welche er, wenngleich nur in „unbewachten Augenblicken", auch schon einmal ganz oder wenigstens in conatu ausgeführt hat? sind nicht eben so gewiß andere — daß ich so sage — genera von Thaten ausgeschlossen, nämlich alle die, welche dem Charakter auch im Wachen völlig fern liegen? Sollte wol jemand, der einen gründlichen Abscheu vor der Lüge hat, oder dem niemals wachend ein Gelüste aufgestiegen ist, fremdes Eigenthum mit List oder Gewalt an sich zu bringen, im Traume sich je eine grobe Lüge, Betrug, Diebstahl oder Raub zu Schulden kommen lassen? Wohl mag im Traum unser Wille im Schlechten ein paar Schritte weiter gehen als im Wachen, dessen Verhältnisse ihm objective Schranken entgegenwerfen; aber Eigenschaften, welche unserm Charakter gänzlich fremd sind, werden auch

im Traume nicht an uns hervortreten. Oder sollten wirklich die Träume eines rücksichtslosen Egoisten oder eines schadenfrohen, grausamen Völkerpeinigers sich nicht moralisch unterscheiden von der Rolle, welche ein wahrhaft liebevoller Wohlthäter der Menschheit, oder ein opfermuthiger, wirklich uninteressirter Vertreter des Rechts und der Wahrheit in seinen eigenen Träumen spielt?

Wie von selber reiht sich hieran die weitere Frage: hat es vielleicht auch mit einem In delirio veritas seine Richtigkeit? Zwar hat der Criminalist nach obigem Kanon dies für seinen Amtskreis unbedenklich zu verneinen — aber auch nur der Ethiker und vollends gar der Charakterolog? Schwerlich! — Was der Wille sei, gibt er am naivsten in seiner Blindheit zu erkennen — Natura non mentitur. — Aber dennoch stellt sich die Frage etwas anders und weniger einfach auf den Stufen, wo von absoluter Blindheit nicht mehr die Rede sein kann. Beim Thiere sprechen wir nicht gern von Schuld — da fällt also auch die Imputabilitätsfrage weg — aber es ist doch mindestens zweifelhaft, ob irgendwo im Menschenleben Fälle vorkommen, in denen die specifische Differenz zwischen thierischem und menschlichem Intellect — am kürzesten als „Vernunft" zu bezeichnen — total verschwunden und nicht einmal in Rudimenten vorhanden ist.

Die mancherlei Versuche, diese ganze Frage durch Beiziehung von Analogien aufzuhellen, hat zu einer gründlichen Lösung derselben kaum etwas beigetragen. Man scheute offenbar die Consequenz, welcher Schopenhauer nicht allzu ängstlich aus dem Wege gegangen ist, nach welcher in den Handlungen der Tobsüchtigen sich das eigentliche Wesen des im tiefsten Grunde immer und überall in unversöhnlicher Selbstentzweiung wider sich selber wüthenden Willens nur am ehrlichsten bethätigen würde. So verglich man die im Paroxysmus, Rausch oder Traum ausgeführten Thaten mit den zwecklosen, richtiger: den fehlgreifenden, Bewegungen im ersten Säuglingsalter, als

Versuchen, Hemmungen los zu werden, deren wirklicher Sitz und Ursprung nicht erkannt ist. Und allerdings rettet eine solche Auffassung, soweit sie stichhaltig ist, den so Fehltappenden vor einer Verantwortlichkeit für solch ein aus Irrthum entspringendes Thun. Sie ist aber nur stichhaltig, soweit unzweifelhaft Hallucinationen oder Illusionen damit verbunden sind; denn nur unter dieser Voraussetzung läßt sich sagen: es sind Functionen, welche dem eigentlichen Wollen nicht entsprechen, das Gewollte nicht darstellen, nicht Sichtbarkeit, nicht vollgültige Symptome des intelligibeln Charakters heißen können.

Von dieser Auffassung wohl zu unterscheiden ist eine andere, welche das Irreleitende mehr auf die Seite der Motive verlegt — also ins Object, nicht mit ganzem Gewicht in die Intellectsbeschaffenheit des handelnden Subjects. Wer in seinem Streben selber und in dessen Ziel irrt, ist immerhin — wiewol das Erstrebte selber auch als Motiv wirkt — nicht ohne weiteres demjenigen gleichzustellen, bei dem — nach dem Ausdruck Schopenhauer's — die vernünftigen Motive, die Ergebnisse der Reflexion, nur „nicht zum Schuß kommen" können vor oder paralysirt sind von anschaulichen oder bloßen „Reizen", wie etwa die Stimulantia sie wecken oder steigern. Die Reaction auf diese gestattet, charakterologisch angesehen, einen ungleich sicherern Schluß als das Handeln unter dem Eindruck des positiven Vorgehaltenseins bloßer Schein- oder Wahnincitamente, und es sind insbesondere die Affecthandlungen, welche unter jenen erstern Gesichtspunkt fallen.

Dagegen eröffnen die Wahnhandlungen — wenn man mir Kürze halber diesen Ausdruck gestatten will — einer tiefforschenden Dialektik ein weites Betrachtungsfeld, dessen vorgängiges Betreten uns die Aussicht gewährt, auch für jenes andere, welches mit wenig kenntlichen Grenzen daran stößt, mindestens einige Streiflichter zu erhaschen.

4. Fortsetzung. Die sogenannten Geisteskrankheiten und ihre charakterologische Bedeutung, vorzugsweise von der ethischen Seite betrachtet, mit Uebergang zum Wesen des Affects.

. . . . Der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn!

Wem träte nicht dieser Angstruf auf die Lippen beim Anblick derer, in denen „der Himmelsfunke Vernunft erloschen zu sein scheint“? Nicht die Furcht für die eigene persönliche Sicherheit ist es, was uns nach einem „Besuch im Irrenhause“ so lange peinigend nachgeht — auch nicht blos die bange Frage: wo sind die Grenzlinien zwischen Gesundheit und Krankheit gezogen? — sondern das Grauen, welches uns packt, stammt aus dem Irrewerden an

. . . . allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,

an

. . . . allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Bitter zwar sind weitaus die meisten Früchte vom Baum der Erkenntniß; aber die in diesem Labyrinth gepflückten drohen, den eigenen Sinn uns zu vergiften. — Man hat gesagt: „die Menschenkenner ex professo sind eo ipso auch Misanthropen“ — aber liegt, wenn das wahr ist, die Schuld mehr am beobachtenden Subject als am beobachteten Object? ist's nur die Misanthropie, welche den Blick schärft für die „Schwächen“ der Mitmenschen? oder rührt's vielmehr daher, daß sich nicht Feigen lesen lassen vom Schlehdorn? Wenn fast jede neue Erfahrung im „Umgang mit Menschen“ eine Enttäuschung herbeiführt — zu einem Dementi wird, welches vom quisque praesumitur bonus abbringen möchte: liegt's dann an der Aussaat oder an dem Boden, auf den sie gefallen, daß daraus das giftigste der Gifte, menschenfeindliches Mistrauen, aufwuchert, und so jede Bereicherung unseres Wissens, statt Gewinn, nur

weitern Verlust uns bereitet? Mit unerbittlichster Strenge wird in tausendfachem Betrage die Nachzahlung für das billet d'entrée eingetrieben, nachdem wir die Schwelle hinter uns gelassen, über welche wir zu den verzerrten Masken der zerrütteten Menschenseele geschritten waren. Es will der entsetzliche Zweifel nicht wieder von uns weichen, der uns in Gestalt der Frage beschlichen: was war da das Echte und Ursprüngliche, was das Entstellte und Verkommene? War jene sanfte Gelassenheit, die einst alle Herzen gewann, eitel heuchlerische Affectation, und spricht aus diesem Zähneknirschen jetzt die wahre Natur? War jene Dianenkeuschheit, die selbst den frechsten Wüstling zu ehrbarer Huldigung zwang, nichts als eine Lügenlarve für die entfesselte Gier, die, jetzt in äußere Banden geworfen, dem davongehenden Wärter nachstiert? War jene erbarmungsvolle Milde, die im Wohlthun sich selber nimmer genugthat, nur das Product reflectirender Selbstbeherrschung, und hat sich nun entpuppt zur Härte abgefeimter Tücke und Bosheit? Räthsel der Menschenbrust, wer kann euch nur auszählen? — wer vollends möchte sich unterfangen, euch zu ergründen? Damit ist's nicht gethan, daß man sagt: das Vermögen der reflectirenden Vernunft ist lahm gelegt gleich einer unterbundenen Ader — die Sprache ist ja gleichfalls eine Tochter der Vernunft, und aus den „Irren" redet zuweilen selbst ein sprachschöpferischer Geist, der solchen Satz Lügen straft. Ueberhaupt dürfte jeder Wahnsinn in gewissem Sinne ein partieller zu nennen sein, sofern immer gewisse Geistesrichtungen in ihrem Functioniren ungestört bleiben; und diese Einsicht möchte besser zum Ariadnefaden taugen, als die vielversuchten, zum Theil spitzfindigen Klassifikationen der Geisteskrankheiten. Bald finden wir das Gedächtniß, bald die Erinnerung (— aus deren zerrissenem Faden Schopenhauer die meisten der rein psychischen Ursachen entstammenden Geisteskrankheiten glaubt herleiten zu können —), bald das Urtheil, bald die Rechenfähigkeit, bald das Schließver-

mögen, bald alle diese Richtungen in Betreff bestimmter Objecte (vermuthlich je nach deren Verhältniß zum Wollen des Kranken) in ungeschwächter Wirksamkeit, und das deutet auf ein Vertheiltsein der verschiedenen Functionen an verschiedene bestimmte Organe. Dann könnte aber die Ueberreizung des einzelnen Organs dessen Erkrankung zur Folge haben — und wie übermäßig starker Schall vorübergehende oder dauernde Taubheit, Ueberanstrengung der Sehkraft Blindheit nach sich ziehen kann — so würde es nicht anders zu erklären sein, wenn der Gelehrte oder Schauspieler gerade leicht sein Gedächtniß verliert.

Sogar wer die Existenz der mania sine delirio*) gänzlich in Abrede stellt, muß zugeben, daß nicht einmal in den äußersten Graden der „Verrücktheit" der Intellect völlig aufgehört hat, die „μηχανή des Willens" zu sein — er dient ihm wenigstens noch als Muskelgefühl und zudem als Auge, Ohr und andere „Sinneswerkzeuge", die ihn hinführen zu den Gegenständen seines Zerstörens. Selbst bei delirirenden Fieberkranken heben die „Sinnestäuschungen" das normale Functioniren der Sinnesorgane nicht völlig auf — die Eindrücke werden nur falsch gedeutet, unrichtig in Causalbeziehung zur Außenwelt gesetzt und mit Wahnvorstellungen verbunden, die analogen Ursprungs sind wie die „Uebertreibungen" in den Traumbildern, indem sie, diesen gleich, aus physiologischen Veränderungen zufließenden Empfindungsstoff nach außen projiciren. Andauernde Geistesstörungen ohne nachweisbare Körperkrankheit darf man aber nicht als blos länger währende Fieberparoxysmen betrachten, denn das heißt jene petitio principii begehen, welche das erste Glied der Causalitätskette für Geistesstörungen ausnahmslos in einer Störung organischer Functionen suchen will. Das ist jener falsche Monismus, der das physisch Sichtbare für das Prius hält, statt an der

*) Man vergleiche über diese Controverse Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung, 3. Aufl., II, 239 und 458.

Identität des Willens und Leibes festzuhalten (s. S. 78 fg.). Wenn anhaltender Gram die Functionen der Assimilation oder Excretion hemmt, so wirkt er damit auf die Organe selber ein — und jene Psychiatrie, die alles auf physische Gründe zurückführt, widerlegt sich selber, so oft sie in ihre therapeutische Methode psychische Momente — sei es auch nur das einzige der negativen Fernhaltung von Gemüthserregungen — aufnimmt. Ein Fieber bekämpft man mit Mixturen und andern „niederschlagenden" Mitteln, den Wahnsinn aber vor allem durch Lenkungen der Willensstrebungen, durch Einwirkungen auf das Zwischengebiet zwischen Wille und Intellect, unter denen immerhin die ganze Hausordnung der Heilanstalt obenanstehen mag. So wird man den Koller eines Pferdes, die Drehkrankheit eines Schafes, die Tollheit eines Hundes nicht behandeln, weil man eben nicht für möglich hält, daß da auch Gemüthserlebnisse als „Causalmomente" zu Grunde lägen. Wo keine Vernunft vorhanden ist, da kann auch keine Erkrankung des Vernunftorgans eintreten, und wo vernünftige Motive niemals wirken, da kann auch ihre Wirksamkeit nicht aufhören oder beschränkt werden. Der sozusagen einfachere Intellect der Thiere erliegt sozusagen leichter einer völligen Zerrüttung durch einfache Ursachen — und mit hierauf möchten wir das Gefühl eines unheimlichen Mistrauens zurückführen, mit welchem manche den sanftesten Hund, das „frommste" Pferd ansehen, weil ihnen das innerste Wollen des Thieres zu garantielos, zu sehr unberechenbarem Wechsel unterworfen scheint.

Allein ebenso wenig haltbar wie die Annahme, daß jede theilweise Störung der Intellectfunctionen sofort eine totale nach sich ziehen müsse, ist ohne weiteres der Schluß, das innerste, eigenste Wesen eines Rasenden müsse allemal Bosheit, d. h. ohne Selbstbejahung auf die Verneinung fremder Existenz gerichtetes Wollen sein — er wendet seinen Zerstörungsdrang ja auch wider sich selber, nicht etwa blos wider sein Eigenthum und seine Kinder, vielmehr auch

als solche vor dem Forum des ethischen Beurtheilers an Zurechenbarkeit wenigstens eingebüßt haben. Die Affecthandlungen (sowie Thaten der Unmündigen, „Geisteskranken", Berauschten, Schlaftrunkenen u. s. f.) also sind es vor allem, die dem Charakterologen so große Schwierigkeiten bereiten, während dem Ethiker alsbald einleuchtet, daß bei ihnen mit der „intellectuellen Freiheit" auch die Zuständigkeit derselben vor seinem Tribunal mindestens eingeschränkt, wenn nicht völlig aufgehoben ist. Nur gesteigert, nicht gemindert, wird diese Schwierigkeit dadurch, daß es auch für den Charakterologen Fälle genug gibt, wo er zu unterscheiden hat, ob ein blos factischer Vorgang oder ein beabsichtigtes Wirken vorliegt; also auch er seinerseits zu fragen hat, ob das auf ein gegebenes Thun direct oder indirect erfolgende Leiden mit Bewußtsein gewollt ist oder ohne vorhergegangenes Wissen dessen, welcher es herbeiführt, sich einstellt — nur unter jener Voraussetzung spricht das ethische Verdict sein Schuldig! — und nur unter jener Bedingung erkennt die Charakterologie dem Urheber solchen Leidens, der alsdann „handelnd" darf genannt werden (wie denn auch das Wort „Thathandlung" in diesem Sinne gefaßt nichts weniger als eine leere Tautologie ist), die ethische Qualität des Mitleids ab, resp. die der Grausamkeit zu. Man sieht z. B. ein Kind einer lebendigen Fliege die Beine und Flügel auszupfen — und ein Rigorist wird sofort damit bei der Hand sein, daraus auf eine zu Bosheit neigende Gemüthsart zu schließen — und doch kann es ein ganz gedankenloses Spiel sein, bei welchem dem Kinde nicht von fern die Vorstellung aufsteigt, wie es damit einem empfindenden Wesen Schmerz bereite — es würde ebenso gern eine gemalte Fliege zerpflücken, denn es sucht nur Zeitvertreib, und es macht ihm etwa denselben Spaß, wie wenn es an den Fäden seines Hampelmanns zieht. So hat ja auch ein Kind noch keine Vorstellung von der Betrübniß, welche es mit seinem Eigensinn und Ungehorsam den Aeltern bereitet, und es bleibt

die Hoffnung, daß dieses Bewußtsein einst zu einem den Eigenwillen überwindenden Motiv werde; (wiewol es, zumal in der Uebergangsperiode des erst erwachenden Bewußtseins, sehr schwer sein kann, zu erkennen, auf welchen Charakterqualitäten es bei einem Kinde beruht, wenn dasselbe beim Vorhalten seiner Unarten sich nicht betrübt oder beschämt, sondern höchstens einen Augenblick verstimmt oder verdrießlich zeigt; ob insbesondere dabei schon Mitleidlosigkeit mit dem Schmerze, welchen es andern bereitet, das Entscheidende sei, oder gar schon Keime dessen darin sich kundthun, was die Lehre vom Selbstgefühl als Schamlosigkeit schlimmster Art zu betrachten haben wird — oder ob solche Gleichgültigkeit rein nur auf das Unentwickeltsein des Intellects zurückgeführt werden dürfe). Etwas ganz anderes ist das absichtliche Sinnen der Bosheit darauf, wie sie einem recht wehe thun, ihm körperlichen Schmerz oder Kränkung zufügen könne, die Wollust der Grausamkeit, die sich weidet am Zucken eines fremden Herzens. — Und fehlt es etwa an Analogien zu jenem unbeabsichtigten Schmerzbereiten im Leben der Erwachsenen? Es tritt jemand arglos in ein ihm bekanntes Haus und kramt seinen frischesten Vorrath von Stadtneuigkeiten aus — schneidet aber mit jedem seiner Worte ahnungslos seinen Zuhörern ins aufgerissene Herz: er weiß nicht oder denkt in diesem Augenblick nicht daran, daß seine objective Erzählung, die sich vielleicht als Kunstwerk rühmen dürfte, ein Meisterstück dichterischer Ironie oder „köstlichsten Humors“ zu sein, den Freunden ans bloßgelegte Fleisch greift, sei es weil der Held derselben ein naher Angehöriger ist, sei es weil sich in deren eigener Familie eine ganz ähnliche Tragödie zugetragen hat, die schonsamere Mittheilung des neuen Seitenstücks verlangen dürfte. Die gewählten Beispiele lassen sich natürlich unmittelbar auch für die Modificabilitätsfrage verwerthen; denn wenn später das Kind zur Einsicht von der Wirkung seines Thuns gelangt sein und, weil Lust an Thierquälerei nicht „in seiner Natur“ liegt, auf so etwas

nicht wieder betroffen wird, so ist es an sich so wenig besser geworden, als der erwähnte Redselige, wenn er, durch eine ihn selber betrübende Wahrnehmung von der Wirkung seines Thuns gewitzigt, hinfort zu grösserer Vorsicht gemahnt bleibt, daß er sich hüte, „im Hause des Gehängten vom Stricke zu reden". Es wird sich aber unschwer darthun lassen, daß eine ganze Reihe angeblicher Belege für die „veredelnde" Wirkung der Bildung, in specie des Moralisirens, auf eine dem Angeführten gleichartige Weckung des „Zartgefühls" zu reduciren ist. Gleichwol werden wir an seinem Orte erkennen, daß auch die Anlage zum sozusagen instinctiven Takte in verschiedenen Graden „angeboren" ist. — Wer also z. B. gern seiner intellectuellen Superiorität über einen andern in Neckereien sich vergewissert und dabei weher thut, als er eigentlich will, ist demnach nicht gänzlich freizusprechen; denn wenn nicht Bosheit, so verräth er wenigstens egoistische Selbstgefälligkeit, und ein ganz „unschuldiges Vergnügen" war es immer nicht, was er sich damit veranstaltete; nur dagegen darf er sich verwahren, daß der Grad seiner Schuld *einseitig* nach dem Maß der dadurch bereiteten Schmerzen bestimmt werde — ist doch dies Maß auch abhängig von der Empfänglichkeit des etwa von ihm Geneckten, also bei gleichem Grade subjectiver Verwerflichkeit oder Entschuldbarkeit objectiv möglicherweise ein äußerst verschiedenes. — Hier also finden sich Ethiker und Charakterolog in völliger Uebereinstimmung miteinander.

3. Fortsetzung. Der Imputabilitätsfrage und dem Modificabilitätsproblem gemeinsame Gebiete.

Es gibt gewisse relativ rasch vorübergehende Veränderungen in der Functionirungsweise zunächst des Intellects, welche bei Erwägung der Imputabilitätsfrage von unmittelbarem, für das Modificabilitätsproblem aber wenigstens

von mittelbarem Interesse sind und insofern einem beiden Fragen gemeinsamen Terrain angehören. Derart sind der Rausch, die Wirkungen sämmtlicher Narkotika, Paroxysmen aller Art — sei es im gewöhnlichen Fieber, sei es als Incidenzpunkte dauernder Geistesstörungen — ferner die Traumzustände in den verschiedensten Formen, die sogenannten Affecte und endlich, scheinbar schon ganz auf die Seite des Willens fallend, die Wirkungen der sogenannten Stimulantia.

Das Sprichwort sagt: In vino veritas — das haben schon andere vor uns in dem Sinne zu einem In somnio veritas umgeformt, daß sie behaupteten: im Traume verrathe sich uns unverfälscht der eigene Charakter, und es hat ja sogar Tyrannen gegeben, welche die Träume als selbst im juristischen Sinne zurechenbare Handlungen beurtheilt wissen wollten. In einem — bisher blos durch Vorlesung an die Oeffentlichkeit getretenen — Opusculum „Ueber den Traum" habe ich mich über diesen Punkt eingehender ausgesprochen; hier mag zur Vollständigkeit nur das Wesentliche daraus, nebst Ergänzung durch einige testimonia autorum, aufgenommen werden. Auch Giesebrecht im 1. Heft seiner „Damaris" behandelt diese Frage — Jean Paul hat dafür in seiner „Aesthetik", §. 57, Anm., das kurze Schlagwort: „Im Wachen thun wir das, was wir wollen; im Traume wollen wir das, was wir thun"; Friedrich Hebbel ein Distichon: „Der Traum als Prophet":

> Was dir begegnen wird, wie sollte der Traum dir es sagen?
> Was du thun wirst, das zeigt er schon eher dir an.

Auf die Frage: was zeigen uns die Träume an? ist, gerade vermöge ihrer Unbestimmtheit, zunächst wenigstens die Antwort unbestreitbar richtig: was „in uns ist", und ebenso unleugbar, daß das Individuum im Traume reiner auf sich und seinen innern Gehalt gestellt ist als im Wachen, insofern also der Traum sehr geeignet, die Selbsterkenntniß

auf ihre elementaren Factoren zurückzuführen. Deswegen liefert er auch, wie nicht leicht etwas Anderes, Belege für ein uns selbst oft überraschendes Sichgleichgebliebensein unsers geheimsten Wollens. Im Traume sehen wir, wessen wir unter Umständen fähig sein würden. Das Beschämende, was dabei für die Menschennatur zu Tage tritt, hat freilich schon früh die Philosophen (— wenn ich mich recht entsinne, auch den Plato —) veranlaßt, sich lebhaft gegen die Consequenzen zu sträuben, welche aus einem Traume für den moralischen Werth des Träumenden sich könnten ziehen lassen, und in der That wird jeder gar sehr bereit sein, sich für sittlich besser zu halten, als das Spiegelbild, welches ihm sein Traum vorhält. Allein man erwäge nur, daß man im Traume selbst bisweilen noch Klarheit des Bewußtseins genug hat, um sich an die Zweifelhaftigkeit seiner Imputabilität zu erinnern und sich demgemäß zu freuen, vielleicht nicht verantwortlich zu sein für Unsittliches, das zu begehen man träumend ein starkes Gelüste tragen mag; man bedenke andererseits, daß im Wachen tausend Rücksichten solches Gelüste im Zaume halten (sodaß es kaum einmal als leiser Wunsch in uns sich regen darf), welches im Traume ganz ungehinderten Spielraum hat; sowie ferner, daß in der Wirklichkeit tausend Gelegenheiten und damit tausend Motive nicht eintreten, welche der freiwaltende Traum in leichtem Spiele herbeiführt: so wird das Resultat, welches von jeder ehrlichen und zugleich gründlichen Selbstbeobachtung bestätigt wird, schon nicht mehr so ganz paradox erscheinen. Nur hüte man sich vor falscher Fragstellung und davor, begleitende Erscheinungen für die wesentlichen und primitiven anzusehen. Letzteres aber ist um so schwerer, als im Traum ein vages Innesein somatischer Zustände und Gemüthsaffectionen in der Weise sich ineinander reflectiren, daß auf dem Wege der (gerade hier deutlicher als sonst vom Willenswesen mitbestimmten) Ideenassociation körperliche Störungen in der Form derjenigen Willenserregungen dem

Bewußtsein sich aufdrängen, von welchen sie im wachen Zustande zuweilen herbeigeführt werden, daß also z. B. krankhafte Functionen der Gallenabsonderung sich im Traum in Aerger erzeugende Vorstellungen umsetzen. Und diese Schwierigkeit verdoppelt sich, weil das Detail dieser symbolisirenden Vorstellungsbilder nicht sowol von dem souveränen Willen allein, als zum größern Theil von Zufälligkeiten ausgemalt wird, welche an kaum latent gewordenen Eindrücken und einem gewissen, jeder Willkür entzogenen, Mechanismus der Vorstellungskette ihre Nothwendigkeit haben. Wenn also z. B. ein sexualer Reiz sich mit incestuösen oder adulteriösen Scenen umkleidet, so ist der Intellect dabei dem Willen oft so wenig „zu Willen", daß dieser sich im Grunde mit Ekel von dem ihm Vorgegaukelten abwendet, also für dessen Gestalt nicht verantwortlich gemacht werden darf. Dagegen kann folgende concretere Specialisirung der abstracten Fragstellung zu festern Normen führen: lassen sich nicht bestimmte Klassen selbstvollbrachter, guter oder böser Thaten, als in den Träumen der einzelnen Personen wiederkehrend auffinden? sind dies nicht immer nur solche, zu welchen der, dem davon träumt, auch im Wachen bisweilen Anreizungen erfahren oder welche er, wenngleich nur in „unbewachten Augenblicken", auch schon einmal ganz oder wenigstens in conatu ausgeführt hat? sind nicht eben so gewiß andere — daß ich so sage — genera von Thaten ausgeschlossen, nämlich alle die, welche dem Charakter auch im Wachen völlig fern liegen? Sollte wol jemand, der einen gründlichen Abscheu vor der Lüge hat, oder dem niemals wachend ein Gelüste aufgestiegen ist, fremdes Eigenthum mit List oder Gewalt an sich zu bringen, im Traume sich je eine grobe Lüge, Betrug, Diebstahl oder Raub zu Schulden kommen lassen? Wohl mag im Traum unser Wille im Schlechten ein paar Schritte weiter gehen als im Wachen, dessen Verhältnisse ihm objective Schranken entgegenwerfen; aber Eigenschaften, welche unserm Charakter gänzlich fremd sind, werden auch

im Traume nicht an uns hervortreten. Oder sollten wirklich die Träume eines rücksichtslosen Egoisten oder eines schadenfrohen, grausamen Völkerpeinigers sich nicht moralisch unterscheiden von der Rolle, welche ein wahrhaft liebevoller Wohlthäter der Menschheit, oder ein opfermuthiger, wirklich uninteressirter Vertreter des Rechts und der Wahrheit in seinen eigenen Träumen spielt?

Wie von selber reiht sich hieran die weitere Frage: hat es vielleicht auch mit einem In delirio veritas seine Richtigkeit? Zwar hat der Criminalist nach obigem Kanon dies für seinen Amtskreis unbedenklich zu verneinen — aber auch nur der Ethiker und vollends gar der Charakterolog? Schwerlich! — Was der Wille sei, gibt er am naivsten in seiner Blindheit zu erkennen — Natura non mentitur. — Aber dennoch stellt sich die Frage etwas anders und weniger einfach auf den Stufen, wo von absoluter Blindheit nicht mehr die Rede sein kann. Beim Thiere sprechen wir nicht gern von Schuld — da fällt also auch die Imputabilitätsfrage weg — aber es ist doch mindestens zweifelhaft, ob irgendwo im Menschenleben Fälle vorkommen, in denen die specifische Differenz zwischen thierischem und menschlichem Intellect — am kürzesten als „Vernunft" zu bezeichnen — total verschwunden und nicht einmal in Rudimenten vorhanden ist.

Die mancherlei Versuche, diese ganze Frage durch Beiziehung von Analogien aufzuhellen, hat zu einer gründlichen Lösung derselben kaum etwas beigetragen. Man scheute offenbar die Consequenz, welcher Schopenhauer nicht allzu ängstlich aus dem Wege gegangen ist, nach welcher in den Handlungen der Tobsüchtigen sich das eigentliche Wesen des im tiefsten Grunde immer und überall in unversöhnlicher Selbstentzweiung wider sich selber wüthenden Willens nur am ehrlichsten bethätigen würde. So verglich man die im Paroxysmus, Rausch oder Traum ausgeführten Thaten mit den zwecklosen, richtiger: den fehlgreifenden, Bewegungen im ersten Säuglingsalter, als

Versuchen, Hemmungen los zu werden, deren wirklicher Sitz und Ursprung nicht erkannt ist. Und allerdings rettet eine solche Auffassung, soweit sie stichhaltig ist, den so Fehltappenden vor einer Verantwortlichkeit für solch ein aus Irrthum entspringendes Thun. Sie ist aber nur stichhaltig, soweit unzweifelhaft Hallucinationen oder Illusionen damit verbunden sind; denn nur unter dieser Voraussetzung läßt sich sagen: es sind Functionen, welche dem eigentlichen Wollen nicht entsprechen, das Gewollte nicht darstellen, nicht Sichtbarkeit, nicht vollgültige Symptome des intelligibeln Charakters heißen können.

Von dieser Auffassung wohl zu unterscheiden ist eine andere, welche das Irreleitende mehr auf die Seite der Motive verlegt — also ins Object, nicht mit ganzem Gewicht in die Intellectsbeschaffenheit des handelnden Subjects. Wer in seinem Streben selber und in dessen Ziel irrt, ist immerhin — wiewol das Erstrebte selber auch als Motiv wirkt — nicht ohne weiteres demjenigen gleichzustellen, bei dem — nach dem Ausdruck Schopenhauer's — die vernünftigen Motive, die Ergebnisse der Reflexion, nur „nicht zum Schuß kommen" können vor oder paralysirt sind von anschaulichen oder bloßen „Reizen", wie etwa die Stimulantia sie wecken oder steigern. Die Reaction auf diese gestattet, charakterologisch angesehen, einen ungleich sicherern Schluß als das Handeln unter dem Eindruck des positiven Vorgehaltenseins bloßer Schein- oder Wahnincitamente, und es sind insbesondere die Affecthandlungen, welche unter jenen erstern Gesichtspunkt fallen.

Dagegen eröffnen die Wahnhandlungen — wenn man mir Kürze halber diesen Ausdruck gestatten will — einer tiefforschenden Dialektik ein weites Betrachtungsfeld, dessen vorgängiges Betreten uns die Aussicht gewährt, auch für jenes andere, welches mit wenig kenntlichen Grenzen daran stößt, mindestens einige Streiflichter zu erhaschen.

4. Fortsetzung. Die sogenannten Geisteskrankheiten und ihre charakterologische Bedeutung, vorzugsweise von der ethischen Seite betrachtet, mit Uebergang zum Wesen des Affects.

.... Der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn!

Wem träte nicht dieser Angstruf auf die Lippen beim Anblick derer, in denen „der Himmelsfunke Vernunft erloschen zu sein scheint"? Nicht die Furcht für die eigene persönliche Sicherheit ist es, was uns nach einem „Besuch im Irrenhause" so lange peinigend nachgeht — auch nicht blos die bange Frage: wo sind die Grenzlinien zwischen Gesundheit und Krankheit gezogen? — sondern das Grauen, welches uns packt, stammt aus dem Irrewerden an

.... allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,

an

.... allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Bitter zwar sind weitaus die meisten Früchte vom Baum der Erkenntniß; aber die in diesem Labyrinth gepflückten drohen, den eigenen Sinn uns zu vergiften. — Man hat gesagt: „die Menschenkenner ex professo sind eo ipso auch Misanthropen" — aber liegt, wenn das wahr ist, die Schuld mehr am beobachtenden Subject als am beobachteten Object? ist's nur die Misanthropie, welche den Blick schärft für die „Schwächen" der Mitmenschen? oder rührt's vielmehr daher, daß sich nicht Feigen lesen lassen vom Schlehdorn? Wenn fast jede neue Erfahrung im „Umgang mit Menschen" eine Enttäuschung herbeiführt — zu einem Démenti wird, welches vom quisque praesumitur bonus abbringen möchte: liegt's dann an der Aussaat oder an dem Boden, auf den sie gefallen, daß daraus das giftigste der Gifte, menschenfeindliches Mistrauen, aufwuchert, und so jede Bereicherung unseres Wissens, statt Gewinn, nur

weitern Verlust uns bereitet? Mit unerbittlichster Strenge wird in tausendfachem Betrage die Nachzahlung für das billet d'entrée eingetrieben, nachdem wir die Schwelle hinter uns gelassen, über welche wir zu den verzerrten Masken der zerrütteten Menschenseele geschritten waren. Es will der entsetzliche Zweifel nicht wieder von uns weichen, der uns in Gestalt der Frage beschlichen: was war da das Echte und Ursprüngliche, was das Entstellte und Verkommene? War jene sanfte Gelassenheit, die einst alle Herzen gewann, eitel heuchlerische Affectation, und spricht aus diesem Zähneknirschen jetzt die wahre Natur? War jene Dianenkeuschheit, die selbst den frechsten Wüstling zu ehrbarer Huldigung zwang, nichts als eine Lügenlarve für die entfesselte Gier, die, jetzt in äußere Banden geworfen, dem davongehenden Wärter nachstiert? War jene erbarmungsvolle Milde, die im Wohlthun sich selber nimmer genugthat, nur das Product reflectirender Selbstbeherrschung, und hat sich nun entpuppt zur Härte abgefeimter Tücke und Bosheit? Räthsel der Menschenbrust, wer kann euch nur auszählen? — wer vollends möchte sich unterfangen, euch zu ergründen? Damit ist's nicht gethan, daß man sagt: das Vermögen der reflectirenden Vernunft ist lahm gelegt gleich einer unterbundenen Ader — die Sprache ist ja gleichfalls eine Tochter der Vernunft, und aus den „Irren" redet zuweilen selbst ein sprachschöpferischer Geist, der solchen Satz Lügen straft. Ueberhaupt dürfte jeder Wahnsinn in gewissem Sinne ein partieller zu nennen sein, sofern immer gewisse Geistesrichtungen in ihrem Functioniren ungestört bleiben; und diese Einsicht möchte besser zum Ariadnefaden taugen, als die vielversuchten, zum Theil spitzfindigen Klassifikationen der Geisteskrankheiten. Bald finden wir das Gedächtniß, bald die Erinnerung (— aus deren zerrissenem Faden Schopenhauer die meisten der rein psychischen Ursachen entstammenden Geisteskrankheiten glaubt herleiten zu können —), bald das Urtheil, bald die Rechenfähigkeit, bald das Schließver-

4. Fortsetzung. Die sogenannten Geisteskrankheiten und ihre charakterologische Bedeutung, vorzugsweise von der ethischen Seite betrachtet, mit Uebergang zum Wesen des Affects.

. . . . Der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn!

Wem träte nicht dieser Angstruf auf die Lippen beim Anblick derer, in denen „der Himmelsfunke Vernunft erloschen zu sein scheint"? Nicht die Furcht für die eigene persönliche Sicherheit ist es, was uns nach einem „Besuch im Irrenhause" so lange peinigend nachgeht — auch nicht blos die bange Frage: wo sind die Grenzlinien zwischen Gesundheit und Krankheit gezogen? — sondern das Grauen, welches uns packt, stammt aus dem Irrewerden an

. . . . allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,

an

. . . . allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Bitter zwar sind weitaus die meisten Früchte vom Baum der Erkenntniß; aber die in diesem Labyrinth gepflückten drohen, den eigenen Sinn uns zu vergiften. — Man hat gesagt: „die Menschenkenner ex professo sind eo ipso auch Misanthropen" — aber liegt, wenn das wahr ist, die Schuld mehr am beobachtenden Subject als am beobachteten Object? ist's nur die Misanthropie, welche den Blick schärft für die „Schwächen" der Mitmenschen? oder rührt's vielmehr daher, daß sich nicht Feigen lesen lassen vom Schlehdorn? Wenn fast jede neue Erfahrung im „Umgang mit Menschen" eine Enttäuschung herbeiführt — zu einem Démenti wird, welches vom quisque praesumitur bonus abbringen möchte: liegt's dann an der Aussaat oder an dem Boden, auf den sie gefallen, daß daraus das giftigste der Gifte, menschenfeindliches Mistrauen, aufwuchert, und so jede Bereicherung unseres Wissens, statt Gewinn, nur

weitern Verlust uns bereitet? Mit unerbittlichster Strenge wird in tausendfachem Betrage die Nachzahlung für das billet d'entrée eingetrieben, nachdem wir die Schwelle hinter uns gelassen, über welche wir zu den verzerrten Masken der zerrütteten Menschenseele geschritten waren. Es will der entsetzliche Zweifel nicht wieder von uns weichen, der uns in Gestalt der Frage beschlichen: was war da das Echte und Ursprüngliche, was das Entstellte und Verkommene? War jene sanfte Gelassenheit, die einst alle Herzen gewann, eitel heuchlerische Affectation, und spricht aus diesem Zähneknirschen jetzt die wahre Natur? War jene Dianenkeuschheit, die selbst den frechsten Wüstling zu ehrbarer Huldigung zwang, nichts als eine Lügenlarve für die entfesselte Gier, die, jetzt in äußere Banden geworfen, dem davongehenden Wärter nachstiert? War jene erbarmungsvolle Milde, die im Wohlthun sich selber nimmer genugthat, nur das Product reflectirender Selbstbeherrschung, und hat sich nun entpuppt zur Härte abgefeimter Tücke und Bosheit? Räthsel der Menschenbrust, wer kann euch nur auszählen? — wer vollends möchte sich unterfangen, euch zu ergründen? Damit ist's nicht gethan, daß man sagt: das Vermögen der reflectirenden Vernunft ist lahm gelegt gleich einer unterbundenen Ader — die Sprache ist ja gleichfalls eine Tochter der Vernunft, und aus den „Irren" redet zuweilen selbst ein sprachschöpferischer Geist, der solchen Satz Lügen straft. Ueberhaupt dürfte jeder Wahnsinn in gewissem Sinne ein partieller zu nennen sein, sofern immer gewisse Geistesrichtungen in ihrem Functioniren ungestört bleiben; und diese Einsicht möchte besser zum Ariadnefaden taugen, als die vielversuchten, zum Theil spitzfindigen Klassifikationen der Geisteskrankheiten. Bald finden wir das Gedächtniß, bald die Erinnerung (— aus deren zerrissenem Faden Schopenhauer die meisten der rein psychischen Ursachen entstammenden Geisteskrankheiten glaubt herleiten zu können —), bald das Urtheil, bald die Rechenfähigkeit, bald das Schließver-

mögen, bald alle diese Richtungen in Betreff bestimmter Objecte (vermuthlich je nach deren Verhältniß zum Wollen des Kranken) in ungeschwächter Wirksamkeit, und das deutet auf ein Vertheiltsein der verschiedenen Functionen an verschiedene bestimmte Organe. Dann könnte aber die Ueberreizung des einzelnen Organs dessen Erkrankung zur Folge haben — und wie übermäßig starker Schall vorübergehende oder dauernde Taubheit, Ueberanstrengung der Sehkraft Blindheit nach sich ziehen kann — so würde es nicht anders zu erklären sein, wenn der Gelehrte oder Schauspieler gerade leicht sein Gedächtniß verliert.

Sogar wer die Existenz der mania sine delirio *) gänzlich in Abrede stellt, muß zugeben, daß nicht einmal in den äußersten Graden der „Verrücktheit“ der Intellect völlig aufgehört hat, die „μηχανή des Willens“ zu sein — er dient ihm wenigstens noch als Muskelgefühl und zudem als Auge, Ohr und andere „Sinneswerkzeuge“, die ihn hinführen zu den Gegenständen seines Zerstörens. Selbst bei delirirenden Fieberkranken heben die „Sinnestäuschungen“ das normale Functioniren der Sinnesorgane nicht völlig auf — die Eindrücke werden nur falsch gedeutet, unrichtig in Causalbeziehung zur Außenwelt gesetzt und mit Wahnvorstellungen verbunden, die analogen Ursprungs sind wie die „Uebertreibungen“ in den Traumbildern, indem sie, diesen gleich, aus physiologischen Veränderungen zufließenden Empfindungsstoff nach außen projiciren. Andauernde Geistesstörungen ohne nachweisbare Körperkrankheit darf man aber nicht als blos länger währende Fieberparoxysmen betrachten, denn das heißt jene petitio principii begehen, welche das erste Glied der Causalitätskette für Geistesstörungen ausnahmslos in einer Störung organischer Functionen suchen will. Das ist jener falsche Monismus, der das physisch Sichtbare für das Prius hält, statt an der

*) Man vergleiche über diese Controverse Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung, 3. Aufl., II, 239 und 458.

Identität des Willens und Leibes festzuhalten (s. S. 78 fg.). Wenn anhaltender Gram die Functionen der Assimilation oder Excretion hemmt, so wirkt er damit auf die Organe selber ein — und jene Psychiatrie, die alles auf physische Gründe zurückführt, widerlegt sich selber, so oft sie in ihre therapeutische Methode psychische Momente — sei es auch nur das einzige der negativen Fernhaltung von Gemüthserregungen — aufnimmt. Ein Fieber bekämpft man mit Mixturen und andern „niederschlagenden“ Mitteln, den Wahnsinn aber vor allem durch Lenkungen der Willensstrebungen, durch Einwirkungen auf das Zwischengebiet zwischen Wille und Intellect, unter denen immerhin die ganze Hausordnung der Heilanstalt obenanstehen mag. So wird man den Koller eines Pferdes, die Drehkrankheit eines Schafes, die Tollheit eines Hundes nicht behandeln, weil man eben nicht für möglich hält, daß da auch Gemüthserlebnisse als „Causalmomente“ zu Grunde lägen. Wo keine Vernunft vorhanden ist, da kann auch keine Erkrankung des Vernunftorgans eintreten, und wo vernünftige Motive niemals wirken, da kann auch ihre Wirksamkeit nicht aufhören oder beschränkt werden. Der sozusagen einfachere Intellect der Thiere erliegt sozusagen leichter einer völligen Zerrüttung durch einfache Ursachen — und mit hierauf möchten wir das Gefühl eines unheimlichen Mistrauens zurückführen, mit welchem manche den sanftesten Hund, das „frommste“ Pferd ansehen, weil ihnen das innerste Wollen des Thieres zu garantielos, zu sehr unberechenbarem Wechsel unterworfen scheint.

Allein ebenso wenig haltbar wie die Annahme, daß jede theilweise Störung der Intellectfunctionen sofort eine totale nach sich ziehen müsse, ist ohne weiteres der Schluß, das innerste, eigenste Wesen eines Rasenden müsse allemal Bosheit, d. h. ohne Selbstbejahung auf die Verneinung fremder Existenz gerichtetes Wollen sein — er wendet seinen Zerstörungsdrang ja auch wider sich selber, nicht etwa blos wider sein Eigenthum und seine Kinder, vielmehr auch

wider den eigenen Leib, den er verstümmelt oder zerstört — und schon ein Säugling kann im Zustande der Reconvalescenz aus schwerer Fieberkrankheit seinen Furor in Ermangelung anderer Gegenstände an sich selber auslassen, sei es, daß er sich die Haare ausrauft oder die Haut zerkratzt. Da ständen wir also direct vor der jedem Willen wesentlichen Selbstentzweiung, die auf anderm Gebiete alle an sich erfahren, welche mit Paulus zu sagen wissen von dem ἕτερος νόμος ἐν τοῖς μέλεσιν ἀντιστρατευόμενος τῷ νόμῳ τοῦ νοός (Röm. 7, 15—23). Wie die Biene stirbt an dem Stiche, mit welchem sie andere verletzt hat, so wüthet der Rasende gegen sein eigen Leben.

Entgehen wir aber damit durchaus der wahrhaft „haarsträubenden" Consequenz, der Intellect diene dem Willen nur als eine Zwangsjacke, die dieser sich selber angelegt habe, um nicht ungehemmt ins Endlose nach Verwirklichung seiner egoistischen Absichten strebend an der eigenen Maßlosigkeit zu zerschellen? es sei nichts als eine kluge Berechnung, welche den Individualwillen die Coexistenz der andern bloß darum anerkennen heiße, weil er von den eigenen Zwecken möglichst viel zu erreichen trachte — worauf ja auch alles Zusammenleben im Staate beruhe — und die jeweiligen Ausbrüche der Tobsucht seien nichts als die aufsummirte Reaction gegen früher erfahrenen Zwang? — Diese Frage ist ein Specialproblem aus der Erörterung des Grundzusammenhangs zwischen Wille und Intellect, welche wir hier nicht episodisch einschieben dürfen — wir müssen also deren — wenn auch nur implicite zu gebende — Erledigung auf später verschieben und uns hier mehr nur an die Doppelheit des Wollens halten, welche in der Form der ethischen Collisionen so oft zur Quelle des Wahnsinns wird.

Sophokles wie Shakspeare, Goethe wie die dii minorum gentium unserer Tage — sie alle lassen Wahnsinn entstehen, wo das Bewußtsein in Widerspruch tritt zum Willen — und daß in neuester Zeit die Geistesstörungen

so ungleich häufiger geworden sind, das hat man vorzugsweise zu begreifen aus der skeptischen — auch auf das ethische Gebiet sich erstreckenden — Kritik, die nach dem Rechte aller Institutionen fragt, keine mehr „unbesehens“ gelten läßt, welche einst als unerschütterliche statutarische Norm den Willen und das Bewußtsein zugleich bestimmte. — Je unwankender einem die Gesetze der Moral und des Weltlaufs feststehen, je selbstloser er sich ihnen gegenüber jeder eigenen Meinung begibt, desto sicherer ist er vor einer nicht offenkundig aus somatischer Veränderung hervorgegangenen „Gemüthskrankheit“ — den altgläubigen Israeliten mit seiner starren Jehovahscheu und den echten Muselman in seinem einfachen Fatalismus wird dergleichen so leicht nicht befallen — das wird z. B. auch durch alles bestätigt, was wir von der Statistik des Türkenreichs wissen. Und e contrario belegen ebendasselbe die sich mehrenden Fälle von sogenanntem religiösen Wahnsinn in unsern weniger gebildeten Volkskreisen; denn nicht die geradlinig sich fortbewegende Begeisterung eines warmen frommen Gemüths ist es, was sich zur verstand- und vernunftzerstörenden „Schwärmerei“ erhitzt, sondern die Kreuzung von Glauben und Zweifel, oder richtiger: von unbedingtem Glaubenwollen und Nichtglaubenkönnen. Nicht wer die äußersten Consequenzen eines metaphysik- und religionlosen (atheistischen) Materialismus sich angeeignet hat, erliegt nothwendig der schweren Bürde, sondern wer daneben nicht die Reste seines Kindheitsglaubens völlig zu tilgen vermag, verfällt der Gefahr, in solchem Zwiespalt den innern Einheitsgrund seines eigenen Wesens bersten zu sehen. Täglich mehr werden der Kanäle, durch welche bis in die untersten Schichten selbst katholischer Nationen solch „zersetzender“ Stoff schlämmt, und jeder Versuch, durch Polizeiverbote ihn aufzustauen, hat die einzige Folge, daß er mit einer nur desto energischern Capillarattraction durch tausend unbeachtet gebliebene Röhrchen weiter sickert. — Wie im Salon kaum noch ein Gespräch für interessant

gilt, das nicht an dieses Thema streift, so greift die Näh=terin zur Erholung auf des Tages Arbeit nach einem Roman von der Art E. Sue's oder A. Dumas', und lange genug hat das „metaphysische Bedürfniß" im Arbeiterstande die Dialektik eines Proudhon verschlungen. Bei einem Byron ist das „zerrissene" Gewissen geradezu die einzige Muse geworden, von welcher der Dichter seine Eingebungen empfängt; und nicht mehr blos für den philosophischen Grübler ist das Wort gesprochen:

> Wohl denen, die des Wissens Gut
> Nicht mit dem Herzen zahlten;

und denen

> Nie den hellen Verstand trübte das tückische Herz.
> Schiller, „Der Genius".

Oder wo fände man nicht Jünglinge, die vom saitischen Bilde zurücktaumelnd „auf ewig ihres Lebens Heiterkeit" verloren?

An sich aber ist das Räthsel der psychiatrischen Patho=logie identisch mit der Frage nach der Möglichkeit des Erkrankens überhaupt — und unzureichend genug bleibt die Antwort: jede Krankheit ist ein Ausdruck des Selbst=erhaltungstriebes eines Individualwillens im Kampfe gegen die seiner Organisation feindlichen, meist sogenannten „nie=dern", Kräfte.

In jeder ernstern Krankheit, heißt es, zeige der Mensch das Gegentheil seines sonstigen Charakters; und wirklich sehen wir den Langsamen zum trepidus, den Raschen be=dächtig, den Schweigsamen redselig, den Sanftmüthigen auffahrend, den Allerweltsquäler weichmüthig werden und in gewissen Formen psychischer Störungen selbst den frühern Dyskolos wie einen Eukolos sich geberden. Letzteres frei=lich läßt sich erklären, wo der allmähliche Eintritt eigent=lichen Blödsinns durch einen Stumpfsinn sich ankündigt, welcher das Organ für fremdes Leiden zerstört und in

egoistisch apathischer Gleichgültigkeit am eigenen momentanen (negativen) Wohlsein (der Schmerzlosigkeit) sein Genüge findet. Und gerade in derartigen Fällen wird eine Erfahrung gemacht, die geeignet ist, uns zu einer wenigstens hypothetischen Lösung des ganzen hier behandelten Problems zu verhelfen, indem sie sogar auf das Wesen der Affecthandlungen einen Analogieschluß gestattet. Es kommt nämlich nicht selten vor, daß auffallende Magerkeit, wie sie im psychisch-pathologischen Stadium der Melancholie sich gern einfindet, in eine gewisse Körperfülle sich verwandelt, wenn die Melancholie in Blödsinn übergegangen ist. Dies Factum werden wir als einen frappanten Specialfall anziehen dürfen zur pathologischen Bestätigung für das oben (S. 81) sozusagen unter dem physiologischen Gesichtspunkt besprochene Gesetz einer antagonistischen Reciprocität zwischen je zweien der drei vitalen Grundfunctionen, und es ist blos eine besondere Anwendung ebendesselben, wenn wir bei unserm Erklärungsversuch von folgender Formel ausgehen: ein Kraftabfluß aus der einen Function innerhalb desselben Individuums ist eo ipso ein Zufluß für die andere. Wenn es also z. B. heißt: Freude „macht" verwegen, so würde das genauer ausgedrückt lauten: Freude ist gesteigertes Kraftgefühl und äußert sich als solches zugleich in gesteigertem Vordrängen der Kraft. Und daß der Wille in seinen Affecten den Intellect stört, an freier Bethätigung hindert, heißt im Grunde nichts anderes als: wenn der Wille sich auf ein — ihm vom Intellect beleuchtetes — Ziel richtet und davon sich „aufregen" läßt, so entzieht er eo ipso dem Intellect von der ihm während der Dauer des Gleichgewichts der Kräfte zuströmenden Kraft, und die Temperamente drücken nichts anderes aus als die Proportion, in welcher, ohne den Hinzutritt außerordentlicher Motiveinwirkungen, die regelmäßige Vertheilung der Kraft unter die verschiedenen Formen ihrer Thätigkeit (als Impressionabilität, Reagibilität u. s. f.) als eine constante erscheint, sowie den Grad der Leich-

tigkeit, in welchem diese Proportion gestört werden kann — sodaß also eine absolute „Kaltblütigkeit“ und Selbstbeherrschung, d. h. völlige Affectlosigkeit, nichts anderes wäre, als die Eigenthümlichkeit eines Individualwillens, seinem Intellectorgan unter allen Umständen stets gleich viel Kraft zufließen zu lassen. Danach wäre die kürzeste Definition des Affects — cum grano salis verstanden — diese: er ist ein Abfluß des Willens vom Intellect. Nur so erklärt es sich, daß die Empfänglichkeit für Affecte eine constante Eigenthümlichkeit des Charakters, nicht aber etwa eine individuelle Schwäche des Intellects ist. Im Gegentheil: der Intellect muß eine gewisse Beweglichkeit und Lebendigkeit haben, um seinem Herrn die Reize so rasch und frisch zuzuführen — und umgekehrt: das Genie wird ausdrücklich als leidenschaftlich charakterisirt. — Pathologisch hat dies Abfließen des Willens seinen Ausdruck im Stocken oder Aufwallen des Blutes, deren pathognomische Reflexe Erbleichen (in Wuth und Schrecken) und Erröthen (in Scham und Zorn) sind. — Für nichts anderes aber erweist sich diese Auffassung des Affects ausgiebiger als für die Begreiflichkeit der Einwirkung, welche gewisse physische Zustände auf die Stimmung ausüben — mit Einem Worte der gesteigerten Reizbarkeit und der nervösen „Sensibilität“ bei Unwohlsein aller Art: da hat der Wille sozusagen mit dem Organismus genug zu thun; hat, bei unerwarteten Attaken, nicht so viel Reserven in petto wie in gesunden Tagen, da er dem kranken Leib extraordinären Succurs gewähren muß, also genöthigt ist, die sonst dem Intellect zur Verfügung stehenden Hülfstruppen diesem zu größerm oder kleinerm Theile zu entziehen, sodaß sich dieser im entscheidenden Augenblick gelähmt, wenigstens geschwächt findet und nicht schlagfertig dastehen kann. So zeigt sich auch hier wieder, wie Phlegma beim höchsten wie beim niedrigsten Energiegrade bestehen kann. Der schwachmüthige, „schlappschwänzige“ Phlegmatiker wird an sich weniger afficirt als der starkmüthige, der bewußt

Kaltblütige. Weil in ihm das Quantum Wollen geringer ist als in einem starken Charakter, so ist auch das Quantum Bewegung geringer, in welches er überhaupt versetzt werden kann: ein kürzerer Pendel beschreibt in seinen Schwingungen Bogen von kleinern Kreisgraden als ein längerer, wenn dieser auch ebenso langsam schwingt wie jener. In der Regel wird, wie wir schon sahen, der schwache Phlegmatiker der Form b angehören, und c, vermöge der tiefern Impressionabilität, noch beträchtlicherer Erregung fähig sein, als a. In beiden aber vertheilt sich die Erregung vermöge langsamer Receptivität und nachhaltiger Reagibilität, und das Gleichgewicht zwischen Muskelirritation und Gehirnfunction bleibt, wenigstens im wesentlichen, ungestört. Ihre Reaction ist ungleich energischer, als die des wenig erregbaren, stumpfen Schwächlings, und hat vor der unbeherrschten Leidenschaft den Nachdruck der Besonnenheit, d. h. die keinen Augenblick im Stich lassenden Subsidien der Gehirnkräfte voraus. (In ähnlichem Sinne unterscheidet Schopenhauer, „Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., II, 283; 3. Aufl., S. 320, zwischen absoluter und relativer Stärke des Intellects.) — Das bekannte Vicariren der Sinne füreinander ist ebenfalls nichts als eine Erscheinung dieser Proportionalmodification: die Summe bleibt, nur der Theilungspunkt wird verlegt in der Einheit der Linie. — Was dem Cerebral- und Nervensystem entzogen wird, fällt ganz von selbst den Muskelkräften oder der Entwickelung des vegetativen Systems zu; und in der Manie entzieht sich nicht etwa der Wille der Leitung einer dualistisch für sich bestehenden Vernunft, sondern wirft nur alle Kraft zeitweilig auf das irritable System, wobei er das Gehirn nur nothdürftig mit dem zur plastischen Nutrition erforderlichen Zufluß versieht (daher die immense Steigerung der Muskelkraft bei Tobsüchtigen, womit sich vergleichen läßt, was Schopenhauer über die zuweilen vorkommende Giftigkeit des Bisses auch nichttoller Hunde beibringt, „Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., II, 267;

3. Aufl., S. 300). Also nicht der Wille als das metaphysische Kraftsubstrat des ganzen Individuums, sondern nur der Wille sozusagen im engern Sinne, als der Aeußerungscomplex seiner vorübergehenden Gelüste, ist es, was unter der Einwirkung des Intellects eine andere Gestalt annimmt, mithin jener rein als sichtbare Körperaction sich bethätigende, ganz in die Empirie fallende Wille, welcher neben dem Intellect als eine diesem coordinirte Erscheinungs- oder Aeußerungsweise des metaphysischen Urwillens, qua „Dings an sich", dasteht. Also nicht zu diesem letztern, dem Correlat seiner eigenen Phänomenalität, befindet sich der Intellect in einer polaren Spannung, sondern nur zu derjenigen Willensform, mit welcher er sich, als deren Complement, in die „Objectität" jenes theilt.

Dies Verhältniß tritt nun aber, wie wir gesehen, nirgends deutlicher zu Tage, als eben in den Affecthandlungen.

5. Fortsetzung. Weitere Betrachtung der Affecthandlungen und ihres Verhältnisses zur Gesinnung.

Wir sagten oben S. 36, vorzugsweise dem Sanguiniker seien die Affecte eigen. Sie sind dies nicht sowol vermöge seiner raschen Receptivität — solche kennzeichnet ja auch den Choleriker — als vielmehr vermöge seiner beiden charakteristischen Merkmale: die flache Impressionabilität gestattet der flüchtigen Reagibilität einen von keiner Erwägung aufgehaltenen Durchbruch, und die (in den Formen a und c) starke Spontaneität gelangt so ungehemmt zu voller Activität. Ist ja doch jede Vertiefung der Impressionabilität identisch mit einer Kräftigung des Intellects von bestimmter Art, und auch in diesem Sinne ist der Hamletseufzer wahr: „Thus conscience (d. h. die, sei es in der Form von Reflexion, sei es in der von Gemüth vordrängende, Selbstbewußtheit unsers Handelns) does make

cowards of us all"; und umgekehrt: ganz unbeirrt von Scrupeln und Zweifeln stürmt der Wille nur vorwärts im Ungestüm des Affects — weshalb so oft in diesen Gemüthszustand versetzt zu werden, solche geradezu sich bemühen, die sich nicht getrauen, bei „nüchterner Ueberlegung" zur Ausführung dessen zu gelangen, wozu insgeheim das innerste Triebrad ihres Wollens sie hindrängt. *)

Wir können nämlich unterscheiden zwischen den Motiven der Spontaneität und der Reagibilität — und die Sprache hat längst denselben Unterschied gemacht, als sie die Möglichkeit darbot, „Motiv" bald mit „Triebfeder", bald mit „Beweggrund" wiederzugeben, und in der Synonymik der Präpositionen sehr wohl auseinanderhielt, ob eine Handlung aus einer innern Eigenschaft hervorgeht oder um äußerer Zwecke willen ausgeführt wird oder wegen eines Hemmnisses unterbleibt; ja, Aristoteles hat uns schon in entsprechendem Sinne angewiesen, den θυμός und die ἐπιθυμία nicht zu verwechseln. (Vgl. Haecker im „Programm des Kölnischen Realgymnasiums zu Berlin", 1863.) Danach aber leuchtet es ein, daß in der Triebfeder reiner die charakterologische Bedeutung, im Beweggrund mehr nur die causale Seite der einzelnen gegebenen Handlung hervortritt; wie mit „aus" der Ursprung, mit „wegen" und „um — willen" die Ursache angegeben wird. Und der Afflux, aus welchem der Affect entsteht, geht gewissermaßen von der Reagibilität zur Spontaneität, indem nämlich ein Beweggrund so energisch mit einer ihm zu-

*) Ueberhaupt ist es für die Ethik seit Hamlet kein neues Paradoxon mehr: um wahrhaft moralisch zu handeln, ist es bisweilen erforderlich, daß man den Muth habe, sich der Versuchung zu arger Immoralität und damit der Möglichkeit des Erliegens auszusetzen. Wie drohendes Unheil überhaupt nicht von Pflichterfüllung abhalten darf, so auch nicht eine sittliche Gefahr; denn sonst kommen wir zu einem kampflosen Quietismus, der allem feig aus dem Wege geht und, indem er von directer Schuld sich freihält, eben damit auch jedes möglichen Verdienstes baar bleibt.

strebenden Triebfeder zusammentrifft, daß das Gleichgewicht momentan aufgehoben wird und dasselbe Gesetz zeitweiliger Steigerung sich verwirklicht, welches unter anderm auch sichtbar wird, wenn wir nach theilweise durchwachter Nacht oder sonst unzureichendem Schlafe uns zu geistiger Thätigkeit besonders aufgelegt fühlen — nicht obgleich, sondern eben weil das Gehirn auf seine periodische Nutrition kein erhebliches Kraftquantum verwendet hat. Die Schlaflosigkeit ist ja nämlich einerseits ein Symptom aufgeregten Willens, und zwar so, daß der Wille dem Intellect nicht nur keine Ruhe gönnt, sondern meistens sogar ihm noch außerordentliche Arbeit aufgibt und deshalb ihn allerdings auch momentan mit außergewöhnlichem Succurs unterstützt — andererseits aber hat sie, wie sonst nicht leicht etwas, auch eine größere Zugänglichkeit für Affecte zur Folge. Wenn wir also auch nach ungewöhnlich wenig Schlaf uns besonders disponirt finden, scharf nachzudenken, so wirkt ein derartiger Extra-Succurs noch nach (während nach tiefem und gesundem Schlaf der Wille seinen gesättigten Sklaven oft sich selbst überläßt, und dieser daher lässig wird, indeß allerlei Begehren in andern Körpertheilen aufsteigen darf). Allein solches Nachwirken reicht nur aus, um dem Denken selber, sofern das intellectuale Interesse der vorherrschende Zweck des Willens, dessen augenblickliche Function, ist, gesteigerte Energie zu verleihen, nicht aber dazu, ihn auch für seine Hülfleistungen im Dienst der „äußern Angelegenheiten“ zu kräftigen; kurz er gibt in solchen Fällen nichts weniger als Besonnenheit; vielmehr bedarf es nur eines ganz kleinen Anlasses für den Willen, daß er den außerordentlich gewährten Succurs zurückziehe; dann steht der Intellect erst recht ohnmächtig und entblößt da, weil eine außergewöhnliche Abschwächung (Mangel an Zufuhr für Regeneration des Gehirns im Schlaf) vorangegangen war. (Vgl. „Die Welt als Wille und Vorstellung“, 2. Aufl., II, 217 fg.; 3. Aufl., S. 241 fg.)

Die ganze hier gegebene Auffassung stimmt aber auch

durchaus dazu, daß Schopenhauer wiederholt die Affecthandlungen als die Mitte haltend zwischen Wünschen und Entschlüssen charakterisirt. Die Wünsche, die nicht in Handlungen heraustretenden Velleitäten, gehören der in sich verharrenden Spontaneität an — ihre einheitliche Gesammtheit ist dasjenige, was wir Gesinnung nennen; und auch an dieser ist die naturalistische Form von einer „erworbenen" zu unterscheiden; jene ist der unmittelbare Complex wohlwollender oder abgünstiger Gemüthsbeziehungen zu bestimmten Individuen; diese umfaßt die Gesammtheit der auf praktische Lebensgestaltungen gerichteten Maximen. (Vgl. hierzu die oben S. 45 Anm. angezogenen Artikel aus der „Synonymik" von Eberhard, Maaß und Gruber). Doch

Inwendig *) lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen;

so bleibt ihm auch der wirkliche Inhalt seiner Gesinnungen eine terra incognita, bis sich dieselben in Thaten umgesetzt — aber es sollte über das „und leider oft zu groß!" nicht hartnäckig das voraufgehende

er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein

übersehen werden — man kann sich ja auch „selber Unrecht thun" und findet, wann die Stunde zum Handeln gekommen, in sich selber nicht selten viel mehr Kraft, auch zur Selbstverleugnung, als wie man vorher sich zugetraut. Insofern haben wir für die charakterologische Bedeutsamkeit der Affecthandlungen einen ziemlich sichern Maßstab an der Intensität des nachfolgenden Reuegefühls. Was nicht wirklich aus unserm selbsteigenen Wesen hervorquoll, das beklagen wir wol im Hinblick auf die es begleitenden übeln Folgen — aber es ist dies jene Reue, welche Schopenhauer so scharf sondert von dem Gefühl der Gewissensangst, als welche hervorgeht aus dem Kennenlernen un-

*) Es sei denn im Traume!

sers Wesens als eines egoistischen oder gar boshaften. Selbst an Geisteskranken gewahren wir zuweilen nach dem Aufhören der Paroxysmen einen eigenthümlichen Trübsinn; zu entscheiden, ob derselbe als bloße Reue des Intellects oder als Gewissensangst des Herzens zu deuten sei, dazu wird es uns freilich meistens an festen Kriterien fehlen.

So führt uns denn auch dieser Ausläufer unserer Betrachtung zu einer skeptischen ἐποχή; und indem wir darauf verzichten, die Frage zum Abschluß zu bringen, müssen wir — eine Resignation, zu welcher ja jeder Denker zuweilen sich gedrängt sieht — uns damit begnügen, dem weiter blickenden Nachfolger den Anfang einer Lichtung ins dunkle Dickicht gehauen zu haben; denn

inter se mortales mutua vivunt
— — — — — — — —
et quasi cursores vitai lampada tradunt.
„Lucret.", II, 76 fg.

Und zu mehr verpflichten wir uns auch nicht mit den Andeutungen, durch welche wir jetzt den Uebergang zur Modificabilitätsfrage im engern Sinne nehmen.

6. Die Einzelfragen, in welche das Modificabilitätsproblem sich zerlegt.

Noch in einem weitern Umfange als dem bisher betrachteten haben krankhafte Zustände für die Charakterphänomene eine modificirende Wirkung — insbesondere auch für die posodynischen „Stimmungen", und auf diese wird sich beschränken, was wir an eigentlich pathologischem Material noch zu liefern gedenken. — Nächst ihnen wird rein physikalischer Einflüsse Erwähnung zu thun sein — also solcher Veränderungen, die wir als Folgen des Wechsels im Klima, der Jahreszeiten, der sogenannten Narkotika und stimulirender Agentien auftreten sehen. Erst zuletzt können eigentlich psychische Factoren in Betracht ge-

zogen werden, und zwar 1) als mehr unbewußt bestimmende, wohin Gewöhnung, Erleben und Erfahrung zu zählen sind, und 2) als absichtlich zugeführte, worunter alles befaßt ist, was der Competenz des Pädagogen zufällt.

Dabei muß innerhalb der psychischen Einwirkungsweisen, soweit sie das Ethische betreffen, mit abermaliger Doppelspaltung gesondert werden a) nach der Methode: Zucht und Er- d. h. Heranziehung, sammt den resp. Hebeln: Dämpf-, oder Straf-, und Weckmitteln; und b) nach der Wirkung: Demoralisation und Veredlung.

7. Krankhafte Steigerung der Dyskolie; Hypochondrie und verwandte Erscheinungen.

An derselben Stelle, wo Schopenhauer die Constanz eines bestimmten Quantums von „Sorgenstoff" im gegebenen Individuum aufzeigt, hat er nicht versäumt, der Dehnbarkeit zu erwähnen, welcher diese Capacität temporär in Krankheitszuständen unterworfen ist. Je mehr Störungen vorhanden sind in derjenigen somatischen Sphäre, deren Vorgänge nur indirect fühlbar werden, desto stärker erwacht das Bedürfniß, für das allgemeine Misbehagen Ursachen aufzufinden aus dem Kreise von Causalitätsreihen, welche dem Bewußtsein als solche schon geläufig sind; und dies Bemühen wird zu einer reichen Quelle gewissermaßen hallucinatorischer Irrthümer. Auf der Grundlage des vagen Inneseins von Hemmungen der Lebensfunctionen verwechselt der vom Causalitätsgesetz rastlos fortgepeitschte Intellect den Bereich des Gemeingefühls mit dem der äußern Thatsächlichkeit; der Kranke „sucht Sorgen auf und findet sie", das „Grillenfangen" hebt an, und alternirend müssen die Vergangenheit und Gegenwart, als Revier des Wirklichen, und die Zukunft, als das grenzenlose Feld der Möglichkeiten, das Material zu unerschöpflicher Beängstigung herleihen. Dabei haften angenehme Eindrücke nicht,

weil immer wieder der sensus vagus des Gedrücktseins aus der unbewußten Intestinalwelt aufsteigt, um ihnen entgegenzuarbeiten. Ermattet vom vergeblichen Suchen begibt sich endlich der Intellect zur Ruhe bei irgendeinem so oder so entstandenen Schein; und man möchte sagen: froh der vermeintlichen Entdeckung einer causa sufficiens klammert er sich daran fest und fester *): die fixe Idee ist da, — jedem zum unlösbaren Räthsel, der nicht zufällig den Moment der Erstarrung belauscht hat, was um so schwerer gelingt, als ein so ganz im Innern bleibender Vorgang wie das Wohlgefallen an einer durch den Sinn gehenden Metapher, einer symbolisch-bildlichen Ausdrucksweise für das eben dunkel Empfundene, die Gelegenheitsursache werden kann, daß sich die Wahnvorstellung eben in dieser und keiner andern Form fixirt. Wie auch geheimste Gewissensregungen hierbei mitwirken können, ist gleichfalls bereits von Schopenhauer berührt („Paralipomena", 1. Aufl., II, 477 coll. „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., II, 409; und „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde", 1. Aufl., S. 131).

Von dieser Krankheitsform ist die hypochondria vulgaris ein Specialfall — ausgezeichnet namentlich durch einen überwiegend egoistischen Charakter des Kranken — man möge dazu das Bild vergleichen, welches Wunderlich in seinem „Handbuch der Pathologie und Therapie" von einem echten Hypochonder entworfen hat, nebst E. von Feuchtersleben's Beurtheilung dieses Zustandes in seiner „Diätetik der Seele".

Die normale Dyskolie, welche die „Gesunden" so gern

---

*) Goethe's Tasso ist das Kunstwerk, welches diesen Vorgang in seiner ewigen Gültigkeit darstellt; um so anschaulicher, als das Gemüth des unglücklichen Dichters darin fortwährend die schwankende Grenze gesunder und krankhafter Dyskolie umflattert, sodaß man kaum je in einem gegebenen Moment zu entscheiden wagt, ob es diesseits oder jenseits derselben schwebt.

als „hypochondrische Weltanschauung“ verketzern möchten, hat an sich mit den pathologischen Voraussetzungen der Hypochondrie gar nichts zu schaffen; es gibt Männer genug, die bis ins hohe Greisenalter sich einer in jeder Beziehung kräftigen Constitution zu erfreuen hatten und dennoch unzweifelhaft δύςκολοι waren. Und umgekehrt: gerade die edelsten δύςκολοι sehen wir den Anwandlungen einer „hypochondrischen Laune“ kaum je ausgesetzt — sie nehmen sich gar die Zeit nicht dazu, die Zustände des eigenen Körpers in beständiger Obacht zu halten: darin aber eben besteht das charakteristische Kennzeichen des Hypochonders. Die vorher geschilderte krankhafte Dyskolie sucht die Anlässe ihrer „melancholischen“ Gemüthsverfassung nicht ausschließlich im eigenen Organismus — gefällt sich vielmehr darin, die innerlich vorhandenen Ursachen in die Außenwelt zu projiciren — während der echte Hypochonder weiß, daß er körperlich krank ist, nur nicht, woran (stomachatur sagte der Römer und kehrte damit die somatische Grundlage heraus, „Grämeln“ nennen's wir Deutschen und kennzeichnen damit das Kleinlich-Unwürdige daran). Besagter Dyskolos dehnt seine Sorgen auch auf andere aus — quält sich um deren vermeintliches Unglücklichsein — der bloße Hypochonder dagegen denkt einzig an sich selbst, hat für fremde Klagen kein Ohr, hält sich für den allein wirklich Kranken und begegnet deshalb den körperlichen Leiden anderer, besonders in seiner täglichen Umgebung, nicht selten mit Härte und Rücksichtslosigkeit. Und sofern die allerkleinsten Störungen des körperlichen Wohlbefindens ihn alsbald gründlichst „verstimmen“ können, scheint neben Egoismus auch das anämatische Temperament zu den Prädispositionen für diese, alles Mitgefühl auf eine so harte Probe stellende, Krankheit zu gehören.

Grundverschieden von dem oben (S. 140 fg.) erwähnten Falle, wo im Uebergang von Melancholie zu Blödsinn eine der Eukolie ähnlichere Stimmung sich einstellt, ist die „Narrheit“, die Krankheitsform der gesteigerten Eukolie.

Nur wer von Haus aus ein Eukolos ist, wird ihr verfallen — ein durch Wahnvorstellungen unnatürlich erhöhtes Selbstgefühl (zumal in der Form einer, auf beschränkter Intellectanlage ruhenden Eitelkeit) ist bekanntlich die gewöhnliche Voraussetzung dieser „glücklichen" Verrücktheit. Sie theilt also mit der Hypochondrie die egoistische Grundlage, wird aber schwerlich oft außerhalb des sanguinischen Temperaments sich entwickeln.*)

Derselbe Zweifel nun, welcher der Bestimmung des wirklichen ethischen Kerngehalts sich anhängte (S. 135), erhebt sich hier wieder in Ansehung der ursprünglichen posodynischen Bestimmtheit des erkrankten Individuums. Denn in der Narrheit hat die angeborene Eukolie ebenso erst ihr ungehemmtes Spiel, wie die Dyskolie nur da ganz für sich heraustritt, wo sie sozusagen die sämmtlichen andern Geisteskräfte in ihren Dienst genommen hat, was ihr gerade die verstärkte Mächtigkeit verleiht, da die sogenannte „Steigerung" nur nach der extensiven Seite bezeichnet, was von der intensiven angesehen „Kräftigung" heißen muß. Dann wären die zwischen diese unverfälschten Erscheinungen fallenden angeblichen Gesundheitsperioden (nur sehr uneigentlich als lucida intervalla zu bezeichnen!) in Wahrheit eine Trübung des echten posodynischen Wesens,

---

*) So versöhnen sich auch die beiden verschiedenen Bedeutungen, welche in den Mundarten mit dem Worte „Narr" verbunden werden: wir Norddeutschen denken dabei zunächst an einen aufgeblasenen und albernen Gecken; der Schwabe dagegen bezeichnet mit „narret" ungefähr das, was wir „übergeschnappt" nennen. Beiden Gebrauchsweisen ist aber nicht nur der Nebenbegriff des lächerlichen Gebarens (der ja in „Hofnarr" zum Hauptbegriff wird) gemeinsam, sondern auch (ähnlich wie in „launig" und „launisch" der rasche Stimmungswechsel), das verschobene, sozusagen schiefgezogene Verhältniß der Vorstellung zur Wirklichkeit, welches noch drastischer die Metaphern „verrückt" und „verschroben" ausdrücken. Die Roheit findet jede Verrücktheit närrisch, sofern sie sich aufgefordert fühlt, damit ihren Spaß zu treiben.

herbeigeführt durch eine Art von Ueberstäubung und gewaltsamer Ablenkung (Zerstreuung), welche ihrerseits sehr wohl durch ein spontanes Gegenstreben aus dem Innern des „Kranken“ heraus unterstützt werden könnte; und was als „Heilung“ angesehen zu werden pflegt (diese „Gemüthskrankheit“ soll ja unter allen mit die günstigste Prognose darbieten), wäre nichts als solche Rückkehr zum „Gleichgewicht der psychischen Functionen“, in welcher die Einseitigkeit durch Wiederbelebung der übrigen Geisteskräfte (Anschauung der Außenwelt und besonnenes Vergleichen) überwunden würde — und das dem ärztlichen, wesentlich psychisch-diätetischen, Verfahren entgegenkommende spontane Mitwirken dieser entspräche genau der Thätigkeit der vis medicatrix naturae in rein somatischen Krankheitsfällen.

Andererseits mag an rein physikalische Erfahrungen erinnert werden, um durch Analogien zu verdeutlichen, wie gewagt es sein würde, jede phänomenale Steigerung sofort auch für eine reale zu halten, ja, nur den Grad der constanten, mit sich identischen Realität nach ihrer stärksten Wirkung auf die Wahrnehmung zu bemessen. Jede Farbe scheint neben ihrer Complementärfarbe intensiver als ohne diese Folie, Roth röther neben Grün: so scheint die Dyskolie melancholischer, die Eukolie „närrischer“, wo wir jene mit dem Gleichmuth des Phlegmatikers, diese mit der Nüchternheit etwa eines cholerischen Dyskolos unmittelbar zusammenhalten können. Und wie die Wirkungen des Ozons zu beweisen scheinen, braucht es nicht allemal des Hinzutritts eines materialen Plus, sondern nur einer, sonst nicht wahrnehmbaren, Veränderung in dynamostatischen Verhältnissen oder in dem Erregungszustand oder in den Spannungsverhältnissen eines und desselben Stoffes, d. h. eines und desselben Kraftsubstrats, um phänomenal die überraschendsten Modificationen herbeizuführen. Insbesondere sei auf derartiges hier hingewiesen, damit man nicht jede Vermehrung der „Reizbarkeit“ sofort auf eine durch den „Stoffwechsel“ herbeigeführte Alteration der

Mischungsverhältnisse zurückführe — die chemischen Räthsel der Polymorphie und Isomerie mahnen hier zu doppelter Zurückhaltung. Wie das Ozon an das rein Formale im Unterschiede der Temperamente erinnert, indem es diesem gleich den valetudinarischen Charakter gegebener Zustände bestimmen hilft, so die Isomerie an pathologische Constitutionsveränderungen, wo dieselben durchaus keine Spur quantitativer Mischungsveränderungen auffinden lassen. Die Gesammtbethätigung eines Charakters, incl. das ethische Leben, kann durch den einzigen Umstand eine total andere Gestalt annehmen, daß, wie die veränderte Reizbarkeit zeigt, die Spannungsverhältnisse irgendwie modificirt sind, ohne daß damit etwa die Constanz des gegebenen Temperaments selber in Frage gestellt wäre. Deshalb können wir — in Anlehnung an früher (S. 36) Gesagtes — getrost behaupten: in der Jugend ist, d. h. scheint, der Sanguiniker am sanguinischesten, als Greis der Anämatiker am anämatischesten. Und wie wir (S. 50 und 51) Factoren kennen gelernt haben, welche an sich, ethisch angesehen, Adiaphora sind und doch auch die ethische Bethätigung, von deren phänomenaler Seite, mitbedingen, fördern oder niederhalten: so begreifen wir hier, daß ein Schein der Variabilität der einzelnen charakterologischen Elemente aus der Veränderlichkeit des Maßes entstehen kann, in welchem von außen her die Eindrücke auf die übrigen primären Naturformen des Willens wirken und deren Thätigkeit für sich in Beschlag nehmen *); verliert ja doch jeder Körper

---

*) Es mag dies am Choleriker a veranschaulicht werden, der sich in seiner Jugend leicht als flüchtig gibt und doch später durch seine stetige Ausdauer in Erstaunen setzt. Der so entstehende scheinbare Widerspruch löst sich leicht in der Erwägung, daß die Jugendeindrücke sich vorwiegend an die Receptivität adressiren und dabei die Lebhaftigkeit der Irritabilität heraustritt, während die Erlebnisse des Mannesalters die Reagibilität herausfordern und damit deren Nachhaltigkeit Gelegenheit bekommt, sich zu bethätigen, nachdem der erfahrungsgewitzigte Intellect zur Besonnenheit gereift ist.

scheinbar an Elasticität, wenn er an einer oder mehrern Seiten von reprimirenden Widerstandskräften eingeklemmt ist. Daß die Mitbestimmung seitens der Reflexion für Temperament und posodynische Capacität nur die häufigste Erscheinungsweise dieses Gesetzes ist, braucht kaum erst hervorgehoben zu werden.

8. Kosmische Einwirkungen in ihren charakterologischen Folgen.

Geistreiche Combinationen, wie sie ein Fechner in seinem „Professor Schleiden und der Mond" wagen durfte, sollen uns nicht verlocken, die Grenzen sicherer Empirie zu überschreiten, und nicht einmal eigenen Hypothesen soll hier ein Platz eingeräumt werden, damit die Nüchternheit unserer Auffassung in keiner Weise gefährdet erscheine. Dennoch bedarf es einer Constatirung dessen, daß die Klimatologie auch den Charakterologen angeht. Mit dem jedoch, was auch in dieser Beziehung Darwin beigebracht hat, mag jeder auf seine Weise zurechtzukommen versuchen: uns entbindet von der Pflicht, näher darauf einzugehen, die einfache Erinnerung an das adhuc sub judice lis est. Dagegen läßt sich ohne jedes Bedenken, als auf ein schlagendes Beispiel, auf das verweisen, was Adolf Douai, in „Land und Leute in der Union" (Berlin 1864), von den Veränderungen berichtet, welche der transatlantische Welttheil auf seine eingewanderten Bewohner und deren Nachkommen im Laufe der Generationen ausgeübt habe; denn ohne daß man für die Wahrheit im Einzelnen die allermindeste Verantwortlichkeit zu übernehmen braucht, kann man anerkennen, daß dort (besonders S. 1—29) eine Fülle überaus „schätzbaren Materials" geliefert ist.

Daß jeder am Morgen anders disponirt ist als um Mittag, und am Nachmittag anders als um Mitternacht, könnte man freilich einfach auf das Befriedigt- oder Nicht-

befriedigtsein des Schlaf- und Nahrungsbedürfnisses zurückführen wollen; aber schon ein Hufeland hat es nicht verschmäht, seine diätetischen Rathschläge durch Berufung auf noch unbegriffene kosmische Einflüsse zu stützen. Wie die Frühjahrsluft gewisse Nervenkrankheiten befördert, werden in unserer nervösen Zeit auch nur noch wenige Beglückte erst bei den Männern der Psychiatrie zu erfragen nöthig haben — und wer den Sommer „die Zeit der Liebe" genannt hat, theilte dabei gewiß im stillen ebenfalls den übrigen Jahreszeiten ihre eigenthümliche Magie zu, wie Jean Paul irgendwo (ich glaube im „Siebenkäs") den November mit seinen Nebeltagen für die Zunahme melancholischer Stimmungen verantwortlich macht. Dagegen scheint die Kälte strenger Wintertage eine gewisse, zur Kritik geneigt machende, Sinnesernüchterung mit sich zu bringen, welche die Widerstandskraft stählt, und das davon erweckte Gefühl provocirt zur Reaction; der Winter „zeitigt" die Kriege und Revolutionen, welche mit den Blattknospen „auszubrechen" pflegen; die Unruhe, die Sehnsucht, welche im Lenz der Wiedergeburt aller Hoffnungen entgegenschwellt, beschleunigt die Entfaltung jeden Gemüthsinhalts (und insbesondere weckt das Wiederkehren alles dessen, was der Winter begrub oder vertrieb, die wehmüthige Erinnerung:

> Nur der Mensch, wenn der fortgeht,
> Der kehrt nimmermehr,

sagt das Volkslied vom „Mailüftl";

> Und die Oreade spricht:
> Deine Blumen kehren wieder;
> Deine Tochter kehret nicht),

bis der Sommer, zur Selbstgenugsamkeit einladend, die Apathie der Schmerzlosigkeit oder der Resignation uns wie einen Oelstrom über die erregten Wellen des Herzens ausgießt. Dann bleibt dem sonnigen Herbst nur übrig, uns in jene Ruhe der Sicherheit einzulullen, die zum erneuten

Handeln bereit macht, oder — zum Sterben. — Doch genug der Andeutungen, die in solcher Allgemeinheit kaum den Werth eines bloßen lusus ingenii haben können!

9. Narkotika und Stimulantia, zunächst nach ihrer verschiedenen Wirkung auf verschiedene Constitutionen und bei verschiedenem Naturell.

Unser Bemühen, dem entgegenzuwirken, daß nicht immer wieder Accidentelles und Essentielles, Wechselndes und Wesentliches, Momentanes und Constantes, Stimmung und posodynische Grundverfassung, punctuelle Erregung und Temperament, durcheinandergeschüttelt werden, führt uns jetzt zu einer kurzen Besprechung jener Modificationen, welche unter der Zuführung gewisser Stoffe die Erscheinungen zunächst der Constitution und des Naturells erleiden können, sowie des Verhältnisses der Abhängigkeit, in welchem das Maß eben dieser Modificabilität steht zu Naturell, Constitution, Temperament und posodynischer Capacität, diese vier einzeln und in ihrer Vereinigung genommen.

Es kann uns dabei nicht irre machen, wenn Wunderlich (a. a. O., I, 212) dahin sich ausspricht, daß zwar „die Stimmung und die Weise der Thätigkeitsäußerungen des Gehirns, also Temperament, Charakter und Intelligenz, in gewissem Grade, doch weniger als die Functionen fast aller andern Theile, von der Constitution abhängig sind, da das Gehirn mehr als irgendein anderes Organ einer unabhängigen Ausbildung fähig ist und in seinen Aeußerungen Selbständigkeit zeigt“; — denn für uns ist ja der ganze Leib die Objectität des Willens, und nicht etwa das Gehirn das einzige Organ sogenannter psychischer Functionen — ja, nach Schopenhauer stehen Herz und Blut in ungleich directerer Beziehung zum Object der

Charakterologie als wie jenes — und nur der bewußte subjective Reflex einer anderswo geschehenen objectiv-materiellen Veränderung kommt im Gehirn zu Stande.

Demgemäß gilt z. B. gleich das in vino veritas nicht so unbesehens in seinem präsumirbar einfachsten Sinne. Denn wenn der Dyskolos in der Trunkenheit unmäßig lacht, so stellt das doch die Wahrheit seines sonstigen Ernstes so wenig in Frage, wie die Thränen, welche mancher Eukolos im Rausche vergießt, seinen sonstigen Frohsinn. Vielmehr sind solche Anomalien von sogenannter polarischer Gegensätzlichkeit meistens der Beurtheilung des physiologischen Pathologen zu unterstellen, weil sie nicht dem Charakterkern, sondern nur der phänomenalen Bethätigung der somatischen Individualität angehören. Ganz ähnliche Beobachtungen ergibt die Verschiedenartigkeit der Wirkungen des Opiums und indischen Hanfes nach der verschiedenen Größe der Dosis wie nach der Verschiedenheit der Individuen — regt doch sogar ein Trunk kalten Wassers vor Schlafengehen den einen auf, während es dem andern das wirksamste soporiferum ist, was sich wol nur aus einer verschiedenen Wirkung auf den Puls und die Blutcirculation überhaupt erklären läßt. Beiläufig: die so ziemlich über alle bekannten Völker sich ausdehnende Verbreitung des Genusses narkotischer Stoffe ist leicht im Sinne des Pessimismus auszubeuten: aus der grausamen Wirklichkeit flieht der Mensch in eine künstlich heraufbeschworene Traumwelt, die ihm erlogene Wonnen vorzaubert, um ihn desto schlimmerm „Jammer" preiszugeben. Zugleich aber sind wir gemahnt, vor der Oberflächlichkeit uns zu hüten, welche die Folgen solcher Genüsse einfach in chemische Vorgänge setzt. Vielmehr offenbart sich in ihnen, daß das Pflanzenreich Erscheinung eines mit unserm Wesenskern gleichartigen Willens ist; und es scheint eine unverkennbare Aehnlichkeit obzuwalten zwischen ihnen und den Phänomenen des sogenannten thierischen Magnetismus — der Wille selber erfährt Lähmung, unwiderstehliche Lenkung

und in der Nachwirkung ebenso unüberwindliche Erschlaffung — selbst kataleptische Zustände treten hier wie dort ein, und die erwähnte Gegensätzlichkeit fehlt dabei gleichfalls nicht. Warum sollten wir also nicht die Hypothese wagen, daß auch gewisse Formen krankhafter Geistesstörungen in analogen Dyskrasien ihre Ursachen haben können? Deshalb entscheidet es noch nicht für einen Grundirrthum in unserm Urtheil, wenn wir die harmlosesten Naturen nach Weingenuß „ausfallend" oder gar „thätlich brutal" werden sehen; kann doch auch das Fieber, ja die Reconvalescenz die nüchternsten Verstandesmenschen zu phrasenreichen Schönrednern machen, offenbar nicht, als ob das ihre „wahre Natur" wäre, sondern weil der krankhaft gestörte Zustand sie an der vollen Beherrschung ihres Wortvorraths hindert und die innere Excitation überdies nach adäquater Ausdrucksweise tendirt. Sonst müßte ja auch, wer nach Opium und Haschisch oder andern Narkotika die Alltagsgarderobe seiner Charakterelemente auszieht, um andere, ihm „nicht auf den Leib gewachsene oder gemessene" anzulegen, als ein Nackter beurtheilt werden, der in unverschleierter Wahrheit vor uns stände; während die volle und wahre Wahrheit die ist, daß gerade die fremden Stoffe, welche dem nervenregenerirenden Blute eingeflößt sind, sein echtes Charakterbild verhüllen (gerade so wie krankhafte Triefäugigkeit den natürlichen, d. h. wahren Blick entstellt). Dabei ist es selbstverständlich, daß wo nichts ist, auch nichts erregt werden kann — aber nicht einmal (das sahen wir ja bereits nach andern Analogien, S. 153 fg.) ein Rückschluß von dem Grade der künstlich herbeigeführten Erregtheit auf das Maß der ursprünglichen Erregbarkeit, das Quantum sozusagen des erregbaren Stoffes, ist ohne weiteres zu gestatten — schon deshalb nicht, weil beim Reiz das einfache Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung, welches den rein mechanischen Effect charakterisirt, nicht mehr besteht (vgl. Schopenhauer, „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., I, 137 fg.;

„Die beiden Grundprobleme der Ethik", 2. Aufl., S. 29 fg. coll. 37 fg.; „Wille in der Natur", 2. Aufl., S. 22), und vollends nicht, weil das hieße alles preisgeben, was unsere bisherige Darlegung für das Festhalten an der relativen Selbständigkeit der einzelnen charakterologischen Elemente möchte gewonnen haben; eine Selbständigkeit, vermöge welcher insbesondere die Irritabilität und Impressionabilität der direct ethischen Abschätzung entzogen wurden.

Ueberdieß darf nicht vergessen werden, wie es neben den physiologischen auch psychische Stimulantia gibt, wie jeder Affect, jede Leidenschaft, jeder besondere Gemüthszustand unsere Empfänglichkeit für gewisse Klassen von Motiven alteriren — daß z. B. die Trauer unter gewissen Anlässen in einem unverkennbar polarischen Rapport zum Sexualsystem steht, wurde bereits erwähnt; Freude dagegen hält zeitweilig den Hunger und Geschlechtstrieb nieder. Hier ist aber vornehmlich an Lektüre und Musik als Umstimmungsmittel zu denken. Das Lesen eines ergreifenden Buches versetzt das ganze Nervensystem in eine Schwingungsfolge, die — vorbehaltlich der Ausführbarkeit — es wohl dem Criminalisten zur Pflicht machen könnte, ebenso gut zu fragen: was hat der Inculpat kurz vor der That gelesen? als: was und wieviel hat er vorher getrunken? und wer sich gewisser Tanzmelodien entsinnt, wird die Forderung so ungereimt nicht finden, bei Aufnahme des Thatbestandes über nach einem Ballabend verübte Verbrechen oder Frevel aus dem Kapitel „Vornahme unzüchtiger Handlungen", die Inquisition auch auf solche Momente wie: welche Musikstücke sind gespielt worden? auszudehnen. Ueberhaupt ist ja die Phantasie als eins der wichtigsten Elemente bei Entscheidung der Frage nach „intellectueller Freiheit" niemals außer Acht zu lassen. Sie wird zum Vehikel für eine ganze Gattung von Vorstellungen und damit von Motiven, welche den Phantasielosen kaum je berühren. Die Einbildungskraft muß den Verstand unterstützen, wenn es gilt, die Reihe möglicher oder

wahrscheinlicher Folgen einer Handlung zu überblicken. Wie überall der sogenannte Leichtsinn außer im Temperament zugleich im Intellect begründet ist, so insbesondere da, wo einer Unrecht thut, blos weil er im Augenblick sich nicht vergegenwärtigt, wie tiefgehend sich das momentane Thun verflicht mit entlegensten Gliedern der Causalitätskette, und so mit Rechtsverletzung eingreift in fremde Verhältnisse, — also etwa in Fällen, wo der Handelnde unter dem Einfluß einer physiologischen Versuchung zu adulteriösen Thaten steht. Und was die Musik angeht, so ist, was die zuletzt verstorbene Herzogin von Orleans ihr nachrühmt: sie habe nie gelogen, — selbst unwahr. Sie versetzt vielmehr leicht in Stimmungen, über deren wahren Gehalt wir uns täuschen: sinnliche Erregung sieht wie Begeisterung, verhaltene Wollust wie ideale Sehnsucht aus, und man möchte sagen: es ist eben nur ein äußerer Reiz, kein Motiv. Die Musik erweicht nicht nur, sie weicht die Seele auch auf und raubt ihr in solcher Auflockerung sozusagen die innere Consistenz, oder, wie es bei Kant und Schiller heißt: ihre Wirkung ist eine „schmelzende“. Die Prädisposition zu dergleichen haben wir aber schon früher auf die Constitution zurückgeführt und können — unter Rückweisung auf S. 43 — das hier Einschlagende dahin resumiren: Manchem wurde schon als Temperamentsunart, ja als sittlicher Charakterfehler imputirt, was nichts war als ein Sympton nervöser Constitution oder gar einer namenlos gebliebenen „Dyskrasie“. — Das Maß dessen z. B., was einer „vertragen kann“ an Spirituosen u. dgl., die Verschiedenheit, mit welcher zwei gleich große Gläser desselben Weins auf zwei verschiedene Individuen wirken, bietet für die „Constitution“ — man mag sie danach füglich das somatische Temperament nennen — in ähnlicher Weise einen Eintheilungsgrund, wie die Motivation im engern Sinn für Temperament und ethischen Charakter; — und wo es gilt, die nur sich selbst gleiche Individualität abzuconterfeien, darf das Eine so wenig wie das Andere

außer Acht bleiben — eine summa justitia, die es wirklich zu dieser Abwägung aller Momente brächte, wäre keine summa injuria mehr, denn diese entsteht nur in der abstracten, d. h. gerade das individuell Concrete ignorirenden Application des summum jus. Und weil uns deshalb ein paar schwankende Terminologien mehr nicht sonderlich weiter bringen würden, so verzichten wir lieber ganz darauf, hier in detaillirende Betrachtung der sogenannten Constitutionen (wie sterile, abdominale, lymphatische, floride, lascive) weiter uns einzulassen.

10. Vorläufige skeptische Episode.

Was „Ihro Majestät allergetreueste Opposition" für die Entwickelung des Staatslebens, das ist ja der ehrliche Skepticismus für jeden Fortschritt der Denksysteme; denn: ohne Zweifel — keine Frage; — ohne Frage — kein Nachsinnen; — ohne Nachsinnen kein gewissenhaftes Antworten. Und gerade hier diesem Interlocutor das Wort zu ertheilen, dazu liegt der Anlaß in dem Umstande, daß seine Einrede ebenso sehr den Gegenstand betrifft, von welchem wir herkommen, wie den, zu welchem überzugehen wir im Begriff stehen. So möge er denn sprechen, auf die Gefahr hin, daß aus seinen Interpellationen Verlegenheiten erwachsen, groß genug, um die Anschauung zu stürzen, welche bisher Heft und Ruder in Händen gehabt hat; — amicus Plato, magis amica Veritas!

Seitdem wir es S. 40 fg. zuerst anerkannt, wie sämmtliche zuletzt besprochenen, zunächst allerdings phänomenalen, Thatsachen irgendwie auch im Ding an sich ihr Correlat haben müssen, war schon öfter Gelegenheit, diese Anerkennung wiederholt auszusprechen, und alle angestellten Erwägungen können uns schließlich nicht von den Folgen solcher Anerkennung entbinden. Freilich beschränkt uns ein derartiges Eingeständniß um so weniger das Recht,

den empirisch gegebenen Differenzen weiter nachzugehen, als jener Vorbehalt die Fülle der Unterschiede eben in das Grundwesen selbst verlegt, ihnen also nur desto höhere Bedeutung zuspricht, und unserm Unvermögen, die Herleitung vorläufig zu erreichen, wenn überhaupt irgendwie, jedenfalls nur durch gruppirende Ansammlung des Materials kann nachgeholfen werden. — Allein es ist dabei eine Instanz nicht zu übersehen, da sie gleichzeitig zwei Fundamentalsätze der Schopenhauer'schen Ethik in Frage zu stellen scheint: die Aseität und die mit dieser gegebene Unveränderlichkeit des Charakters, sofern nämlich letztere aus jener nur unter der Voraussetzung voller Einheitlichkeit zu folgen scheint. Greifen wir z. B. aus den Kriterien des Charakterwerthes eins der entscheidendsten heraus: den Grad der Verführbarkeit, so erscheint eben dieser als das am meisten Alterable. — Affecte, Stimulantia, Wechsel des Gesundheitszustandes wirken gleich stark eben auf ihn ein, und dies alles unter den Begriff „Verfälschung der Motive" zu bringen, hilft nicht viel, weil jede einzelne Weise, in welcher solche Verfälschung zu Stande kommt, für sich selber wieder ein eigenes Problem ist. Und die Schwierigkeit, gerade von Schopenhauer's Voraussetzungen aus das Wesen der Krankheit definirend zu erklären, in Verbindung mit der Anerkennung einer gewissen vita propria der einzelnen Organe, gefährden die Vorstellung von der Einheitlichkeit des organischen Lebens nur noch um so mehr. Mag man auch, mit einer Art von Anklang an die Monadologie, die Hypothese von einer im Generationsact entstehenden Urzelle *), welche die Natur

---

*) In diesem Sinne spricht Rameau's Neffe (Goethe's Werke, in 40 Bänden, XXIX, 295 fg.) von einer „Urfaser". Ueberhaupt ist dieser ganze Dialog nicht nur als drastische, esprit-belebte Erörterung der ethischen Skepsis eins der bedeutsamsten literarischen Phänomene des vorigen Jahrhunderts, sondern auch für die gesammten hier von uns behandelten Themata voll der ausgiebigsten Anregungen.

der sich ihr anschließenden Zellen als ἡγεμονικόν mitbestimmt, gelten lassen, so ist es ja eben diese ἡγεμονία, welche als eine so leicht beschränkte, resp. gestörte erscheint. Ja, die Stelle, wo Schopenhauer jeden Krampf, vor allem also den Tetanus, als eine Insurrection der Einzelnerven gegen das cerebrale Centrum beschreibt, gibt solchen Einwänden einen noch festern Halt. Diesen Räthseln gegenüber bleibt der Satz: „der Leib und seine Actionen sind die Sichtbarkeit des Charakters" ziemlich nichtssagend, vollends wenn auch noch die Störungen in Anschlag gebracht werden, welche, schon während des Embryonallebens, unleugbar von außen auf die Entwickelung der Organe des Individuums so nachhaltig einwirken; der häufig unter dem Geburtsacte selber noch vorkommenden Insulte ganz zu geschweigen. Wirklich scheint es aus diesem Dilemma keinen andern Ausweg zu geben als den der Annahme einer Mehrheit von ab- und zufließenden, die Gesammtheit der Individualität constituirenden Elementen — und wenn einmal das Ewige in Individuen auseinandergetreten ist, so ist nicht abzusehen, warum damit die Selbstspaltung solle aufgehört haben; der Kanon: die Principien seien nicht ohne Noth zu vervielfachen, ist ja nicht mehr zutreffend, wo die Zahl der angenommenen Principien sich als unzureichend erwiesen. Es wird ja auch damit die Ewigkeit — oder sage man immerhin Aseität — der Elemente, dies Urpostulat des sittlichen Grundgefühls der Selbstverantwortlichkeit, noch gerettet; obgleich nicht geleugnet werden kann, daß wir damit nahezu an jene ethiklose Auffassung streifen, welcher die Individualität ein vom Zufall zusammengewürfelter Complex ewiger Kraftfäden ist. Was uns von dieser aber noch scheidet, ist ein Rest unverkennbarer Charakterconstanz, welcher trotz und in allen wechselnden Aeußerungen beharrt und — sich vererbt. Schrumpft also auch der Umfang der Imputabilität beträchtlich ein, hört der Mensch auch auf, „mit Haut und Haar" für jede Regung seiner Individualität verantwortlich

zu sein: so trennt doch diesen Standpunkt noch eine ziemlich feste Schranke von der absoluten ethischen Skepsis. Kurz, wir gewinnen einen Standpunkt, nach welchem es kein bloßer Widerspruch ist, daß der Mensch im ganzen und großen zwar als „den Thäter seiner Thaten" sich weiß, aber dadurch doch nicht sich abhalten läßt, in tausend Fällen mit einem „ich kann's nicht helfen, ich muß das thun" auf eine Nothwendigkeit, als Entschuldigung seines Thuns, sich beruft, welche er außerhalb des ἡγεμονικόν, aus dessen Aseität sein Schuldbewußtsein stammt, stehend weiß oder wenigstens glaubt. Mit andern Worten: von der Unveränderlichkeit des Charakters im weitesten Sinne läßt sich nur sprechen, sofern von seiner thatsächlichen Entstehung abgesehen und er als ein Einfaches hingestellt wird. Aber er ist — als Leib — ja Product vieler einzelner Naturqualitäten. Die Identität dieser mit sich selbst — trotz allem Wechsel ihrer Erscheinungen — läßt sich behaupten und muß behauptet werden — doch eben deshalb muß beim Wechsel der Summanden auch die Summe: eben das menschliche Individuum, ein anderes werden, und da sich die Erkenntniß auch nicht anders, denn als eine Modificirung der das Gehirn constituirenden Materie denken läßt, so ließe sich weiter sagen: der Wille als Individualcharakter ist nicht nur durch die Mischungsverhältnisse des Stoffwechsels in dessen grobsinnlicher Veränderlichkeit variabel, sondern auch durch die kleinen Modificationen auf dem Wege der Bereicherung des Intellects. Dann wäre eine moralische Erziehung möglich — nicht nur im Sinne Schopenhauer's, wonach sie nur neue Motive zuführt und deren Wirksamkeit möglich macht, sondern auch so, daß vermöge der untrennbaren Verbindung zwischen Materie und Intellect, Gehirn und Denken, mit dem Gehirn auch der übrige Leib, d. h. der Wille als phänomenaler, selbst verändert würde. Doch bliebe hiergegen allerdings die Ausrede offen, daß Belehrung, überhaupt Einwirkung auf den Intellect, nur die Functionirungsweise

des Gehirns, nicht dessen Stoff selbst alterire, sofern sie im bloßen Causalitätsverhältniß sozusagen der Affection, nicht im Wege des stofflichen Hinzuthuns, auf das Gehirn influire; allein wir kennen eben die physiologischen Vorgänge beim Vorstellen zu wenig, um zu wissen, ob dabei auch ein materialer Consum oder Ausscheidungsproceß stattfindet oder nicht.

Wie die philosophische Ethik im Vergleich zur theologischen manche Positionen aufgeben muß (unter andern alle diejenigen, die auf theistischer Grundlage ruhen), so scheue sie sich auch nicht, der starren Consequenz des abstracten Rigorismus rechtzeitig ein Halt! zu gebieten, wenn sie nicht jener absoluten Skepsis verfallen will. Denn zu solcher können gerade die allerunscheinbarsten Thatsachen hinüberdrängen. Die Unterschiede der Lebensalter geben schon einen in dieser Richtung forttreibenden Anstoß. Wo Schopenhauer („Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., II, 470; 3. Aufl., S. 534) die senile Euthanasie schildert, kommt er auch auf das Absterben der Leidenschaften zugleich mit dem des Organismus. Ist aber in dem Zusammenhange, wie es dort auftritt, das Alter wesentlich Krankheit, so muß ebendasselbe, was von ihm gilt, auch von andern Krankheiten und damit von allen organischen Veränderungen gelten: wo sich die Erscheinung ändert, da muß irgendwie auch das Erscheinende selbst von der Veränderung mitbetroffen sein; das Ansich dieses Individuums ist ein anderes geworden. Die Erkenntniß und ihr Organ sind integrirende Bestandtheile des erscheinenden Individualwillens — mit ihrer Entwickelung muß auch dieser, wenigstens in der Proportion der Functionen seiner Organe untereinander, modificirt werden. Die „Tugend" der Keuschheit hat für den Säugling und den abgelebten Greis gleich wenig Sinn, und das (statt ihrer?) den beiden Lebensextremen, der Kindheit und dem Greisenalter, gemeinsame „Laster" der Naschhaftigkeit verändert mit der körperlichen Evolution so gründlich seine Gelüste, daß wir gerade darin

eine recht naive Bestätigung für die Veränderlichkeit der Willensrichtungen haben. In andern Fällen wird wohl der bloße Schein einer solchen beseitigt durch Berücksichtigung der zur einen oder andern Zeit vorhandenen intellectuellen Unfreiheit — davon aber kann gegenüber instinctiv auftretenden Begehrungen nicht die Rede sein; denn daß die Aussage des Geschmacksinns über das dem Organismus Zuträgliche unsicher gemacht werden kann, gehört einem andern Gebiete an — der Störung des Instincts durch widernatürliche Gewöhnungen. Daß jedoch der Instinct nicht ganz aufgehoben wird, dafür zeugt unter anderm die Appetitlosigkeit der Kranken.

11. Die phänomenaliter den „angeborenen" Charakter „umwandelnden" Factoren. a) Das „Leben" und die Lebensverhältnisse aller Art, sammt den von ihnen aufgedrungenen Gewöhnungen, Erfahrungen und „Eindrücken".

Unsere Untersuchung soll nicht abermals aufgehalten werden durch eine Vorfrage danach, welche charakterologischen Elemente es denn im einzelnen sind, die wir einer Modification durch Einwirkungen von außen her, besonders psychischer Art, unterliegen sehen; — die Antwort darauf mag vielmehr als das Resultat unserer Betrachtung von selbst sich ergeben; und wir knüpfen lieber herzhaft an den Schlußsatz der soeben gemachten Digression an, indem wir an diesem Uebergangsthore ein Wort einfließen lassen über „Einflüsse", welche auch an der Schwelle des athmenden Lebens den Neugeborenen nur zu oft empfangen: über die charakterologische Wichtigkeit der Ammenmilch. Zwar haben wir es geflissentlich gemieden, die vielbesprochene Frage nach der Erblichkeit der Charaktereigenschaften in den Kreis unserer Erörterungen zu ziehen, und gewissermaßen ist jene nur ein Nebenausläufer von dieser. Aber sofern es sich dabei um den constanten Hinzutritt eines

fremden Elements handelt, liegt uns diese Specialität doch näher, und die übereinstimmenden Behauptungen so vieler beobachtender Mütter in Verbindung mit der von Milchgeschwisterschaft redenden Volksüberzeugung heischen eine Berücksichtigung, welche einfach zu versagen, gerade unserm methodologischen Princip am allerwenigsten anstehen würde. Gehört die unleugbare Verschiedenheit zwischen Geschwistern zu den gewichtigsten Abmahnungen von jedem Versuche, „geneanomische" Theorien aufzustellen, so kann doch eben diese eine theilweise Erklärung aus der verschiedenen Ernährungsweise finden, — und kleine hervorstechende, je nur einem Familiengliede eigenthümliche Unarten oder Untugenden pflegen es zu sein, auf welche die Mütter ihre Aussagen stützen, mögen dieselben nun mehr in der Gewohnheit des organischen Lebens oder in dem „Sinn" — als Eigensinn, Temperament, Naturell — sich kundgeben. Im allgemeinen läßt sich sagen: je mehr das älterliche Individuum dem erzeugten von seinem Wesen bei der Zeugung und dem Austragen der Frucht abgegeben hat, desto vollständiger wird dieses jenem ähnlich sein, desto eher aber auch das erzeugende sterben müssen. Das lehrt uns am deutlichsten die Insektenwelt mit ihren Metamorphosen, Generationswechseln, Parthenogenesien — da sehen wir eine fast handgreiflich unmittelbare Metempsychose, ein Fort- oder Wiederaufleben der Aeltern in den Kindern; darum concentrirt sich nicht nur das höchste Streben dieser Thiere, nein, eigentlich all ihr Thun, wie mit einem intuitiven Bewußtsein von jener „metaphysischen Identität", in der Sorge um die Brut, einer Sorge, welche überall um so vollständiger sich bethätigt, je vollständiger das Kind die Wiederkehr der Aeltern ist. Je länger dagegen die Aeltern noch nach der Geburt der Kinder leben, desto mehr entfremden sich diese mit der Zeit den Aeltern — so bei den Säugethieren, welche bald die eigenen Jungen nicht mehr kennen: es haben diese neuen Individuen dann schon zu viel von der Außenwelt, zu viel ihnen aus-

schließlich individuell Angehörendes an= und aufgenommen. So kann selbst bei Menschen die Aelternliebe erlöschen, je mehr sich die Lebensweise der Kinder von der heimatlichen entfernt — wogegen der Säugling noch als halbverwachsen mit dem Mutterleibe, als seinem Wurzelboden, anzusehen ist. Deshalb ist Ammenmilch mit einem Pfropfreis zu vergleichen (welches freilich in den seltensten Fällen für ein veredelndes gelten kann), während anderweitige Nahrung — (abgesehen von Kuhmilch aus stets demselben thierischen Individuum, wo denkbarerweise auch ein charakterologischer Einfluß zu observiren wäre, sodaß schon darum die neuere Vorschrift, lieber Milch von verschiedenen Kühen zu mischen, sich empfiehlt) — in ihrer Mannichfaltigkeit sich neutralisirt — keinen individuell einheitlichen Charakter hat und deshalb solchen auch nicht übertragen kann. Dagegen hält Ammenmilch nicht nur die Wirkung der Muttermilch fern, sondern setzt zugleich eine andere individuell festgeartete an deren Stelle: so ist es keineswegs unglaublich, daß von Ammen gesäugte Kinder leichter an ihrer Anhänglichkeit gegen die Familie Schaden nehmen sollen als selbst solche, die mit der Flasche aufgefüttert sind — es ist der homogene, nicht blos chemisch gleichartige Stoff, sondern der von einem bestimmten Individualwillen formirte, der Menschen verbindet und verähnlicht — so kann der Einfluß — influxus — der Amme als der spätere selbst die mütterliche Mitgift neutralisiren.

Demnächst folgen wir einer Einladung, welche wir bereits vorläufig acceptirten, als wir oben S. 36 an Hegel's Vertheilung der einzelnen Temperamente an die Lebensalter erinnerten. — Was davon nicht bereits S. 154 abgemacht wurde, gehört hierher in Gestalt der Frage: wie weit zeigt sich das posodynische Element der Individualität dem Wechsel der Jahre unterworfen? Sieht man freilich, wie weit Meister und Jünger (Rosenkranz, „Psychologie", 3. Aufl., S. 107 und 108) an diesem Punkte auseinandergehen, so könnte man das Problem

für eins der mislichern zu halten versucht sein; allein solch bellum domesticum in jener Schule braucht uns um so weniger Sorge zu machen, als ja unsere Grundscheidung viel tiefer gegriffen; und wir wollen uns auch nicht selber aus dem eigenen Keller Gespenster heraufbeschwören mit der Frage, ob etwa die Eukolie und Dyskolie nur die nach der Richtung der Receptivität und Impressionabilität gewandte Kehrseite des feststehenden Intensitätsgrades der qualitativ bestimmten Spontaneität darstellen? Statt dessen werde nur an diese Erfahrung appellirt: mag auch zuweilen aus einem cholerischen oder sanguinischen Jüngling ein phlegmatischer oder anämatischer Greis geworden zu sein scheinen, so wurde doch (von oben erwähnter seniler Blödsinns-Eukolie abgesehen) schwerlich jemals aus einem jungen Dyskolos ein alter Eukolos (wobei wir die in entgegengesetzter Absicht zu erwartende wohlfeile Berufung auf das: senectus ipsa est morbus, um so weniger einer eingehenden Widerlegung zu würdigen brauchen, als eben Nervenleiden, zu welchen Materialisten und Optimisten gern alle Dyskolie zu stempeln belieben, erfahrungsmäßig im höhern Lebensalter gerade so abnehmen, wie die Anhänglichkeit ans Leben zunimmt; — vgl. überdies S. 166 fg.). Wo das Umgekehrte anscheinend eintritt und wir den, welchen wir in frühern Jahren für einen Eukolos hielten, als Dyskolos wiederfinden, da läßt sich vorerst eine einfache Täuschung präsumiren; andererseits bleibt zu bedenken, daß eine Wandelbarkeit der Irritabilitätsgrade die *praktische* (wenn auch nicht allemal sichtbar nach außen wirkende) Reactionsfähigkeit könne afficirt und zu unrichtigen, auf diese gebauten, Schlußfolgerungen verleitet haben. Schwere Erlebnisse wirken lähmend auf die Willensenergie, deren Elasticität mit der Empfänglichkeit für Motive zum Hoffen wächst und schwindet — der überall Enttäuschte hofft leicht weniger als vorher, mag er von Haus aus Eukolos oder Dyskolos sein. Die ganze Valetudo — nicht blos in den bereits besprochenen Krankheits-

formen — entscheidet mit über jene Reactionsfähigkeit, — und demgemäß kann sehr wohl die angeborene Dyskolie im Laufe der Zeit kenntlicher hervortreten, ohne an sich im mindesten größer geworden zu sein. Vielleicht war sie vorher sozusagen nur nicht zu Worte gekommen, indem eine Fülle durch rasche Abwechselung occupirender — weil interessirender und interessanter — Eindrücke das Bewußtsein des Lebensschmerzes nicht hatte zu Athem kommen lassen. Da spricht man dann wohl, wenn dies Bewußtsein endlich ungehemmt durchbricht, von einer „Verbitterung" des Gemüths, und gebraucht so ein Verbale, welches ein Gewordenes, nicht blos allmählich nur Erscheinendes, bezeichnen möchte; eine Bitterkeit, die blos Product der Erfahrung und der Erlebnisse sein soll. Insbesondere findet man dergleichen natürlich bei Leuten, die mit irgendeiner in die Augen fallenden körperlichen Misbildung behaftet sind: fast unbesehens hält man jeden Buckeligen für einen Heimtücker. Schopenhauer selbst sagt sogar („Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., II, 231; 3. Aufl., S. 255 fg.): „Es mag sein, daß manche Dumme, aus demselben Grunde, wie manche Bucklichte, boshaft werden (sic!), nämlich aus Erbitterung über die von der Natur erlittene Zurücksetzung, und indem sie gelegentlich was ihnen an Verstand abgeht durch Heimtücke zu ersetzen vermeinen, darin einen kurzen Triumph suchend." Aber wie stimmt das zur Unveränderlichkeit auch nur des direct moralischen Charakters, dessen zu geschweigen, daß wir „Natur" als Zufallsspiel äußerer Bildungshemmnisse auslegen müssen, wenn auf sie eine „Erbitterung" möglich sein soll, da sonst nach der Auffassung des Leibes als „Objectität des Willens" die Natura naturans zur naturata sich verhält als ihr eigenes außerzeitliches Esse? Und weil es doch auch „gutmüthige" Buckelige wie Dumme gibt, so muß erst recht eine gemeinsame Quelle des physischen, resp. intellectuellen, wie des moralischen Gebrechens aufzufinden sein. Ist das Wesen der Bosheit Bereitung fremden Wehs

ohne egoistische Zwecke, so mag das Kraftgefühl bei übriger Schwäche allerdings um so leichter eine Genugthuung darin finden, andern durch Heimtücke einen Schabernack zu spielen, wehe zu thun; und wenigstens verzeihliche „drollige Streiche" auszuführen, ist bekanntlich eine Liebhaberei auch der gutmüthigen Verwachsenen. In jenem Falle ist jedoch immer schon die präexistentielle Bosheit des Charakters vorausgesetzt, und nur die Ausübung modificirt sich nach den zu Gebote stehenden Mitteln. Zudem aber ist auch nicht zu übersehen, wie das Gefühl einer gewissen Wehrlosigkeit infolge natürlicher Schwächen des Leibes oder der Seele das, wol meistens auf Erfahrung fußende, Mistrauen wach erhält, daß andere diese Schwächen zu Mishandlungen benutzen möchten, und so stets auf das qui vive? stellt, weil überall leicht feindliche Absichten vermuthet werden, wider die es gilt, mit Schlauheit und aggressiver Prävention, als welche wenigstens an Muth nicht zweifeln läßt, sich vorzusehen. Ueberhaupt also spielt bei jeder derartigen „Verbitterung" schon sichtbar genug die Bildsamkeit des Intellects mit hinein, und vorderhand bleibt wieder wahr: „aus Nichts wird Nichts", unbeschadet der „Weisheit des Brahmanen":

> Du strebest Tag für Tag durch Lernen wie durch Lehren,
> Durch Denken wie durch Thun, den Kern des Ichs zu mehren;

wie des Schiller'schen Worts:

> Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
> Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken;

dem beizufügen „und sinkt mit seinen Zielen" nicht erst nöthig scheint.*) Denn man braucht sich blos an das

*) Die erweiterten Mittel geben höhere Ziele; durch sie lassen sich Träume der Verwirklichung zuführen, welche sonst verflogen wären, weil ohne jene Mittel die ganze Strebung des höhern Schwunges untheilhaft geblieben wäre. In kleinlichen Verhältnissen, die alle

„Gleiches wird nur von Gleichem genährt" zu halten, um zu wissen, an welche einschränkende Bedingungen solche Individualitätsbereicherungen geknüpft sind — sie sind der Natur der Sache nach ein crescere, welchem deshalb auch ein decrescere zur Seite geht, wie jeder natus einmal zum denatus wird. Dies Verhältniß kehrt bei allen in Rede stehenden Erscheinungen wieder: — wie in den rein formalen Proportionen, welche das Temperament ausdrückt, nur die Fülle der Existentia sich kundgibt, so wird mit jenen auch

---

Kraft für Alltagssorgen absorbiren und intellectuelle Anregungsmittel fern halten, „versimpelt", „verbauert" jeder, der nicht besonders reichen Spontaneitätsfonds in sich trägt — da erstirbt das Interesse am rein Theoretischen, weil das Praktische in all seinen Formen der Arbeit und des Rechnens die disponibeln Geisteskräfte occupirt — das Häusliche, Wirthschaftliche, Amtliche und im besten Falle das Politische nimmt alles Frische vorweg, und aus dem Stillstand wird alsbald ein Stagniren, Versumpfen und Verfaulen — man spricht ja doch auch nicht umsonst von „geisttödtenden" Beschäftigungen — und guter Geisteslungen muß sich erfreuen, wer nicht schwindsüchtig wird in der Stickluft des „Philisteriums". Eigentliche Noth lähmt, wenn sie dauernd sich einnistet, Muth und Kraft — nur die momentane „bricht Eisen", dessen hier nicht zu gedenken, wie nicht blos im eigentlichen, sondern auch im doppelt metaphorischen Sinne es schwerer ist, in der „Enge" des Lebens Reinheit und Säuberlichkeit zu bewahren, als in weiten großen Verhältnissen, wo eins nicht das andere drängt und schiebt; vielmehr übt leicht zugängliche Gelegenheit zu größern Thaten Hebammendienste an diesen. Nicht mit Unrecht hat man das Eigenthum als eine Erweiterung des Ichs bezeichnet, und der Psycholog Beneke stellte die Willen- und Energielosigkeit des verkommenen Theils der irischen Nation mit dessen Eigenthumslosigkeit in Zusammenhang; ja man hat sogar behauptet, der Pauperismus stumpfe das Begehren selber so sehr ab, daß der habituelle Hunger kaum noch anders denn als eine reizlose Privation empfunden werde. Die Betrachtung des Selbstgefühls wird uns darauf zurückführen, daß manche psychischen Kräfte einer bloßen Hebelkraft gleichen, der es ohne Hebelarme an Wirksamkeit fehlen muß; werden aber solche gewährt, so scheinen die innern Kräfte selbst sich vermehrt zu haben, und haben es wirklich, sofern sie aus dem Latentsein zur Aeußerlichkeit und damit in den Bereich der Uebung und der von dieser erzeugten, wenigstens phänomenaliter extensiven, Stärkung hinaustreten.

nur diese alterirt, nur sie ist es, die einen Zu- oder Abfluß erfährt — aber die Essentia wird davon nicht berührt, schon deshalb nicht, weil diese keine Assimilation von etwas gestattet, was ihr nicht zusagt — gegen solches verhält sie sich schlechthin gleichgültig. So kann ein bis dahin willenslahmer, indolenter Mensch infolge des Genusses kräftiger Kost, der Beobachtung verständiger Diät, des regelmäßigen Betreibens angemessener Turnübungen u. dgl. mehr Schwungkraft bethätigen als zuvor — dann erscheint der Grad der abstracten Spontaneität als gesteigert, und eben damit wird denn auch deren concreter Inhalt — Egoismus, Bosheit oder Mitleid — zu energischerer Manifestation gebracht. Aber ebenso gut kann das Quantitative der Willensenergie vermindert werden und alle Spannkraft erschlaffen — etwa infolge von Masturbationen oder andauernden Krankheitszuständen. Dann kann es den Anschein gewinnen, als sei das cholerische Temperament zum phlegmatischen oder gar anämatischen herabgestimmt, und wo solche temporäre Depressionen durch die Zeugungskette perpetuirt werden, ergibt sich die Degeneration der Familie, des Geschlechts, Stammes, Volks und zuletzt der Rasse, von deren Gegenstück die Darwin'sche Theorie ein so anschauliches Bild des ganzen Verlaufs liefert.

12. Fortsetzung. b) Mögliche Folgen der einfachen Intellectsbereicherung, abgesehen von dabei etwa ausdrücklich verfolgten „erziehlichen" Zwecken.

Dem heutzutage beliebten Gemeinplatz gegenüber: „jeder Unterricht sei ein erziehlicher!" haben wir zuvörderst eine Art der reinen Belehrung, welche von ethisch-pädagogischen Absichten gänzlich abstrahirt, auf ihre charakterologischen Folgen anzusehen.

Allaugenblicklich erweitert mit mehr oder weniger Erfolg der Unterricht das theoretische Ich — das macht ja

gerade dieses zu einem stets wechselnden und damit jeder Description sich entziehenden (das Selbstbewußtsein hiervon stellt sich ein, wenn wir im nächsten Augenblick uns wundern, wie wir im jüngstvergangenen so „naiv“ sein konnten). Aber wer könnte verkennen, wie auch an diesem Punkte sich die erwähnte Limitation durch das Grundwesen der gegebenen Individualität geltend macht, es auch hier heißt:

Was ich nicht will, das kann ich auch nicht thun
(Shakspeare, „Maß für Maß“, II, 2);

oder, wie es in „Rameau's Neffen“ ausgedrückt ist: „Die Natur bestimmte jeden dazu, wozu er sich Mühe geben mag“ (in „Goethe's Werken“ in 40 Bänden, XXIX, 309 fg.)? ein Wort freilich des Interlocutors, das dem Einspruch nicht entgeht: „Doch vergreift sie sich oft“, so oft nämlich als sie das Talent mit bloßem pruritus begabte, der fürs Genie mehr als Velleität geworden wäre. Jeder wird nur dasjenige Erkenntnißobject wahrhaft in succum et sanguinem vertiren (im Unterschiede vom mechanisch gedächtnißmäßigen bloßen Anlernen), welches seiner ursprünglichen Essentia irgendwie homogen war. Auch hier offenbart sich, wie sehr der Intellect bloß die μηχανή des Willens ist; man denke nur z. B. an die Art und Weise, wie Geschäftsleute sich den Gebrauch fremder Sprachen, welche ihnen unentbehrlich sind, zu eigen machen.

Dies führt uns noch einmal zurück auf jene Relation zwischen Temperament und Intellectseigenthümlichkeit *), die bereits früher (S. 14 fg. und 91 fg.) zur Sprache kam und uns an dieser Stelle in ihrem Zusammenhang mit der ethischen Bethätigung des Charakters interessirt.

Es wird ein Choleriker, wo wir ihn überaus klug und vernünftig sehen, dies meist nur in praktischer Beziehung

*) Auch sie hat der alte Flattich mit seiner köstlichen Unbefangenheit in den Kreis seiner pädagogischen Beobachtungen gezogen; a. a. O., S. 244.

beweisen; sein energischer Wille wird an seinem Intellect einen zu seinen Diensten allezeit bereiten Unterthanen haben — aber das ästhetische Anschauen wie das interesselose Forschen oder das rein objective Denken wird nur ausnahmsweise seine Sache sein, und zwar, wenn mehr Intuition (Phantasie im oben angegebenen Sinne) und Vernunft, als Verstand bei ihm überwiegen. — Daß eben cholerische Lebhaftigkeit zu den Erfordernissen des Genies gehört, braucht hier nur angedeutet zu werden und vorläufig auch nur, daß der Wahrheitstrieb selber, so gut wie der Rechtssinn, als πάθος wirksam sein kann. Es läßt sich also sehr wohl ein Choleriker denken, der gegen reine Theorie nichts weniger als „apathisch" sich verhält, dagegen etwa für politisches Parteiwesen kein Interesse bethätigt, zumal soweit es lediglich Cliquensieg und -niederlage, wie heutzutage in Whig- und Torythum, nicht eine Vertretung klar formulirter Principienfragen gilt. Umgekehrt: weil bei dem Anämatiker und einzelnen Formen des Phlegmatikers die Willensmanifestation weniger intensiv auftritt, wissen diese den Intellect nicht recht in „nutzbringenden" Dienst zu nehmen, ihn sich für ihre Zwecke gehorsam zu machen: sie bleiben „unpraktisch", und wo sie sich theoretischen Beschäftigungen zuwenden, sehen wir jenen zum Sammelgelehrten (Antiquitäten-, Curiositäten- u. dgl. Liebhaber, sowie zum beschreibenden Naturkundigen), diesen zum Mathematiker, geduldig experimentirenden Physiker und Chemiker u. dgl. prädisponirt, aber so wenig zum Dichter wie zum Guerrillaführer, wenn auch zuweilen zum Strategen, der durch Kaltblütigkeit siegt. Ein Blick in die Geschichte bestätigt dies: Holländer und Friesen excelliren als Mathematiker und Seehelden — England hat neben seinen Nelsons, Clives und Warren Hastings seine Newtons und Faradays. Die berühmtesten Schachspieler verrathen ihre nordische Abstammung zuweilen durch das patronymische -sen (Andersen, Paulsen) — und wie schon S. 93 erwähnt wurde, die Nordfriesen unterhalten sich bei ihrem

Theepunsch, indem sie auf mitgebrachten Schiefertafeln in die Wette schwierige Rechenexempel lösen. Und um auch dies durch ein Schlaglicht vom Contrast her schärfer zu markiren: der celtische Flattersinn macht den Franzosen zum chevalier d'industrie wie zum politischen Neuerer, denn die praktische Kehrseite aller Phantasterei ist allezeit die Projectenmacherei; — woher nähme auch wol ein Dyskolos den Muth, ein Phlegmatiker die Regsamkeit, um auf immer neuen Wegen „sein Glück zu probiren?"

Wie aber der Bandit mit abgeschossenen Armen nur deshalb nicht mehr mordet, weil ihm die dazu nöthigen Organe fehlen, so unterläßt so mancher nur deshalb greuliche Schandthaten, weil es ihm an Schlauheit dazu gebricht, oder weil sein Jugendleben ihm vielleicht die Mittel vorenthielt, als Fälscher und Schwindler Carrière zu machen. Wer jetzt in seinem Dorfe als verschmitzter Raufbold dem Polizeigericht verfällt, hätte, mit dem nöthigen Unterricht versehen, vielleicht als militärisches Genie geglänzt. So hängt vielfach von Stärke und Ausbildung des Intellects die äußere Kräftigkeit der Handlungen, niemals aber deren ethischer Gehalt ab. Diesem bleibt — wie Schopenhauer in der „Ethik" so unwiderleglich dargethan — das Maß der Erfüllung des Intellects stets ein äußerlich Zufälliges — so gut wie der Nahrungsgehalt der von ihm consumirten Lebensmittel und der Umstand, ob er seine gesunden Gliedmaßen eingebüßt oder behalten hat. Dagegen das Quale dessen, was einer in Gemäßheit der Eigenheit seines Intellects in diesen aufzunehmen und mit ihm zu verarbeiten mehr oder minder sich bereit zeigt, gestattet bereits einen Rückschluß auf die Beschaffenheit seines Charakterkerns selber, der sich dies bestimmte Werkzeug geschaffen, „wie der Büffelwille seine Hörner", und darin also einen seiner unmittelbaren Willensacte sichtbar macht.

Nehmen wir nun auch hierfür die Thatsachen der Gewöhnung und Uebung hinzu, so führen uns diese gleichfalls

darauf, die Möglichkeit einer quantitativen Bereicherung des Individuums anzuerkennen. Wie — was namentlich von Ammon den Müttern so dringend ans Herz legt — schon in den ersten Lebenswochen unverständige Willfährigkeit der Wärterinnen beim Säugling den Eigensinn „systematisch großzieht", so kann überhaupt pädagogisch unvorsichtige Erziehungsweise durch immer neu zugeführten Stoff die Existentia einer Charaktereigenthümlichkeit des Zöglings potenziren; es kann z. B. eine egoistisch geartete Natur durch willkürliche, oder in ihren Motiven von ihr wenigstens nicht verstandene, Hemmungen zum Trotzkopf, die boshafte zum tückischen Rächer herangebildet werden. (Annähernd ein Beispiel dessen gibt die Geschichte vom Schwur des Knaben Hannibal.)

Wenn aber im Bisherigen vorzugsweise erst diejenigen von der Intellectualbildung gelieferten Zuthaten betrachtet wurden, welche ihren rein quantitativen Charakter so sehr behielten, daß sie unter die Gegensätze: Vertiefung und Verflachung könnten gebracht werden, so fordert zuletzt noch dies unsere Aufmerksamkeit, daß mit dem Kennenlernen neuer Motive dem Charakter eine ganz neue Welt sich zu erschließen scheinen kann, und so erst Strebungen bei ihm zu Tage treten, welche ihm selber bisher völlig fremd, d. h. unbekannt, geblieben waren. Dann erst recht meint die Oberflächlichkeit berechtigt zu sein, von vorgegangenen *Fundamentaländerungen* zu sprechen; denn sie sieht ja früher wirksame Motive jetzt paralysirt oder wenigstens schwächer geworden — *übersieht* aber, daß bis dahin keine intellectuelle Freiheit vorhanden war, also der analoge Fall vorliegt, wie bei Handlungen, welche im Affect, Rausch, in Schlaftrunkenheit oder Seelenkrankheiten ausgeführt werden. Dies ist das Maß, in welchem es eine Veredlung oder Verschlechterung des empirischen, aber nimmermehr des intelligibeln, Charakters geben kann.

Damit sind wir abermals an einem Punkte angelangt, wo wir uns einerseits nicht getrauen dürfen, mit Schopen-

hauer's Classicität in der Behandlung dieser Fragen zu wetteifern (man lese nur z. B. seine Abschnitte über die Reue nach), andererseits jedoch durch die Widersprüche, welche gerade gegen diese Consequenzen vom Standpunkt eines, sei es naiven, sei es systematisch sein wollenden, „Indeterminismus" fort und fort mit alter Hartnäckigkeit erhoben werden, uns gedrängt sehen, der mit obigen Behauptungen provocirten Discussion nicht aus dem Wege zu gehen. Das möge es denn auch rechtfertigen, wenn wir hier einen eigenen Abschnitt einschieben über:

13. Die Ueberschätzung der im engern Sinne pädagogischen Einwirkungen; nebst Parabasen über mancherlei Verkehrtheiten des Schulmeisterthums, didaktische, methodologische und andere Abirrungen.

Gleichweit von Kleinmuth wie von Ueberhebung gedenke ich den Platz aufzusuchen, welcher nach dem Staatskalender des Olymps in dessen Rangordnung der Levana zukommt. Seit den Tagen des Mentor hat Pallas Athene es sich nicht nehmen lassen, das Werk jener weiter zu führen, und als der Römer Mars den Ares der Spartiaten ablöste, geschah es nicht zum letzten male, daß der Kriegsgott sein Ressort überschreitend der Minerva ins Handwerk pfuschte. Vielerorten schwebt noch heute dieser alte Competenzconflict, und man lebte sich vorläufig ein in das beklagenswerthe Compromiß, nach welchem der Gymnastiker des Geistes vom Drillmeister des Exercirplatzes wenigstens die Methode acceptiren mußte, als sollte uns ewig der Fluch des Namens ludi magister anhaften bleiben. Oder war die Levana, wie ihre untersten Tempeldienerinnen auf Erden, selbst nichts weiter als eine Kindsmagd und ließ sie sich darum so bereitwillig als ancilla ecclesiae engagiren und dem nouveau régime einrangiren? Jedenfalls hat man nicht aufgehört, ihr von einer ganz andern

Tribüne aus, als worauf ich hier stehe, wieder und immer wieder Demuth zu predigen, sodaß es befremdlich scheinen könnte, wenn jetzt einer ihrer eigenen Priester sich anschickt, ihr Piedestal zu erniedrigen. Aber „der Diener ist nicht über dem Herrn", und die hehre Göttin Wahrheit steht höher denn alle ihre berufenen und unberufenen Herolde. So ist es nichts weniger als ein vom antiken παιδαγωγός ererbtes Sklavengefühl, was aus uns spricht und selbst Paradoxien nicht scheut, um ein, gerade in der Widerlage gegen mancherlei Druck aufgeschnelltes, Standesgefühl nicht sowol zu reprimiren als zu einem wahren Selbst*bewußtsein* zu erheben.

Da sind wir denn sogleich außer Stande, Chorus zu machen mit denjenigen unserer Berufsgenossen, die vermeinen, sich größere Achtung erzwingen zu können, indem sie statistische Angaben ins Feld führen, welche beweisen sollen, wie Schulbesuch und Verbrecherzahl in umgekehrter Proportion ständen. Wir kennen eine „Civilisation", die dem Verbrechen blos schärfere Waffen schmiedet, raffinirtere Gifte — auch in unsymbolischer Bedeutung — braut, als Hottentotte und Botocude sie ohne Industrie und Chemie mischen können. Doch davon abgesehen, — es scheint uns das ganze angebliche Beweisverfahren auf einem Trugschluß zu beruhen: es ist ein voreiliges juxta hoc, ergo propter hoc, nach welchem allzu gern eine übertriebene Werthschätzung der erziehenden Seite des Unterrichts gefolgert wird. Größere Verbrecherzahl und geringer Schulbesuch sind eben zwei nebeneinander und zunächst unabhängig voneinander bestehende Symptome desselben, energischer Zügelung entbehrenden Naturstandes; und sind die (Gelegenheits-) Ursachen des einen beseitigt, so werden es damit auch meistens die des andern sein; das Verbrechen verfeinert sich nur und tritt weniger an die Oberfläche; wo Schulen, da gibt es ja auch Sicherheitspolizei, die den Frevler zur Vorsicht nöthigt, seine Verschmitztheit in Thätigkeit setzt. Außerdem hat, wer Schulunterricht genossen,

mehr Mittel, sich sein Geld auf ehrliche Weise zu verdienen — und oft genug erklären Aeltern ihre Opferwilligkeit, ihr Letztes an den Unterricht ihrer Kinder zu wenden, mit dem Satz der Volksweisheit: der sicherste Aufbewahrungsort fürs Erbkapital ist doch der Kopf. Ob aber jene Argumentation noch andern Einschränkungen unterliegt, oder ob trotz alledem sonst noch Wahres an ihr bleibt, steht an mehr als einer Stelle charakterologischer Betrachtung, wenigstens zwischen den Zeilen, zu lesen. Von einer der unleugbaren Gefahren, welche sich mit der fortschreitenden „Aufklärung" verbinden, zu reden, dazu führte schon S. 138—140 das Thema gelegentlichen Anlaß herbei; ihrem nähern Zusammenhang mit der viel beklagten Zunahme der Demoralisation ist hernach ein eigener Abschnitt zu widmen. Aber so wenig ans Eine wie ans Andere dachte, glaube ich, im Augenblick jene Mutter, die ihrem Unmuth über die systematische Strenge beim Hauslehrer ihrer Buben Luft machte mit den Worten: „Es sind weit mehr Kinder durch zu viel als durch zu wenig Erziehung zu Grunde gerichtet." Der mochte vielmehr vorschweben, wie es überhaupt als eine Unnatur angesehen werden kann, daß außer der Familie vor sich geht, was ausschließlich der Tradition innerhalb dieser angehören sollte — und es ist wol Sache der posodynischen Eigenthümlichkeit, ob einer leichter oder schwerer mit etwas seinen Frieden macht, was sich als ein „nothwendiges Uebel" introducirt. Der Eukolos beruhigt sich bald bei dem „nothwendig", während das Auge des Dyskolos auf dem „Uebel" wie gebannt bleibt. Danach wird z. B. auch das Urtheil über die sogenannten Kindergärten — diese pikanteste unter den absonderlichen Erfindungen der modernen Pädagogik — ausfallen. — Und wenn einer gar gerade in kritischer Laune ist, wird er vielleicht, ohne jemals Rousseau's „Émile" in Händen gehabt zu haben, und noch weniger willens, auf die Seite zu treten, von welcher der Ruf nach „Umkehr der Wissenschaft" erschollen und alles was dem anhängt

an „Regulativen" u. dgl. ausgegangen ist, vielmehr durchaus fern von jedem Parteieifer in völlig objectiver Beobachtung allerlei ehrliche Bedenken erhebend, obzwar von etwas singulärem Standpunkt, sich folgendermaßen vernehmen lassen: „Es hat an sich schon immer etwas Unnatürliches, das Wissen (Veda), Erkenntniß, Gelehrsamkeit zur Basis eines eigenen Standes zu machen: es ist das wie ein Strauch ohne rechte Blätter oder Aeste, blos mit Blüthen — und solche bleiben denn auch meist taub. Auf reich verästetem, blättervollem Baume mit kräftigem Stamme ist das Wissen eine schöne Blumenkrone — denn die Beschäftigung mit der Wahrheit ist ihrem Wesen nach eine ars liberalis, Sklaven können damit niemals betraut werden — nur das freie Auge, der freie Kopf können forschen und denken. — So findet man das reinste wissenschaftliche Interesse bei praktischen Geschäftsleuten, welche «Dilettanten» sind in irgendwelchem Fache. Es fehlt dem Leben der Halt gebende Mittelpunkt, wo nicht ein bestimmter Beruf von praktischer Geltung geübt wird — das ist, was Goethe (Lewes, «Leben Goethe's», 1. Aufl., übersetzt von Frese — 2. Aufl., I, 495) meinte, als er seinem Schützling schrieb: «Glauben Sie mir, der Mensch muß ein Handwerk haben, das ihn nähre.» Daher rührt auch die Unzufriedenheit und Morosität der Fachgelehrten, und im tiefern Grunde ist dies ein Beleg mehr für Schopenhauer's Lehre vom Primat des Willens. Der Mensch ist von Hause aus ein praktisches Wesen. Die Theorie, die Belehrung selber als nahrungschaffendes Handwerkszeug misbrauchen, setzt die Theorie und den Menschen beide gleich sehr herab, und an nichts ist dies deutlicher als an dem nothwendig verschrobenen Wesen der Schulmeister ex professo. Die Theilung der Arbeit hat nirgends das Individuum weiter von der Natur abgeführt, als da in der Pädagogik — in specie Methodik — eine Theorie über die Mittheilung der Theorie nöthig ward — das ist Abstraction der Abstraction. Die Erziehung, naturgemäß nur

das Geschäft der Aeltern, zu einem Handwerk machen, ist das traurigste Opfer, welches im Dienst der Civilisation konnte gebracht werden; — es vollendete die Spaltung der in sich einen Menschennatur; es zertrümmerte die schöne Ganzheit, und es ist ein tiefer Sinn darin, daß bei den antiken, den «ganzen», Menschen dies nur dem Sklaven, d. h. zwar einem Gliede der Familia, aber doch auch einem zufiel, an dem kein Recht der Individualität, keine Selbständigkeit des Individualcharakters anerkannt ward, der blos als Mittel für die homines liberales Werth und Geltung hatte. Demgemäß könnte man es als eine Rache der Natur selber an dieser ihrer Verkehrung ansehen, daß vielfache Erfahrung die Wahrnehmung bestätigt, welche ein landläufiges Wort ausspricht: Kinder von Lehrern pflegen am wenigsten gut erzogen zu sein. — Es gibt ja mancherlei Weisen des Verziehens — und man sollte nicht immer blos an die des Verzärtelns und Verwöhnens denken, die sich mit Mangel an Consequenz zu verbinden pflegt — eine abstract starre Consequenz, die immer und überall nach «Grundsätzen» und «Theoremen» verfährt und so die natürliche Individualität mishandelt, indem sie selbige in ein Prokrustesbett zwingen möchte, ist nicht minder vom Uebel — gerade die Naivetät der Mütter, die sich nicht aufs grüblerische Beobachten verlegen und nicht «dem eigenen Scharfsinn applaudiren, wenn dieser sich bis ins einzelne die Motive des Kindesthums zurechtgelegt hat — bis er zu seiner Beschämung inne wird, daß solche eigentlich gar nicht vorhanden waren anders als in seiner doctrinären Construction» — gerade diese Naivetät kann den Kindern zum wahren Segen werden — vollends wo der Vater von Amts wegen zur Systematik neigt. Deshalb, meine ich, sollte man am allerwenigsten jene Wahrnehmung aus der geringen Bildung mancher Lehrerfrauen herleiten wollen. Vielmehr ist es das Kindeswesen selber, welches durch sein Sträuben gegen ein widernatürliches unausgesetztes Ueberwachen *jedes* seiner Schritte und Lenken dieser nach scha-

blonenhaften Regeln die Erfolge solchen Beginnens vereitelt; fühlt es doch einen derartigen Zwang reichlich schon durch die tägliche Schulzeit an sich ausgeübt. Außerdem wirkt hier jenes weiter greifende Gesetz mit, nach welchem sich mit allzu klarem, «reflectirtem» Bewußtsein um das eigene Thun und Lassen auch für den erziehenden Lehrer eine Schwächung der sittlichen Energie einzustellen pflegt: dagegen bleibt das naive Handeln kräftig — «von des Gedankens Blässe angekränkelt» wird auch hier das sichere Fortschreiten gelähmt — gerade wie das physische Gehen, wo jeder Schritt zum berechneten «Pas» wird, und wie der feste Halt der instinctiven Sittlichkeit überall verloren geht, wo die kritische Revision ihres Fundaments aufkommt. Deshalb findet das natürliche Gefühl das Richtige, wenn es sich freut, am Zögling Spuren eines sichern Selbstgefühls, eines gewissen Stolzes, zu bemerken — aber Lehrer und allzu reflectirte Aeltern pflegen diesen Keim lieber auszurotten als zu pflegen. Das Kind soll «ducken» lernen, um lenksamer zu werden — ehrlicher ausgedrückt: um sich bequemer leiten zu lassen — worin abermals eine arge Täuschung steckt: denn richtig entwickeltes Selbstgefühl ist die allerbequemste Handhabe für die führende Weisheit des Erziehers. So läßt die verblendete Theorie am Zögling die sichere Ahnung von den sittlichen Grundforderungen nicht selten so ganz unbeachtet, daß sie selber das Fundament untergraben hilft, auf welchem künftig am selbstgewissesten der sittlich kräftige Charakter sich erbauen würde.

„Andererseits ist's ebenso wahr, daß reine Theorie das Höchste ist, wozu der Mensch sich erheben kann — deß sollen wir uns freuen als der «Würde» des Lehrstandes! Sehr wohl! aber man vergesse nicht, daß so etwas nur Sonntagskindern ungetrübt gegönnt bleibt. — Wird Theorie in ihrer Reinheit durch Willensinteressen besudelt, so wird sie das Schmuzigste, was es gibt; sie erniedrigt, was letzter Zweck sein soll, zum bloßen Mittel, wie der Geiz das

Mittel zum Zweck erhebt. So sollten denn nur anachoretische Asceten oder sorgenfreie Kapitalisten Lehrer sein; von letztern aber wäre zu verlangen, daß sie vorher auch aus der Weisheitsquelle reicher Anschauung und Erfahrung, nicht blos aus den trüben Nothbrunnen und faulen Cisternen der Bücherweisheit geschöpft und geschlürft hätten."

Und weil denn einmal eine Parabase zugelassen ist, so bittet auch gleich eine zweite um die Vergünstigung, daß ihr ein Appendix eingeräumt werde über allerlei charakterologische Eigenheiten, welche gerade durch das professionelle Betreiben der Erziehung gefördert werden — im Meister selber so gut wie im Zögling. Es ist keine üble Bemerkung, daß niemand pedantischer sei als Gouvernanten und (wohlerzogene?) Kinder *) — und das „schul-

*) Wie eine Leuchte, welche geeignet ist, nicht nur eine weite Strecke der Straße, die hier zu betreten wir im Begriff stehen, zu erhellen, sondern auch später noch in manches Seitengäßchen, das wir werden zu durchwandern haben, ihren Schein zu werfen, möchte ich hier einige Sätze aus Jakob Grimm's Vorlesung „Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache" („Kleinere Schriften", I, 328 fg.) herstellen: „Das Pedantische, glaube ich, wenn es früher noch gar nicht vorhanden gewesen wäre, würden die Deutschen zuerst erfunden haben. Man versetze sich in einen Kreis von Diplomaten, denen es obliegt in verwickelter Lage die Geschicke der Länder zu wägen, und forsche, von welcher Seite aus in Kleinigkeiten hundert Anstände und Schwierigkeiten erhoben werden, in der Hauptsache der Verhandlungen leichtestes Nachgeben und Ablassen eintrete; es kann keine andere als die der deutschen Gesandten sein. . . . Eben das ist Pedanterei, im Geringfügigen eigensinnig zu widerstreben und nicht zu gewahren, daß uns daneben ein großer Gewinn entschlüpft («presomptueux et opiniastre comme un pedant» — Scarron). . . . Der Pedant hat für das Neue keinen Enthusiasmus, nur Krittelei; für das Hergekommene taube Beschönigungen, ohne allen Trieb ihm auf den Grund zu sehen. — In der Sprache aber heißt pedantisch, sich wie ein Schulmeister auf die gelehrte, wie ein Schulknabe auf die gelernte Regel alles einbilden und vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen; entweder an der Oberfläche jener Regel kleben und von den sie lebendig einschränkenden Ausnahmen nichts wissen, oder die hinter vorgedrungenen Ausnahmen still blickende Regel gar nicht

meisterliche" air steht längst im Geruch der Wohlweisheit; da wird's wol wahr sein: „das Geschäft bringt's halt so mit sich." Wer einen großen Theil seiner Zeit nur mit Unmündigen verkehrt, wird gar zu leicht sich gewöhnen, auch zu Erwachsenen stets im Docirton zu reden, und so in ein Gefühl der Superiorität sich hineinleben, welches ihn überall den Maßstab der Schule anlegen heißt — meinte doch jener Graf, der Reiz, bei schmaler Kost sich dem Lehramt zu widmen, müsse auf das Bewußtsein zurückgeführt werden, in der Schulstube der unbeschränkte Gebieter von so und so viel „Seelen" zu sein. Aber: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen"! — oder wer hätte nicht schon einen naseweisen Rangen aufjubeln hören, wenn dieser seinen Herrn Papa auf einem Donatschnitzer ertappte? — oder wer weiß nicht, wie es für eine ebenso naseweise wie moderne „höhere Tochter" kein größeres Gaudium gibt, als wenn sie sich gar hoch erhaben dünkt über die ehrsame Nachbarin, weil aus deren Munde ein zwar richtig gebrauchtes, doch nicht nach neuester Façon ausgesprochenes Fremdwort gegangen? *) Oder machen es

---

ahnen .... Die pedantische Ansicht der Grammatik schaut über die Schranke der sie befangenden Gegenwart weder zurück, noch hinaus, mit gleich verstockter Beharrlichkeit lehnt sie sich auf wider alles in der Sprache Veraltende, das sie nicht länger faßt, und wider die Keime einer künftigen Entfaltung, die sie in ihrer seichten Gewohnheit stören."

*) Daß Mädchen zu solchen Ueberhebungen noch ungleich mehr geneigt sind als Knaben, beruht auf einer der Geschlechtseigenthümlichkeiten des Weibes, derselben, welche sich im Pedantismus der Unterrichtsmethode der meisten Lehrerinnen kundgibt. Diese sprechen gern viel von zu vermeidender „Oberflächlichkeit" — aber an was sie dabei denken, ist Unsicherheit im Behalten des Memorirten und dessen Vollständigkeit. Den Schülerinnen imponirt am Lehrer in erster Linie die Masse seines Wissens an einzelnen Notizen — sie staunen das an als vermeintliche Polyhistorie und ein entdeckter Vermiß hierin stellt für sie die gesammte Tüchtigkeit des Lehrers in Frage — weil ihnen die Universalität des Standpunkts abgeht — und so verfallen sie, vermöge der Aeußerlichkeit ihres Lernens, gerade derjenigen Ober-

die meisten meiner Herren Amtsbrüder von echt philologischem Tic anders, wenn sie die ganze Bildung eines dienenden Bruders von der nichtgelehrten Zunft, vulgo Seminaristen, bezweifeln zu dürfen vermeinen, sobald sie diesen einen botanischen Namen oder dergleichen mit falscher Quantität oder gar falschem Genus haben aussprechen hören? Geschieht es „diesem Geschlecht, das in Vocabeln, wie der Ochs' im Joche zieht", nicht ganz recht, wenn die Jugend es ihnen heimgibt und einem wohlgeschulten Ritschlianer zeitlebens das einst entschlüpfte Assentitus sum nachträgt, und zwar nachträgt mit einem gewissen Bewußtsein, berechtigte Vergeltung zu üben? — Denn einem Lehrer, der seine Schüler noch nach andern Dingen als nach der Sicherheit in solchen Gedächtnißsachen taxirt, passirt dergleichen nicht — ein solcher wird selber vom Instinct der

---

flächlichkeit, welcher sie entfliehen möchten. Dagegen ahnt der Knabe bald, daß in der systematischen Einheit der Anschauungen die Superiorität des Lehrers beruht, welcher ein Irrthum in Gedächtnißsachen keinen wesentlichen Abbruch thun kann. Und wie wenig die Weiber, in ihrer „geistigen Myopie" (Schopenhauer, „Paralipomena", 1. Aufl., II, 497) fähig sind, die wahre Universalität recht zu würdigen, verräth sich namentlich darin, daß es ihnen nicht nur langweilig, sondern sogar als triviale Monotonie erscheint, in einer Reihe von Erscheinungen immer wieder auf dasselbe Gesetz, denselben Gesichtspunkt zurückzukommen — sie verstehen dies Zusammenfassen, dies in ein Centrum zurückleitende Anschauen des Systematikers gar nicht — sie hören nur immer wieder dieselben Worte — fast möchte man sagen: Wörter — aus seiner Rede heraus, ohne die Fäden verfolgen zu können, welche von den verschiedensten Punkten der Peripherie dahinführen. So scheint ihnen capriciös einseitig zu sein, was eben zu universal ist, als daß sie es mit ihrem kleinen Denken umspannen könnten — und jenes zerfahrene Hin und Her der seichten Schönredner ohne Einheit gilt ihnen für das eigentlich Universalgenialische — deshalb ist ihnen z. B. ein Herder mit seiner verschwommenen Gefühlsreflexion der rechte Denker — der umspinnt die Wahrheit mit schillernden Farben — und gerade unter den Weibern gibt's viele Naturen, die dem wasserklaren Diamanten bunte Steine vorziehen — sie wollen und suchen auch das Echte und Wahre, aber gefärbt — und das heißt immer auch: getrübt.

Jugend *) ganz anders beurtheilt; wenn er nur in seiner Persönlichkeit überhaupt „taktfest" ist, so heißt's bei ihm gar nicht, er habe sich „eine Blöße gegeben", falls einmal die Schüler entdecken sollten, daß auch er sich in Details zuweilen irren könne — das ist denn bald vergessen und wird nicht weiter beachtet — sollte darum auch von dem Lehrer selbst mit angemessener Legereté, wie ein kleines unschädliches Malheur, hingenommen werden. Statt dessen finden wir, besonders unter den Elementarlehrern, treue, aber unter harter Geringschätzung verzagte Gemüther, die sich noch wochenlang mit Scrupeln darüber abmartern und, um für die Zukunft nicht Aehnlichem ausgesetzt zu sein, mit ängstlichster Sorgfalt sich präpariren — was sie doch leider vor der Wahrheit des „allzu scharf macht schartig" nicht immer schützen kann. Aber der Grund zu solcher Aengstlichkeit liegt freilich im — Zeitgeist. Denn sind wir nicht an Stellen schon so weit, daß für manchen Plato und Sophokles blos dazu scheinen geschrieben zu haben, damit es eine Accentlehre — diese sterilste aller Schulmarotten — gäbe? Schreit aber nicht die dabei schmählich

---

*) Andererseits wollen wir uns nicht verblenden dagegen, wie trüglich und unzuverlässig in solchen Dingen zuweilen der Masseninstinct sich zeigt. So verdanken gewisse Lehrer ihre sogenannte Beliebtheit dem einzigen Umstande, daß sie stets vorsichtiglich ernstern Conflicten mit Schülern aus dem Wege zu gehen wissen; andere blos der geistreich anregenden Kraft ihres Unterrichts, wobei die Schüler sich gar nicht darum bekümmern, ob diese Geistreichheit sich etwa auch mit „Genialität" im schlimmen Sinne verbinde — wir wissen z. B. von einem Falle, wo eine Prima es ihrem Lieblingslehrer gar nicht übel nahm, daß dieser den Goethe, welchen sie ihm geschenkt hatte, in seiner habituellen Geldverlegenheit alsbald zum Trödler brachte; aber wir kannten freilich auch eine Compagnie Soldaten, welche einen Hauptmann, der hernach, nicht blos wegen Geldschwindels, sondern auch propter ignaviam, infam-cassirt wurde, bei seinem Wiedereintritt ins Bataillon mit Acclamation begrüßte, blos weil sie Gefallen fand an seinem „Bummelwitz", obgleich sie ihn „im Feuer" Schutz hatte suchen sehen hinter einem — Backofen.

vergeudete Zeit zum Himmel um Rache? — Doch es wird wieder heißen, daß ich übertreibe und ins Grelle male. Wohl, so greife jeder Lehrer in den eigenen Busen und frage sich Hand aufs Herz, ob er noch niemals ein liebenswürdiges Knabengemüth verkannt habe, blos weil seine eigene unerbittliche Strenge beim Abfragen etwa grammatikalischer Formen den nun einmal für derlei nicht Geschaffenen *) zu Lug und Trug getrieben, vielleicht dadurch getrieben, daß nach vorgeschriebenem Klassenpensum die ganze Menge der Verben selber sollte „bewältigt" werden, statt an einer kleinen Zahl die Operationen rascher Subsumtion unter ein Paradigma zur Geläufigkeit zu bringen.

Und es ist nur eine Anwendung derselben Methode, wenn hernach der ganze sittliche Charakter eines Menschen nach Schülertugenden abgeschätzt wird. Da soll „Bescheidenheit" auch noch den Mann zieren, von dem überhaupt dieselbe selbstlose Unterordnung unter eine Autorität verlangt wird, welche etwa einem A-B-C-Schützen wohl ansteht — da muß das empörte Aufwallen eines edeln Selbstgefühls es sich gefallen lassen, der kindischen Empfindlichkeit — das feste, gewissenhafte Handeln nach Grundsätzen, dem knabenhaften Trotze — die würdevolle Zurückhaltung von würdelosen Collisionen, dem Maulen eines kleinen Mädchens gleichgestellt zu werden. Wer selber keine Principien zu vertreten hat, nennt es gern Rechthaberei, wenn einer von wohlgeprüften Ueberzeugungen nicht ohne Gegengründe abgehen will. Die echten „Schul-

*) Es heißt doch eitel Spott treiben mit dem schönen Begriff „harmonische Ausbildung aller Kräfte", wenn man die Augen dagegen völlig verschließt, daß Einzelnen gewisse Anlagen — z. B. für Zeichnen, Musik, Mathematik — gänzlich fehlen. Sie dennoch mit einem Unterricht darin zu quälen ist wahrlich um nichts weniger grausam, als wenn ein unverständiger Turnmeister einen Krüppel an den Beinen dazu zwingen wollte, sich etwa im Springen zu üben, wogegen es indicirt wäre, die gesunden, tüchtigen Glieder zum erforderlichen Vicariren für die kranken desto mehr zu kräftigen.

meister" dulden ohnehin keinen Widerspruch — ihnen schwebt aus ihrer Praxis immer das despotische „Schweig!" auf den Lippen — und einer von ihnen hat's zu verantworten, daß jene Frau ihrem Manne die Briefe entwandte, welche sie ihm während des Brautstandes geschrieben, um selbige zu verbrennen, weil sie nachträglich Fehler gegen Interpunktion und Orthographie darin gefunden — es war ihr zu spät gesagt, daß derartige Incorrectheit nicht blos zu den Privilegien, sondern selbst zu den Reizen der Correspondenz von Frauenhand gehört. Denn in gewissem Sinne beeinträchtigt alles correcte, d. h. mit Bewußtsein nach „Regeln" sich richtende, Wesen die echte Weiblichkeit — und dafür hat nicht blos Schiller Sinn gehabt, auch einem Jakob Grimm hat derselbe nicht gefehlt, als er die Erfahrung zu Ehren brachte, daß „Mädchen und Frauen, die in der Schule weniger geplagt werden, ihre Worte reinlicher zu reden, zierlicher zu setzen und natürlicher zu wählen verstehen, weil sie sich mehr nach dem kommenden innern Bedürfniß bilden". Und wer trotzdem am zarten Duft einer Mädchenseele mit plumpem Zutappen sich versündigt, sollte in schwerern Fällen regelmäßig gestraft werden mit — einem Blaustrumpf, in leichterm wenigstens mit einer — „geprüften Lehrerin" aus einer subventionirten Gouvernantenanstalt; denn in seinem Ohr ist fruchtlos die Warnung verklungen:

> Und daß die alte
> Schwiegermutter Weisheit
> Das zarte Seelchen
> Ja nicht beleid'ge!

Solange aber in Abiturientenzeugnisse ein ausdrücklicher Vermerk über die „Bekanntschaft mit den horazianischen Metren" aufgenommen werden soll, sanctionirt das Gesetz diesen Irrthum, der einen lapsus memoriæ als einen defectus ingenii et eruditionis behandelt und gerade so jene Halbbildung an sich selber documentirt, die er an andern bekämpfen zu wollen vorgibt. Das blos gedächtniß-

mäßige Aneignen von Lernmaterial ist wie das Angefülltwerden eines dichten Sackes oder Schlauches, in den kein Licht dringt. Die sogenannte formale Bildung will krystallinisch das Gefäß durchsichtig machen, damit der Besitzer wisse und benutzen könne, was er „eingepackt" hat, und damit das hineinfallende Licht den Stoff lebendig mache; und wie ein Tropfen Scheidewasser mehr wirkt als Eimer von Regen, so zur wahren „Aufklärung" ein klar beigebrachter Gedanke mehr als Tausende von Notizen. Die Ueberfütterung mit Stoff muß wirklich in etwas umschlagen, was einer „Umkehr der Wissenschaft" nicht so ganz unähnlich sieht. Die zu hoch geschrobenen Prüfungsmaßstäbe in den verschiedensten Fächern kehren auch das Verhältniß von Mittel und Zweck um. Wie der Mensch nicht mehr Staatsbürger sein soll, um Mensch sein zu können, sondern sein Menschenthum aufgeben muß, um den Forderungen an sein Staatsbürgerthum genügen zu können; wie das summum jus summa injuria den modernen Centralisationsstaat dem Untergange zuführt; wie Rücksichtsnahme und Controle auf allen Seiten unter legalen Formen viel größere Opfer fordert, als ein rücksichtsloses absolutistisches Gebieten; wie der Staatsapparat so kostbar geworden, daß nicht einmal der Staat — selber nur ein bloßes Mittel — zum Zweck wird, sondern die Mittel für dieses Mittel: nach innen das alle Kräfte absorbirende bureaukratische Räderwerk, nach außen das Heer, die Wehrhaftigkeit als letzter Selbstzweck betrachtet (— wo es nicht gar blos „zum Staat", statt „für den Staat" gehalten wird —), sodaß man, um sich vertheidigen zu können, es sich unmöglich macht, im Augenblick der Noth sich wirklich zu vertheidigen (ganz wie der Geizige „sein Leben lang darbt, um nicht künftig darben zu müssen"), und wie nirgends etwas anderes abzusehen ist, als ein allseitiges Sichüberschlagen der zu hoch gespannten Anstrengungen; wie man zum Friedensstand zurückkehren muß, wenn endlich einmal die gegenseitige Steigerung im Raffinement des

Erfindens von Zerstörungs- und Täuschungsmitteln sich wird erschöpft haben, und wie dann das controlelose Vertrauen zum ultimum refugium werden muß: — so kann es auch nicht ewig dauern, daß durch das Examiniren das eigentliche Studiren unmöglich gemacht wird; oder jener nordamerikanische Geschichtsphilosoph behält recht, der dem „alten Europa“ eine chinesische Erstarrung vorausgesagt hat. Schon werden die Köpfe ganz als Töpfe behandelt — und das Resultat sind: Tröpfe — der Stoff tritt in Selbstgeltung, statt nur den Stoß daran fortzupflanzen, der in die geistige Bewegung kommen soll. Gedächtnißstärkung wird letztes Ziel, statt Mittel zur geistigen Beherrschung des Materials. Inzwischen geht die Natur ihren Gang — das kindliche Gehirn entwickelt sich trotz alledem nach seinen Gesetzen — aber die Didaktik kommt ihm nicht mehr fördernd entgegen, sondern greift hemmend ein bis zur Aufstauung, „spottet ihrer selbst und weiß nicht wie“ — die griechische Accentuation wird eingepaukt — aber die Silbenquantität kommt dabei zu kurz — also das unterscheidende Merkmal antiker und moderner Rhythmik, und der Barbar verräth sich am selbstgewählten Schibbolet: er erzählt von Archidämus und Aetölern. Da hätte man also doppelt Grund, es gelten zu lassen, wenn einer, der sich etwa in der Prosodie nicht ganz sicher weiß, zu seiner Entschuldigung von sich sagen kann: „Ich habe die Silben immer lieber gewogen, als gemessen oder gezählt“ — und das hätten auch gewisse Recensenten zu beherzigen, die den Spatzen gleich am liebsten die kleinen Errata aufstöbern und aufpicken, um sie triumphirend auf ihr literarisches Leichenfeld zu streuen — sie stellen sich damit nur unter das Ridicule des schulmeisterlichen Handwerks. Und das Kapitel von diesem ist schwer zu erschöpfen — es drängt sich immer neuer und neuer Stoff heran zum Betrachtetwerden. Wie viel der täglichen Schulerfahrung verfällt nicht allein schon der einzigen Formel: „allzu oft wird die bloße Schulordnung über die wahren

Schulzwecke gestellt!“ Muß doch selbst der schöne Begriff „Collegialität“ in schmählichem Misbrauch als Euphemismus für die von allen pedantischen Dirigenten blindlings erstrebte „Uniformität‘ dienen! Da verlangt man ein „einheitliches Zusammenwirken“, als ob es nicht der beste Segen für die Schüler einer größern Lehranstalt wäre, recht vielen verschiedenen Lehrerindividualitäten gleichzeitig und nacheinander durch die Hände zu gehen — denn was kann dabei herauskommen, wenn derselbe Lehrer seine Klasse bis zum Gipfel hinaufleitet, als im besten Falle eine Einseitigkeit allerbedenklichster Art und im schlimmern ein Verkümmern all der armen Seelen, die an ihm keine homogene Nahrung finden konnten? *) — dagegen eine Anstalt, „die Vieles bringt, wird Allen etwas bringen“. — Wer aber gar die Institute unserer pädagogischen Originalgenies und Experimenteurs en gros aus eigener Anschauung kennen lernte, dem mochte e contrario leicht die Erinnerung aufsteigen an den Ausspruch: „Es ist unglaublich, mit wie wenig Weisheit sich die Welt regieren läßt“ — denn wenn bei all diesen Einschnürungen und Verrenkungen einer seine

*) Wie Spottlieder römischer Soldaten hinter dem Triumphator her tönt's einem ja zuweilen entgegen aus der Vita der Abiturienten — ein Aufschrei der zertretenen Individualität; und als ein Glück ist's zu preisen, daß es noch hin und wieder einen gibt, der sich nicht zum Heuchler hat demoralisiren lassen und, aufgefordert, seinen „Bildungsgang“ zu beschreiben, frank und frei bekennt, unter des einen Führers Hand sich nur gedrückt und gehemmt gefühlt zu haben. Wohl ihm, wenn er gleichzeitig einen zu nennen hat, der ihn trug und förderte und somit auch ermuthigte, seinem Herzen Luft zu machen. Freudiger noch wird freilich die Selbstgewißheit des reinen Autodidakten sein: der steht ja ganz auf eigenen Füßen, hat sich nicht selbstlos etwas einpauken lassen, hat für sich, nicht für andere gelernt. Kann es eine bessere Schule für den Charakter geben? sind nicht Gesinnungslosigkeit und Ueberzeugungslosigkeit Eins? wie aber soll einer zu selbsterarbeiteten Ueberzeugungen (und nur solche sind ja die echten) gelangen, der am Spalier großgezogen ist und nun frei und stützelos dastehen soll? den wirft ja der leiseste Windstoß um.

gesunden Geistesglieder behält, so muß er schon von recht robuster Natur sein.*) Um den sogenannten Einheitsgeist einer Schule ist es zuletzt doch nur eitel Abstraction — soweit die an ihr zusammenwirkenden Individuen lebendig sind, sind sie auch voneinander verschieden, blos sich selbst gleich — also höchstens ein Schein völliger Einerleiheit läßt sich erzwingen. Und um welchen Preis? — entweder sind die Gesellen die ganz selbstlosen Nachbeter und Nachtreter des Meisters, oder sie erheucheln blos eine unbedingte Unterordnung und machen's im stillen doch, wie es ihnen selber am besten dünkt. Man kennt ja ohne Namennennung gewisse Neuerer, die hätten sich, wenn's nur anginge, auf die von ihnen erfundenen ganz absonderlichen Methoden am liebsten gleich ein Patent ertheilen lassen — jetzt verpflichten sie wenigstens jeden, der als Arbeiter in ihre Kinderseelenfabrik eintritt, auf deren keinerlei „Ausschreitungen" duldende Hausordnung. Von solchen Entrepreneurs reitet jeder sein eigen Hobby-horse: der Eine hat's abgesehen auf „philanthropische" Lernerleichterungen, ein Anderer auf „Charakterbildung des künftigen Staatsbürgers", ein Dritter auf „Verwirklichung des christlichen Princips", ein Vierter auf „nationale Erziehung", ein

---

*) Ueberhaupt verdient Beherzigung, was Carstens (Langbein'sches Pädagogisches Archiv, 1864) dargelegt: die sogenannte Methode sei nur für jüngere Schüler wichtig. Ein Schulwesen also, welches auch auf seinen höhern Stufen alles Heil von der Methode erwartet, bleibt demnach auf dem Standpunkt des Elementarunterrichts stehen, und die Erfahrung bestätigt das an den Früchten dem entsprechender Einrichtungen. Es ist lediglich die Kehrseite desselben Gedankens zu sagen: die Forderung der Individualitätsbildung hat nur bei höhern Bildungszielen einen Sinn. Die Elemente, über welche die niedersten Volksschulen es nicht hinausbringen, sind allen gemeinsam und lassen kein Minus des Durchschnitts bei Einzelnen zu, so verschiedene Dinge auch in deren verschiedenen Klassen unter „Lesen, Schreiben und Rechnen" zu verstehen sind. Hier also, wo es wirklich nur auf ein festes Einüben ankommt, hat in der That die „fördersamste" Methode ein Recht für die beste zu gelten.

Fünfter auf Rousseau'sche „Rückkehr zur Natur" oder „ungehemmte Naturwüchsigkeit", ein Sechster auf „Gemüthsbildung" — und alle müssen — sammt dem nächsten und übernächsten Halbdutzend — zuletzt „es gehen lassen, wie's Gott gefällt". Auch als Wissenschaft gibt ja die Pädagogik wie alle ethischen Disciplinen mehr theoretische Ausbeute für die Psychologie als praktische für die Anwendung. So wenig man aus einem Buche lernen kann, wie man für einen bestimmten Fuß ein Paar Stiefel zu machen habe, ebenso wenig lernt man aus einem pädagogischen System, wie man ein gegebenes Individuum erziehen müsse; denn alles in der Welt ist ein ἅπαξ εἰρημένον, und eben darum erschöpft niemals der Begriff die Anschauung; aber nur diese ist lebendig und belebend, jener der Buchstabe, welcher tödtet. Darum hätte man sich lieber rechtzeitig besinnen sollen auf die Schranken aller Schulerfolge. Wenn das Beste, was die Geschichte uns gibt, nach Goethe der Enthusiasmus ist, den sie erweckt, so hat die Schule ihren Zöglingen das Höchste, dessen sie fähig ist, dargeboten, wenn sie anregt und immer wieder anregt *) (wobei es sich von selbst versteht, daß selber wach sein muß, wer andere wecken will oder wecken soll) — mehr kann zuletzt auch die

*) Die rechte Methode muß wirken wie das optische Verstärkungsmittel, dem Schüler die mikroskopisch erleuchtende Brille aufsetzen, denn „anregen" heißt auffordern, immer genau hinzusehen, was das vorgelegte (concrete oder abstracte) Object wirklich enthält, und dem zu Hülfe zu kommen, indem man es „unter immer neue Gesichtspunkte rückt". Das führt auch zur wahren Gründlichkeit; denn diese besteht beim kritischen Denken wesentlich in einer allseitigen Berücksichtigung und aufrichtigen Würdigung der gegen einen Satz möglichen Einwendungen. Dagegen die verkehrte Methode läßt sich verführen durch eine falsche Norm: statt das Quantum des zu Lehrenden nach der Fähigkeit des Lernenden zu bemessen, soll ein angebliches — und wol gar regulativisch fixirtes — Wissensbedürfniß befriedigt werden — freilich ein gerade für den Gewissenhaften erst recht verführerischer Misgriff, denn schwer ist's, beidem zu genügen: — für jene ein Nichtzuviel, für dieses ein Nichtzuwenig zu finden.

Universität nicht — nur wer diesen Weg nicht selber zurückgelegt hat, kann wähnen, in der Schule werde durchs Gebiet der Wissenschaften die Reise selber gemacht — sie liefert nur Pfadweiser und ein Reisehandbuch — damit muß sich der Lernende selber auf die Wanderschaft begeben. Aber freilich, wie in unserer Zeit auf allen Landstraßen Touristen zu finden sind, die ihre Zeit damit hinbringen, das Gesehene immer nur zu vergleichen mit dem in ihrem Bädeker Beschriebenen, also niemals mit eigenen Augen sehen: so ist die gewöhnliche sogenannte Bildung ein bloßes Vergleichen des Erlernten mit dem Gesehenen, oder sie begnügt sich gar damit, blos das Reisehandbuch zu studiren. So geht es namentlich mit jenem Betreiben der Literaturgeschichte, welches nicht zum Lesen der darin besprochenen Werke selber kommen läßt. Was wunder denn, wenn soviel Leute nie die Schule verlassen und deshalb immer schülerhaft bleiben, weil sie noch fortwährend eines Manuducenten bedürfen, der sie unterrichte — sie lernen nie, geistig auf eigenen Füßen zu stehen, geschweige, allein zu gehen, trauen nicht ihren eigenen Augen, um von denen sich leiten zu lassen — sie sind es, die das Publikum ausmachen in den neuerdings so beliebten öffentlichen Vorlesungen „für Herren und Damen". — Aber wer anders trägt hieran die Schuld, als eine Schule, welche die Pflicht versäumte, dem Arzte gleich, sich selber überflüssig zu machen — Gängelbänder zu leihen, aber nicht den erstarkenden Schultern unablösbar sie einzuklemmen? Für sie ist das Wort:

> Wenn du nicht irrst, kommst du nicht zu Verstand;
> Willst du entstehn, entsteh auf eigne Hand!

ganz ebenso umsonst gesprochen wie das andere:

> Was du ererbt von deinen Vätern hast,
> Erwirb es, um es zu besitzen!

zu welchem die alte Fabel den noch ältern Commentar

liefert. Denn die in der „classischen Literatur“ niedergelegten Schätze des Alterthums sind, an der Quelle geschöpft, dem Schatz in jenem Weinberg gleich, nach welchem der sterbende Vater die Söhne graben hieß: der beste Theil ihres Werthes besteht in der Umwühlung des Geistes durch die Arbeit selber, und was gehoben wird, ist allem andern unvergleichlich an Einfachheit und Eindringlichkeit, weil Durchsichtigkeit. Selbstgefundene Wahrheiten, welche uns in tausendjährigen Schriften bei den entlegensten Völkern wieder begegnen, bewähren sich uns dadurch als über momentane Capricen hinausgestellt — sie haben die Garantie der Allgemeingültigkeit, und selbst von diesem Eindruck büßen sie sehr viel ein durch Uebersetzungen, weil sie eben damit doch wieder in einem modernen Gewande auftreten, das ihnen einen Beigeschmack gibt, als wenn sie trotz alledem erst von heute wären. So ahnen — um gleich für das hier in Rede Stehende ein Beispiel herauszugreifen — wol die wenigsten, welche heutzutage eine Lanze für Individualitätsentwickelung einlegen, daß auch dies Kapitel schon bei den Alten seine Behandlung gefunden hat. Aber man schlage Quintilian's „Institutionen“ auf und staune, wie der Buch II, Kap. 8, schon Dinge gelehrt hat, von welchen jetzt gerade die Herren Lateiner oft am wenigsten etwas wissen wollen: notare discrimina ingeniorum — nec pauciores animorum paene quam corporum formae.

Statt die Einseitigkeiten auszugleichen, indem man auch in der Erziehung das Gesetz der Polarität walten läßt und ergänzend der Individualität zuführt, womit sie von der Allmutter kärglicher bedacht wurde, also an der „poetischen Natur“ den Verstand, an der prosaischen Gemüth und Phantasie anregt — wozu auch Jean Paul's „Levana“ so beherzigenswerthe Anweisung gibt — statt dessen verhärtete mancher Orten die Schule lieber darin — hetzte den gelangweilten Kopf athemlos weiter in immer gleicher Richtung — rühmte sich, ihm endlich „Schlag-

fertigkeit" beigebracht zu haben, und vergaß, daß diese höchstens eine militärische oder diplomatische, nicht eine allgemein menschliche Tugend sei; und daß die, durch Certiren und Extemporalien angewöhnte „Kunst doch nicht standhalte vor Wellen und vor Stürmen" und dem deutschen Jünglinge im rechten Augenblick doch nicht die Beschämungen erspare, denen sein „blöder" esprit d'escalier ihn immer von neuem aussetzen wird. Eine Gewandtheit, die nichts ist als Routine, macht noch lange nicht zum Weltmann — im Gegentheil: niemand hat mehr „Routine" als der Fabrikarbeiter, der nach moderner Arbeitstheilung nur auf einen einzigen Handgriff einexercirt und dabei im übrigen ein vollendeter „Tölpel" geblieben ist. Wie dagegen der „Anstellige" überall zurechtkommt, man mag ihn verwenden wobei man will, so muß die wahre Bildungsreife dem Geiste alles Steifleinene ausgezogen haben. Doch das geht eben nicht so schnell, daß nicht der bloße Routinier lange Zeit einen weiten Vorsprung behalten müßte vor demjenigen, welcher sich redlich bemüht, mit Bewußtsein in seine Aufgaben sich hineinzuleben; — aber dafür erntet der eine auch nur Tageserfolge, während der andere sich der Solidität seines innerlich gekräftigten Wesens und Wirkens erfreuen darf — freilich nicht leicht ungekränkt von jenem, denn aus den bloßen Handgrifflern pflegt sich auch das Heer der oberflächlichen Schablonirer im Menschensortiment zu rekrutiren, denen ihre Selbstgefälligkeit ein unleidlich absprecherisches Wesen mitgibt, zumal mit ihnen leicht ein rechter Stiernack vor einem steht. Jene Geradlinigen sind als Pädagogen vortrefflich geeignet zur Dressur der Alltagsmenschen; an jeder frischen ursprünglichen Natur wird ihre — unbewußte und gar unpedantisch sich ausnehmende und gerirende — Pedanterie zu Schanden, und als strenge Zuchtmeister pressen sie die unzerstörbare Spannkraft nur nieder, ohne daß diese dauernd als Feder einem größern Mechanismus sich einordne; vielmehr schnellt sie, vom Drucke befreit, um so

energischer und gefährlicher wieder auf. — Solche Geradlinigkeit bleibt incommensurabel mit jeder Curve im fremden Wesen: immer wieder und wieder mißt sie, meint immer das Maß gefunden zu haben: aber sobald es soll ausgesprochen werden, zeigt sich, daß alles im besten Falle approximativ bleibt: die Quadratur des Cirkels ist eben auch auf psychologischem Gebiet noch nicht vollzogen.

Drum werde auch bei dieser Gelegenheit eine Warnung erhoben, daß das von uns S. 11 fg. zu einer Grundeintheilung der Intellectualanlagen verwendete Intuitivvermögen nicht verwechselt werde mit dem banausischen Sinn für matter of fact, auf den sich Engländer und Engländergenossen so gern übermäßig viel einbilden und auf dessen Ausbildung gewisse Realpädagogen der „Jetztzeit" mit aller Macht hinarbeiten möchten, als könnten Mädel und Buben nicht früh genug dem Paradies der zwecklos lernenden Kindheit entrissen werden. Umgekehrt: man trage Sorge, daß der trockenen, nüchternen Natur der meisten Lehrstoffe ein phantasiebelebendes Gegengewicht gegeben werde — nur nicht so wie mancher Neuling in der Schule es macht, der selbst den dankbarsten aller Stoffe — die griechische Heldensage — abhören und eventuell mit Zwangsmitteln dabei vorgehen zu müssen vermeint, damit selbst die Faulsten „doch wenigstens etwas", nämlich die nackten Namen, behalten, und solch Verfahren wol gar noch entschuldigt damit: die „Schulordnung" dulde es nicht, daß einige Schüler irgendeinen Gegenstand ganz vernachlässigten — was, beiläufig bemerkt, gar nicht zu Tage treten würde, wenn man das ungehörige Examiniren darin unterließe — es mag ein Vorrecht weniger bleiben, das vom Lehrer Vorgetragene im Zusammenhang wiederzuerzählen — dann hält man Lehrer und Schüler gleich weit davon ab, am Blütenduft der herrlichsten Dichtung ein Sacrileg zu begehen. — Wer Caricaturen liebt, findet im Anfang von Boz' „Hard Times" eine köstliche Satire auf solchen Krieg gegen alles, was „fancy" heißt. Die

Herren von der Zunft der Consequenzenmacherei (denen Schopenhauer so allerliebst in seinen Fragmenten zu einer Eristik heimgeleuchtet hat) werden hier vielleicht aufschreien: dann willst du deine „zarten Kinderseelen“ wol auch nicht mit dem Einprägenlassen von Jahreszahlen abplagen? — und so will ich ihnen mit einer Antwort entgegenkommen, obgleich sie eigentlich keine verdient haben: das chronologische Gerippe ist für den Ueberblick über den pragmatischen Zusammenhang unerlaßlich, also auch soweit wie Einsicht in diesen Zweck des Geschichtsunterrichts ist — d. h. in Mädchenschulen fast gar nicht und für Knaben in einem sehr zu beschränkenden Maße. Am allerwenigsten aber soll sich ein bloßer Einpauker von Geschichtstabellen herausnehmen, einem Schüler den historischen Sinn abzusprechen, wenn dessen Gedächtniß schwächer ist als seine Erinnerung — und falls derselbe infolge dessen einmal ein Factum in das unrechte Jahrhundert verlegt, weil er sich auf den Zusammenhang erst besinnen muß und nicht wie der gedankenlose Memorirer die Zahlen von seiner tabula capiti inscripta blos abliest, so ist das genau ebenso zu beurtheilen wie die oben S. 16 in Schutz genommenen Verstöße gegen grammatikalische Correctheit in Extemporalien. Und glücklicherweise steht uns auch hierbei wieder ein Bundesgenosse zur Seite, dessen Autorität die Philologen selber nicht wagen werden anzutasten: Jakob Grimm, an Sinnigkeit und Humor (man lese nur z. B. den Schluß von „Ueber das Gebet“ nach!) die Incarnation des deutschen Gemüths in seiner höchsten Potenz und reinsten Lauterkeit. Der hat in der Gedächtnißrede auf Lachmann wie in „Ueber Schule Universität Akademie“ den dünkelhaften Sprachgelehrten manch bittere Wahrheit gesagt; und sucht man nach einem Erklärungsgrunde für das Versessensein gerade dieser Leute auf ihr Fach, so meine ich, der nächste lasse sich darin finden, daß bei heutiger Schuleinrichtung gerade die bornirtesten reinen Extemporaleköpfe zu der Einbildung gelangen müssen, sie seien zum

Gymnasiallehreramt berufen, weil sie unter ihren Mitschülern den „ersten Platz“ einnehmen. Ein Stand aber, der sich aus solchen Tironen rekrutirt, hat seine unverschämtesten Absenker auf den Boden der „historischen Kritik“ gepflanzt, sodaß es einen freilich nicht wundernehmen kann, wenn solche Leute um die Behauptung von ein paar doctrinären Phrasen die lebenswarme Gegenwart verkaufen wollen an die Chimäre der nebulosen Zukunft, wie sie sich dieselbe nun einmal ausgedacht haben. Im engern Bereich der Schule aber sollte sich doch niemals berechtigt halten, einzustimmen in den trivialen Spott über den Nürnberger Trichter, wem ein solcher im Grunde eine höchst willkommene Erfindung sein würde. Oder hat ein Lehren und Lernen höhern Werth, welches nur den Zweck verfolgt, daß sich etwas vorfinde, was abgezapft werden könne, wenn in einem Examen — gleichviel welcher Art — die Spundlöcher geöffnet und wohlgeaichte Gefäße untergestellt werden, in denen es sich auffangen und messen lasse? Kann irgendwie abfragbarer Lernstoff auch nur für oberflächliche Beurtheilung der wirklich vorhandenen Bildung einen Anhalt geben? oder läßt sich vielmehr solch in den Schüler hineingepumptes Zeug nicht blos „abschätzen“ oder „taxiren“ wie ein Grundstück nach seinem Ertrage an — leerem Stroh? Ein auf dergleichen abzielender Unterricht dünkt mich so crasser Hohn auf alles was wahrhaft Erziehung sich nennen darf, daß man nur zweifeln kann, ob dabei dem Lehrer oder dem Schüler die kläglichere Rolle zugetheilt sei. Und weil jenem selber dabei jeder zuverlässige Maßstab für echten Erfolg seines Wirkens abhanden kommt, so stehen wir hiermit wieder an einer ganzen Klasse von Irrthümern, denen gerade der Lehrer als solcher vorzugsweise ausgesetzt ist, und reihen deshalb hier noch eine Bemerkung an, die allerdings auch auf weiterm Betrachtungsfelde einen Platz verdiente — so mag sie denn zu einem solchen uns zurückleiten. Es gibt eine ganz bestimmte Art von Scheinmodificabilität, bei welcher wir

glauben, ein Mensch habe sich verändert, während in Wahrheit nur unser Verhältniß zu ihm oder seines zu uns ein anderes geworden ist. Und derartiges tritt besonders leicht und häufig zwischen Lehrer und Schüler ein, — sei es, indem ein früher entstandenes Mistrauen beseitigt wurde oder ein früher nicht vorhanden gewesenes sich einstellte — sei es, indem das persönliche Verhältniß zwischen ihm und uns bisher das der relativen Gleichgültigkeit gewesen war und jetzt irgendein Ereigniß, etwa das Zusammentreffen auf einer Reise, die Theilnahme für dem einen von uns beiden widerfahrenes Unglück u. dgl. uns näher zusammenführte: dann konnte gegenseitige Zuneigung aufkommen und zu einem — vielleicht gar mit Wechselwirkung sich bethätigenden — Motiv zu größerm Eifer werden. Sind es doch gerade derartige Vorgänge, in welchen eine Annäherung zwischen „Schule und Haus", d. h., das Concrete an die Stelle der Abstraction gesetzt: zwischen diesem bestimmten Lehrer und diesen bestimmten Aeltern überaus wichtig werden, ja „Wunderdinge wirken" kann.

14. Die Modificabilitätsfrage von der metaphysisch-ethischen Seite.

Zeugung und Tod sind nicht blos die Endpunkte, zwischen denen sich alle Vorgänge des Individuallebens bewegen, sie sind auch die beiden Grundräthsel, auf welche wir allemal zurückgehen müssen, so oft wir bis an die äußersten Grenzen des Erkennbaren und Begreiflichen vordringen wollen. Bei ihrer Besprechung wird deshalb auch Schopenhauer zu Concessionen genöthigt, welche er hartnäckig verweigert, solange es sich um Dinge des Lebens handelt; in ihnen berühren sich eben „Zeit" und „Ewigkeit"; sie sind es, welche zu dem Geständniß drängen: wir wissen nicht, „wie tief, im Wesen an sich der Welt, die Wurzeln der Individualität gehen" (vgl. u. a. „Die Welt als

Wille und Vorstellung", 2. Aufl., II, 635; 3. Aufl., II, 734); sie auch führen dazu (ebendas., S. 505, 573), „jedem" eine „Essentia" zuzuerkennen, was wenig vereinbar scheint mit dem Willen als dem All-Einen; sie mildern endlich auch die Schroffheit bei Leugnung jeder Perfectibilität und deren Kehrseite, der Depravabilität. Solche Vordersätze nun heischen die Consequenz, dem Individuellen als solchem mit der Essentia auch die Ewigkeit der Existentia zu vindiciren. Dann aber muß auch jenes Plus ewig, weil wesentlich, sein, welches die Individualität vom Typus der Gattung unterscheidet, es müßte auch ihr „das Dasein ewig gewiß sein", und es wäre sofort damit als unhaltbar dargethan, dem Ding an sich apodiktisch alle Vielheit abzusprechen. Soll der Wille durch die Zugabe des Intellects so fundamental umgestimmt werden können, daß er beim Tode als ein anderer austreten könnte, als wie er bei der Geburt eintrat (vgl. a. a. O., S. 506, 574), so erscheint es als reine Willkür, solche Aenderung aller Stetigkeit, aller stufenmäßigen Allmählichkeit zu entkleiden und selbige für einen schlechthin momentanen, der Causalitätskette entrückten Wunderact auszugeben; und wir können hierin nur die Caprice eines die Folgerungen aus richtigen Prämissen überspannenden Idealismus erkennen, woran die dianoiologische Grundlegung des Systems und dessen ästhetischer Theil viel schlimmer kranken, als das zweite und vierte Buch. Nur so läßt sich der alle diese Fragen bei Schopenhauer durchziehende crasse Dualismus wenigstens abschwächen, vielleicht gar ganz beseitigen.

Freilich ist der Leib — dies Product der Zeugung und dieser Raub des Todes! — die Einheit von Gehirn und Gliedern, und solche Einheit muß auch im individuellen Willen vorhanden sein; — aber wollte man — auch nur phänomenologisch — die dualistische Sonderung von Wille und Vorstellung scharf durchführen, so müßte man folgern, daß die mittels der Conception zusammengeschweißten Factoren im Tode wieder vollständig auseinanderträten. Dies

ist nun aber insofern wieder nicht denkbar, als der Intellect wesentlich das secundäre Product des Willens sein, also in ihm auch ein Ingrediens des mütterlichen Willens vererben soll. Dann aber erhebt sich der neue, von Schopenhauer selber nicht ignorirte, Widerspruch: wie kann ein, durch die väterliche Mitgift individuell präformirter, Wille sich einem, seinem Wesen fremden, Intellect vermählen? — dieser wäre ja nicht sein eigen Werk, sondern etwas, gleichviel ob ein ihm Aufgedrungenes oder Selbstgewähltes, das vor der Vereinigung mit ihm seine Existenz für sich gehabt hätte. Jedenfalls aber ist andererseits der Wille mit dem Intellect zu fest verschmolzen, als daß er (a. a. O.) wie eine bloße „Form" dürfte betrachtet werden, die sich beliebig um- und abhängen ließe gleich einem Mantel. Soll der Individualcharakter ein solches Additionsfacit zweier organischer Monaden — des sperma und ovum — sein, so ist der spätere Ernährungsproceß erst recht mehr als ein bloßes Analogon, er ist, wie Schopenhauer selbst irgendwo sagt, die Fortsetzung der Zeugung; und was der ersten Copulation in dieser an Folgenmöglichkeit zugestanden wird, kann den spätern Erneuerungen nicht bestritten werden, und dieselbe Buntheit, die in der Zeugung entsteht, Familiengeister und Nationalitäten gruppirt, würde ebenso gut bei Lebzeiten durch Klima, Nahrung u. s. w. noch vermannichfaltigt. So ergibt sich auch auf diesem Betrachtungswege als das Consequentere, den Individualwillen aus der Focaleinheit vieler Kraftfäden resultiren zu lassen (S. 164 fg.), und was in der Palingenese wieder zum Vorschein käme, wären die einzelnen Elemente in ganz neuer Mischung; nur ein wunderbarer Zufall könnte einen schon einmal dagewesenen Complex in voller Integrität wieder ans Licht führen, wozu ihm die endlose Zeit allerdings Spielraum genug darböte.

Dabei kann übrigens — der Erfahrung gemäß — zugegeben werden, daß die das Bewußtsein constituirenden Fäden mehr aus dem ovum, die die ethischen Differenzen

herbeiführenden mehr aus dem sperma sich entfalten mögen. Damit wäre aber die ins Esse zurückgeschobene „Freiheit" vollends preisgegeben; es wäre schon „prädestinirt", wie weit der Wille „gebessert" in die Individualexistenz einträte — es wäre alles Naturproduct. Wohin aber würde die Consequenz angeblich fortschreitender „Vervollkommnung" des Menschengeschlechts, die sich bereits historisch documentirt haben müßte, — nur daß allerdings auch eine absteigende Klimax, ein Vermählen mit schlechterm Intellect, möglich bliebe — hinauslaufen? — auf Realisation des diabolischen Princips, dem die Asceten das Feld geräumt hätten — dann wäre die Folge dieses naturgesetzlichen, also rein nothwendigen, Verlaufs der Geschichte: vollständige Herrschaft des Egoismus und der Bosheit, da ja die Heiligen auf die andere Seite der Höhe hinabgestiegen wären. Und selbst solche „Besserung" in der „Succession der Lebensträume" hätte noch eine ihr parallel innerhalb der einzelnen Lebensträume sich vollziehende zur Voraussetzung, schon insofern, als auch jene erst allmählich mit Entfaltung des individuellen Bewußtseins sich bethätigen könnte. — Wie nun aber steht es um die Möglichkeit einer solchen? Von außen hineingebracht kann sie nicht werden — das würde sie werthlos machen, den Begriff eines wahrhaft ethischen Processes aufheben — sie müßte also Product der Selbsterziehung sein — und wie läßt sich eine solche vorstellen? Mit andern Worten: wie kann der erworbene Charakter aus sich selbst heraus zu einer Aenderung gelangen, die dem gleichkommt, was in der Sprache der Allegorie als Wiedergeburt bezeichnet wird? Die bloße Selbstzucht, man möchte sagen: Selbstdressur, kann dahin nicht führen — denn aus dieser geht nur jene Selbstcontrole hervor, welche darüber wacht, daß das blinde Wollen nicht sozusagen einen „dummen Streich begehe", den hernach die kluge, die eigenen Zwecke richtiger beurtheilende, Besonnenheit desavouiren müßte — und sie beweist nichts als eine gewisse Empfänglichkeit für

die Wirksamkeit abstracter Motive, eine Fähigkeit, welche als solche ja ebenso gut der raffinirtesten Schlauheit und Heuchelei wie der Selbstverleugnung dienen kann — und daß was Besserung genannt wird, gemeiniglich nur von dieser Art ist, macht eine unantastbare Wahrheit in der Schopenhauer'schen Darstellung aus — und hier handelt es sich darum, ob nicht neben solcher Scheinbesserung noch eine wirkliche denkbar sei. Und den Stützpunkt für eine solche haben wir wol bereits gefunden in der Doppelheit der in uns nebeneinanderbestehenden Strebungen. Es käme also nur darauf an, einen Act ausfindig zu machen, mittels dessen es gelänge, das zwischen beiden Gegensätzen vorhandene Gleichgewicht aufzuheben und dem „bessern Selbst" zum Uebergewicht zu verhelfen. In der That scheint die sittliche Macht des Christenthums auf diesem Geheimniß zu beruhen.

Wie nämlich Sokrates seine Weisheit darein setzte, daß er wisse, wie er nichts wisse, so setzt der paulinische oder augustinische Christ seinen Vorzug vor der übrigen sündigen Menschheit darein, daß er weiß, ein Sünder zu sein, und nach Heiligkeit begehrt, wie Sokrates nach Erkenntniß. Die sogenannte Besserung, oder genauer: die „bessernde" Erziehung aber verhält sich zur Heiligung, wie die Belehrung zur Erkenntniß — wie das äußerlich Dargereichte (und Angeeignete) zu dem innerlich Erwachsenen. Wie jede Wahrheit muß erfahren, geschaut werden, um wirklich ein Bestandtheil unserer Erkenntniß zu werden, wie die Belehrung nur die Form, die Hülse der Wahrheit, also die Gelegenheit geben kann, diese selber zu erwerben: so muß jede Heiligung in einem spontanen Act von innen heraus entstehen. Die bloße „Bändigung" ist ja doch so wenig schon Besserung, wie die bloße „Verfeinerung" oder „Politur"; und es ist dabei ganz gleichgültig, welcher Art die angewendeten Bändigungsmittel sind: ob Handfesseln, Zwangsjacken, der Stock für den „ungezogenen" Buben oder veränderte Begriffe von Ehre und bessere Einsicht in

den Werth ihrer Bewahrung fürs praktische Fortkommen — ob die allgemeine Ehre des „guten Rufs" oder eine besondere Standesehre (welch letztere ja z. B. beim wohlgeschulten Soldaten Wunderdinge, eingestandenermaßen selbst in Sachen des Muthes erreichen kann, sodaß man sagen konnte, die Lykurgische Verfassung habe es durchgesetzt, daß in Sparta der größte Muth dazu gehört habe — — ein Feigling zu sein, d. h. als solchen sich durch Fahnenflüchtigkeit zu erkennen zu geben). Also muß es um die wahre Heiligung auch ein „Mysterium" sein, wie man es von der Freiheit gesagt hat.*) — Wie eine unvernünftige, unsittliche Gesetzgebung, ja schon die bloße Ueberfülle unmöglich in jedem Falle zu beobachtender Gesetze — plurimæ leges, pessima respublica — den Bürger nöthigt, zum Heuchler zu werden, so demoralisirt auch das zu viele Ge- und Verbieten in der Erziehung allein schon durch den Reiz des Ungehorsams — aber nicht genug daran (denn diese Seite gehört eigentlich schon in einen andern Zusammenhang, und hier geht uns nur Folgendes an): es greift auch allaugenblicklich störend ein in den etwa beginnenden Proceß echter Selbsterziehung — denn es lenkt die Aufmerksamkeit von dem innern Kern des ethischen Gehalts ab auf bloße Aeußerlichkeiten und hindert so geradezu die, sittlich mindestens zweideutige, Legalität daran, sich in ethisch allein geltende Moralität umzuwan-

*) Sowenig — abgesehen von der momentanen, gleichsam auf Elasticität beruhenden Bewegung des Springens — ein Mensch sich selber aus freier Hand (etwa an den Haaren à la Münchhausen) emporheben und so seine eigene Schwere vernichten kann: ebenso wenig vermag jemand, sich auf sich selber zu legen, um sich zu drücken, d. h. seine eigene Schwere zu vervielfachen — und dennoch sieht es wie ein solches Kunststück aus, wenn wir in Acten der Selbstbeherrschung dem Aufquellen unsers ganzen Willens durch den Willen selber Einhalt thun. Das ist doch nur möglich, weil ein Motiv dem andern entgegensteht, wie Starrheit oder Muskelkraft — etwa beim Heben an einer Handhabe — der Schwerkraft.

deln. Wer stets nur darauf Acht geben muß, daß er kein Gesetz übertrete, gelangt darüber niemals zu stiller Einkehr in sich selber, dieser ersten und unerlaßlichen Vorbedingung aller Heiligung. Die stete Rücksichtnahme auf eine positive Heteronomie nimmt nicht nur Zeit und Kraft, sie raubt auch den Muth, es zu derjenigen Autonomie zu bringen, ohne welche jede Selbsterziehung ein Unding bleibt. Nicht darauf, was Welt und Erzieher, sondern darauf, was wir selber aus uns und unserm „Naturell" gemacht haben oder nicht gemacht haben, kommt es an bei der Frage nach wirklich fundamentalen Charakteränderungen. Nennen wir Naturell hier die Constitution als ethische Prädisposition — also etwa als Neigung zur Wollust, — so liegt es nicht gar zu weit ab, dasselbe dem paulinischen Begriff der σάρξ analog zu stellen, und unsere Frage läßt sich dann formuliren als die nach dem realen Verhältniß zwischen σάρξ und πνεῦμα — nur daß uns nicht das πνεῦμα für eine außer dem zur Heiligung schreitenden Individuum, geschweige außer der „diesseitigen" Welt, wirkende Macht gelten kann.

Die bloßen „Grundsätze" als „Reservoir" von Lebensregeln machen's auch noch lange nicht, noch weniger die „guten Vorsätze". Im Gegentheil: die Unmittelbarkeit des Augenblicks muß den Punkt hergeben, auf den der Hebel allein sich stützen kann, mittels dessen das sittliche Wollen seine Kräfte vervielfacht, sich selber emporhebt; wer keinen Boden unter sich hat, wider den er sich stemmen kann, der wird nie und nimmer aus dem bloßen Zappeln herauskommen. Der ganz abstracte — „wie aus dem Aermel geschüttelte" — Wille: ich will mich aufraffen, kann gar nicht entstehen aus dem Nichts des liberum arbitrium indifferentiæ: wo ein solches Streben sich thätig zeigt, da ist es eben nur der Ausdruck eines allezeit im Individuum vorhanden gewesenen Grundwollens. Um die sogenannten Grundsätze mancher Menschen richtig zu würdigen, müßte man eben ihr Leben, d. h. ihren Wandel und ihr Erleben

genau kennen; dann würde manches, was mit dem Anspruch auftritt, eine „Maxime“ zu sein, sich ausweisen als Versuch einer nachträglichen Apologie für irgendeine ganz bestimmte Handlungsweise — und zum Theil hieraus ist die Wandelbarkeit dessen herzuleiten, was gewisse Leute ihre „Principien“ nennen; — auch sie sind „sich selber ein Gesetz“ — aber dies Gesetz stammt so wenig „aus dem Geist“ (πνεῦμα) wie „aus der Wahrheit“, — und die „Pflastersteine auf der Straße zur Hölle“ werden anderswo geschlagen als aus dem Fels der sittlichen Energie. — Erst muß man gelernt haben, unbeirrt, die Augen nicht rechts, nicht links werfend, einen geraden festen Weg zu gehen, ehe man anfangen kann, „an sich selber zu arbeiten“. Wer sich alle Morgen von neuem etwas „vornimmt“, der gleicht einem, welcher am Graben immer wieder zu abermaligem Anlaufe umkehrt. Ohne stetiges Fortschreiten ist jede Concentrirung der ethischen Kräfte unmöglich — und dazu anzuhalten, darin zur Uebung und Gewohnheit es zu bringen, das ist der Segen der regelmäßigen Arbeit. (Vgl. „Schiller. Eine Gedächtnißrede von Dr. Julius Bahnsen“ [Anklam 1859], S. 13.) Im Arbeiten lernen wir zunächst, anderes zu unterlassen und so uns selber abzuziehen von den Gefahren, welche je nach unserer Individualität für uns die bedenklichsten sind. Nicht anders als viâ privationis lassen die ersten Schritte zur Heiligung sich zurücklegen. Von der Ur- und Grundsünde, der stets auf der Lauer liegenden Versuchung des „Willens zum Leben“ in seinem mächtigsten Drange, wußten dies schon die alten Kirchenlehrer, als sie den Kanon aufstellten: „Wider alle Sünde mag man fechten, aber die Unkeuschheit muß man fliehen“, und der heilige Franz von Assisi handelte danach, als er niemals die Augen aufschlug, wenn er mit einem Weibe sprach. Es ist so wenig nicht um solch ein „der Sünde aus dem Wege gehen“ — und wer einwenden möchte: wenn die Lust im Herzen ist und nur der Gelegenheit harrt, so — dem antworten wir: so

macht es einen großen Unterschied, ob man sich der Gelegenheit fern hält oder nicht. Und dasselbe bezeugt jedem sein eigenes Gewissen, falls es nicht etwa schon an Heautontimorumenie krankt. Denn die thatsächliche Verübung einer Handlung wirkt eine ungleich tiefere Reue, als die bloße Vorstellung, in welcher wir uns einer solchen That glauben fähig halten zu müssen. In gleichem Sinne sprechen die Theologen von einer Wechselwirkung zwischen der einzelnen Sünde und der allgemeinen Sündhaftigkeit. Und zur Erledigung des damit aufgeworfenen metaphysisch-psychologischen Problems genügt es nicht, das Wesen der Gewohnheit der physikalischen vis inertiæ gleichzustellen, noch die Frage abzuschneiden durch das Decret: die zufällige Zahl der einzelnen Sünden gehöre dem empirischen, blos phänomenalen Charakter und seinem Verhältniß zu noch zufälligern Umständen an und sei für das intelligible Wesen — die eigentliche Sündhaftigkeit — irrelevant. Im Gegentheil: so einfach ist das Verhältniß von Ding an sich und Erscheinung denn doch nicht, mag auch abstracte Consequenz beide zu gänzlich disparaten Dingen gemacht haben; vielleicht blos in der mehr oder weniger klar bewußten Absicht, der allerdings schwersten aller psychologischen Aufgaben sich überhoben halten zu dürfen: an jedem Punkte und im kleinsten Detail die Beziehung zwischen Einzelerscheinung und Grundwesen nachzuweisen. Denn freilich ist es leichter, sich bei dem Satze zu beruhigen: das gehört nur dem empirischen Charakter an — wogegen immer wieder Herbart und Goethe (in der „Natürlichen Tochter") recht behalten: wo was erscheint, da muß doch auch was sein — und in diesem Sinne wagen wir es, im langsamen Tempo des angetretenen Marsches unsere Analyse der Selbsterziehung fortzusetzen — um die Geduld des Lesers bittend bei immer wieder sich quervorlegenden, aber nicht zu überspringenden, nur zu umschreitenden Retardationen. Wir sehen uns nämlich hier gleich zurückgeworfen auf die Frage: wie ist Selbstbeherrschung

nach dem, was oben S. 141 fg. und 145 fg. über das Wesen der Affecte gesagt ist, überhaupt vorstellbar zu machen?

15. Fortsetzung. Die Möglichkeit der sogenannten Selbstbeherrschung, Selbsterziehung, Selbstveredlung und der „Besserung" überhaupt.

Daß bei der Ueberwindung eines Affects Gewohnheit und Uebung gemeiniglich das meiste thun, ist leichter behauptet und anerkannt, als begriffen, d. h. nach seinem Wie? eingesehen. Jedes „Uebung macht den Meister" beruht auf dem „Beharrungsvermögen", d. h. auf dem Beharren in einmal eingeleiteten Zuständen und Functionen, bis eine neu eintretende Ursache dies Beharren aufhebt — und Schopenhauer hat schon in der ersten Auflage seines „Satzes vom zureichenden Grunde" das reproducirende Gedächtniß als Uebung im Reproduciren den Falten verglichen, in welche ein Tuch, das längere Zeit zusammengelegt gewesen, von selbst wieder zurückschlägt oder von welchen es wenigstens die Spuren behält. Und in der That hat das Gedächtniß, genauer: die Erinnerung, an dem Niederhalten eines Affects keinen geringen Antheil. Wir wollen dabei nicht eingehen auf die Frage, wie viel hierbei abhange von der organischen Textur des Gehirns u. dgl., obgleich uns dies dem Grundzusammenhang zwischen Wille und Motiv, jenem Geheimniß, wonach „der Geist es ist, der sich den Körper baut", näher führen könnte; es kann genügen, kurz an einige Analoga aus dem Gebiet der pathologischen Physiologie zu erinnern. So ist der Vorgang, nach welchem man sich das Rauchen erst „angewöhnt", gleich ein Zeugniß, wie der Organismus allmählich sich Einwirkungen fügt, denen er anfangs mit aller Macht widerstanden. Jeder Acclimatisirungsproceß, jede Abstumpfung gegen Nervenreize, im Opiumgenuß, Tabacksschnupfen, Weintrinken (was man bekanntlich auch „lernen"

kann), jede Ueberwindung des Widerwillens gegen gewisse Speisen beweisen gleichfalls, daß solche Dinge nicht blos subjectiv, für das Bewußtsein, sondern auch objectiv von ihrer Wirkung wenigstens etwas einbüßen (es erfolgt resp. kein Erbrechen, Erkranken, Betäuben, Niesen, Rausch, Ekel mehr). Nur vermöge eines analogen Gesetzes lernt das Kind Gehen, der musikalische Zögling das „Spielen vom Blatt weg", jeder Elementarschüler das geläufige Lesen und „mechanische" Schreiben, der Schauspieler die mimische Beweglichkeit, und — Ernst Mahner, zur Weihnachtszeit zwischen den Eisschollen des Rhein hindurchzuschwimmen, aber auch der von Hause aus Weichmüthige sein Gemüth verhärten („abhärten") gegen eigene Trübsal und fremden Jammer — warum also nicht auch der „Hitzige", oder wenigstens „Heftige", das Bezwingen seiner Aufwallungen? Auch der Wille kann „sich gewöhnen", dem Intellect den nöthigen Zufluß nicht vorzuenthalten, beziehungsweise zu lassen und nicht zu entziehen, und der Intellect selber kann seinerseits ihm hierbei — zumal als Erinnerung und durch berichtigtes Urtheil — sehr wohl behülflich sein. Und dies zuzugestehen heißt in keiner Weise dem Determinismus präjudiziren, sondern nur einer abstract deterministischen Consequenzenmacherei das Handwerk legen. Denn allein eine solche könnte uns mit solchen Gemeinplätzen dareinreden, wie: ist der Charakter unveränderlich, so muß es auch das Temperament sein; oder: wenn hierin Veränderungen vorzukommen scheinen, so müssen solche lediglich auf physisch-organische Mischungsmodificationen zurückgeführt werden — welch letzteres eben die Sprache des metaphysiklosen Materialismus ist, dem wir hier mit Analogien aus seinem eigenen Gebiete begegnen können. Wie, schon behufs räumlicher Berührung, mindestens Annäherung, eine mechanische Bewegung vorangehen muß, damit in der Contactwirkung der Chemismus thätig werden könne, und wie Geruchs-, Geschmacks- und Tastnerven ein Bewegtwerden, entweder des zu perci-

pirenden Objects oder des percipirenden Organs, fordern: so bedarf das Gehirn, wenn es nicht in Stumpfsinn erschlaffen soll, einer fortwährenden Aufrüttelung durch Denkthätigkeit, um lebhafter zu functioniren und für Aufnahme reichern Stoffes, wie zu größerer Versatilität befähigt zu sein, resp. zu bleiben oder zu werden. Und wer die Gelegenheit versäumt, auf solchem Wege gewissermaßen den Willen zu zwingen, daß er dem Intellect sein gehöriges Kraftquantum zu jeder Stunde belasse — oder wer es unterläßt, die Capacität des Gehirns für solchen Zufluß zu erweitern — der macht sich in demselben Maße dafür verantwortlich, wenn ihn dann die Affecte überwältigen, wie es dem Trunkenbold imputirt wird, daß er sich durch sein Trinken der Gefahr ausgesetzt hat, in der Trunkenheit etwas zu begehen, was er hernach nicht gethan haben möchte.

Die immerhin eine Veredlung des Charakters auf dem Wege des Intellects zu nennende Aenderung des Wollensinhalts machen wir uns näher in folgender Weise vorstellig: der Wille wird vermittels des Intellects der Aeußerungen seines eigenen Inhalts mit Abscheu gewahr; dann kann die in diesem Abscheu sich kundgebende Neigung zum Guten, sei sie auch für den Augenblick noch so schwach, doch so viel wirken, daß der Wille den Intellect beordert, nach Formen sich umzusehen, in welchen seine Zwecke auf weniger „anstößige", auf eine sittlich mindestens nicht so rohe Weise sich erreichen ließen, und zwar dies nicht blos um der Meinung anderer willen, sondern aus innerer, sittlicher Misbilligung der Ausbrüche der eigenen Selbstsucht oder Bosheit. Selbstverständlich müßte allerdings auch dieser Grad der Liebe zum Guten im Willen schon ursprünglich prädisponirend gelegen haben und bewiese demnach an sich nichts weniger als das liberum arbitrium indifferentiæ. Sofern aber solcher Tribut an das Bessere nur durch gewollte Ausbildung des Intellects zu garantiren stände — und sofern solche Ausbildung weniger Kraft

erfordert — oder vielmehr nicht so unmöglich ist, als das radicale plötzliche Aufgeben der Zwecke selber, so implicirt ein derartiger Vorgang bereits einen Act eigentlicher Selbsterziehung, moralischer Besserung, an welchem das Wirksame sozusagen das auf intellectuell-ethisches Gebiet übertragene Princip der Hebelkraft wäre — oder will man das nicht als ein Identisches, sondern nur als ein Analoges gelten lassen, so liegt das tertium comparationis darin, daß ein kleinerer Aufwand von Kraft ganz wie beim Hebel eine multiple Wirkung hervorbringen könnte — der Intellect, specieller: die durch diesen vermittelte Abscheuerregung vor dem eigenen Willen, wäre das ὑπομόχλιον, der Wille stände am längern Hebelarm, die Last wäre das auszuführende Gute von einer Schwere, wie sie bis dahin nicht zu überwältigen gewesen wäre. Wir hätten in solchem Falle eine Besserung im äußern Lebenswandel, welche auf andern als den blos egoistischen Motiven der Klugheit und Accommodation an die Gesetze der Coexistenzmöglichkeit beruhte. Ob sie zu Stande käme, bliebe freilich insofern von „zufälligen Umständen" abhängig, als diese mit entscheiden, ob die seitens der intellectuellen Kraft geleisteten potenziellen Bedingungen zur Actualität gelangten mittels Zuführens der äußern Bildungsmittel, ohne welche jene sittliche Unterscheidungsgabe der nöthigen Verfeinerung untheilhaftig bliebe. — Es ist an sich klar, daß der ganze Vorgang sich als bestimmte Form dem subsumirt, was wir die Ausbildung des „erworbenen Charakters" nennen, und auch dieser Specialfall derselben seinen Schwerpunkt in den Intellectfunctionen behält; aber darum bleibt doch nicht die Verdienstlichkeit solcher Selbsterziehung gänzlich außerhalb des Willens selber bestehen; schon deshalb nicht, weil der Intellect als reines „willenloses" Subject überall keine praktische Bedeutung hat. Und das Eigenthümliche liegt eben darin, daß auch der consequente Determinismus einen Bereich behält, worin das moralische Sollen von ihm nicht gänzlich braucht perhorrescirt zu werden. Auf den

Intellect läßt sich, vermöge seiner Bildungsfähigkeit, wirken, — deshalb verlangt man von ihm, daß er eine Bereitwilligkeit, sich bilden zu lassen, entgegenbringe — so heißt es: „nichts wissen ist keine Schande, aber eine um so größere, nichts lernen wollen"; denn es bedarf, um zu solchem Vorsatz zu gelangen, nur eines relativ so leichten Entschlusses, nur eines so geringen Aufwandes von Willensenergie, daß die Fähigkeit hierzu bei jedem sich voraussetzen läßt. Also auch von dieser Seite bestätigt sich, daß die erziehende Seite jedes Unterrichts im „Anregen" besteht, sofern sie, um jenen Willensact vorzubereiten, Interesse erweckt am Lernen und Erkennen, „Geschmack daran beibringt", — vielleicht, indem sie den Schwimmschüler unversehens ins Wasser wirft, gemäß dem:

> Wenn du nicht irrst, kommst du nicht zu Verstand;
> Willst du entstehn, entsteh' auf eigne Hand.

Sie stellt kein unausführbares Postulat auf, sagt nicht: wälze jenen Felsblock aus freier Faust weiter, sondern nur: lerne die Hebelkraft gebrauchen, mittels deren du das sonst zu Schwere bewältigen, das sonst Unausführbare bewerkstelligen kannst. Damit stimmt — um mich auch einmal auf eine sogenannte Thatsache des Bewußtseins zu berufen — jener moralische Instinct überein, welcher nichts verächtlicher findet, als ein Sichgehenlassen aus bloßer Trägheit, weil an sich der Wille in jedem stark genug ist, um das zur Selbsterhaltung Nöthige zu wollen, aber der Intellect es zu sein pflegt, der in fauler Bequemlichkeit sich nicht anstrengen mag, um dem Willen die Mittel dazu aufzusuchen, und es vorzieht, in nie aufgehobener Unmündigkeit andere für sich sorgen zu lassen. Den Verächtern des Wissens fehlt es gemeinhin gar nicht an intellectuellen Anlagen — im Dienste des Egoismus ist der Sklave ihres Willens pfiffig genug — aber er verschmäht es, auf eine Staffel zu treten, wo er über sich selbst hinausblicken und so einen indirect-moralischen Gewinn für seinen Herrn,

den Willen, erspähen und nutzbar machen könnte. Kurz: das ultra posse nemo obligatur kann ein die Selbsterziehung vernachlässigender Intellect kaum jemals für sich geltend machen. — Und mit einer ganz kleinen Seitenwendung stellt sich uns hier sogar ein Beispiel dessen dar, was die Moralsysteme als „Pflichten gegen uns selbst" aufzuführen pflegen. In das Verhältniß zwischen Wille und Motiv drängt sich — und zwar nicht blos bei Affecthandlungen, sondern bei jeder „Unbesonnenheit" — leicht ein Irrthum ein, nach welchem wir uns selber zu nützen vermeinen, wo unsere Handlungsweise in Wahrheit uns schadet. Um nun vor solcher Gefahr möglichst gesichert zu bleiben, muß der Wille den Intellect nöthigen, jede sich darbietende Gelegenheit zu benutzen, um über das eigene wahre Interesse sich zu unterrichten; und wenn der Wille diese Nöthigung unterläßt, begeht er ein Unrecht gegen sich selber, wovon freigesprochen zu werden auch eine Berufung auf das volenti non fit injuria nicht helfen könnte — denn in seiner Unbesonnenheit thut er ja eben, was er im Grunde nicht will oder wenigstens nicht allemal was er — wirklich — will. Mit andern Worten: weil die Einsicht in das Verhältniß eines Motivs zu unserm eigentlichen Wollen sich ändern kann, so „darf" (— über die Antinomie dieser Verbotsformel folgt weiter unten eine ausführliche Erörterung —) nämlich eben im eigenen Interesse — der Weg nicht versperrt werden, welcher zu solcher Aenderung der Einsicht hinführen kann. — Ebenfalls können wir uns ja irren in Hinsicht auf das Maß des Vortheils, welchen wir einem andern durch Opfer unsererseits zuwenden — steht dieses außer allem Verhältniß zu jenem (setzen wir z. B. bei einer kleinen Gefälligkeit, beim Willfahren einer bloßen Caprice gegenüber, unser Leben aufs Spiel, wie Schiller's Taucher und Ritter Delorges), so ließe sich von einer Pflicht der Selbsterhaltung (vollends beim concurrirenden Interesse anderer an unserer Fortexistenz) sprechen. Denn so wenig wie das Gewissen

es ungeahndet läßt, wenn seine Kräfte nutzlos vergeudet, wer „zu großen Dingen berufen ist", so wenig wird es dazu schweigen, wenn einer sich aufreibt in schwerer, niedriger Arbeit, die niedere Kräfte ebenso gut, ja besser verrichten können (Pegasus im Joche) — oder wenn man aus abstractem Pflichtgefühl auf einem verlorenen Posten ausharrt, dessen Behaupten niemand in entsprechendem Maße frommt.

Ein in der angegebenen Weise gestärkter Intellect wird allmählich mehr und mehr Gewandtheit bekommen in der Uebung, dem Willen, ehe dieser in Affect geräth, das richtige Verhältniß zu den Motiven vorzulegen, sodaß der Wille — namentlich auch nach frühern Erfahrungen — bereits, rechtzeitig avertirt, weiß, es sei nicht der Mühe werth, sich zu ereifern. Man denke z. B. an einen Erziehenden, welchem kleine Ungehörigkeiten bei den Zöglingen mit der Zeit gleichgültig werden, die ihn anfänglich sehr stark indignirten, weil er noch kein richtiges Urtheil darüber hatte, inwieweit sie wirklich Symptom bedenklicher Charaktereigenschaften waren oder nicht. Wie mancher Lehrer hat blos dadurch für seine ganze Lebenszeit seine Autorität eingebüßt, weil er harmlose Kindereien für auf seine Person gemünzte Bosheiten hielt und solchem Wahn entsprechend sie bestrafte; weil er sich das erste mal „aufbringen" ließ, wo ein argloses Mitlachen das einzig Geschickte gewesen wäre, wie es der machte, dem vor dem Aufbrausen der Intellect den wahren Werth der Thatsachen vorgehalten.

Und mittels einer Verallgemeinerung eines derartigen Specialfalls können wir zurücklenken zur Betrachtung der tiefgehenden Processe innerhalb dessen, was der Begriff Selbsterziehung umfaßt.

Die Erhaltung und in noch höherm Maße die Kräftigung des Selbstvertrauens sind die Zauberstäbe, an denen selbst ein in tiefes sittliches Elend Versunkener sich emporranken kann: wer das verlorene Selbstvertrauen

wiederfindet, kann sich selber retten. Das Selbstvertrauen aber erstarkt nur in der sittlichen That und Wirksamkeit selber — niemals im Angesichte der strengen Miene des unerbittlichen Gesetzes; nur in der unmittelbaren Verwirklichung seiner nächsten concreten Aufgaben. Die bloße Contemplation, das bloße Bewußtsein von der Pflicht, das Vergegenwärtigen ihres abstracten Inhalts dagegen vertieft sich in den bodenlosen Abgrund des gnadelosen Sollens; in diesen stürzt unaufhaltsam wie in eine unausfüllbare Leere hinab, wem es nicht gelingt im schwindelnden Fallen unterwegs mit seinem Fuße auf einen Haltpunkt zu treten, der ihm zum ποῦ στῶ seiner sittlichen Praxis werden könne. Mislingt dies, so zerschellt unten die sittliche Kraft — und das Ende ist Wahnsinn oder Selbstvernichtung. — Jedes Sollen als solches wird, sobald es in die Reflexion des Bewußtseins aufgenommen ist (ein Bewußtwerden, welches eben der Verlust des Paradieses, der Unschuld, ist) zur Unseligkeit — und das nicht etwa blos, sofern es die Freiheit hemmen will, sondern weil es als unverbrüchliche „Regel“, als illusionsloser Spiegel — wie Paulus in den ersten Kapiteln des Römerbriefs mit so großartigem Blicke ausführt — als Forderung eines Gesetzes ein Allgemeines hinstellt, dem von keinem volles Genüge kann geleistet werden, sodaß in dessen Anschauen der Muth sinken, die Kraft erlahmen muß, während es viel leichter ist, die Pflicht des Augenblicks zu erfüllen, ohne ihrer als eines *Postulats* sich *bewußt* zu werden — und in dieser unbewußten Erfüllung rückt die blos negative Verdammlichkeit des tiefsten Wesenkerns uns zeitweilig aus den Augen, während die quietistische Contemplation sich immer tiefer einwühlt in die Trostlosigkeit der Beschaffenheit des intelligibeln Charakters und darüber die Gelegenheit zu derjenigen sittlichen Thätigkeit verpaßt, für welche die charakterologischen Bedingungen sonst noch vorhanden sein würden. In jenem Innewerden der eigenen Kraft stärkt sich aber auch der Glaube, nicht ganz

verloren zu sein, noch einen Rest von sittlichem „Fonds“ in sich zu tragen, der zu einem Platze innerhalb der sittlichen Gemeinschaft berechtigt, — und wovon einer so „erlöst“ wird, das ist eben die moralische Muthlosigkeit, und der Glaube an die „Vergebung der Sünden“ besagt dann dies: es wird der Bannfluch gebrochen und zerrissen, nach welchem vergangene Schuld „fortzeugend neue muß gebären“. Es kann alsdann ein Weg eingeschlagen werden, der, in entgegengesetzter Richtung laufend, abführt von den Sünden der Vergangenheit — diese zwar nicht tilgt (— das kann auch keine göttliche Gnade und Allmacht: das Geschehene ungeschehen machen!) — auch das rein intelligible Wesen nicht ändert, wohl aber die Willensrichtungen berechtigter Art in Action setzt, welche bis dahin über sündliche nicht zur Geltung kamen.*) — So wird zwar die potenzielle Schuld nicht vermindert, noch das potenzielle Ver-

*) Aus einer Anschauung, welche der hier dargelegten wenigstens nahe verwandt ist, finden wir die Worte entsprungen, die Hamlet gewissermaßen wie einen abstringirenden Balsam auf die Wunden seiner Rebebolche träufelt (III, 4):

> Repent what's past; *avoid what is to come;*
> *And do not spread the compost on the weeds,*
> To make them ranker —

und dazu der locus classicus, der etwas weniger trocken als die Herbart'sche mechanische Seelenstatik das Wesen der sittlichen Gewöhnung darlegt — also auch zu dem zu ziehen ist, was oben von dieser, ihren Hebelarmen und ihrem Stützpunkte, gesagt wurde (ebendaselbst):

> go not to my uncle's bed;
> Assume a virtue, if you have it not.
> That monster, custom, who all sense does eat
> Of habit's devil, is angel yet in this,
> That to the use of actions fair and good
> He likewise gives a frock, or livery,
> That aptly is put on: Refrain to-night;
> And that shall lend a kind of easiness
> To the next abstinence: the next more easy:
> *For use almost can change the stamp of nature,*
> And either curb the devil, *or throw him out*
> *With wondrous potency.*

dienst erhöht — aber es gewährt doch Befriedigung, d. h. relative Sicherung des innern Friedens, wenn die actuelle Schuld sich sozusagen ein Aequivalent actuellen Verdienstes zur Compensation gegenübergestellt findet. Und solcher Segen der Arbeit ist etwas ganz anderes als bloße Betäubung des Schuldbewußtseins in rast- und besinnungsloser Geschäftigkeit aufzusuchen. Wohl aber läßt er sich vergleichen mit dem Vergessen körperlicher Krankheit über geistige Thätigkeit — wie Schleiermacher gern sagte: „ich habe keine Zeit, krank zu sein" — glücklich wem bei chronischen Uebeln keine Muße bleibt, über seinen Zustand nachzudenken — der wird dann auch die acuten Einzelschmerzen schon viel leichter ertragen.

Ehe nun der Inhalt der den Imputabilitäts- und Modificabilitätsproblemen bisher gewidmeten Betrachtungen in einem eigenen Kapitel behufs leichterer Uebersicht über die gewonnenen Resultate kann resumirt werden, ist noch als ganz sui generis jene Fundamentalumstimmung des Wollens zu erwähnen, für welche sich Schopenhauer der Bezeichnung des δεύτερος πλοῦς zur Selbstverneinung bedient. Dieser ist, was Schopenhauer sehr anfechtbarerweise von jedem Vorgang sittlicher Selbsterneuerung behauptet, wirklich wesentlich ein plötzlicher Vorgang: da vergeht einem auf einmal aller Appetit am Dasein, weil einem das große „Haar", von dem jeder sein Theil bekommt, in den Mund gefahren. — Allein der eine ist feiner organisirt und darum auch mehr dem radicalen Ekel ausgesetzt als der andere. Es gibt solche „gesunde" Naturen, die ficht so ein „Haar" weiter nicht an — sie spucken 'nmal aus, damit ist's abgemacht, und sie essen ihre Suppe ruhig weiter, bis der Teller leer ist. — Der gründlich Angeekelte läßt sie stehen, und fortan schweigen für ihn alle Motive — es sei denn, daß auch er sich's würgend „hineinquält", weil er vor Abend noch was zu thun hat, wobei er vor Hunger nicht schwach werden darf — aber wer den so weiter speisen sieht, der merkt's ihm bald an:

„er mag nicht mehr“ — und die andern Tischgenossen an der Lebensmahlzeit nennen den stummen Gast, dem nichts mehr schmecken will — einen Resignirten.

16. Recapitulation, nebst Formulirung weiterer Consequenzen.

Die Skepsis zeigte nicht übel Lust zu parodiren und zu höhnen: ja wohl: „die Freiheit liegt im Esse — übersetzet es nur richtig — nämlich: im Essen! — und wenn der Mensch auch nicht gleich ist, was er ißt, so wird er doch was er ißt — und deswegen ist's auch lange nicht gleichgültig, ob einer einen Bier- oder Weinrausch hat — den einen macht jener „unangenehm“ (nach eigenem Geständniß) und dieser „liebenswürdig“ — während ein anderer nur bei Kohlensäure in Münchener, nicht in Rheimser Verbindung „gemüthlich“ sein kann. Woher anders käme das alles, wenn nicht daher, daß eines jeden Leib als „objectivirter Wille“ ein Concrement aus vielen Elementarwillen darstellt und diese als Nahrungsstoffe in ihn eingegangen sind und den jetzt vor uns stehenden Individualcharakter constituiren? und warum spricht man also nicht ebenso gut von einem anernährten, sozusagen angewachsenen, wie von einem angeborenen Individualcharakter?

Und wer will's zuletzt auch einem skeptischen Empiriker verdenken, wenn er sich nicht mag abspeisen lassen mit der Entgegnung: jede Nahrung wirke dem Willen gegenüber nur als Reiz — da weiß denn doch die Volksnaivetät zu wohl, daß sie daneben auch „Leib und Seele zusammenhält“ — oder, wie's gelehrter sich anhört: conditio sine qua non der Fortführung jeder Individualexistenz ist. Sie wird denn doch „assimilirt“ und wird zum integrirenden Theil des lebendigen Organismus — ist selbst ihrem Kern und Wesen an sich nach ja auch eitel Wille — und selbst wer nichts davon wissen will, daß Nationalgerichte

in einigem Zusammenhang mit den Nationalcharakteren stehen, wer es in Betreff der moralischen Eigenschaften eines Volks für ganz einerlei hält, ob es von vegetabilischen oder animalischen Stoffen sich nährt, wird zuletzt doch einräumen müssen, daß Irritabilität und Muskelkraft danach sich modificiren, und wenn das alles auch keine „qualitative" Wesensdifferenz des Willens herbeiführen kann, so wenig wie die vom Klima abhängige Erregbarkeit oder Indolenz der Bewohner gewisser Erdstriche, so bleibt doch so viel bestehen, daß dauernde, habituelle Veränderungen der ganzen „Leiblichkeit" (— um ganz in der, die allerabstractesten Wortbildungen am liebsten verwendenden, Sprache der spiritualistischen Systeme zu sprechen —) danach eintreten, was ohne eine Modificabilität des Erscheinenden i. e. des Willens doch nicht wohl gedenkbar scheint. Kurz: diese argumentatio ad hominem chicanirt etwas mit dem Satze: ist der Leib der Wille selbst qua erscheinender, so muß sich auch der Wille ändern, wenn sich der Leib ändert, und zwar ändert nicht blos in seiner Eigenschaft als „unmittelbares Object", sondern auch als „Objectität des Willens". — Und zu ganz analoger Consequenz führt die Betrachtung der Krankheitsprocesse: wenn nicht Krankheiten mit dem Körper den Individualwillen selber beeinträchtigten, alterirten, so müßte auch ein abstractes eigenes Wollen im Stande sein, gesund zu machen, und es bedürfte nicht der Magie eines fremden Willens (in sympathetischen Curen u. dgl.). *) — Aber genau ebenso, wie die stofflichen Atome zur Gesammtheit des Körpers,

*) Gerade ein Versuch, die Medicin auf Schopenhauer'sche Philosophie zu gründen, hat, wie ich nachträglich sehe (aus einem Bericht des Literarischen Centralblatt über Neumann, Grundzüge einer vergleichenden Therapie, Berlin 1863), zum Zeugniß dienen müssen, daß hier ein revisionsbedürftiger Punkt des Systems befriedigenderer Behandlung noch harrt, weil es nicht weiter bringt, alles auf ein „Wunder" zurückzuführen.

verhalten sich die einzelnen Thaten zur Einheit des Charakters — und es ist nur eine andere Application desselben skeptischen τρόπος, wenn man entweder alles oder nichts aus der empirischen That, wie sie gerade vorliegt, folgern will. Nach den Consequenzen einer ganz abstracten Phänomenologie muß das Einzelne als „bloße Erscheinung" für etwas an sich sittlich durchaus Irrelevantes gelten — und andererseits besitzen wir doch kein anderes Material zu Rückschlüssen auf das intelligible Wesen als eben die Reihe der Thaten. Ein banales: „die Wahrheit wird wol in der Mitte liegen", hilft uns nicht vorwärts — und bei der Frage, wie der Kern aus seinen Hülsen sich schälen lasse, muß sich endlich unser Zerlegungsprincip als fruchtbar erweisen; denn dieses ergibt die einfache Regel: laßt euch niemals irremachen durch das Wie? der einzelnen Handlung, sondern dringet mit euerer Prüfung sofort vor zum einzig rein qualitativen Was? dann muß sich allemal eins der vier ethischen Grundmotive als das Durchschlagende ermitteln lassen — und dessen Identität mit sich wird so leicht nicht zweifelhaft bleiben — nicht einer heute als niedrig eigensüchtig und morgen als erhaben hochherzig sich geben. In diesem Sinne warnten wir wiederholt vor Verwechselung der charakterologischen mit der blos factischen Verwendung eines Attributs. Aber eben hierzwischen richtig zu unterscheiden, erfordert die Berücksichtigung gar mancher Mittelglieder des Urtheils — und weil gewöhnlich auch dabei ein Rest bleibt, den die bewußte Analyse nicht in abstracte Begriffe umzusetzen vermag, sondern die Intuition, das „Gefühl" entscheiden muß: so gilt selbst von dem criminalistischen Verdict, so gut des fachgelehrten Richters wie des nach seinem common sense auf Schuldig oder Nichtschuldig erkennenden Geschworenen, daß es zuletzt unmöglich sein wird, ein abgegebenes Urtheil erschöpfend zu motiviren, alles in Worten zu fixiren und mitzutheilen, alles zu begründen und zu beweisen, worauf das Schlußurtheil sich stützt.

Warum? weil jeder Richtende seine eigene Psychologie mit hinzubringt, seine feststehenden, nie geprüften, nur irgendwie in ihn hineingekommenen Meinungen und Ansichten über psychische Vorgänge, gewisse Glaubenssätze über psychologisch Wahrscheinliches, Mögliches und Unmögliches, gewisse Methoden der Schlußfolgerung aus bestimmten physiognomischen, pathognomischen und ähnlichen Indicien — und man hat bei der cause célèbre des Franz Müller mit Recht darauf hingewiesen, daß ein Engländer schon das ganze Benehmen eines Angeklagten deutscher Herkunft vor Gericht nicht richtig zu deuten verstehe — dasselbe nach sich und seinen Landesgewohnheiten auslegen werde — und schon aus diesem Grunde die Bestimmung des englischen Verfahrens sich rechtfertige, einem foreigner zu gestatten, daß er die Zuziehung von Landsleuten in die Zahl der Geschworenen beantrage. — Man sehe auch nur die Reihe der „In Erwägung, daß" bei den Ausfertigungen einmal darauf an und man wird neben denjenigen Punkten, die rein Thatsächliches hervorkehren, und andern, die streng logische Conclusionen machen, allemal den einen oder andern Passus finden, der solche Dinge birgt, bei denen der Richtende auf seine Anschauungen recurrirt und an die ebenso intuitive Zustimmung des Lesers appellirt — und diese Bestandtheile jedes Urtheils kann man den sogenannten Extractivstoffen vergleichen, auf die zuletzt der Chemiker stößt und die jeder weitern Analysirung trotzen. Wie immer, so sind es auch hierbei die Grenzgebiete, welche dergleichen Verlegenheiten bereiten. Da ist z. B. gleich das Axiom (so nennen wir es, weil eine metaphysische Deduction dafür wol noch nicht geliefert ist und sich auch wol nur aus dem nähern Zusammenhang der sinnlichen Anschauung, mittels der sensitiven Nerven, und der sinnlichen Begehrungen nebst ihrer Befriedigung, mittels der motorischen, würde geben lassen — wenigstens habe ich in dem, was aus Schopenhauer's „Nachlaß", S. 392—394, hierfür noch beigebracht ist, nichts als den Beweis entnommen,

daß der Meister sich in diesem Stücke selber nie genug gethan habe —), daß anschauliche Motive stärker, d. h. unmittelbarer wirksam und schwerer zu beseitigen sind und insofern mächtiger wirken als abstracte, und demgemäß insbesondere die Strafwürdigkeit einer gegebenen Handlung zu bemessen sei. Aber auch dies wieder complicirt sich gar mannichfaltig; es können ja z. B. abstracte Vorstellungen selber wieder (innerliche Nerven-) Reize nach sich ziehen und so von innen heraus die Kraft eines ursprünglich von außen gekommenen Antriebs steigern; und in wie wenig Fällen läßt sich klar und bestimmt entscheiden, wo die Wirksamkeit eines anschaulichen Motivs aufhörte und die eines abstracten anfing; nicht einmal der Unterschied von Reiz und Motiv ist ja ein absolut feststehender (Schopenhauer selbst führt hierfür die zweifelhafte Natur der Erection an). Denn wenn z. B. einer sich durch den Hunger seiner Kinder bestimmen läßt, ein Brot zu stehlen, oder ein Schüler durch den Anblick der zur Züchtigung bereits emporgehobenen Hand dazu, eine Unwahrheit zu sagen: so müssen die angeschauten Dinge doch auch bereits in die abstracte Vorstellung eingegangen sein, ehe sie als Motiv wirken können, weil hierzu noch verschiedene Zwischenglieder und Schlußfolgerungen nöthig sind. Und dennoch besinnt sich niemand einen Augenblick, dem Impuls zu folgen, der ihn heißt einen Gauner, welcher behufs seines eigenen Wohllebens und dessen seiner Familie andere beschwindelt, härter zu bestrafen als jenen Brotdieb, oder es strenger zu ahnden, wenn daheim ein Bube in aller Ruhe schriftlich ein Falsum begeht, weil ihm ganz in abstracto eine drohende Gefahr vorschwebte. Was angesichts eines gegenwärtigen Drohnisses peccirt wird, unterliegt auch schon deshalb einer gelindern Anrechnung, weil es unter die Kategorie der Affecthandlungen fällt — und ein gut Theil von dem, was das Strafrecht als Milderungs- und Minderungsgründe anerkennt, beruht auf einer ganz analogen Abschätzungsmethode, die bewußt oder unbewußt die Er-

wägung zur Richtschnur nimmt: wer auf ganz oder theilweise anschauliche Motive hin oder unter der Macht eines Affects (in welchen niemals ein *ganz* abstractes Motiv versetzen wird, sodaß schon um deswillen es erlaubt sein muß, beide Fälle als gleichartige zu behandeln) sofort zur Handlung schreitet, *will* wenigstens nur einen Theil von dem, was er thut — nämlich nicht auch alle die Folgen, die sich direct oder indirect daran knüpfen können. Er *will* vielleicht nur sich retten oder seinen Vortheil wahren, nicht aber zugleich andere verletzen oder deren Vortheil schädigen — und sieht erst hinterher, daß er mehr und anderes ins Werk gesetzt als er gewollt. So *will* das eigensinnige Kind zunächst nur seine Absicht durchsetzen, sich eines unbequemen Zwanges entledigen — und erst später wird sich zeigen, ob es auch boshaft ist und absichtlich und bewußt den Erziehern Betrübniß oder doch Aerger bereitet. Aber man meine nicht etwa, solches gelte allein von Motiven des Egoismus. Auch das Mitleid kann ja in Form einer Affectregung auftreten und Maximen andern Inhalts zu Schanden machen; z. B. kann jemand sich den Grundsatz angeeignet haben, seiner Mildthätigkeit nur in „Anleitung zur Selbsthülfe“ genug zu thun — aber der Jammeranblick eines Darbenden ist mächtiger als solche Klugheit der Reflexion — und es bedarf vielleicht nur eines geschickten Simulirens, um uns von der selbst auferlegten Regel zu einer Ausnahme gerade da zu verleiten, wo sie am allerwenigsten angebracht wäre, weil sie den Beschenkten nur in seiner trägen Verkommenheit verharren läßt. Ein anderer besinnt sich, wenn seine Rührung verflogen: er hätte den weggegebenen Thaler doch sehr wohl selber brauchen können zu etwas, das er nun entbehren werde. Und auf solche nicht gewollte Folgen geht ja die Reue, wie Schopenhauer sie charakterisirt im Unterschied von der Gewissensangst. Nur an die Fersen der wirklich vollführten That aber heften sich die Folgen — nur an sie also auch der Schmerz über Leiden, die wir andern durch

unser Thun bereitet — und insofern liegt in dem „Führe uns nicht in Versuchung!“ nicht blos das „Laß uns nicht sehen, wie schlecht wir sind!“ (dazu bedarf es nicht immer erst der That!) sondern auch: „und bewahre uns vor dem Unglück, andern ein Leiden zu bereiten, das wir ihnen nicht zufügen wollen.“

17. Fortsetzung. Reue, Gewissen, Gewissensangst, Gewissenhaftigkeit, Handeln nach Grundsätzen und Idealen.

Damit sind denn zugleich die Grenzen der versöhnenden Kraft der Reue festgestellt. Den Zorn des Verletzten kann sie abschwächen — ward er verletzt in seinem Rechte, so ist der Sinn der Reue: es war so bös nicht gemeint, du hast also auch von mir so leicht nicht der Wiederholung einer ähnlichen Handlungsweise dich zu versehen — und auf dem theistischen Standpunkt sagt die Reue gegenüber der verletzten göttlichen Majestät: ich erkenne es ja an, an dir habe ich gesündigt, und diese Anerkennung verbürgt und implicirt die Bereitwilligkeit zur Wiederunterwerfung. Anders steht es ums eigene Gewissen,— dem drängt sich auch an der Affecthandlung der Charakter ihrer unentrinnbaren Nothwendigkeit („Necessitation“) auf, und dieses läßt sich nur beschwichtigen durch restitutio in integrum, und, wo diese nicht mehr im buchstäblichen Sinne ausführbar ist, durch einen Grad von Selbstverneinung, der adäquat ist dem Grade des Uebermaßes von Selbstbejahung, in welchem das begangene Unrecht bestanden — und sofern die Beichte ein Act solcher Selbstverleugnung ist, konnte schon der Buddhismus derselben eine entsühnende, reinigende Kraft beilegen, ungleich wirksamer als das viel kleinere Selbstüberwindung heischende Sühnopfer — und der ethische Werth der Beichte ist wesentlich auch nach dem Verhältniß zu dem zu bemessen, welchem sie abgelegt wird. Dem fremden, fern stehenden Priester zu beichten ist viel leichter

als wie einem Näherstehenden, an dessen Liebe und Achtung uns am allermeisten gelegen ist — das schienen die Herrnhuter zu erwägen, als sie gegenseitiges Beichten und Absolviren zuließen. Dagegen nach blos äußerlichem Bußwerk, blos aus „dem Amt der Schlüssel" hergeleiteter Absolution bleibt das Schuldgefühl und die Furien heulen weiter ihr entsetzliches:

Versöhnen kann uns keine Reu'.

Wohl aber kann die Gewissensangst selber aus einem Irrthum entsprungen sein, nämlich einem Irrthum über den eigentlichen Inhalt unsers Wollens — wir können uns solcher Dinge anklagen, welche wir im Grunde gar nicht gewollt haben — der Gedanke an die eingetretenen Folgen quält uns so sehr, daß wir uns einbilden, diese Folgen selber hätten im Bereich des von uns Beabsichtigten gelegen — und erst das beruhigte Gemüth kehrt zu der Einsicht zurück, daß wir nur zur Reue Grund haben; so können Reue und Gewissensangst kaum unterscheidbar ineinander übergehen. Aber umgekehrt läßt sich das Gewissen auch einlullen: man redet sich ein, man habe die Folgen nicht gewollt, um nach solchen Vorspiegelungen nur die leichtere und leichter zu beseitigende Pein der bloßen Reue zu ertragen zu haben — doch das gelingt nur so lange, bis eine ähnliche Gelegenheit uns verräth, wie wir trotz der uns nicht mehr unbekannten Folgen (sodaß solche Unkenntniß uns nicht mehr zur Entschuldigung gereicht) bereit sind, nochmals unter ganz gleichen Umständen ganz dieselbe Handlung zu begehen — darauf beruht zum Theil die Schärfung des Gewissens im „Rückfall" — darauf auch das Recht, solchen mit schwererer Strafe zu belegen.

Aber Reue und Gewissensangst selber sind — je nachdem sie überhaupt vorhanden sind oder gänzlich fehlen — ein Kriterium des ethischen Charakters — der Ausdruck eines im Individualcharakter selber bestehenden dualistischen Zwiespalts — jenes „doppelten Gesetzes", auf welches

S. 205 und 213 fg. die Möglichkeit der sittlichen Selbstförderung, der Selbsterziehung gebaut wurde. Der Kannibale verzehrt ohn' alle Scrupel das Fleisch des erlegten menschlichen Wildprets — und auch unter sogenannten civilisirten Völkern gibt es ja Mörder genug, die ohne die leiseste Gewissensregung auf dem Schaffot sterben — sich mit ihrer Unthat als einem Heldenstücke brüsten — nicht blos aus renommistischem Trotz, sondern weil ihnen eine absolute Einheit des Wollens innewohnt, oder eine ethische Differenz der Handlungen für sie überall nicht existirt. So rühmen sich die „Gesunden" auch gern, nie etwas bereut zu haben, und nennen „Reue" (soll bei ihnen dasselbe besagen wie „Gewissensangst") das „albernste Gefühl von der Welt". Solche Leute sind mit sich selber durchaus zufrieden, wollen durchaus nichts anderes als was sie gethan haben — sei dies gut oder böse. Wenn dieses Wollen in seiner Einheit sich auch auf fremdes Wohl richtet, so nennt man es nicht gerade „gewissenlos" — sondern spricht von einer „in sich ungebrochenen Natur" — und „gewissenlos" ist durch den Sprachgebrauch auf jenen Egoismus beschränkt worden, der nach fremdem Wohl und Wehe, nach Recht und Unrecht, nicht fragt, wenn er nur seine Zwecke erreicht. — Es liegt jedoch auf der Hand, daß jene Gesunden und diese Gewissenlosen einer sittlichen Selbstzucht in gleicher Weise schlechthin unzugänglich sind — denn das ὑπομόχλιον für jedes derartige Emporstreben kann doch einzig in der Unzufriedenheit mit sich selber liegen. Jede Unzufriedenheit mit sich ist ja schon ein Nichtwollen des eigenen Wollens — also eine „Verneinung" des Willens durch den Willen, welche aber zum „realen Widerspruch" wird, solange beide Wollensweisen nebeneinander fortbestehen. Solche Verneinung ist also noch lange keine **Aufhebung** der einen Willensstrebung durch die andere — und das Gesetz des „Geistes", des Intellects, der Verneinung ist es, von dem es heißt, ihm fehle die Vollendung. „Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute, finde

ich nicht" (Römer 7, 18). — So ist jeder Gewissensbiß eine theoretische Verneinung des Willens, weil sie der im Intellect abgespiegelte Widerstreit des Willens mit sich selber ist.

Aber eben darum garantirt auch die „Gewissenhaftigkeit" eines „pflichtmäßigen" Handelns mehr ethischen Werth, als ihr nach der blos phänomenologischen Auffassung zugestanden werden könnte. Wer sich z. B. nach Kantischer Vorschrift eine antiegoistische Maxime zur Richtschnur für sein Handeln wählt und sein Handeln wirklich danach einrichtet: der geht eben damit einen Kampf ein wider alle entgegenstehenden Gelüste des Augenblicks — und sein Gewissen wird wie eine Barometerscala die Siege und Niederlagen in diesem Kampfe verzeichnen nach den Graden seiner Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit sich selber. Und — wohl zu merken die Abwesenheit jeder eudämonistischen arrière-pensée vorausgesetzt! — es indicirt allemal schon einen bestimmten Grad sittlichen Werthes, wenn der Charakter sich der Einwirkung eines Pflichtbegriffs (mag dieser selber auch noch so abstract sein) nicht ganz unzugänglich zeigt — und es bleibt dafür sogar gleichgültig, ob solche Maxime eine entlehnte, angelernte, irgendeinem religiösen oder ethischen System auf Treu und „Glauben" entnommene ist, wenn nur nicht irgendwie doch wieder eudämonistische, also indirect egoistische, Perspectiven durchblicken, was sich vielleicht erst kundgibt, wenn über kurz oder lang eine „egoistische Reue" nachfolgt. Hiernach ist denn auch zu präcisiren, was Schopenhauer über theologische Dogmen als „Wahnmotive" sagt; denn wer solchen einen Einfluß auf sein Thun und Lassen einräumt, ist doch immer noch anders zu beurtheilen wie derjenige, welcher einen ebenso starken Glauben an ihre Wahrheit hat und sich doch nicht an ihre Ge- und Verbote kehrt. Wer überhaupt einen „erworbenen" Charakter aufweisen kann, ist, auch ethisch angesehen, doch, selbst ceteris paribus, eine ganz andere Persönlichkeit, als wer jedem Impuls des

Moments kampflos nachgibt. Zwar ist es ein ungenauer, buchstäblich gefaßt sogar ein sich selbst aufhebender Ausdruck, wenn Schopenhauer („Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., I, 343; 3. Aufl., I, 359) sagt: einer könne, ehe er zur richtigen Selbstbeurtheilung gelangt sei, seinem „Charakter im einzelnen Gewalt anthun"; aber cum grano salis verstanden drückt es doch eben nur die Möglichkeit aus, eine mit besonders starkem Streben sich vordrängende Hauptrichtung des Wollens könne von momentan präponderirenden Nebenrichtungen „bemeistert" werden — jedoch hüte man sich, vorschnell darüber abzusprechen, ob nicht in solchen vermeintlichen Nebenrichtungen nur die eigentliche und wirkliche Grundrichtung verschleiert ihren Sieg feiere. Beispiele hierzu liefern vielleicht am häufigsten jene räthselhaften und auf keinem andern Wege zu begreifenden Capricen des Eigensinnigen, die im Stande sind, all sein „besseres Wollen" über den Haufen zu werfen — lediglich weil sie au fond es sind, die aus dem πάθος ἡγεμονικόν stammen. Wirft doch manchem die Stimme der eigenen Klugheit Eigensinn vor, weil er nicht weichen will von lebenslang behaupteten Ueberzeugungen, die ihm noch niemals Vortheil eingebracht: da kann es denn einen selber bedünken, er bleibe sozusagen „wider Willen" sich selbst getreu. Es kann also z. B. jemandes Grundpathos der Wissenstrieb sein — aber daneben eine „Hauptrichtung" die Wollust — und dieser geht er, als seiner vermeintlichen — wie er selber glaubt — Grundtriebfeder nach, bis irgendein Collisionsfall ihn belehrt, daß er die kleinste Bereicherung seines Wissens einer Befriedigung des Geschlechtstriebes vorzieht. Oder umgekehrt: jahrelang kann sich einer gebrüstet haben mit der Selbsttäuschung: meine Braut, meine Liebe ist die Wahrheit! — bis endlich „die Rechte kommt" und nun alles Forschen hintangesetzt wird dem Trachten nach dem Besitz dieser Einzigen. — Einen schwunghaftern Anstrich als das „Handeln nach Grundsätzen" hat das „Wirken nach einem Ideal,

einem Musterbilde", welches sich das Ziel setzt, eine „Idee in die Wirklichkeit einzuführen" — sei es von einer Schule, einem Staate oder sonst einer Genossenschaft. Da heißt es: das Leben gestalte sich zum Kunstwerk. — Aber charakterologisch betrachtet, läuft es mit jenem so ziemlich auf eins hinaus — was als „reine Freude des künstlerischen Schaffens" dabei hinzukommen soll, ist kaum mehr als ein vornehmerer Ausdruck für das Lustgefühl des Kraftbewußtseins, desselben, welches auch Knaben jubelnd toben und das Lämmchen auf der Weide springen macht — und daß es damit nicht alsbald ein Ende nehme, wenn der brüchige Marmor spröde dem Meißel des Bildners widerstrebt und diesen so aus seinen Illusionen reißt — dazu muß eine Mitgift von Eukolie das gute Beste thun.

18. Fortsetzung. Die Instanzen des ethischen Fatalismus.

Wie nun aber — um auch dieser Frage nicht scheu auszuweichen — stellen sich Gesinnung und Selbstzucht zu dem, was man am einfachsten als ethischen Fatalismus bezeichnet, zur letzten Consequenz der deterministischen Necessitation?

Wir sehen Schopenhauer beim Bekämpfen der Anwendung des ἀργὸς λόγος auf die Nothwendigkeit der einzelnen Aeußerungen des ethischen Charakters eine sonst ungewohnte Sprache führen: es hat sich da der „Standpunkt des Sollens" bei ihm eingeschlichen, während er sonst den intuitiv-descriptiven auch im ethischen Theil seines Werkes so rein durchführt. Seine Erwägungen („Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., I, 340 fg.; 3. Aufl., S. 355 fg.) gipfeln in der Abmahnung: man möge niemals „der Entscheidung des Charakters vorgreifen"; und so stellt er das „Arbeiten an der eigenen Besserung", kurz den sittlichen „Kampf wider böse Neigungen" als eine F o r d e r u n g hin, welche mit seiner übrigen Auffassung und Darstellung wenig

vereinbar scheint.*) — Wie von den Voraussetzungen seines Systems aus ein solcher Kampf allerdings immerhin noch einigen Spielraum behält, glaube ich im Obigen gezeigt zu haben, wo ich denselben auf diejenigen Naturen einschränkte, welche mit Faust von sich klagen:

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen —

und dann die Entscheidung zum Bessern oder Schlechtern dem Ausschlage identisch nannte, welchen von zwei entgegengesetzten, doch gleichwiegenden Strebungen irgendwoher die eine empfange. Ausgeschlossen von solcher Selbst-„Vervollkommnung“ sind also alle diejenigen, deren Willenskern als ein in sich nirgends getheilter erscheint; und zur Förderung eines solchen Processes können somit auch diejenigen Vorgänge nichts beitragen, in welchen der schwankende Wille zuletzt sich für ein Drittes entscheidet, das so wenig die Mitte zwischen den Extremen wie eines dieser selbst ist, sondern ein Motiv, welches sich hinter den vom Intellect vorgehaltenen versteckt gehalten hatte. Wo aber vollends die vermeintliche Wahlentscheidung zuletzt auf das Mittlere fällt, da haben wir äußerst wenig von charakterologischer Bedeutung — da ist das ganze Schwanken kaum mehr als ein rein phänomenales Blendwerk gewesen und eine Wahl

---

*) Obige Erörterung war längst ausgearbeitet, ehe ich bei R. Haym, Arthur Schopenhauer, S. 34, das harte Wort fand, welches den hier besprochenen Versuch Schopenhauer's kurzweg als „Geschwätz“ abfertigt. Dem gegenüber möchte ich diese Episode noch weniger unterdrücken — sie mag als Beispiel dienen, welches zeigt, wie verschieden die Kritik sich geberbet, je nachdem sie hämischer Tendenz oder dem Streben entspringt, auch da mit einem dankbar verehrten Lehrer zurechtzukommen, wo uns seine Auffassung unbefriedigt läßt.

im Grunde gar nicht getroffen: der Pendel ist einfach zur Ruhe gekommen. — Die — nach dem Schopenhauer'schen Bilde (a. a. O., 2. Aufl., S. 328; 3. Aufl., S. 343) — rechts und links sich bewegende Stange gibt, wo sie am Ende weder nach dieser oder jener Seite fällt, noch auch in der Mitte stehen bleibt, sondern vorn- oder hintenüber stürzt, uns für ersteres das Symbol, nämlich für den endlichen Sieg eines bis dahin unbeachtet oder unbemerkt gebliebenen Motivs. Was bei dem im Mittelpunkt ruhenden Pendel die Schwere, im andern Beispiel für die Stange ein von hinten oder vorn erfolgter neuer Anstoß bewirkte: das ist für das Freiheitsproblem, als ein neuer Beleg für die hallucinatorische Natur des unmittelbaren Freiheitsbewußtseins, zu verwerthen, und hier nun fragt es sich eben, ob auch die angebliche Möglichkeit, „der Charakterentscheidung vorzugreifen", auf einen solchen bloßen Schein hinauslaufe. — Wenn nicht, so gewänne es danach den Anschein, als ob jene Willensschwäche, der es besonders schwer wird, zu einem Entschlusse sich „aufzuraffen", der Schopenhauer'schen Forderung, dem Charakter niemals zu präjudiziren, am besten, in zerrbildlicher Weise wenigstens, entspräche. Denn wie soll ausgemacht werden, wann wirklich der Charakter selbst sein letztes Wort gesprochen? neue und immer neue Erwägungen könnten dies ja in infinitum hinausschieben und inzwischen bald genug diese Verzögerung selber, als Versäumniß, zu einer ethisch imputabeln Thatsache werden. — Dem vorsichtigen Ausdruck Schopenhauer's, es sei nicht „gerathen", der ersten der schlechtesten Neigung sofort nachzugeben, ließe sich also, vom gleichen Standpunkt der bloßen Rathsamkeit, d. h. des Utilitätsprincips, mit demselben Rechte das Bedenken entgegenhalten: ein aposteriorisches Abwarten des durchschlagenden Motivs setze der Gefahr des Zu spät! aus — denn leicht genug sind Verhältnisse denkbar, unter welchen ein völlig unüberlegtes Handeln zu günstigern Folgen führt als ein thatloses Zaudern; — und am wenigsten

bedarf noch der Deutsche der Aufforderung, erst jedes Pro und Contra sorgsam abzuwägen — sein Temperament läßt ihn nur zu oft und lange, die Hände im Schos, principielle Debatten führen, währenddeß der ohne viel Grübeln zugreifende Nachbar ihn überholt. Es ist also keine leichtsinnige Ethik, welche auch jene Schopenhauer'sche Warnung nicht ungeprüft als in abstracto für alle Fälle unbedingt gültig anerkennen will, vielmehr deren eigentlich ethischen Charakter in Zweifel zieht. Man muß nämlich das überlegungslose Handeln selber in den Kreis der Nothwendigkeit mit hineinziehen, um diesen wirklich zu schließen — der abstracte Türkenfatalismus ist nur halb consequent — beschreibt jenen Kreis nur zur Hälfte — er bedenkt nicht, daß jedes spontane Mitwirken des Individuums selber ein Glied der in sich zurückkehrenden Kette der Nothwendigkeit wird, also allerdings an der Gestaltung der Causalfolge etwas ändert, aber freilich nur weil dies Mitwirken selber zu dem unabänderlichen Sicherfüllen der εἱμαρμένη mitgehört. Allein hierauf aufmerksam zu machen und demgemäß sich nicht rein passiv zu verhalten, setzt nur dem Halbkreis ein drittes Kreisviertel an — das letzte bleibt noch offen. Und so steht es auch um den Cirkel, welchen, jenem parallel, Schopenhauer im ethischen Gebiete beschreibt: er hat halt gemacht bei dem Gedanken: die ungehemmte Necessitation der Willensacte würde ein anderes Motiv zum entscheidenden gemacht haben. Allein darüber hinaus liegt eine den Kreis erst in sich zurückleitende Erwägung: das Gehemmtwerden selber steht ja unter dem Gesetz der Necessitation und indicirt somit selber eine bestimmte Qualität des danach handelnden Charakters. Wen die Reflexion: ein Kampf gegen die böse Neigung hilft doch nichts! dahin bringt, diesen Kampf gar nicht erst aufzunehmen, der hat eben an sich einen andern Charakter, als wer zu dem Schlusse kommt: das wollen wir doch erst einmal darauf ankommen lassen und abwarten, ob Neigung oder Grundsatz den Sieg behält. Oder noch

genauer: wer jene Warnung Schopenhauer's auf sich wirken läßt, der steht mit seinem Intellect und Grundwollen zu allen seinen Neigungen und Affecten anders, als wer sich ihr gegenüber auf das Velle non discitur steift. Kurz: jene Reflexion und diese Erwägung sind selber eventuell als Motive wirksam, und weil das Reagiren auf dieses oder jenes Motiv die Wesensdifferenz der Individualwillen ausmacht, so ist auch das Verhalten zu diesen ein nach dem allgemeinen Gesetze nothwendiges.*)

Ueberdies kann sich, wer seine Neigungen frei walten

*) Auf einen ähnlichen Gedanken kommt Steinthal, wo er in seinem Vortrag über das Verhältniß von Philologie und Geschichte die Aeußerung thut, er möchte es doch nicht erleben, daß Quetelet's statistisches Gesetz der Verbrecherzahl in die Massen bringe und hier den ethischen Fatalismus entfessele — aber auch ihm entgeht die weitere Consequenz, daß ein Entfesseln des bösen Willens nicht gleichbedeutend sei mit dessen quantitativer Vermehrung oder intensiver Steigerung, und die Unkunde über jenes Gesetz wohl unter die Bändigungsmittel, aber das Bekanntwerden desselben nur unter die äußerlich verschlechternden (die in einem später zu erörternden Sinne „demoralisirenden") Factoren zu zählen sei. Uebrigens berührt sich ja dies Gesetz der Moralstatistik, aus welchem dem Moralisten so große Verlegenheiten erwachsen, aufs allerinnigste mit dem hier in Rede stehenden Problem, und wenn auch noch die Wagner'sche Schrift: „Die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen vom Standpunkt der Geschichte", es nicht über eine ἐποχή hinausbringt, so bestätigt dies nur, wie die Metaphysik hierfür das einzige competente Tribunal ist; und dies weist uns an, dabei das physikalische Gesetz von der Erhaltung der Kräfte auszudehnen auf die Gesammtheit der ethischen Factoren. In diesem Sinne spricht ja auch Schopenhauer selber wiederholt von einer Palingenesie: es bleiben in der Totalität immer dieselben ethischen Kräfte, welche in der jedesmaligen Gesammtheit der lebenden Menschen zur Erscheinung gelangen: jeder, der von der Bühne getreten ist, erscheint in anderer Maske wieder — vielleicht aber erst nach einer Pause — auf solche Meinung könnten wenigstens die geheimnißvollen Thatsachen leiten, welche man neuerdings unter dem Namen Atavismus begreift. Eine Ahnung hiervon blickt schon durch in den Worten des Tacitus (Ann., III, 55): nisi forte rebus cunctis inest quidam velut orbis, ut quemadmodum temporum vices, ita morum vertantur.

lassen will, auch darauf berufen, daß es in thesi oder potentiâ allemal bereits zum voraus ausgemacht sei, ob ihm die Beherrschung der Neigungen gelingen werde oder nicht — und wer nicht zum ersten mal vor der, blos subjectiven, Ungewißheit der Entscheidung, vor einem blos subjectiven „Kann" von zweierlei (a. a. O., 2. Aufl., S. 328; 3. Aufl., S. 343) steht, sondern aus frühern Erfahrungen sich schon hinlänglich kennt, um zu wissen, daß die Maxime gegen das Gelüste unterliegen wird: der wird sich um so weniger veranlaßt glauben, eine nochmalige Bestätigung dessen abzuwarten, vielmehr den Proceß abkürzen und sofort der Neigung folgen. Doch fällt dies allerdings schon unter die Handlungsweise nach erworbenem Charakter und läßt den Einwurf zu: ganz congruent sind die äußern und innern Umstände, unter denen man zweimal handelt, niemals, und insofern kann die angebliche Voraussicht sehr wohl trügen — allein dann gilt wieder die obige Einrede: das Anstellen solcher Berechnung und das Einrichten des Handelns danach ist selber ein Charakterzeichen und ein so vollgültiges wie irgendein anderes. Ganz streng genommen ist es demnach eine Unmöglichkeit, der Entscheidung des eigenen Charakters jemals vorzugreifen. Nur muß man dabei Charakter im vollsten Sinne, als den Inbegriff aller charakterologischen Elemente der Individualität, nehmen. Denn daß der Charakter von seiner blos ethischen Seite allerdings insoweit einem Fehlgreifen ausgesetzt ist, als man nur einen Theil des thatsächlich Bewirkten kann beabsichtigt haben, ist ja schon sattsam dargethan. Hätten nicht auch Temperament, Stimmung, Einsicht, Urtheil und Phantasie ihren Antheil an jeder That als einem Factum, so wäre ja Reue im Sinne Schopenhauer's ein Unding.

Aber an einer Stelle, wo ich beim Meister ein feines und verwickeltes Sophisma aufdecken zu sollen meine, kann ich meinem theoretischen Gewissen mit obiger, mehr compendiöser Polemik nicht genugthun; darum möge man es

mir zugute halten, wenn ich dieselbe hier zu einer detaillirten argumentatio ad hominem erweitere. — Im Sinne Schopenhauer's trifft nicht einmal die Analogie mit dem Türkenfatum als solche zu: denn nach ihm gehört das Schicksal ganz der Erscheinung an, jede wirkliche Besserung aber müßte im intelligibeln Wesen selber vor sich gehen. Gesetzt, es habe bisher jemand in dem Glauben gehandelt, mit Erfolg seine Neigungen bekämpfen zu können, so war dieser Glaube für seinen empirischen Charakter ein ihm äußerliches, weil vom Intellect vorgehaltenes, Motiv, nicht jeder Neigung ohne weiteres zu folgen. Nun aber geht in diesen Intellect die fatalistische Theorie ein und wird ihm ein Anlaß, von Stund' an, um Grundsätze anderer Art (die Theorie selber nimmt ja dann die Stelle eines Grundsatzes ein) unbekümmert, seinen Neigungen sich widerstandslos zu ergeben, jedem schlimmen „Hange" „nachzuhängen": so lag vor der actuellen Verwirklichung dieses neuen Grundsatzes in ihm bereits die potenzielle Fähigkeit, diesen Grundsatz sich zu eigen zu machen und demselben nachzuleben — dann hat sich das Aussehen seines Handelns, das Empirische an seinem Charakter, geändert, aber der intelligible Charakter muß doch hier wie überall derselbe geblieben sein — denn die Rücksichten, welche die Neigungen im Zaume hielten, gehörten auch nur dem Intellect an; und häufig genug finden sich bei Schopenhauer die Stellen, in welchen er darauf zurückkommt: die veränderte Erkenntniß ändert nur die Erscheinung, nicht das Wesen des Charakters. So wie so bleibt der schließliche (nicht der vorläufige) Ausgang unvermeidlich, und die widerstrebenden Möglichkeiten ergeben sich als bloßer Schein, und ethisch angesehen bleibt es gleichgültig, ob eine Thatsache erfolgt, die rein factisch am Maßstab des fremden Wohlergehens gemessen von uns gut genannt wird, oder das Gegentheil, — da das Ansich nicht vom Erfolg berührt wird. Wie in die Kette der eigentlichen Ursachen eingeht, was das Individuum

unternimmt, um einem scheinbar unentrinnbaren Schicksal zu entgehen (nach beliebtester Exemplification also die Anwendung ärztlicher Mittel in hoffnungsloser Krankheit), so tritt in die Reihe der Motive die Erkenntniß ein, daß ein Kampf wider die böse Neigung vielleicht gelingen werde. Das Sicheinlassen in solchen Kampf erfolgt also formaliter angesehen nur aus Zweckmäßigkeitsrücksichten — wenngleich materialiter das treibende τέλος der an sich ethisch bedeutsame Wunsch sein kann, nicht gegen die ethischen Formen menschlicher Gemeinsamkeit zu verstoßen — ein Wunsch, dessen Natur das oben über den Werth der abstracten Gewissenhaftigkeit Gesagte erhärtet und zugleich bestätigt, daß es vom intelligibel-ethischen Charakter mit abhängt, ob die fatalistische Theorie Macht über unser Wollen erlange oder nicht. — Wie also die Bekämpfung der sozusagen quietistischen Folgerungen aus dem Türkenglauben sich gegen eine praktische Thorheit richtet, welche auf einem theoretischen Irrthum beruht, der eine tiefe Wahrheit (die von der Nothwendigkeit alles Geschehenden) in oberflächlicher, halbwahrer Auffassung unvernünftig zu appliciren anräth: so läßt sich in dem Betonen der Möglichkeit eines erfolgreichen Ankämpfens gegen die bösen Gelüste auch nichts anderes, noch mehr erkennen, als die praktische Warnung: nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben und wirklich alles, mithin auch die eventuelle Bekämpfung der Neigung, für nothwendig zu erkennen. — Aber andererseits bleibt auch dies bestehen: so gut wie es zum nothwendigen Causalitätsverlauf gehört, wenn der Türkenfatalismus dahin führt, daß einer in völliger Passivität alles über sich ergehen läßt, so ist es eine nicht minder unentrinnbare Nothwendigkeit, was einen abhalten würde, in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit jeder einzelnen seiner Handlungen, an der „Besserung seines Charakters" (ein an dieser Stelle von Schopenhauer nur ganz uneigentlich, nämlich rein phänomenologisch, gebrauchter Ausdruck) zu arbeiten, — genauer: was ihn an dem

Erfolge eines Kampfes wider seine bösen Neigungen verzweifeln ließe; denn es gibt nicht zweierlei Nothwendigkeiten, eine lose, lockere, zerreißbare und eine unerbittliche: die Necessitation der Willensacte kann nicht für schwächer gelten als die unzerreißbare Kette der Werdensgründe im engern Sinne, mit der sie in der äußersten Consequenz des Schopenhauer'schen Systems sogar für direct identisch gelten muß.

Ebenso wenig stichhaltig ist der weitere Grund Schopenhauer's: wir lernen auch unsern eigenen Charakter nur a posteriori kennen und „dürfen" (sic!) daher nicht handeln, als ob wir ihn a priori kennten. Denn es ist ja auch ein Stück unserer Erfahrung, wenn wir gewahr werden, wie unser Charakter von der Art sei, daß er sich von der Einsicht in die Nothwendigkeit seiner einzelnen Acte und die Unveränderlichkeit seines Wesens „verleiten" läßt, nicht erst den Ausfall eines etwaigen innern Kampfes abzuwarten — denn diese Einsicht mag Wahn oder Wahrheit sein: in ihrer Wirksamkeit als Motiv muß sie so wie so der Selbstoffenbarung des Willens dienen. Wer ein solcher — man mag immerhin sagen: „so schwach" — ist, daß ihn solche Einsicht zu solcher Handlungsweise bestimmt, der wäre ja an sich — ethisch angesehen — nicht „besser", wenn er ohne diese Einsicht einen Kampf gegen die böse Neigung versuchte — und selbst der Erfolg solches Kämpfens wäre ethisch gleichgültig, so gleichgültig, wie wenn der Geizhals Almosen spendet in Hoffnung auf hundertfache Wiedervergeltung.

Demnach ist das Nächste an dieser Frage eine praktische, d. h. die Lebensklugheit angehende, Seite: es erscheint als thöricht in Hinsicht auf die Zukunft und als bequemer nur für den Augenblick, einen innern Kampf gar nicht erst aufzunehmen — aber ob so oder so auf jene Einsicht hin verfahren werde, darüber entscheidet in letzter Instanz nicht der Intellect allein, sondern der Charakter selbst in seinem Ansich und in seiner Totalität, vermöge welcher

er danach angethan ist, mit oder ohne Kampf sei es zu siegen, sei es zu unterliegen. Denn die Besonnenheit (σωφροσύνη) als Fähigkeit der Selbstbeherrschung enthält ja Momente, die nicht in den Intellect aufgehen: zu der rein intellectuellen Fähigkeit, abstracte Motive zu verstehen, muß ja eine andere — zumeist von der Temperamentseigenthümlichkeit abhängige — hinzukommen, nämlich die: diese Motive auch auf sich wirken zu lassen. Sonst wäre ja die Vernunft an sich ein praktisches Vermögen, was sie doch eben nicht ist: denn ein überaus „gescheiter", die Dinge richtig auffassender und beurtheilender Mensch kann doch in eigenen Angelegenheiten höchst leichtsinnig zu Werke gehen — sonst könnten ja die überaus vernünftigen Doctrinäre nicht gewöhnlich ganz unbrauchbare Staatskünstler sein, die in praxi regelmäßig Fiasco machten. Und auch die posodynische Bestimmtheit wird dabei ein Wort mitzureden haben: der Dyskolos wird nicht so leicht einen „dummen Streich" begehen, wie der Eukolos — diesem liegt schon der Gedanke an mögliche schlimme Folgen seines Thuns viel ferner als jenem — er lebt, zumal als Sanguiniker, in den Tag hinein und denkt: was nicht ist, ist nicht! Wohl ist es Sache der bloßen Einsicht — also etwas rein Intellectuales — die Halbheit des Türkenglaubens in thesi zu verwerfen; desgleichen, das letzte Viertel des Kreises in abstracto auch noch mit zu beschreiben — aber wie nach dieser oder jener Einsicht das Handeln sich gestalte, darüber entscheiden auch die andern charakterologischen Factoren. Praktisch wird der Besonnene auch nach Zurücklegung des letzten Viertels handeln, als ob er am dritten stehen geblieben wäre; aber was er vor dem Dreiviertelsstandpunkt voraushat, ist das Bewußtsein, daß sein intelligibler Charakter kein anderer geworden, weil er sich durch die unbeschränkte Erkenntniß der Nothwendigkeit nicht abhalten ließ zu handeln, als besäße er diese Einsicht gar nicht oder nur unvollständig, d. h. mit dem Bekämpfen schlimmer Anwandlungen fortzufahren;

er wird sich höchstens sagen: mein Charakter ist *vielleicht* von Hause aus stets ein anderer *gewesen* als der desjenigen, der den entgegengesetzten Weg einschlägt: denn denkbar bleibt es in thesi immer, daß letzterm überhaupt nur die Schärfe und Energie des abstracten Denkens gefehlt hat, um zu jener letzten Consequenz vorzudringen. Also je weiter die charakterologische Zerlegung fortschreitet in einer sozusagen atomistisch fortgesetzten Spaltung der einzelnen Willensacte, desto empfänglicher macht sie für Beherzigung des „Richtet nicht!" die freilich wie jedes „Beherzigen" zuletzt auch nicht blos Sache des Kopfes, sondern des Herzens ist — nämlich in diesem die Bereitwilligkeit zu einer billigen Beurtheilung voraussetzt.

Sehen wir uns jetzt die Sache noch vom umgekehrten Ende und unter Isolirung des direct ethischen Gesichtspunkts an! Dann ergibt sich Folgendes: ein reiner Egoist, dem die Einsicht in die Nothwendigkeit seines Handelns weder ganz noch halb aufgegangen wäre, würde deshalb nicht mehr noch weniger egoistisch handeln als mit jener Einsicht — sehr wohl jedoch könnte die Erscheinungsweise seines Egoismus eine andere sein, solange er in dem unbefangenen Glauben bliebe, daß es „gerathen" sei, jede That zuvor erst recht zu überlegen; denn, danach geneigt, Gegenvorstellungen des eigenen Verstandes oder „guter Freunde" Gehör zu geben, würde er seine egoistischen Zwecke per ambages verfolgen, die er vielleicht, nachdem jene Unbefangenheit zerstört wäre, viâ directâ zu verwirklichen trachten möchte; er will also nach wie vor dasselbe, was er immer gewollt hat. Nicht anders der Edelgesinnte: der wird bei halber Einsicht so wenig viâ directâ wie bei ganzer per ambages egoistisch handeln.

Das Verhältniß der drei dargelegten Standpunkte zueinander läßt sich auch unter einem Bilde klar machen (zu welchem die den ersten und zweiten, obzwar in verschiedenem Grade, bestimmende „Kurzsichtigkeit" den leitenden Begriff hergibt). Der vulgäre Fatalist gleicht einem

Kinde, das vor einer Allee stehend es nicht der Mühe werth hält, hineinzuwandeln, weil die Perspective ihm die Täuschung beibringt, die Baumreihe sei doch bald zu Ende; die Dreiviertelsweisheit einem Knaben, der schon weiß, daß das Täuschung ist, und sich muthig auf den Weg macht; die den Kreis in sich zurückleitende Consequenz eben demselben Knaben, wenn er sich am Ziele befindet und hier gewahr wird, daß wirklich am Ende die Bäume nicht mehr parallel stehen, sondern in einen Winkel (oder etwa eine Laube) zusammenlaufen — gerade so wie es das Kind geglaubt hatte, nur daß es viel später wirklich der Fall ist, als nach dessen Meinung; — in objectivem Irrthum (dem Glauben an Freiheit der That im Sinne des gewöhnlichen gedankenlosen Indeterminismus und an einfache, unter allen charakterologischen Bedingungen gleiche Perfectibilität) befindet sich eigentlich also nur der zweite Standpunkt. — Oder nach einem noch strictern Gleichniß: wie die Alten glaubten, die Sonne bewege sich um die Erde, und die Kopernicaner: sie stehe still — so hat man jetzt erkannt, daß sie wirklich auch ihre Bahnen beschreibe, nur so viel weitere als die Alten meinten, — daß sie wirklich nicht der Herrscher im Mittelpunkt des Universums, sondern selbst ein beherrschtes Glied im Ganzen ist — nur nicht um die kleine Erde (das augenblicklich anschauliche Motiv) sich drehe; aber ebenso wenig in sich selbst ruhe (liberum arbitrium indifferentiæ oder Determinismus in Schopenhauer'scher Nuancirung, statt Anerkenntniß der auch danach noch bestehenden unausweichbaren Nothwendigkeit), sondern um eine Centralsonne (bis zur äußersten Consequenz vorgeschrittene Einsicht), sei es direct oder als Glied eines höhern Systems um ein noch höheres und höchstes (jenes entsprechend einem rein intellectualen, dieses einem der charakterologischen Totalität angehörenden Unterschiede der eventuellen Handlungsweise).

Der schuldige Respect vor dem hohen Geiste Schopenhauer's verbietet uns, zu Mitschuldigen seiner schadenfrohen

Gegner uns zu machen, die sich auf Wortklaubereien verlegen und geflissentlich den Glauben verbreiten möchten, es ständen bei ihm die unzulänglichen Gedankenreihen so nackt und platt da, wie es nach obiger Herausschälung scheinen könnte. Und weil solche Leute noch lieber die Stellen ignoriren, wo er selber alle Momente zu seiner eigenen Berichtigung implicite darbietet, so bekennen wir uns ausdrücklich dazu, auch die hier geführte Polemik nur mit Rüstzeug aus seinem eigenen Arsenal ausfechten zu können, und dasselbe dem aliquando dormitanti entlehnt zu haben, soll uns nicht übermüthig, geschweige pietätslos machen. Wenn wir es auf chicanöse Silbenstecherei abgesehen hätten, könnten wir uns ja anstellen, als wüßten wir nicht zu unterscheiden zwischen uns als Handelnden und uns als Wollenden, und bei dem Satze (a. a. O., 2. Aufl., S. 341; 3. Aufl., S. 356 fg.): „Die Reflexion .... darf uns nicht verleiten .... der Entscheidung des Charakters vorzugreifen", fragen: wer ist denn das Wir in diesem Uns anders als eben nur unser Wille, unser Charakter? wie kann der Charakter sich selber vorgreifen, er müßte denn ja über seinen Schatten springen, oder vielmehr der Schatten (sein „Spiegelbild in der Welt als Vorstellung") über ihn, über sein Ansich, — etwa wie bei veränderter Stellung zum Lichte der Schatten bald vorn bald hinten ist, aber über uns hinweg nur geht, indem er ganz verschwindet, weil das Licht gerade vom Scheitelpunkt fällt — so müßte der Wille erst vor dem Intellect zu nichts verschwunden sein, ehe dieser ihn anders zeigen könnte als er ist; denn das liegt in: seiner Entscheidung vorgreifen —? Nicht also! Trugschlüsse mit Sophistereien zu bekämpfen, davor möge uns stets die hehre Göttin Wahrheit bewahren! Aber nicht gegen Windmühlen, sondern mit guter Wehr und Waffe des Meisters selber getrösten wir uns vorzugehen, indem wir schließlich noch folgenden Einwand gegen ihn erheben: wenn wir es nur einer, stets mehr oder weniger zufällig an uns herangelangten, Einsicht

verdanken, ob „das Bild, welches wir durch unsere Thaten wirken, so ausfalle, daß sein Anblick uns möglichst beruhige, nicht beängstige“ (a. a. O., 2. Aufl., S. 342; 3. Aufl., S. 357), dann ist, was uns eventualiter erspart bleibt, im Sinne Schopenhauer's nicht Gewissensangst, sondern blos Reue. Denn thun wir infolge einer Reflexion etwas anderes, als was unserm Charakter eigentlich gemäß ist, so haben wir nur die Manifestationsweise unsers Charakters als solche, nicht dessen Wesen an sich zu beklagen — und wenn uns die Thaten (von ihrer blos factischen Seite angesehen und ohne Rücksicht auf das, vielleicht dennoch sie, weil ihre Voraussetzung, die Selbstbeherrschung, bewirkende, intelligibel-ethische Element unsers Wesens) nach der Beherrschung momentaner Aufwallungen ein günstigeres „Spiegelbild“ unsers Charakters vorhielten, so wäre das ja eitel Trug und Wahn, und der innere Werth unsers innersten Selbst nicht höher als wie wenn wir es in einem andern, vielleicht nur planeren, Spiegel geschaut hätten. Insofern durften wir behaupten: das ganze hier vorgetragene Resultat Schopenhauer's stamme im letzten Grunde aus (freilich sehr verfeinerten, man möchte sagen: hochveredelten) eudämonistischen Absichten.

Die Summe ziehend aber wiederholen wir: auf dem hier von Schopenhauer angegebenen Wege ist ohne weiteres Selbstzucht noch nicht möglich; diese fordert noch andere — früher dargelegte — Voraussetzungen, unter welchen freilich auch der Intellect insofern mit obenansteht, als nur vermittels seiner uns das Bewußtsein kommt um eine gleichwiegende Doppelheit unsers Wollens, und er allein im Stande ist, die Stellen zu beleuchten, von wannen ein Ausschlag zur „bessern“ Schale sich gewinnen läßt und wo der anzusetzende Hebel zu dem Behuf sein ὑπομόχλιον haben müsse. Da wird sich denn ergeben — und das ist der Zusammenhang, in welchem trotz alledem diese beiden Fragen miteinander stehen und sich das zuletzt behandelte Problem aufs engste mit unserm nächsten, der

Modificabilitätsfrage, berührt, —: das besonnenheitslose Handeln, gleichviel ob mit ob ohne Reflexion auf die Nothwendigkeit, stößt den Boden unter den eigenen Füßen weg, ohne welchen es für den sittlichen Hebel gar keinen Stützpunkt geben kann; und ferner: keine bessere Gelegenheit gibt es, das in der Selbstzucht bereits Erreichte zu erproben, als die Stellung, welche unser Wollen praktisch einnimmt, nachdem ihm die letzten Consequenzen des Determinismus klar geworden, nachdem er auch noch das letzte Viertel des besagten Kreises beschrieben.

Und nun noch ein ganz kurzes Wort an die, welche es bedünken möchte, wir hätten mit übel angebrachter, unfruchtbarer Breite uns bei einer Einzelfrage aufgehalten, deren Beziehung zur Charakterologie höchstens eine indirecte und die an sich als eine res domestica der Schopenhauerianer zu betrachten sei. Mutatis mutandis kann sich keine Ethik, die theistische sowenig wie die „immanente", der Erörterung dieses Problems ganz entziehen: Paulus und Augustin haben mit ihm gerungen; der Calvinismus krankt noch heute an seiner gewaltsamen Behandlung desselben. Und wer wollte sich nicht den ironischen Triumph gönnen, auch solchen, die von den Prämissen des Schopenhauer'schen Systems so weit abstehen wie die Anhänger der unbedingten Prädestinationslehre, allerlei zu beliebiger „Nutzanwendung" dargeboten zu haben?

19. Fortsetzung. Autonomie als Voraussetzung jeder Imputabilität.

Wer den Satz Schopenhauer's gelten läßt, daß Selbstbewußtsein die Voraussetzung jeder Schuld sei, der muß auch einen Schritt weiter gehen und anerkennen: erst die Freiheit, das Sichfreigemachthaben von jeder Autorität führt zur vollen Zurechenbarkeit. Wem die Fallibilität einer bis dahin für untrüglich gehaltenen Autorität (sei es

menschlicher, sei es vorgeblich göttlicher) klar geworden ist, der hat fortan als ethisches Wesen die Pflicht, jeden ihrer Aussprüche zu prüfen; — sich ihr dennoch blindlings weiter unterwerfen, heißt nichts anderes, als die eigene Verantwortlichkeit auf fremde Schultern wälzen, — nicht mehr der Thäter seiner eigenen Thaten sein wollen, und ist ethisch angesehen jener Selbstlosigkeit gleichzuachten, welche im Beichtvater das Gewissen selber, nicht einen bloßen Berather oder Aufheller des Gewissens befragen will (wie auch in der Politik die sogenannte Parteidisciplin im Grunde darauf hinausläuft, daß der einzelne sich dessen begibt, dem eigenen Rechtsgefühl und der eigenen Klugheit zu folgen, und beides fortan in die Entscheidung der „Führer" verlegt). — Also: ohne Autonomie ist ein Gefühl wahrhafter Selbstverantwortlichkeit undenkbar. Denn was heißt „autonom" handeln anders als: das was man thut auch wirklich wollen? oder: sein Handeln durch nichts anderes bestimmen lassen als durch das eigene Wollen? Es bleibt dann freilich nur eine uneigentliche Redeweise, den Willen sein eigenes „Gesetz" und das Vorausbestimmen der eigenen Handlungen eine „Selbstgesetzgebung" zu nennen — aber cum grano salis verstanden hilft doch dieser Ausdruck, um uns der sonst unvermeidlichen Trüglichkeit des Imputabilitätsgefühls zu entheben; denn er besagt eben nur dies: das Bewußtsein um den Inhalt unserer Handlungen muß ein so klares und vollständiges sein, als ob dieser Inhalt wie ein von außen gegebenes Gesetz vor uns stände.*) Man wende

*) Vollen Ernst macht hiermit der Pelagianismus, der die „Sündhaftigkeit" des Menschen ganz äußerlich messen möchte nach der Zahl der einzelnen Fälle von Gesetzesübertretungen, und ihm schließt sich vielfach, auch in der protestantischen Welt, das Volk an, wenn es sich mit einer gewissen Naivetät auf sein „gutes Gewissen" beruft. Denn dies eigentlich antichristliche Fehlen jedes Schuldgefühls, dies Sichdabeiberuhigen, daß man keine schwere Sünde begangen (höchstens werden allgemein menschliche „Schwächen" zugestanden und alles

nicht ein: danach wäre jede auf Heteronomie fundirte Ethik keine Ethik mehr, sondern eine bloße Legislatur. Denn selbst eine so ganz auf fremde Autorität gestellte Moral

---

weitere beschwichtigt durch die Entschuldigung: sie seien eben menschlich!), setzt eine blos juristische Moral voraus, für welche es sogenannte „Unterlassungssünden" nicht gibt. Man kommt damit nicht weiter als zu dem, was selbst noch vom materialistischen Standpunkt als bloße Statik der Relationen gegen die Mitmenschen kann deducirt werden: neminem laede, ne ipse laedaris. Dagegen aber protestirt — als das eigentliche Fundament der ethischen Bedeutsamkeit unserer Handlungen — eine innere Thatsache: das Gefühl des Unbefriedigtseins, wo wir eine Handlung unterlassen, zu welcher keine Rechtspflicht uns hätte nöthigen können. (Schade, daß wir hierfür kein zutreffendes Wort haben, sofern „Liebespflicht" eine contradictio in adjecto enthält, weil „Pflicht" nur einen Sinn hat als Correlat zu „Recht".) So kann eine Rechtsverbindlichkeit durch beiderseitige Zustimmung total gelöst sein, und doch bleibt ein Drang zu Liebeswerken gegen die Person, welcher wir früher ebendasselbe als Rechts- oder Vertragspflicht schuldig waren. Darin offenbart sich denn eben, daß das eigentlich ethische Pathos das Mitleid ist, d. h. der Drang, den Leiden anderer zu wehren oder abzuhelfen, und wohl hat es einen guten Sinn, hierin das unmittelbare (mystische) Innesein von der Identität aller Wesen untereinander zu erkennen. (Beiläufig: schließt nicht der Begriff „Wesen" schon selber einen Grad lebendiger Individualität, individueller Substantialität, also auch Willensnatur, in sich ein?) Gerade aber in der bloßen Staatsmoral hat dies schlechthin antiegoistische Motiv durchaus keine Stelle: der über Grausamkeiten seitens der Gewalthaber ergrimmte Patriot kämpft nur gegen implicite auch ihn selber bedrohende Rechtsunsicherheit an, und dem entsprechend finden wir bei Materialisten als höchstes, jedoch blos juristisches, Pathos den Demokratismus, niemals aber Begeisterung für rein selbstverleugnende Liebeswerke (die ihnen wol gar nur eine Thorheit der Schwärmerei heißen) — schon deshalb nicht, weil diesem Standpunkt das Individuum eine unbedingte, absolute, intensiv unendliche Geltung hat, was freilich durch den Tod jenes schmerzlichste aller Dementis erfährt, weshalb Schopenhauer den Tod den Vater der Religionen nennt; — und eben daher mag es rühren, daß so mancher, nicht etwa blos aus eingetretener Nervenschwäche, angesichts des Todes noch bekehrt, d. h. zur Anerkennung einer sittlichen Weltordnung — als für welche es keines persönlichen Gottes bedarf — gedrängt worden ist.

wie die des Katholicismus enthält ein Moment, welches sie über die Stufe bloßer Legalität hinausstellt; insofern nämlich der Begriff des opus operatum (nach welchem das rein Factische ohne alle Rücksicht auf die beiwohnende Gesinnung schon das „Verdienstliche" einer Handlung ausmachen soll) mit dialektischer Nothwendigkeit auf seinen Gegensatz hintreibt. Es ist richtig: die starre Consequenz des heteronomen Standpunkts fragt gar nicht nach dem Wollen, sondern blos nach dem Thun, nach dem Gethanen als einem Geschehenen, kurz: nach dem factum — und dieser Consequenz zufolge sind alle Thaten, gute wie schlimme, bloße opera operata. Aber glücklicherweise zieht keine Religion als solche, sondern höchstens die Theologie oder der Scholasticismus die letzten abstract-logischen Consequenzen aus solchen Prämissen: eine rein legislatorisch-heteronome Moral läßt sich in Wirklichkeit so wenig festhalten wie der ethiklose Standpunkt der „absoluten Physik" des Materialismus — beide kämen ja im letzten Resultat auf eins hinaus — und jede Heteronomie ist irgendwie genöthigt, wenigstens indirect, das Princip der Autonomie in sich aufzunehmen. Denn bei diesem kommt es ja weniger auf den Ursprung, als auf die Aneignung des Gesetzes an. Jede Anerkennung eines von andern gegebenen Gesetzes als für uns bindend ist schon eine Art Aneignung desselben — jede Anerkennung ist im letzten Grunde nur denkbar als ein autonomer Act — und die durchgeführte Autonomie unterscheidet sich nur dadurch von der gewöhnlichen Heteronomie, daß jene bei jeder einzelnen That auf ein Selbstgewolltes zurückgeht, dagegen diese sich ein für allemal fernerer Wahlentscheidung begibt; jene prüft in jedem einzelnen Falle das eigene Wollen, diese nur einmal mit der Frage: bist du bereit, den Willen des andern als für dich bestimmend anzuerkennen und demgemäß alle von dort ausgehenden (emanirenden) Einzelforderungen (Gebote und Verbote) als Inhalt deines eigenen Wollens zu betrachten? Dies ist die „sittliche Freiheit", von welcher die

Rationalisten so viel Wesens machten als sie wähnten, mit einem Worte (wie es „sich zur rechten Zeit einstellt, wo Begriffe fehlen") den Widerspruch zwischen der auf theistischem Standpunkt unentrinnbaren Selbstlosigkeit des „Geschöpfes" und dem absoluten göttlichen Gesetze gelöst zu haben. Dieser einmalige Selbstverpflichtungsact, dies nicht unpassend als eine Generalrenunciation des individuellen Wollens, als ein Verzicht desselben auf sich selber zu bezeichnende sacramentum läßt sich einerseits in Parallele stellen zu dem Satze Schopenhauer's: dem in die Erscheinung getretenen Willen blieb nur eine Möglichkeit, seine intelligible Freiheit zu bethätigen: die Selbstverneinung — macht es andererseits aber auch erklärlich, warum die in der Heteronomie am weitesten gehende Confession, die katholische, dem Gelübde in ihrem Moralsystem eine so hervorragende Stelle einräumte; denn jedes Gelübde ist die Wiederholung eines, jenem ganz gleichartigen, Renunciationsactes auf die Selbstbestimmung in der Zukunft: der Erfüllung des Gelübdes muß jede andere Rücksicht nachstehen, zum voraus soll jede Collision der Neigungen abgeschnitten: ein für allemal soll der Kampf wider die Unkeuschheit oder die Trunksucht oder die Erwerblust abgethan sein. Der Zweck ist leicht zu erkennen: derjenige, der ein Gelübde leistet, will sich gegen sich selber gewissermaßen sicherstellen: das Gewissen, fürchtet er, würde der Einzelsünde nicht widerstehen können, so soll ein mächtigeres Motiv es in Bande legen: die Furcht vor der Todsünde des Eidbruchs. Dasselbe ist die Intention eines jeden, der sich einen promissorischen Eid ablegen läßt: er traut der Kraft der Treue für sich allein nicht recht; ihr soll ein wirksamerer Zwang angelegt werden, der Eid als ein Bändigungsmittel für alle Gelüste des Ungehorsams dienen.*)

---

*) Wenn aber von dieser Seite betrachtet jener Baron recht zu haben scheint, der seinen Katholicismus als die „bequemere" Religion nicht aufgeben mochte, so fragt es sich doch auch wieder, ob in ihrer

Was Ethik und Erfahrung hierzu sagen, geht uns nur an, sofern die Charakterologie einer ungerechten Ver=

Rechtfertigungslehre es die Katholiken nicht strenger nehmen als die Lutheraner, welche in jedem Augenblick der Anfechtung recurriren auf den bloßen Glaubensact, der „die Gnade sich aneignen" soll; diese fürchten allzu ängstlich, es könne eine „Selbstgerechtigkeit" aufkommen in dem Wohlgefallen an den eigenen Werken (vgl. für diese Auffassung z. B. Tholuck, Lehre von der Sünde, 6. Aufl., S. 134). Aber ein solches wird schon ausbleiben, wenn wirklich einmal tiefes Schuldbewußtsein lebendig geworden ist; da muß vielmehr, damit die Gewißheit von der „Versöhnung" nicht allzu bequemen Kaufes zum Ruhepolster gemisbraucht werde, wirklich immer wieder von neuem bis zur verzagtesten Zerknirschung das Innesein einer Selbstbejahung erwachen. Nur so, d. h. aller mythischen Decoration entkleidet, hat die Versöhnungslehre — als Verheißung, daß das Arbeiten an sich selber nicht vergeblich bleiben solle — einen Sinn, und mit dieser mythologischen Maschinerie fällt jenes bequeme Sichbeschwichtigen, welches sich von der Forderung „guter Werke" am liebsten ganz entbinden möchte. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind" sagt Goethe; das paulinisch-lutherische Christenthum kehrt das um: der Vater des Glaubens ist das Wunder — denn der Glaube selbst ist ein Wunder (oder wie Ernst von Feuchtersleben es ausdrückt:

Der Glaube ist des Glaubens Preis —
Der Zweifel selbst ist sein Beweis),

ein Hinausspringen über allen Causalzusammenhang, ein Negiren der Nothwendigkeit alles Geschehenden — denn ohne ein Wunder im Innern glaubt man nicht an Wunder — auch nicht an die Möglichkeit der Willensverneinung und der damit gegebenen Tilgung der Schuld und der Sünde; — der Glaube hieran aber ist das eigentliche Senfkorn der Erlösung und Selbstversöhnung, worin allein der Friede ist. Jeder muß schließlich in und — es sei kühn herausgesagt! — auch durch sich selber selig werden, d. h. seinen Seelenfrieden finden — es kann ihm niemand das vormachen, und Recepte lassen sich dafür auch nicht geben. Wenn aber zur Erlösung nur die consequente Selbstverneinung führt, so ist jede Selbstbejahung, durch welche jene unterbrochen wird, ein Rückschritt, welcher von schon erobertem Terrain wieder etwas einbüßt. Freilich fragt sich's, ob nicht das „härene Hemd der Gerechtigkeit" mancherlei Schnitt hat — ob es uniform sein müsse für alle, oder auch von ihm gelte:

Eines schickt sich nicht für alle,
Sehe jeder, wie er's treibe!

— und dabei kann doch gar wohl bestehen bleiben: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist!"

urtheilung vorzubeugen hat: die eine spricht von unwürdiger Ueberlistung, die andere constatirt die Förderung, welche aus solchen Ueberspannungen einem der Laxheit nahe kommenden, wegen der öffentlichen Demoralisation höchst bedenklichen, Latitudinarismus zuwächst; denn das „es kann ja so genau nicht darauf ankommen", und „buchstäblich läßt es sich ja unmöglich halten" ist nirgends mehr zu Hause als in Sachen der Gelübde und promissorischen Eide. Dem entsprechend rechnet es die immanent-autonome Ethik einem Friedrich dem Schönen so hoch als „Deutsche Treue" an, daß er sich seiner Verpflichtung nicht durch den Papst wollte entbinden lassen. An sich dagegen ist es die folgerichtige Auffassung der sittlichen Verpflichtung als einer bloßen Contractspflicht, daß eine Zusage selbst oder durch seinen Bevollmächtigten („Stellvertreter") der lösen kann, welchem sie gegeben ist — und wo alles als „Gehorsam gegen Gott" gefordert wird, da hört das Recht, welches Menschen als Menschen von Menschen erworben haben, auf, eine andere als indirecte, abgeleitete Geltung zu haben. So geht es bei Dante zu, und so verhält sich der katholische Laie zu seinem Kleriker, wenn er alle seine Scrupel diesem vorträgt, wie der juristische Laie als Client seinem Anwalt: er beauftragt diesen — weil er selber des Gesetzes und seiner Formeln unkundig ist — mit der Bereinigung seiner Angelegenheit vor dem höchsten Tribunal, wofür er dann seine Gebühren erlegt — die fließen in den Fiscus jenes Staats, der in Inquisitoren und Ketzerrichtern auch des Apparats der Sykophanten und geheimen Polizei nicht entbehrt.

Die besondere Anwendung aber auf die Imputabilitätsfrage ist leicht gemacht: wer ein Gelübde hält, oder wer sonst irgendeine von außen stammende Gesetzgebung auf sich anwenden zu lassen sozusagen en bloc sich bereit erklärt, der hat fortan nur einen Willensinhalt, und jede seiner Handlungen steht allein noch zu jenem obersten Gesetze in einer directen Beziehung; alle seine einzelnen

Pflichten erkennt er nur an als secundäre Derivationen aus jener einen Urpflicht, und ausschließlich nach der Treue gegen diese ist all sein Thun und Lassen zu bemessen. — Damit wäre consequentermaßen dem Interesse an jeder individualisirenden Charakterologie der Garaus gemacht, denn es gäbe nur ein schwarz-weißes Aut-Aut, in das alle ethischen Differenzen spurlos versänken. Also schon nach der Autonomie unserer Wissenschaft müssen wir zurücktreten auf den Standpunkt der reinen Autonomie — eben um die ethische Bedeutsamkeit der Handlungen und ihre Zurechenbarkeit zu retten. Denn nur so entgehen wir auch jener Skepsis, welche es mit der ethischen Bedeutung der Handlungen macht wie jener Fürst mit dem Adel, der ihn dadurch in seinen Reichen abschaffte, daß er alle seine Unterthanen adelte. — So nämlich verfährt jene Consequenzenmacherei, die sich in einer Schlußfolge wie dieser ergeht: die ethische Bedeutung der Handlungen liegt in ihrer metaphysischen Realität im Willen — irgendwie stammt nach Schopenhauer Alles was ist und geschieht aus dem Willen — also existirt kein Unterschied zwischen Naturereignissen (wohlthätigen oder verderblichen), Wirkungen aus der Pflanzenwelt (nährenden oder giftigen), dem Thun der Thiere, der Säuglinge, der Wahnsinnigen, der Unbesonnenen, der mit klarstem Selbstbewußtsein Handelnden: diese sämmtlichen Vorgänge sind in Ansehung des All-Einen, des Urwillens, gleich imputabel und zwar in utramque partem, — entweder sind sie alle ethisch bedeutsam, oder keine! Und man merkt schon, für welche dieser Alternativen ein so argumentirender Skepticismus sich im stillen längst entschieden: er adelt alle aus antiaristokratischen Tendenzen.

Solcher Nivellirung gegenüber nun wollen wir danach forschen, was es für einen Sinn habe, von der „Unschuld“ der Thiere und Kinder zu reden, mit dem Volksmunde zu sagen: wer schläft, sündigt nicht — oder mit dem Criminalrichter: der Inculpat befand sich im Zustande beschränkter

Zurechnungsfähigkeit, oder: das geschehene Unglück war durchaus nicht seine Schuld, ein bloßer Zufall, daß es gerade ihm passiren mußte (etwa einem Eisenbahnzugführer, daß sich gerade während seiner Dienstzeit einer auf die Schienen warf).

Wie nahe Schopenhauer selber an jenes Verwischen aller Unterschiede streift, zeigt unter andern die Stelle in „Die beiden Grundprobleme der Ethik" (2. Aufl., S. 60 fg.), wo er das „der Schuld verwandte Gefühl des Piaculum" in Zusammenhang bringt mit der präexistentiellen Urschuld, statt es unter den Beispielen von der Trüglichkeit des Gewissens aufzuführen; denn liegt die Freiheit in dem Sinne ganz im intelligibeln Esse, daß es nur eine, die präexistentielle Schuld gibt, so sind die Handlungen der Wahnsinnigen mindestens ebenso vollgültige Charaktersymptome wie piacula der erwähnten Art, und dann gibt es keine Rettung vor dem in delirio veritas nach seiner haarsträubendsten Schärfe.

Wollen wir demnach an dem andern Satze festhalten: die Schuld reicht nicht weiter als das Bewußtsein, so müssen wir jenen neuern Lehrern der Psychiatrie beitreten, welche das einzige stichhaltige, aber auch völlig ausreichende Kriterium der sanitas mentis in die Fähigkeit setzen, „auf das eigene Denken zu reflectiren und so dessen Inhalt zu prüfen", somit auch des eigenen Krankseins oder Krankgewesenseins bewußt zu werden und den Unterschied zwischen der normalen und gestörten Functionirungsweise des Denkens sich vorhalten zu können — (nicht anders, wie einer „bei kaltem Blute" weiß, wann er im Affect gehandelt hat, während niemand in dem Augenblick, wo er von einem Affect beherrscht wird, sich sagen lassen will, daß seine „intellectuelle Freiheit" momentan gehemmt sei). Im Grunde fällt das ja zusammen mit Schopenhauer's Definition von der Vernunft als dem Vermögen der Begriffe und von den Begriffen als den Vorstellungen von Vorstellungen. Aber nur ein Intellect, der so gewisser-

maßen hinter sich selber zu treten vermag, wird auch fähig sein, den Inhalt seines bewußten Wollens objectiv vor sich hinzustellen — und von dieser Fähigkeit machte ja die obige Bestimmung des Wesens der Autonomie die Imputabilität abhängig. Wie man gesagt hat: auch das Thier denkt, aber nur der Mensch weiß denkend, daß er denkt, und: auch das Thier will essen, aber nur der Mensch weiß, daß er essen will; so kann man gleichfalls sagen: auch das Thier handelt egoistisch, boshaft oder mitleidig, aber nur der Mensch weiß, wie er handelt — und dieser Unterschied zwischen Thier und Mensch ist sozusagen der Sitz der Autonomie, der Selbstverantwortlichkeit, und damit der Verantwortlichkeit vor andern, i. e. der Imputabilität.

So bleibt's denn wahr: das Thier ist unschuldig und der Mensch nicht schuldig, soweit theilweise (wie im Schlaf, Rausch und Wahnsinn) oder ganz (beim Piaculum) das Bewußtsein um den wirklichen Inhalt seines Thuns gebunden ist.

20. Fortsetzung. Wunsch, Velleität, Stimmung (mit nochmaliger Berücksichtigung des posodynischen Elements).

Was es dann andererseits mit dem Satze für eine Bewandtniß habe: nur aus unserm Thun lernen wir unser Wollen kennen — ist so schwer nicht auszumachen. Das Dilemma scheint unlösbarer, als es ist. Schon vor der Ausführung einer That können wir sehr wohl wissen, was wir eigentlich wollen, ob eigenes oder fremdes Wohl oder Wehe; nur die Grenzen der einzelnen Strebungen im Collisionsfalle lernen wir erst im Handeln, beziehungsweise nach demselben kennen. Deshalb legt z. B. Schopenhauer dem bloßen Wunsche nur eine so geringe Bedeutung für die ethische Beurtheilung bei, ohne jedoch in der Begründung dieser Einschränkung zu genügen. Wenn z. B. ein Patriot den lebhaften Wunsch hegt, der Bedrücker

seines Vaterlandes möge bald so oder so seinen Tod finden: so steht ein solcher Wunsch zu dem etwaigen Entschluß, selber diesen Tod herbeizuführen, nicht einmal im Verhältniß der sogenannten Velleität. Diese nämlich bleibt im innern Anlauf stehen und wird durch Energielosigkeit, Feigheit oder dergleichen abgehalten, weiter zu gehen — sie faßt tauch schon die Mittel ins Auge: der bloße Wunsch dagegen zielt nur auf das Ende. Deshalb bestehen Wünsche fort beim vollen Bewußtsein um die Unmöglichkeit ihres Erfülltwerdens, wie in der Sehnsucht nach Verstorbenen.

Ferner beruht die Unsicherheit der Selbsterkenntniß in ethischer Hinsicht auf dem Wechsel der Stimmung: identische Motive wirken zu verschiedenen Zeiten mit ungleichem Machtgrade auf dasselbe Individuum — und was mich heute ziemlich kalt läßt, kann mich morgen in heftigen Zorn versetzen.

Jenes vielverschlungene Ineinander von Gefühlen, Willensstrebungen, Nervenzuständen, Erinnerungsmomenten u. s. f., welches wir „Stimmung" nennen, hat ja seine Synonyma an Begriffen wie „Gemüthsverfassung" und „Gemüthszustände", und gehört insofern in unsere monographische Erörterung der „Antinomien des Gemüths"; aber die Beziehung desselben zu Imputabilität und Modificabilität ist eine so directe, daß wir uns schon hier dem nicht entziehen können, dasselbe in Betrachtung zu ziehen. Zuerst schon deshalb nicht, weil gerade Merkmale der Stimmung gern *ohne weiteres* charakterologisch verwendet werden. Wer z. B. zufällig einmal einen Eukolos „bei schlechter Laune" findet und ihn sonst nicht kennt, kann dem „fidelen Haus" groß Unrecht thun und in dem Anakreontiker wol gar einen Byronsjünger vermuthen. Oder wer bei einem Dyskolos gerade in dem Augenblick eintrat, wo eben eine schwer lastende Sorge von ihm genommen, der erzählt vielleicht, er habe eine sanguinische „Frohnatur" kennen gelernt. Aber nicht blos in posodynischer Hinsicht kann die „Stimmung" irreleiten. Wer sich

unter unheimlichen Verhältnissen, die gerade seinem offenen, freimüthigen Wesen gründlichst zuwider sind, beengt fühlt und deshalb bis oben „zugeknöpft" dasteht: der läuft Gefahr, für einen Heimtücker angesehen zu werden. Und umgekehrt: der sonst Verschlossene kann zu wahrer Redseligkeit „aufthauen" im Kreise „gleichgestimmter" Freunde, weil aus seiner Stimmung das düstere Mistrauen gewichen. Wer gegen gewisse Personen eine idiosynkratische Aversion hat, der wird schon durch deren bloße Anwesenheit „verstimmt", und sein ganzes Wesen wird in ihrer Nähe eine gewisse Herbigkeit annehmen, ganz entgegen sonstiger Milde und Freundlichkeit; — ja, so sehr kann es ihm widerstehen, mit ihnen „an demselben Strang zu ziehen", daß er selbst den Schein des Eigensinns nicht meidet, um nur mit ihnen „nichts zu thun zu haben", mit ihnen nicht „Hand in Hand gehen zu müssen". Nicht minder können bestimmte Localverhältnisse eine derartige Momentan- oder Specialcaprice provociren, ohne daß daraus auf Eigensinn als constantes Charaktermerkmal zu schließen wäre. Das bloße Bewußtsein, sich irgendwie „gebunden" zu haben, kann drückend genug auf einem lasten, um zum beständigen Reiz zu werden, daß einer „wider den Stachel lecke". Mancher fing erst an, „nach den Weiblein umherzuschauen", seitdem er selbst eins hatte. — Der ist noch kein heuchlerischer Schleicher, wer sich im besondern Falle aus ganz bestimmten Motiven eine vorsichtige Zurückhaltung auferlegt — denn diese besondern Motive, nicht die aus ihrem Causalzusammenhange herausgerissenen Thatsachen müssen das Kennzeichen hergeben für seinen Charakter. Und misgünstig, oder auch nur neidisch, dürfen wir nicht gleich einen schelten, wenn er in Momenten erwachender Bitterkeit ob selbsterfahrener stiefmütterlicher Behandlung seitens des Schicksals oder der irdischen Gewalthaber sich verletzt äußert durch den Anblick des „Glücks" oder der Bevorzugung, die andern zutheil geworden.

Fast noch leichter und öfter aber wird, wie gesagt,

die Stimmung zu einer Quelle der Täuschung über uns selbst — in Momenten einer „gehobenen“, „begeisterten“ Stimmung, wie der Anblick eines hohen Vorbildes sie herbeiführen kann, wo der Edle selber wähnt, edler geworden zu sein, weil er seinem edeln Streben, es an einem Ideal emporrankend, höhere Ziele gesteckt hat, — dünkt es uns so leicht, jeder Versuchung Widerstand zu leisten — die Vorstellung unmittelbarer Reize ist aus unserm Bewußtsein gedrängt, wir spüren nichts von ihrer verlockenden Kraft — es scheint so selbstverständlich, daß wir ihnen fortan weit aus dem Wege gehen*); — allein:

> Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit.
> Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
> Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Und in deren Gedränge können wir den eigenen Werth wie zerquetscht fühlen — mit nicht kleinerm Irrthum als jenes. In solch „schwarzen Stunden“, wo Dämonen der Hölle krächzend das Haupt umflattern, scheint jede edlere Regung erstorben, und wieder ist's die Stimmung, die „den Riesenschatten unsrer eigenen Schrecken im hohlen Spiegel der Gewissensangst“ uns vorhält. Und was auch als constituirendes Element in die Stimmung mag eingegangen sein an Bedingungen des physischen Befindens, an narkotischen oder stimulirenden, an dämpfenden oder excitirenden Mitteln: immer bleibt sie doch in Ansehung ihrer Bedeutsamkeit für die Imputabilität und Verantwortlichkeit zu unterscheiden vom bloßen „gegenwärtigen Eindruck“,

---

*) Auch jener Lieblingsgedanke Schiller's, den er am ausführlichsten in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts“ entwickelt hat, beruht ja auf dieser Wahrnehmung, wie nicht minder die Deutung, welche man dem aristotelischen Begriff der κάθαρσις gegeben, bis es in unsern Tagen dem Scharfsinn eines Semiten (Bernays) vorbehalten war, den Streit zu erwecken, ob dabei nicht blos an einen physisch-therapeutischen Vorgang zu denken sei.

welchem sie Schopenhauer („Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., I, 354; 2. Aufl., S. 338) einfach subsumirt. Noch weniger als von Dyskrasien im Organismus oder von Veränderungen der Muskeltextur läßt sich von ihr bestreiten, daß sie ein Zustand des Wollens selber sei. Offenbar hat auch die Scheu, der Behauptung von der unbedingten Immodificabilität der ethischen Eigenschaften etwas zu vergeben, Schopenhauer davon zurückgehalten, in posodynischer Beziehung mit gleicher Entschiedenheit für die Unveränderlichkeit einzutreten; deshalb spricht er (a. a. O., S. 372 fg.; 2. Aufl., S. 356 fg.) nur von einer temporär feststehenden Capacität, nicht von einer absoluten Constanz derselben. Aber es ist reine Willkür, dem einen charakterologischen Element mehr vom intelligibeln Wesen beizulegen als dem andern — denn nach der Phänomenologie des Idealismus ist auch die ethische Seite des empirischen Charakters bloße Erscheinung (— ein Satz, dessen anderweitige Consequenzen nicht in diesen Zusammenhang gehören). — Und wenn „der fremde Tropfen im Blute", von dem Egmont wünscht, daß die „gute Natur ihn wieder herauswerfen" möge, die Erscheinung der posodynischen Eigenheit entstellen kann, so auch die Aeußerungen des ethischen Charakters; wenn aber an jener mehr als das Erscheinungsmaß, so auch an diesem mehr als die Aeußerungsform. Mit gutem Vorbedacht habe ich die Posodynik in den die „Grundzüge" liefernden allgemeinen Theil aufgenommen und mich hinweggesetzt über die Unentschiedenheit des Meisters, welche auf theoretischem Felde eine Unbestimmtheit zur Folge haben würde, die für das posodynische Element blos beim Modificabilitätsproblem einen Platz einräumen könnte, wogegen ich dasselbe von Anfang an in seiner Selbständigkeit herausgestellt habe.

Das ist ja gerade der Unterschied zwischen der „vorübergehenden" Stimmung und dem sich gleich bleibenden Maß der Dyskolie oder Eukolie, daß dieses, nach jedem Wechsel in jener, stets wieder hervortritt. Temporäre

„Steigerungen" der heitern oder trüben Stimmung stellen ja nicht die posodynische Constanz in Frage, wenn diese nur richtig verstanden wird. Wie je nach dem Affinitätsgrade ein chemisches Element sich mit einem andern lebhafter oder träger verbindet, so wird der Individualwille die Intensität des voraufgegangenen Verlangens in dem Maße seiner Freude beim Erlangen, die des voraufgegangenen Befriedigt- und Gesättigtseins durch ein mit starker Wahlverwandtschaft von ihm Festgehaltenes in dem Grade seiner Trauer beim Verlieren kundgeben — aber ceteris paribus, d. h. unter sonst gleichen Umständen wird eben der Eukolos sich anders benehmen als der Dyskolos. Und nur dasselbe Misverständniß könnte zu der Annahme verleiten, die höchste Freude des Dyskolos sei allemal weniger intensiv als das höchste Ergötzen des Eukolos — oder der tiefste Schmerz eines Eukolos matter als der jedes beliebigen Dyskolos. — Letzteres richtet sich vielmehr nach dem Grade seiner Willensenergie überhaupt in Verbindung mit seiner Temperamentsbeschaffenheit im ganzen, wie insbesondere seiner Impressionabilität, die ja bei einzelnen δυςκόλοις ganz flach sein kann. Also gerade die schärfere und consequentere Fassung des posodynischen Gegensatzes enthebt uns der Schwierigkeit, ein unbegreifliches Plus statuiren zu müssen, das für einen Augenblick wie ein chemisches Agens wirken und doch nachher wie ein blos mechanisches Gemengselstück ausgestoßen werden könnte. Denn die Frage nach dem Woher? des Temporären läßt sich nur dann im monistischen Sinne beantworten, wenn wir dasjenige, was als absolute Steigerung erscheint, aus einer ganz im Innern vor sich gehenden Aenderung der Proportionalverhältnisse zwischen den einzelnen Organfunctionen zu erklären suchen — sowie eine solche oben als Zu- und Abfluß, insbesondere beim Affect, von uns bestimmt ist. Die Annahme eines von außen kommenden Moments einer Aenderung hält freilich solche vorübergehende Störungen („Perturbationen") des Gleichgewichts

dem Ansich scheinbar ferner — aber nur, um andererseits in desto größere Unerklärlichkeit zu verwickeln. Gerade wenn wir dem nächsten Anschein folgen, sieht es aus, als ob unser ganzes Wesen zeitweilig in Form der Stimmung eine radicale Veränderung erfahren hätte, und zwar durch ein Accidentelles, das sich wieder ausstoßen, ausscheiden ließe. Also immer wieder haben wir uns vor den Misverständnissen zu hüten, die aus jener Homonymie entstehen können, nach welcher Modificabilität bald eine rein phänomenale Veränderlichkeit, bald eine grundwesentliche Aenderungsmöglichkeit ausdrückt — denn je nach der einen oder andern Bedeutung des Worts ist die Frage zu bejahen oder zu verneinen, ob der Stimmungswechsel für die Modificabilität zeuge. Auch wir leugnen, dies verneinend, nicht, daß die äußern Motive, unter deren Herrschaft die Stimmung steht, im Willen selber Veränderungen hervorrufen — wir stellen nur in Abrede, daß der Wille damit sozusagen ein materielles Quantum in sich aufnehme; der Zorn kommt nicht in den Menschen hinein, auch die Liebe nicht, oder die Verdrießlichkeit, sondern nur der Anlaß, welcher in dem Getriebe der so vielfach ineinandergreifenden Willensrichtungen eins oder mehrere Räder anders zueinander stellt und so die ganze Druckvertheilung alterirt, etwa wie beim Verschieben der Walze in einer Drehorgel nicht blos die Reihenfolge und die relative Zeitdauer der Töne, sondern auch das Forte und Piano ein anderes wird. (Wenn man also auch wirklich, wie das Motiv der Maschinerie, mittels deren die Walze sich stellen läßt, so den Erzieher dem regulirenden Orgeldreher vergleichen will: so berührt das doch die Wahrheit des Satzes nicht, daß dieser sein Instrument nehmen muß wie er es vorfindet und ihm nicht jede beliebige Melodie entlocken kann; davon gar nicht zu reden, daß die Walze auch zuweilen eigensinnig in die alte Lage zurückspringt.) Und im Grunde war es ja auch nichts anderes, was wir oben bei Besprechung der Modificabilität der posodynischen Bestimmtheit

als die Wahrheit erkannten in dem nimium quod dixit Hegel über die mit den Lebensaltern wechselnden Temperamente. Denn die Melancholie, welcher von Hause aus heitere Naturen — εὔκολοι — infolge von Kummer und Gram verfallen können, ist ja von echter Dyskolie so verschieden, wie die Scheineukolie, welcher unter momentaner Gunst des Schicksals oder unter der Einwirkung des Blödsinns wir einen früher als Dyskolos uns Bekannten zugewandt finden, verschieden ist von dem unzerstörbaren Frohsinn eines gesunden Eukolos. Bei den edlern Formen des phlegmatischen, anämatischen und cholerischen Temperaments wird nicht einmal solcher Schein entstehen; weil in diesen der Bestand des Gleichgewichts vermöge der ihnen überhaupt innewohnenden Festigkeit, selbst Störungen der intellectualen und physiologischen Functionen gegenüber, besser garantirt ist. — Jede Wage aber schwankt am stärksten, wann das Gleichgewicht im Begriff ist sich wieder herzustellen; deswegen sind auch die Oscillationen der Stimmung kaum je lebhafter als in den Perioden der Reconvalescenz (so sieht man Trübsinnige aus schwerer Krankheit mit einer an ihnen ganz ungewohnten Heiterkeit erstehen) — und selbst die verschiedene Reizbarkeit in den verschiedenen Stunden des Tages ist aus diesem Gesetze herzuleiten. Kurz: Schopenhauer hat recht: durch Stimmungswechsel wird die Constanz von Eukolie und Dyskolie nicht in Frage gestellt — aber diese Constanz ist nicht eine zeitweilige, also an sich doch variable, sondern nur das Verhältniß des posodynischen zu andern charakterologischen Elementen ist Wandlungen unterworfen — und auch dafür läßt sich Schopenhauer's Vergleichung mit einem Vesicatorium (a.a. O., S. 374; 2. Aufl., S. 358) verwerthen: die „bösen Säfte" können sich aus bloßen Dyskrasien der im Körper längst vorhanden gewesenen Substanzen, also ohne Hinzutritt eines Aeußern, gebildet haben — und nur eins bleibt räthselhaft: der Tod! Ist auch dieser nur eine Proportionsänderung zwischen den Individualitätsfunctionen? — oder

ist zu seiner Denkbarkeit die Annahme erforderlich, es sei ein fremdes Ansich in unser Ansich eingedrungen? Oder sind, schon vom Zeugungsmomente an, jeder Individualität feindliche Ingredienzen mitgegeben und einverleibt als integrirende Bestandtheile, und ist das Sterbenmüssen nichts anderes als das Lebensgesetz, daß „fort und fort sich fremder Stoff uns andrängt", bis er, jenen feindlichen Elementen zuwachsend, die Oberhand gewinnt? Dann ließe sich, ein Wort Schopenhauer's verengernd, sagen: jeder Stimmungswechsel, jeder Affect, jede Veränderung unsers physischen Befindens in deteriorem, ja, schon einem unerfüllbaren Wunsche nachhängen, sei ein momentaner Sterbeact unserer Individualität. (Man möge dazu das Kapitel zur Pathologie in „Der Wille in der Natur" vergleichen und in Erwägung ziehen, ob danach das Dogma von der Einheitlichkeit unsers Leibes qua individueller Willenserscheinung als gerettet oder als gestürzt erscheint.)

21. Fortsetzung. Die Einwürfe des Materialismus in retrospectiver Abschätzung.

So bringt uns jede Specialerörterung innerhalb dieses an Einzelproblemen so reichen Abschnitts zuletzt immer zurück auf die beiden Grundfragen nach dem Verhältniß von Speise und Leib und nach der „Wahrheit im Wahnsinn." Und es wird die Untersuchung sich für nicht ganz ergebnißlos halten dürfen, wenn ihr langsamer Fortgang auf jeder weitern Stufe auch einen höhern Standpunkt und damit ein Umschaufeld von längern Radien erreicht. Denn bei den Aufgaben, welche das Unterscheidende zwischen moderner und antiker Philosophie ausmachen, ist jede solche Erweiterung des Gesichtskreises schon an sich für einen Gewinn zu achten.

Wir erkannten bei Betrachtung der Stimmung die psychischen Reize für etwas, das nur die Proportionen

zwischen den einzelnen Functionen ändert; und die Frage liegt nahe, ob nicht Speisen, Spirituosa, Narkotika und Stimulantia ganz ebenso anzusehen sind. — Wenn es sich nachweisen ließe, daß all diese Dinge niemals zu integrirenden Theilen des Leibes werden, sondern nur als Passanten durch ihn hindurchgehen, so wäre damit eine bejahende Antwort auf diese Frage gegeben. — Allein schon die Unterscheidung der Physiologen zwischen eigentlichen Nutrimenten und bloßen Incitamenten mahnt hier zur Vorsicht — und daß selbst die Agriculturchemie die Grenze zwischen diesen beiden Wirkungsweisen zugeführter Düngstoffe festzuziehen noch nicht im Stande gewesen ist, sagt dem Laien: adhuc sub judice lis est. Daß es aber auch nicht statthaft ist, der Schwierigkeit etwa mit der Hypothese ein Ende zu machen: jedes Nutriment wirke im Grunde blos als Incitament, das wird schon bewiesen durch die einfache Thatsache des organischen Wachsthums, welches über das bloße Erhalten des Bestandes weit hinausgeht. — Und diesem so ziemlich gleichzusetzen scheint zunächst die dauernde Wirkung, sei es der Kräftigung oder Zerrüttung des Muskel- und Nervensystems, welche die Aufnahme für reine Incitamente angesehener Stoffe im Körper zur Folge hat. Mäßiger Weingenuß läßt Stärkung, fortgesetztes Opiumessen Entnervung zurück. Aber, ließe sich einwenden, einfache Bäder haben ja nach der Dauer ihrer Application oder der Temperatur des Wassers auch schon so entgegengesetzte Wirkungen zur Folge, und in ihnen geht doch kein Stoff in den Körper ein — sondern nur die innern Bewegungsverhältnisse sind es, welche eine Veränderung ihrer Schwingungsfolge erleiden — es vollzieht sich also auch hier nur dasselbe Gesetz wie in der Stimmung. Auf dem Wege dieser Consequenz behielte es also sein Bewenden bei der Anschauung Schopenhauer's, nach welcher all jene Dinge nicht in die Objectität des Individualwillens selber eingehen, sondern, außer und neben diesem stehen bleibend, seine ihm immanenten Functionen blos nach deren

gegenseitiger Proportion verändern — sie ließen sich den zeitweiligen Bewohnern einer Herberge vergleichen, welche in deren Innern wol manche Umstellung des Hausgeräths vornähmen, jedoch an dem Mobiliarbestande selber sowenig wie an den Gebäulichkeiten als solchen etwas änderten. — Aber der Empirie physiologisch-pathologischer Beobachtung ist doch das letzte Wort vorzubehalten darüber, wie weit der Assimilationsproceß dem Organismus wirklich neuen Stoff als integrirenden Theil incorporirt, beziehungsweise darüber, wieweit die Decrescenz (die „Involution" im Sinne der Physiologen) auch in einer materiellen Einbuße solcher Theile besteht. Und eine wirklich objective Betrachtungsweise darf sowenig die Thatsache des Hinschwindens in Krankheit und Alter, wie die „strotzende Fülle" der Gesundheit für leicht beiseitezuschiebende Phänomene, denn das hieße: für bloßen Schein, nicht für Erscheinung, nehmen. Bei aller Bescheidenheit in Anerkennung unserer Wissensschranke betreffs des Geheimnisses der Befruchtung können wir doch der Bedeutung des Chemismus innerhalb der organisch-vitalen Functionen nicht jeden Spielraum verschließen; denn organische Moleculen (Zellen) mögen immerhin toto genere vom rein chemischen Atom verschieden sein, sie sind doch nicht denkbar, ohne in diesem ihr Substrat zu haben — und bleiben, wenn auch durch die Vitalität grundwesentlich umgewandelt, doch immer die constituirenden Elemente des lebenden Organismus. Also diese Umwandlung des todten Stoffes in den organisch-lebendigen würde auch zur Drehungsachse für das uns hier beschäftigende Problem: denn die Willensmetaphysik muß sich vermöge ihres monistischen Charakters an diesem Punkte immer und immer wieder mit der materialistischen Doctrin berühren. Und auf denselben Berührungspunkt werden wir zurückgeführt, wenn wir uns nochmals auf die physisch-pathologischen „Reflexe" besinnen, welche bei Gemüthsbewegungen erfolgen. Diese waren es ja, die in schlagendster Weise die Identität moralischer und vegetativer

oder animalischer Mächte darthun. Auf ganz abstracten Vorstellungen beruhende „Seelenzustände", wie Sehnsucht, Gram, Zorn, äußern ja ihre Einwirkung auf organisch-chemische Vorgänge, indem sie insbesondere das Verdauungsgeschäft alteriren. So greifen sie fördernd (Trauer macht bekanntlich hungerig, während Freude sättigt) oder hemmend in die vitalen Umwandlungsprocesse ein und bestätigen ihrerseits unsere Affluxtheorie. Demnach braucht am wenigsten die Naturphilosophie abzuweisen, was die Erfahrung von gewissen Ausgleichungen zwischen körperlicher und geistiger Entwickelung behauptet; wird vielmehr gern auch aus dem Munde eines Jakob Grimm (in „Rede über das Alter", „Kleinere Schriften", I, 198) eine Anerkennung dessen vernehmen: „Bei Verwachsenen oder schon bei Hinkenden mag der auf ihre innere Gliederung durch das theilweise Hemmniß ausgeübte Druck wol in Zusammenhang stehen mit einer angestrengten und gestärkten Geisteskraft, die sich häufig an ihnen gewahren läßt." Verkrüppelungen nach Amputationen zeigen ja Erscheinungen, welche ebenfalls das Streben nach Wiederherstellung des aufgehobenen Gleichgewichts der Functionen nicht verkennen lassen, und rein mechanische Insulte, wie Schnitt, Quetschung, Gefäßzerreißung, modificiren ja, selbst wo sie dem Gehirn ganz fern bleiben, zuweilen die Nerventhätigkeit so gründlich, wie nur irgendein in chemischen Rapport zum Säfteleben getretenes Ingrediens (— der Name Trismus traumaticus genüge als Erinnerung an die in diesen finstern Abgründen hausenden Schrecken). — Was die Pathologen Atrophie und Hypertrophie nennen, ist eine Gleichgewichtsstörung derselben Art, wie sie schon das alte: ubi irritatio ibi confluxus ausspricht. — Nirgends läßt sich in all diesen Fällen die feste Grenze zwischen rein intensiver Aenderung der Functionirungsverhältnisse und extensiv materiellem Zuwachs ziehen; um so weniger als auch letzterer, wo er unzweifelhaft vorliegt, ohne eine vorausgegangene Steigerung der Affinitätskräfte nicht zu begreifen ist. — Ohne

die grundwesentliche Gleichartigkeit mechanischer, chemischer und organischer Kräfte wären letale Verletzungen ohne Blutverlust, Vergiftungen und apoplektische — als spontane Stockungen der Lebensfunctionen aussehende — Todesursachen ebenso viele Démentis für alles auf dem Boden der Causalität fortschreitende Denken.

Sogar das omne animal triste post coitum ist hierher zu ziehen und von dem Standpunkt aus, der Schuld und Bewußtsein zu gegenseitigen Correlaten macht, nicht als Beleg für das Princip ascetischer Abstinenz zu verwerthen — denn solche Ahnung vom Lebensschmerz in der „seufzenden Creatur" läßt sich nicht aus dem Instinct herleiten, weil es keine „widernatürlichen", d. h. keine der Lebensbejahung widerstrebenden Instincte gibt. Wo nicht die Reflexion es ist, die sich sagt, daß es ein beklagenswerthes Ereigniß sei, „dem Teufel Handgeld gegeben", den das Dasein perpetuirenden Knoten noch einmal wieder geschürzt zu haben: da kann jene Depression nur der subjective Reflex derselben Depotenzirung der Individualkraft sein, welche in der senilen Decrepitudo zu einer habituellen wird. (Deshalb wird auch nicht jeder Samenerguß als eine „Schwächung" empfunden; die beneficia lunae können als eine „den Kopf frei machende Erleichterung", nämlich eben als eine wohlthätige Ausgleichung, wirken.) Und die so beachtenswerthe Aeußerung Schopenhauer's im Briefe an Rosenkranz (welchen dieser in der Vorrede zur Ausgabe der „Kritik der reinen Vernunft" mittheilt) über die beim alternden Kant eingetretene Charakterschwäche hat mir von jeher ein — man möchte sagen: halb unwillkürlich erflossenes — Correctiv so mancher starren Consequenzsätze seines Systems geschienen. Aber ich getraue mir auch, sie in Einklang setzen zu können mit dessen unverlierbarer Grundwahrheit. Gerade wem das Leben, die „Seele", nichts anderes ist als — im Sinne des Aristoteles — die Form — oder — des Spinoza — die Idee des Leibes, wird es für blos verschiedene Aeu-

ßerungsweisen desselben Gesetzes halten, daß der Greis sich andere Leibgerichte aussucht als der Mann, und daß jener andern Grundmotiven folgt als dieser. Wer vor der Thatsache, daß im höhern Alter der Geiz überhand- nimmt, nicht rathlos die Hände in den Schos legt, dem kann es auch keine unentwirrbare Aporie sein, daß mit den Jahren der Muth schwindet. Der den Leib bauende oder erhaltende und an seinem Theil an der Gestaltung des Individualschicksals mitarbeitende Wille hat je nach den verschiedenen Lebensaltern andere ihm zunächst oblie- gende Aufgaben. Aber sowenig der Mann ein anderer ist, der jetzt sich Motion am Sägeblock macht und vor einer Stunde grübelnd am Pult stand: sowenig wird der Wille an sich ein anderer, wenn er im achten Jahrzehnt sich andern Beschäftigungen und Mühewaltungen inner- und außerhalb seines Organismus zuwendet als etwa im vierten. Da wie dort ist, was anders geworden, nur die Vertheilung der Functionen. Damit löst sich denn auch der Widerspruch, den die starre Consequenz der Ver- neinungslehre nicht zu heben vermag: die Möglichkeit der Recidive bei begonnener „Abwendung vom Leben", welche Schopenhauer mit gewohnter Ehrlichkeit (z. B. beim Ben- venuto Cellini) nicht verschweigt. Der durch die Einsicht in das dem Leben wesentliche Leiden übermächtig gewor- dene Intellect kann so gut wie jede andere Willensrichtung durch anderweitige Motive einen Abfluß erleiden, infolge dessen ihm jene Uebermacht zeitweilig oder dauernd wieder entzogen wird.

Der „entnervte" Lüstling hat so viel mit der Regene- ration der „vergeudeten" Kraft zu thun, daß ihm kein Ueberschuß disponibel bleibt, mit welchem er in unge- schwächter Spontaneität nach außen zu wirken vermöchte — so sehen wir aus dem einst beherzten Jüngling eine feige, „wehleidige" Memme geworden. Dasselbe gilt von jedem in Ueppigkeit verweichlichten Volke, sei es daß Schlemmerei, Aphrodisien oder der „Luxus des Geistes"

seine Kräfte verzehrten. Wer umgekehrt der freien Entfaltung seiner physischen Irritabilität durch Uebung und angemessene Nahrung nachhilft, sammelt sozusagen ein Kapital an, das ihn im Augenblick der Noth nicht im Stiche läßt — dann erscheint das Wollen als „gestählt“, blos weil es das Gegentheil von diffus ist, unbeschadet natürlich der Differenzen angeborener Energiegrade. Ein „concentrirtes“ Wollen gibt ja sogar momentan den Anschein vermehrten Kraftquantums — das die Wahrheit des Sprichworts: „Noth bricht Eisen“, wie der ihm ähnlichen! Deswegen hat man sich gewöhnt, „vielerlei, aber nichts ordentlich und mit ganzer Seele wollen“ für einen Wechselbegriff von „Charakterschwäche“ zu nehmen — und ist erstaunt, wenn solch ein vermeintlicher Schwächling, einmal herausgetrieben aus der Zersplitterung, unvermuthet eine beträchtliche Energie an den Tag legt. Jene „Schwäche“ sollte also richtiger: leichte Verrückbarkeit der Functionirungsproportionen heißen — und gerade eine gewisse absolute Unverrückbarkeit einzelner Willensrichtungen kann mit dem zusammenfallen, was als sittliche Schwäche, d. h. als Unfähigkeit, sich durch Maximen bestimmen zu lassen, bezeichnet wird.

22. Fortsetzung. Die dämonische Macht sittlicher „Verkommenheit“.

Das deteriora sequor hat man ja von jeher auf etwas wie eine äußere Macht zurückgeführt; das „Dämonische“, „Besessensein“ u. dgl. sind Begriffe, deren Ursprung hier zu suchen. (Der Eigensinn wird uns als etwas dem Gleichartiges noch an seinem Orte beschäftigen.) Der Spieler, der Trunkenbold, der gänzlich verkommene Asot fühlt sich wie unter einem Bann. Der Dämon wirft jedes Hemmniß vor sich nieder — nur dem äußern Zwang physischen Gebundenseins weicht er voll Ingrimms. Jeden,

der ihn auf seinem Wege aufhalten will, trifft zuletzt sein Haß — was ursprünglich Scham war, kann sich in satanischen Neid umsetzen. — Der Gedanke, daß andere nicht der gleichen Gravitation erlegen sind, wird unerträglich — die Selbstbehauptung kann sich nur noch genugthun in Herabdrücken anderer auf dasselbe Niveau — die eigene verlorene Ehre will auch anderer Ehre vernichtet sehen — Verführung, oder, wo die nicht anschlägt, schändlichste Verleumdung müssen dazu helfen — und weil die Vergleichung mit Angehörigen der eigenen Familie die nächste ist, so pflegen diese das erste Opfer solcher grausenhaften Verwüstung zu werden: Dankbarkeit und Vergeltung sind auf den Kopf gestellt: der Wohlthäter vor allem muß „daran glauben", daß er nichts voraushatte — es ist das nach außen wüthende Gewissen — irgendwo muß die Ausgleichung vollzogen werden.

Es sind ja in der Regel von Hause aus „nicht schlechte Menschen", um derentwillen die sogenannten Besserungsanstalten erbaut werden; und deshalb kann es auch nicht denselben Makel auf die Ehre einer Familie werfen, ein solches Mitglied zu den Ihrigen zu zählen, wie es etwa die ganze Moralität eines Familiengeistes in Frage stellt, wenn ein sogenannter gemeiner Verbrecher zur Blutsverwandtschaft gehört. — Das mauvais sujet gilt sogar gewöhnlich für ein „verunglücktes Genie" — und irgendwelche einseitig hervorragende Begabung wird ihn auch meistens auszeichnen — wol am öftesten musikalische Anlage. Die hinter den Zäunen verendenden Landstreicher vom Gewerbe der Bänkelsänger, die in den Gossen sich wälzenden Dichter, die in der Kneipe zu Grunde gegangenen Schauspieler, die das Handwerk grüßenden „abgebrochenen Candidaten" — und wie die Kategorien von Unglücklichen alle heißen, für die sich, auch aus dem weiblichen Geschlecht, sogar „namhafte" Beispiele anführen ließen, wenn nicht gerade über dies Elend den Mantel der Liebe noch mit seinem äußersten Zipfel zu spreiten tausendfacher Anlaß geböte: sie bilden

ja eine eigene Species, deren Familienmal eben die dämonische Natur des Motivs ist, das ihnen auf der abschüssigen Straße den ersten verhängnißvollen Stoß gegeben, und das heißt: die starre Unverschiebbarkeit dieser einen Willensrichtung gegenüber allen andern.*) Das Starrmachende in der Wirkung des Dämonischen erinnert an die Macht des Magnetiseurs über den fremden Willen, und der Verfolg dieser Betrachtung müßte weit hineinführen in das „magische Geistesleben", über welches das Schindler'sche Buch dieses Titels und nach diesem ein Werk Perty's („Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur") das Material zusammengetragen haben. Als „Paradoxie des Willens" kommt es beim Eigensinn und bei den Antinomien des Gemüths zur Sprache — und ich verlasse hier diesen Gegenstand, um endlich wieder auf festern Boden zu treten.

23. Schlußbemerkung mit Uebergang.

Es mag sich nämlich ein Leser, der mich bis hierher geleitet hat, gesagt sein lassen, daß nicht weniger als ihm dem Schreibenden selber in diesem Abschnitt oft zu Muthe

---

*) Im kleinen erfährt jeder ein solches Starrwerden gewisser psychischer Thätigkeiten — denn nichts anderes ist es, wenn gewisse Vorstellungen oder Gedankenfolgen sich gleichsam darauf steifen, ihren Platz im Gehirn nicht aufzugeben, was ihnen bekanntlich in der Stille und im Dunkel der Nacht am leichtesten gelingt, wann kein äußerer Eindruck das Streben unterstützt, die Gedanken „abzulenken" auf etwas anderes. Selbst das Geklingel einer bestimmten Melodie, das uns tagelang summsend durch den Kopf schwirrt, ist von derselben Natur, die nur deutlicher in den sogenannten „fixen Ideen" sich kundgibt. Also auch in dieser Beziehung trägt jeder die Anlage zum Wahnsinn in sich, und ein Vorgefühl desselben scheint dabei fast so wesentlich zu sein wie die einzelne seiner Formen unterbrechenden lucida intervalla, die eben als solche wol für das sublimirteste Höllenbewußtsein gelten müssen.

gewesen ist, als müßten wir uns auf einem sumpfigen Terrain bewegen, wo jeder Schritt vorwärts die Gefahr mit sich führt, tiefer ins Bodenlose zu gerathen. Da entsteht von selber eine Zickzackbewegung, die in ziellosen Kreuz- und Quergängen eigene wie fremde Kraft vergebens abzumartern scheint, und mit der Geradlinigkeit des Vorschreitens scheint jede feste Disposition aus der Erwägung zu verschwinden — so sehr, daß selbst die Ueberschriften dieser letzten Kapitel zum Theil hinter Unbestimmtheiten sich flüchten mußten. Dennoch glaube ich, im Hin und Her dialektischer Thesen und Antithesen dem intelligenti i. e. inter lineas legenti auch die Synthesen nicht vorenthalten zu haben, und die objective Seite an den Asoten, an denen wir als das Subjective die dämonische Kraft der Motive erkannten, stellt uns wieder in den Bereich concreterer Mächte, sofern es die Gesellschaft mit ihrer S i t t e ist, deren Weichbild jene „Unrettbarverlorenen" verlassen haben. (Deswegen richtet der Staat als der Hüter des Gesellschaftslebens gegen sie als solche, die sich von ihm ausgeschlossen haben, also hostes im antiken Sinne für ihn sind, Schranken auf, und solche Ausnahmebehandlung, wie z. B. das würtembergische Asotengesetz für „Recht" erkennt, ist vom Standpunkt des Staats als solchen aus eine unbestreitbare Consequenz — er kann nicht, wie etwa der Diener der Kirche als „Pastor", diesen von der Heerde abseit weidenden Schafen nachgehen, um sie zum Leben in der Hürde zu zwingen — so wenig wie es möglich ist, den Zigeuner zu nöthigen, daß er sich der staatlichen, a u f G e g e n s e i t i g k e i t b e r u h e n d e n Ordnung einfüge — wer sich selbst zum exul machte, kann sich nicht beklagen, wenn er demgemäß als exlex, recht eigentlich als „Auswurf" der menschlichen Gesellschaft, behandelt wird, und ihm gegenüber nur noch der Standpunkt der Bändigung gilt, nachdem er selber zuerst in seinem Bewußtsein das Band der Zusammengehörigkeit mit der Gesammtheit zerrissen.)

24. Die Demoralisation im buchstäblichen Sinne als „Entsittlichung".

Die Sitte ist eine substanziale Macht, in welche wir den einzelnen hineingeboren finden. Ihren Ursprung zu ergründen, hat bekanntlich von den Voraussetzungen Herbart'scher Philosophie aus Lazarus versucht, und es ist dies ohne Zweifel eins der Fundamentalprobleme der von ebendemselben in die Reihe der selbständigen Disciplinen aufgenommenen Völkerpsychologie; der Charakterolog dagegen steht der Sitte, wo es die Modificabilitätsfrage angeht, als einem „Gegebenen" gegenüber. Das scheint freilich ein circulus vitiosus zu sein, da die Völkerinstincte — um Kürze halber diesen Ausdruck zu gebrauchen — aus welchen die Sitte fließt, ihrerseits wieder auf charakterologischen Grundlagen ruhen müssen. Allein hier haben wir es nicht mit bestimmten Sitten, sondern mit der Sitte als solcher überhaupt zu thun, und deren Herleitung ist genug gethan, wenn wir sie uns als das Gesammtresultat eines gewissen Durchschnittswollens vorstellen; ähnlich wie die sogenannte historische Schule der Juristen das Recht als die Summe des jeweiligen Volkswillens, somit als eine Specialität der Sitte und des Herkommens, definirt und sich auf „Usancen" und „Observanzen" als noch lebendige Beispiele des analogen Hergangs in der Gegenwart berufen kann. — Man braucht noch nicht gleich gegen die Sittenlosigkeit unserer Zeit zu wettern und kann doch von Herzen die Sittelosigkeit des heutigen Bürgerstandes beklagen. Diese hängt in vorderster Linie damit zusammen, daß den meisten das Heimatsgefühl abhanden gekommen. So konnte es geschehen, daß es sogar Deutsche gibt, denen ein Gedicht wie Friedrich Hebbel's „Das alte Haus" keine Gemüthssaite mehr anschlägt, weil es für sie auf nichts Selbsterlebtem mehr ruht, nicht einmal auf potentiell Nachempfundenem; wie vielen liegen heutzutage nicht auch die

Gräber ihrer geliebten Todten weithin zerstreut durch alle Lande der „bewohnten Erde“ — und in die Irre müssen sie schweifen nach tausend Stätten, wo ihre „Träume wandeln gehn“. — Der eine wandert aus in fremde Länder und Erdtheile; der andere sucht sich wenigstens fern von dem Herde, an welchem seine Wiege gestanden, einen Ort aus, der für sein Geschäft oder Etablissement gelegen ist; ein dritter wird als Beamter vom einen Winkel der Monarchie in den andern, vielleicht gar in überseeische Colonien verschlagen. So wird an allen Punkten das Band des überkommenen Väterbrauchs zerrissen — im besten Falle tritt an die Stelle des Heimatsgefühls der abstracte Patriotismus, der dann leicht genug zu kosmopolitischer Verachtung alles „spießbürgerlich Engen“ in den Local- und Gautraditionen sich verflüchtigt — es gibt ja nichts Nivellirenderes als die Tyrannei des demokratisirenden Bureaukratismus, der nichts wissen will vom Recht der Stammeseigenthümlichkeit. Und was diese Emancipation von dem durchs Alter Geheiligten fortbestehen läßt, ist nur die Caricatur altfränkischer Etikette, gerad' engherzig genug, um in selbstgefälliger Intoleranz das wirklich in seinem Innern frei gewordene Individuum durch lästigsten Geselligkeitszwang zu terrorisiren, als thäte man den Leuten ein Unrecht blos dadurch, daß man am Umgang mit ihnen keinen Gefallen findet. So steht denn auch die Opposition ein für das bloße Recht, als ein abstractes Postulat der Vernunft, nicht für eine wirkliche Herzenssache — und die conservative Reaction benutzt das, um ihr Sonderinteresse einzelner Stände zu umkleiden mit dem Nimbus der jedem Gemüth werthvollen Vertheidigung eines Stücks der untergehenden Sitte. Der Rigorismus eines Robespierre ist von jenem Unterminiren dessen, was nur darin sein Recht hat, daß es Sitte ist, blos die zerrbildliche Consequenz: fiat justitia, pereat mos!

Demoralisirend wirken demnach all diejenigen Factoren, welche einen Zersetzungsproceß in diese Substanz einführen.

Dies kann nun aber auf gar verschiedene Weise geschehen. Schon ein großes Nationalunglück reicht hin, die von der Sitte geknüpften Bande zu lockern, zu lösen oder gar zu zerreißen. Krieg, Pest, despotische Willkür der Gewalthaber sind solche Mächte.*) Aber nach dem summum jus, summa injuria hat auch das alles controlirende Mißtrauen der bureaukratischen Regierungsweise dieselbe Wirkung; denn durch diese verliert die Sitte die charakteristische Basis ihrer Wirksamkeit: die Selbstverständlichkeit. Die Sitte ist ein wahres Noli me tangere — der bloße Gedanke, man könne sich ihr entziehen, erzeugt den ersten „faulen Fleck" an ihr, von dem sich mit rapider Schnelligkeit das Zerstörungswerk ausbreitet. Wer also das quisque praesumitur moralis in unablässiger Bewachung auf den Kopf stellt, der entbindet gewissermaßen vom Zwang der Sitte — das ist der eigentliche Unterschied zwischen patriarchalischem und Rechts- oder Polizeistaat. Wo die Sitte herrscht, ist die Polizei überflüssig; jene sagt: alles ist erlaubt, was nicht verboten ist — diese steht, wenn nicht auf, so doch dicht vor dem Ausspruch: alles ist verboten, was nicht erlaubt ist. Aber nur das Verbot reizt zum Ungehorsam, nicht die Erlaubniß etwas zu thun als solche auch schon dazu, von ihr Gebrauch zu machen. Das Verbot bleibt unwirksam ohne die Macht, welche der Uebertretung zu steuern vermag — ohne Strafandrohung ist jedes Verbot ein leerer Wortschall. Die Strafe aber

---

*) Der Despotismus, welcher das car tel est notre plaisir an die Stelle durch Tradition geheiligter oder als rationell sich selber empfehlender Institutionen setzt, verwirrt den „gesetzlichen Sinn" der Menge, die anfangs nur gegen ungerechten Zwang sich auflehnt, aber, wenn sie sich erst — im activen und passiven Widerstand — ans Nichtgehorchen gewöhnt hat, bald mit jener Krawalllust des großen Haufens nicht mehr unterscheidet zwischen der Insurrection des empörten Rechtsgefühls und der revoltirenden Widersetzlichkeit gegen die Bedingungen staatlicher Ordnung, zwischen erlaubter Opposition und unberechtigter Renitenz.

fürchtet nur, wer durch sie noch etwas zu verlieren hat — der Schwerleidende, der Verzweifelnde läßt sich durch sie nicht mehr schrecken. So kommt es, daß oft noch die Sitte heilig hält, wer das Gesetz als strafendes verachtet, ja ihm offen Hohn spricht. Das bestätigt sich im kleinsten wie im großen. Es sind dieselben Weiber, welche das Vestafeuer der Sitte sorgsamst hüten und doch ohne die leisesten Gewissensbedenken darauf sinnen, wie sie den Mauthwächter täuschen möchten — „laß sie doch besser aufpassen!“ ist ihre schalkhaft herausfordernde Entschuldigung, welche zugleich den Unterschied beider Standpunkte grell beleuchtet: jede argusäugige Controle legalisirt gewissermaßen zum voraus den geglückten Versuch sie zu hintergehen: wo dem Gewissen nichts mehr anvertraut wird, da gilt bald genug für „nicht Unrecht“, was „nicht herauskommt“. In dem entbrannten Wettstreit gegenseitigen Ueberlistens kehrt fast das Gesetz der spartanischen κρυπτεία zurück: was unentdeckt bleibt, bringt Ehre ein statt Strafe. So hat das Extemporaleschreiben, so das Auf-die-Spitze-treiben der Bedeutung des Abiturientenexamens einen beiderseitigen Kriegszustand erzeugt, wo jedes Strategem berechtigt scheint, das sichere Ausführung verheißt. Und selbst etymologisch scheinen „Mogeln“ und Schmuggeln sich nicht anders zu verhalten wie Maulen und Schmollen. Wie eine levissima nota streift eine Steuerdefraudation höchstens den „guten Namen“ des Uebertretenden, und die bestellten Wächter selber bleiben nicht unempfindlich gegen den Humor des Dupirtseins. Man fahre nur fort, eine „Aufsichtsbehörde“ über die andere zu errichten und die ganze Staatsweisheit in Erfindung neuer Sicherheitsventile zu setzen, so wird man bald genug dahin kommen, daß auch „Vernachlässigung des Dienstes“, das blos frönlingsmäßige Wahrnehmen eines Amtes, für keinen sittlichen Makel mehr gilt; denn man hat eine Ausrede heraufbeschworen, die, wider den Staatsmechanismus sein eigenes Princip kehrend, ihm entgegenhöhnt: „so sehet doch denen

noch schärfer auf die Finger, deren Gewissen ihr aus dem Ansatz eurer Rechnung gestrichen habt. — Ihr glaubt ja doch betrogen zu werden, so mögt ihr's denn auch wirklich werden!" Kurz: die Controle macht den Schuft nur schlauer, den Ehrlichen leicht ehrlos aus Verdruß, doch schon als ein Ehrloser behandelt zu werden, und der Rechtsstaat in seiner starren Consequenz wird der allerunerträglichste Tyrann, weil in ihm milderndes Wohlwollen keinen Platz mehr hat (s. S. 191). In der That muß in einem Volke ein fast unverwüstlicher Fonds ehrlicher Gewissenhaftigkeit vorhanden sein, wenn solch ein Controlesystem nicht alsbald das Beamtenheer dermaßen corrumpirt, daß alles den Stempel des Miethlingswesens an der Stirn trägt; denn wenn der Sturm eine am Spalier großgezogene Ranke packt, so pflegt er sie an der Wurzel zu knicken. Und hier kann ich mich nicht entbrechen, ein paar Sätze nachzutragen, die mir als eine fast wörtliche Bestätigung des Ebengesagten hochwillkommen sein mußten, als ich sie in der Schrift eines ehrwürdigen Veteranen der Pädagogik fand, welcher über den Verdacht frivoler Ketzerei weit erhaben ist. Roth läßt sich in seiner „Gymnasialpädagogik", S. 273 fg., mit heiligem Zorn also vernehmen: „Das vornehmste der Hindernisse, welche dem Erwecken des neuen Geistes im Lehrstande im Wege stehen, möchte wol die militärische Unterordnung unter das oberste Schulregiment sein, die Abhängigkeit der Lehranstalten von der Bureaukratie, von welcher der Unsegen wie ein böser Melthau immer von neuem auf all das fällt, was im öffentlichen Leben durch guten Willen und den Antheil des Herzens an der Berufsarbeit zu Stande gebracht werden sollte. Denn je mehr die Arbeit, wozu ich mich verpflichtet habe, von geistiger Art ist, wie eben das Erziehen durch Unterricht, desto mehr bedarf ich zur Energie meines Thuns der Spontaneität der selbständigen Initiative in meinen Verrichtungen, und diese Spontaneität zieht mir die Bureaukratie, soviel sie vermag, aus

meiner Seele, indem sie nicht nur das Was, wozu sie bis auf einen gewissen Grad berechtigt ist, sondern auch das Wie anbefiehlt, woran sie kein natürliches, sondern nur ein usurpirtes Recht hat; und der Obere, die verkörperte Bureaukratie, saugt die mir entzogene Spontaneität in sich hinein, ohne ethischen Gewinn, da nicht seine Vernunft oder Willenskraft, sondern nur das in ihm verstärkt wird, was Plato das ἐπιθυμητικόν zu nennen pflegt . . . in seinen Augen ist er ein Herr der Sachen und Personen, und der Untergeordnete ist ein Knecht geworden, der seines Herrn Willen wissen, nicht nach eigener Ein- und Ansicht handeln soll. Von da an wäre es eine lächerliche Anmaßung, wenn der Untergeordnete bei dem, was er thut und läßt, sich auf sein Gewissen berufen wollte. Er mag sein Gewissen behalten für sein häusliches Leben; die Bureaukratie aber impft ihm ein künstliches Gewissen ein für alles, was er als Beamter oder als Staatsbürger zu thun hat: hier hat das natürliche Gewissen weder Sitz noch Stimme." Ist das nicht ein classischer Commentar zu dem, was von der Imputabilitätslosigkeit bei absoluter Heteronomie zu sagen war? Dazu nehme man noch, a. a. O., S. 275 fg.: „Auf dem Boden des Rechts, welches vor Gott Recht ist, steht die Bureaukratie nicht; schon darum nicht, weil sie sich, zwar stillschweigend, aber desto zuversichtlicher, das Recht anmaßt, welches keinem Sterblichen gebührt, das Recht der Unfehlbarkeit. Diese hat sie von der Curie bei deren vollem Leben ererbt, für ihre Machtsprüche aber die Form der Napoleonischen Depeschen, nicht die des menschlichen Hirtenbriefs angenommen. Denn vor zeiten klang's doch anders und zuthunlicher: — «Unsern Gruß zuvor!» und am Ende: «Daran beschiehet unsere Meinung» und «Wir verbleiben Euch in Gnaden gewogen»." — Aber selbst in preußischen Zeitschriften für Pädagogik und von altgeschulten preußischen Lehrern werden Stimmen laut, welche

sich nach der guten alten Zeit zurücksehnen, „wo noch jeder Lehrer in seiner Klasse der Rector war" und man noch nichts wußte von jener mechanischen Stufenleiter eines fanatischen Controlesystems, für welches die Bezeichnung „organische Gliederung" eher ein heuchlerischer Deckmantel als ein bona fide gebrauchter, harmloser Euphemismus zu sein scheint. Wer sich an dergleichen zu erquicken wünscht, möge z. B. nachlesen, was ein Referent über „Harnisch' Leben" vom Institut der Ordinariate u. dgl. sagt in Langbein's „Pädagogischem Archiv", 1866, S. 121 fg.

Es waren allezeit die weisesten Pädagogen, welche sich sträubten, für ihre Schulen geschriebene Gesetzestafeln aufzustellen — sie wußten, daß damit untergraben wird, was als „guter Geist" die Macht der Selbstverständlichkeit hat. Im Völkerleben gibt es desgleichen Gefahren, welche durch das plurimæ leges, pessima respublica nicht erschöpft werden. Allzu häufigen Regierungs- und Verfassungswechsel erträgt auch die „loyalste" Nation nicht; denn nur die Dauer kann dem positiven Gesetze etwas von der Kraft zurückgeben, welche der Sitte als ererbter Tradition von selber innewohnt. Und wenn „Patrone" auch nicht überall Schutzheilige sein können, so sollten sie doch ihrer Namensverwandtschaft mit dem „väterlichen" Regiment eingedenk bleiben, um es nicht für eine Kleinigkeit zu achten, wenn alle Semester an ihren Patronatsschulen das Lehrerpersonal wechselt. Das widerspricht nicht dem, was S. 193 über das Vortheilhafte der Einwirkung verschiedener Lehrer auf ein und dasselbe Schülerindividuum gesagt worden ist. Dort sollte einseitiger Ausschließlichkeit, hier muß einheitsloser Unstetigkeit entgegengetreten werden — und da scheue ich das Paradoxon nicht: lieber stelle man den Schüler unter einen Kreis von Mittelmäßigkeiten, als daß man ihn der Gefahr aussetze, in langer Reihenfolge von Lehrern unterrichtet zu werden; man thue das selbst nicht, wenn man gegründete Hoffnung haben könnte, daß deren jeder gescheiter und tüchtiger als sein Vorgänger

meiner Seele, indem sie nicht nur das Was, wozu sie bis auf einen gewissen Grad berechtigt ist, sondern auch das Wie anbefiehlt, woran sie kein natürliches, sondern nur ein usurpirtes Recht hat; und der Obere, die verkörperte Bureaukratie, saugt die mir entzogene Spontaneität in sich hinein, ohne ethischen Gewinn, da nicht seine Vernunft oder Willenskraft, sondern nur das in ihm verstärkt wird, was Plato das ἐπιθυμητικόν zu nennen pflegt ... in seinen Augen ist er ein Herr der Sachen und Personen, und der Untergeordnete ist ein Knecht geworden, der seines Herrn Willen wissen, nicht nach eigener Ein- und Ansicht handeln soll. Von da an wäre es eine lächerliche Anmaßung, wenn der Untergeordnete bei dem, was er thut und läßt, sich auf sein Gewissen berufen wollte. Er mag sein Gewissen behalten für sein häusliches Leben; die Bureaukratie aber impft ihm ein künstliches Gewissen ein für alles, was er als Beamter oder als Staatsbürger zu thun hat: hier hat das natürliche Gewissen weder Sitz noch Stimme." Ist das nicht ein classischer Commentar zu dem, was von der Imputabilitätslosigkeit bei absoluter Heteronomie zu sagen war? Dazu nehme man noch, a. a. O., S. 275 fg.: „Auf dem Boden des Rechts, welches vor Gott Recht ist, steht die Bureaukratie nicht; schon darum nicht, weil sie sich, zwar stillschweigend, aber desto zuversichtlicher, das Recht anmaßt, welches keinem Sterblichen gebührt, das Recht der Unfehlbarkeit. Diese hat sie von der Curie bei deren vollem Leben ererbt, für ihre Machtsprüche aber die Form der Napoleonischen Depeschen, nicht die des menschlichen Hirtenbriefs angenommen. Denn vor zeiten klang's doch anders und zuthunlicher: — «Unsern Gruß zuvor!» und am Ende: «Daran beschiehet unsere Meinung» und «Wir verbleiben Euch in Gnaden gewogen»." — Aber selbst in preußischen Zeitschriften für Pädagogik und von altgeschulten preußischen Lehrern werden Stimmen laut, welche

sich nach der guten alten Zeit zurücksehnen, „wo noch jeder Lehrer in seiner Klasse der Rector war" und man noch nichts wußte von jener mechanischen Stufenleiter eines fanatischen Controlesystems, für welches die Bezeichnung „organische Gliederung" eher ein heuchlerischer Deckmantel als ein bona fide gebrauchter, harmloser Euphemismus zu sein scheint. Wer sich an dergleichen zu erquicken wünscht, möge z. B. nachlesen, was ein Referent über „Harnisch' Leben" vom Institut der Ordinariate u. dgl. sagt in Langbein's „Pädagogischem Archiv", 1866, S. 121 fg.

Es waren allezeit die weisesten Pädagogen, welche sich sträubten, für ihre Schulen geschriebene Gesetzestafeln aufzustellen — sie wußten, daß damit untergraben wird, was als „guter Geist" die Macht der Selbstverständlichkeit hat. Im Völkerleben gibt es desgleichen Gefahren, welche durch das plurimæ leges, pessima respublica nicht erschöpft werden. Allzu häufigen Regierungs- und Verfassungswechsel erträgt auch die „loyalste" Nation nicht; denn nur die Dauer kann dem positiven Gesetze etwas von der Kraft zurückgeben, welche der Sitte als ererbter Tradition von selber innewohnt. Und wenn „Patrone" auch nicht überall Schutzheilige sein können, so sollten sie doch ihrer Namensverwandtschaft mit dem „väterlichen" Regiment eingedenk bleiben, um es nicht für eine Kleinigkeit zu achten, wenn alle Semester an ihren Patronatsschulen das Lehrerpersonal wechselt. Das widerspricht nicht dem, was S. 193 über das Vortheilhafte der Einwirkung verschiedener Lehrer auf ein und dasselbe Schülerindividuum gesagt worden ist. Dort sollte einseitiger Ausschließlichkeit, hier muß einheitsloser Unstetigkeit entgegengetreten werden — und da scheue ich das Paradoxon nicht: lieber stelle man den Schüler unter einen Kreis von Mittelmäßigkeiten, als daß man ihn der Gefahr aussetze, in langer Reihenfolge von Lehrern unterrichtet zu werden; man thue das selbst nicht, wenn man gegründete Hoffnung haben könnte, daß deren jeder gescheiter und tüchtiger als sein Vorgänger

sein werde. Denn die zarte Pflanze der Pietät schlägt langsam Wurzel und in dem immer wieder aufgerissenen Boden niemals tiefe. Was rasch gewonnen und verloren wird, ist nur ihr illegitimer Vetter, der Respect, dessen Emblem auch beim Corporal nicht umsonst der Stock, das abgeschnittene, wurzellose, erstorbene Reis ist, und der sich zur Pietät genau so verhält wie das Gesetz zu Sitte — die Sitte wird, bildet sich, das Gesetz ist gemacht — kann deshalb auch umgemacht, aufgehoben, beseitigt werden.

Das plurimæ leges, pessima respublica läßt sich auch noch in anderer Fassung auf einen tiefern ethisch-psychologischen Gedanken zurückführen, der zugleich das bereits oben gelegentlich berührte Verhältniß des Ethischen zum juristischen Gebiet klarer ins Licht setzen kann: solange etwas blos der Sitte, dem Gewissen, anheimgestellt ist, hat der einzelne sein Verhalten dazu ganz mit sich selber abzumachen — er findet seine Ruhe nur in sich oder gar nicht. Sobald aber der Staat durch ein bürgerliches Gesetz sich einer Sphäre des ethischen Lebens bemächtigt (wie z. B. im Disciplinarstrafverfahren gegen nicht geradezu verbrecherische, aber doch „unwürdige" Beamte), so erscheint das Vergehen dawider als schlechthin und vollständig sühnbar durch das Erleiden einer bestimmten äußern Strafe; und weil jede äußere Strafe leichter zu ertragen ist, als innere Gewissensunruhe, so wird desto mehr gegen den ethischen Instinct gesündigt, je weiter das Gesetz, das positive Strafrecht, in dessen Bereich übergreift: was von menschlichem Gesetz erreicht werden kann, das erscheint sozusagen als ein leichteres Vergehen im Vergleich mit demjenigen, was die ewige, „göttliche" Gerechtigkeit auszugleichen sich vorbehalten hat. Allerdings jedoch beweist es an sich schon eine Zermürbung des Sittlichkeitsbodens, wenn der Staat sich veranlaßt findet, ergänzend dessen Lücken oder Löcher auszufüllen. Und dazu stimmt es aufs beste, oder vielmehr allerschlimmste, daß es nirgends eine nichtswürdigere, völliger in raffinirtesten Egoismus auf-

gehende Bevölkerung gibt als in dem Lande, wo jede Sitte in Gestalt eines positiven Gesetzes formulirt ist — in China. Das heißt denn freilich Ernst machen mit dem Satze: das Gesetzesrecht ist Ausdruck des Volkswillens. Außerdem aber öffnet ja jede in allzu weiter Ausdehnung nothwendig verkünstelnde Gesetzgebung den rabulistischen Kniffen, oder Chicanen mit Interpretationssophismen und sogenannten „Formfehlern", den breitesten Spielraum und zerrüttet so die instinctive Achtung des Volks vor allem, „was Rechtens ist". In diesem Sinne läßt Goethe den sterbenden Götz klagen: „Es kommen die Zeiten des Betrugs (d. h. der Tücke und Ränkesucht), es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List und der Edle wird in ihre Netze fallen!" wobei sicher ebenso sehr an das damalige Aufkommen des Advocatenstandes zu denken ist, als etwa an die dem Ritterstand tödliche Ausbreitung des Gebrauchs der Feuerwaffen.

Aber diese äußern Feinde der Sitte sind dennoch kaum die schlimmsten — aus ihrem eigenen Innern kann die Fäulniß anheben durch das einfache Besinnen des Individuums über seine Stellung zur Sitte als dem Allgemeinen — mit einem Wort durch den Individualismus, dessen Samenkörner freilich die Felsenrinde erst zu sprengen vermögen, wenn diese bereits brüchig geworden — der Boden aufgelockert ist. Denn ehe die Sitten schlecht werden, werden sie locker (mores dissoluti), im einzelnen wie in ganzen Völkern.

Ein lockeres Mädchen, ein lockerer „Vogel" (um auch diesem Goethe'schen Lieblingswort seinen Platz nicht zu versagen), ist oft nur umspielt von einem „holden Leichtsinn" — aber womit dieser es leicht nimmt, sind eben die Schranken der Sitte, über die er tändelnd und tänzelnd hinaushüpft, ohne geradezu ihr Verächter zu werden, geschweige ihr offen den Krieg zu erklären. Er gibt dem Reize nach, den es für jeden Nichtphilister hat, am schlüpfrigen Abhang der Gefahr zu spielen — mehr in Worten als in

Thaten emancipirt er sich von „Mamsell La Regle“, schlägt der ewigen Hofmeisterin mit neckischem Muthwillen gern ein Schnippchen und blickt dazu so keck treuherzig drein, als wollt' er sagen: sieh nur, ich will dir ja blos zeigen, wie weit man's treiben kann, ohne gleich zum „schlechten Kerl!“ zu werden. Doch freilich steht neben dieser naiven Lockerheit, der es nur Spaß macht, die Ueberflüssigkeit aller „Maximen“ an sich selber darzuthun, eine andere; die hat den Standpunkt der Grundsätze nicht vor, sondern hinter sich — in ihr hat die Reflexion die Autorität der Convenienz nicht blos, sondern auch die der Sitte und Moralität bereits angefressen — die sagt nicht blos: ich brauche euer stetes Begouvernantiren nicht, mein unverdorbener Sinn schützt mich schon selber vor schlimmerer Ausschreitung — die fragt die Autorität selber nach ihrer Legitimation und will, „aufmuckend“, sich nichts sagen lassen — so ist sie schon eine bedenklichere Form des Individualismus.

25. Der Individualismus als souveräne Kritik.

Auf der zweiten, auch noch instinctiven, Stufe der sittlichen Entwickelung beugt sich das Ich selbstlos unter ein als höheres blindlings anerkanntes Nicht-Ich, als unter die absolute Autorität. Dabei wirken als geheime Motive mit: Furcht, Ehrfurcht und Streben nach Abwehr der Gefahren fürs Ich. Auf einer folgenden Stufe wird das Nicht-Ich theoretisch negirt, nur das Ich gilt, nach dem Princip des einfachen Egoismus. Zuletzt erst wird das Ich als ein nicht-sein-sollendes negirt, gleichviel unter welcher Form — ob als Gott oder Welt des Elends — das Nicht-Ich angeschaut wird: — die Selbstverleugnung des Ichs wird Selbstzweck und auch diese „Verneinung des Willens“ ist zu fassen als eine autonome Unterwerfung unter ein Nicht-Ich — theologisch ausgedrückt: unter den Willen Gottes — rein ethisch: unter die antiegoistische

Pflicht. Also nicht ohne weiteres ist die Independence einer voraussetzungslosen Theorie, welche an die Stelle des heteronomen Princips der Autorität das autonome der selbsterkämpften Ueberzeugung setzt, allemal schon der Vorläufer absoluter „Freigeistigkeit" auch in praktischer Beziehung — sowenig wie umgekehrt der Drang nach persönlicher Unabhängigkeit beim Engländer diesen dahin führt, sich von den Banden des Staatsgesetzes, geschweige der alttestamentlichen Legislatur zu emancipiren. Demgemäß stützt auch Kant im letzten Grunde seinen kategorischen Imperativ noch auf eine außermenschliche Gerichtsbarkeit, wofür mit feiner Beobachtung Schopenhauer sich auf die archaisirende Form „du sollt" als auf einen Beleg berufen hat. Mit wie viel Bewußtsein zum ersten mal, soviel wir wissen, die griechischen Sophisten das individuelle Meinen zum „Maß aller Dinge", d. h. zur höchsten Entscheidungsinstanz, erhoben haben, mag hier unerörtert bleiben. Jedenfalls konnte der Gegensatz in seiner vollen Schärfe erst hervortreten, nachdem nicht mehr blos der instinctiv waltenden Sitte, sondern einer fest formulirten Gesetzgebung von angeblich übermenschlichem Ursprung gegenüber die kritische Revision sich darauf besann, wie im oben dargelegten Sinne auch die starrste Heteronomie zuletzt des sozusagen weltlichen Placet seitens des Subjects für ihre „geoffenbarten" priesterlich-statutarischen Gebote und Verbote nicht entrathen könne. So bleibt es auch von dieser Seite betrachtet und nach dieser Richtung hin angewandt wahr: es geht mit dem ersten Ich-Sagen ein tiefer Riß durch die Welt. Bis dahin ist der Mensch sich ein Gegenstand wie alles andere auch, mit nomen appellativum oder proprium — jetzt scheidet er sich von dem gesammten Universum als einem andern — das ist der tiefe Sinn der indischen Mythe, daß die Aham-kara — die Ich-Machung — eintrat, nachdem aus dem Brahmaei Erd' und Himmel sich geschieden und dafür — Schellingisch ausgedrückt: für die Differenzirung des Indifferenten — muß Brahma büßen.

(Dem entspricht die Etymologie von **aham** — ego — in der Kuhn'schen „Zeitschrift", Bd. 9, Heft 1, S. 51 fg., wonach dies Wort ursprünglich eine räumlich abgeschlossene Einheit bezeichnet.) Kant und Lessing haben jene autonome Voraussetzung aller Ethik erkannt, als sie die Religion aus der ethischen Anlage des Menschen herleiteten und die Moral nicht zu einer Tochter der Theologie wollten erniedrigen lassen. Es mußte irgendeine Gestaltung des Sittlichen im Menschenleben voraufgegangen sein, ehe der sittliche Gehalt in gewisse Götterwesen konnte projicirt werden — ohne ein ethisch-metaphysisches Bedürfniß im Menschen hätte keine Priesterlehre Aufnahme finden können — und woher nahmen die „Stimmen der Gottheit" den Inhalt ihrer Vorschriften anders, als aus dem eigenen Innern? Es mußte der Mensch des Gewissens als einer immanenten Macht inne geworden sein, ehe er dessen Forderungen als positive Gesetze einer Gottheit anschauen konnte. Und wer die dogmengeschichtliche Entwickelung z. B. der Lehre „von den Eigenschaften Gottes" bis ins jüdische Alterthum hinauf verfolgt, der muß anerkennen, daß der Vorstellung solcher „Vollkommenheiten" ihre Würdigung und Werthschätzung mußte vorausgegangen sein. Konnte man etwas anderes in einem Gotte suchen, als was man — wenn zwar nicht in der abstracten Vollendung, so doch in concreten homogenen Ansätzen oder Keimen — in der Menschenwelt gefunden? Konnte man einen als liebevoll vorgestellten Gott lieben, wenn man nicht zuvor in und an sich selber den Werth der Liebe gefunden und erfahren? *) Kurz: die Götter waren stets und über-

*) Das ist ja der Gedanke, der J. J. Rousseau muß vorgeschwebt haben, als er verlangte, die religiöse Erziehung auch des Individuums solle erst eintreten, wo eine gewisse Reife erlangt sei; wer Gott als Vater lieben soll, muß doch zuvor eines zwischen Menschen verharrenden Pietätsgefühls fähig sich erwiesen haben; das erkennt ja selbst das Wort an: „Wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?"

all das an den Himmel geworfene Spiegelbild der ethischen Gesammtanschauungen des Volksgeistes, dem sie angehörten. Was hieran im Laufe der Jahrtausende die gedankenlose Weiterlieferung eines Ueberkommenen, was träge Gewohnheit und bewußt hierarchische Absicht geändert haben: das liegt überall da vor, wo es den Lehrern theologischer Systeme gelungen ist, die Philosophie zur Magdstellung des Scholasticismus zu degradiren. Und insofern die Reformation es war, welche wieder Fluß brachte in die erstarrten Gewissen, die sich der Selbstbestimmung ein für allemal entäußert hatten, brauchen wir dem nicht zu widersprechen, daß das „protestantische Princip" (aber wohl zu merken nur in seiner ursprünglichen Reinheit!) zuerst wieder den Individualismus in die Würde des Urtribunals eingesetzt hat und insofern die Vertreter des letztern berechtigt sind, sich auf jenes zu berufen. Aber wie lange hat es gedauert, bis — nach gewaltsamer Unterdrückung der als „Schwarmgeister" Verrufenen, die alsogleich Ernst machen wollten mit den Consequenzen reinster Autonomie, — die Philosophie den Fesseln eines abermals sie umschnürenden Scholasticismus sich entwinden konnte! (Vor allem verdient noch immer nachgelesen zu werden, was Schiller in der Einleitung zu seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" darlegt von den Netzen der „Halbheit", in welche der Protestantismus sobald schon — politisch wie allgemein ethisch angesehen — sich verstrickt hatte.)

Selbst heutzutage fragt noch überall die echte Theologie — nur am naivsten, aber keineswegs ausschließlich, in der päpstlichen Encyklika — jede Philosophie nach ihrem Taufschein, und nicht nur an ultramontan beherrschten Hochschulen steht die Mehrzahl der Philosophieprofessoren noch immer Rede und Antwort auf solch Verlangen. Eine Philosophie aber, die gar ungefragt sich vom Kirchenbuchführer einen solchen Stempel aufs Titelblatt drücken läßt, sollte für gerad' ebenso verdächtig angesehen werden, wie ein Vagabund, der seine „Papiere" immerfort in der Hand

trägt, sie auch unaufgefordert gleich vorzeigen will und damit das Recht der Polizei anerkennt, ihn unablässig zu überwachen. Der Philosoph, der sich von einem christlichen Theologen einen Paß ausstellen läßt, begeht die Taktlosigkeit, die Competenz einer außerphilosophischen Behörde gelten zu lassen und ihr das Recht einzuräumen, daß sie ihn auf seinen Glauben „beglaubige". Die Philosophie aber ist selber die oberste und einzige Centralbehörde der Wahrheit, und Souveräne vergeben ihrer Würde nicht weniger als alles, wenn sie nicht ohne Paß reisen; wobei es ganz gleichgültig bleibt, ob zufällig der Fürst mit seinem Polizeiminister in Einklang steht oder nicht. Er kann nur beabsichtigen, im Universum des Wahrheitsreiches seinesgleichen aufzusuchen, und verlangt, nicht wie das Krämervolk auf Contrebande untersucht zu werden — selbst das Gepäck seiner Gesandten genießt nach Völkerbrauch das Vorrecht, die Grenze unvisirt und unrevidirt zu passiren. Daß aber damit Peststoff „eingeschleppt" werden könne, wer wollte das leugnen? Und diese Möglichkeit ist es ja eben, welche uns den Individualismus im Abschnitt von den sittezermürbenden Agentien zur Sprache bringen ließ. Die Betrachtung der von diesem alldurchdringenden Oxygen verursachten Verwitterung soll uns als unparteiische Beobachter finden. Nur mache uns niemand zum Vorwurf, daß wir dabei zu Herolden eines Herostratenruhms werden — es ist ein Gesetz der Weltgeschichte, daß der Name dessen, der den ephesischen Dianentempel angezündet, nicht konnte „todtgeschwiegen" werden — Gesetz und Verabredung erwiesen sich gleich unwirksam — die Flammenschrift solcher Namen läßt sich nicht eindämmen, geschweige ersticken — sie strömt selbst über die Lippen der Widerwilligen, und der Mann hat doch seinen Willen bekommen!

Die „Frommen", welche den Individualismus als den Grund alles Verfalls in unserer Zeit anklagen, überblicken schwerlich den ganzen Umfang der Wahrheit, welche sie damit aussprechen. Hier heißt es principiis obsta! — und

doch kann ein Tholuck vom Streben, dem Individuum eine Selbständigkeit gegen das pantheistische Absolute zu sichern, zum ersten Schritte auf dieser abschüssigen Bahn gedrängt werden. Die Wahrheit aber ist: der Individualismus ist nicht erst heute, sondern zu allen Zeiten das Ferment gewesen, welches den Zersetzungsproceß in der Geschichte herbeiführt; und alles, was man „Fortschritt", „Entwickelung in der Geschichte" nennt, ist im Grunde nichts anderes, als das klarere Heraustreten eben dieses Individualismus. Diese Behauptung will sich keineswegs für eine neue Entdeckung ausgeben: schon längst hat man ihn als das eigentlich „Revolutionäre" in Sokrates so gut wie in den Sophisten erkannt. Im Staatsleben tritt er auf als Demokratie und Proudhon'sche An-Archie. Perikles und Cäsar haben ihn zum Princip ihrer Macht gehabt — und die Geschichte der Lykurgischen wie Solonischen Verfassung ist auch darin vorbildlich, daß sie sich immer weiter entfernte von der Grundlage der substanziale Einheit, in welcher das Individuum ein „unselbständiges Moment" gewesen; im Gallimathias der Hegel'schen „Philosophie der Geschichte" läßt sich bei der „Entwickelung zur Freiheit" nichts anderes denken, und Max Stirner's: „Der Einzige und sein Eigenthum", sowie die diesen noch überbietende Schrift: „Verstandesthum und Individuum", sind die letzten Sprünge einer veitstanzartigen Bewegung, in welcher die Ansichten weit über die Welt selber hinausschossen, welcher deshalb jede Rückkehr von jenseit des Gravitationsbereichs der Realität unmöglich ist. — In der Kunst zerstückelt er das gemeinsame Ideal zu lauter Privatidealen, zu lauter vergötterten Individualitäten und beherrscht die Bühne nicht minder als die Staffelei — besonders im Genrebild —; Architektur und Sculptur macht er so gut wie unmöglich; in der Musik pocht er als Zukunftsmusiker auf die individuelle Besonderheit in Form einer Zusammengehörigkeit der Melodie mit diesem einzelnen Text und dieser bestimmten Situation in der Oper — die

allgemeine Stimmung kommt darüber schier abhanden. In der Ethik macht er sich geltend als schrankenloser Subjectivismus, welcher mit dem Satze: „Jeder handelt recht, sofern er nach seiner Ueberzeugung handelt", aus der ganzen Bibel nichts so eifrig ausbeutet, als die Anklänge hieran, die im Römerbrief mit dem paulinischen ἐν πίστει sich finden. In der Theologie sahen wir seinen Keim und seine halbe Verwirklichung im „protestantischen Princip", ganz deutlich schon da, wo dies noch verharrt in halbem Wissen, halber Skepsis, so den Menschen über die Schwelle des Tempels führt, dann die Thür hinter ihm zuschlägt, daß er im Dunkeln tappend bleibt und allzu leicht in seiner Blindheit das Götterbild von seinem Postament herabreißt und zertrümmert. In der Naturwissenschaft ist er in seiner einfachsten Form mit sich selber identisch als Atomismus; und in der Philosophie stammt aus ihm jeder skeptische Gedanke, der sich aus der Allgemeinheit und ihrer Autorität losgemacht hat.

Von diesem Individualismus etwas verschieden ist die Gefahr, welche die juristische Dialektik mit sich bringt. Der Volksinstinct ahnte etwas hiervon, als er ein Mistrauen gegen die „echten Advocaten" in sich aufkommen ließ. Wer von Amts wegen immer verpflichtet ist, geltend zu machen: jedes Ding hat zwei Seiten — und zu fordern: audiatur et altera pars — der muß schon ungewöhnlich starke Charakterfestigkeit haben, um nicht ein laxes „es kommt überall nur darauf an, wie man's Ding ansieht" auch zur Maxime seiner Privatmoral zu machen — denn weil so leicht nicht bei irgendeinem Processe die eine Partei ganz recht und die andere ebenso pure unrecht hat, so ist nur ein leiser Ruck der sophistisirenden Vernunft nöthig, um zur Consequenz zu gelangen: „es handelt sich für beide nur um ein Mehr oder Weniger von Unrecht — warum also sollte ich nicht die Sache des Cajus so gut und gern führen wie die des Titus?" So erscheint es nicht als bloßer Zufall, daß gerade die Führer

der extremen Parteien meist aus der Anwaltsschule hervorgegangen, sei es auch nur als Schreiber Bansen (schon bei Griechen und Römern war das ja die Propädeusis der politischen Beredsamkeit), und noch weniger, daß unter ihnen die „Renegaten" am zahlreichsten sich finden. Denn wie soll eine einfach feste Ueberzeugung sich bilden, wo das Aufstellen des Pro und Contra zum täglichen Geschäft gehört? Man sollte deshalb am wenigsten bei solchen Leuten von Gesinnungswechsel reden — denn sie vertraten stets nur die Abstractionen ihrer deductiven, discursiven Subsumtionen — also eine Sache des Kopfes — jede Gesinnung aber wurzelt im Herzen — und eine Aenderung dieser ist nur denkbar auf dem Wege einer psychischen Total- und Radicalrevolution, die zu den allerseltensten Phänomenen der Charakterologie gehört.

26. Fortsetzung. Wirkliche und vermeintliche Frivolität.

Wohl ist viel Streit darüber, von welcher Grenze an man Frivolität — nicht nur der Zunge, sondern auch der Gesinnung — behaupten dürfe. Aber darüber kann kein Zweifel bestehen, daß eigentliche Frivolität jedesmal eine skeptische Theorie zur Voraussetzung hat. Wenn einer auch noch so boshaft über alle Schranken des Mitleids sich hinwegsetzt, solange er nicht mit Bewußtsein ihnen „Hohn spricht", kann von Frivolität nicht die Rede sein. Jeder freilich ist geneigt, über frivole Aeußerungen sich zu beschweren, wenn gerade sein ethisches — in specie theistisches — Fundament angetastet wird. Aber Billigdenkende werden in der Forderung des Respects vor fremder Ueberzeugung nicht allzu weit gehen. Kinder und Weiber mag man schonen in ihrer Gläubigkeit — denn es ist unedel, den Wehrlosen anzugreifen — aber in der wissenschaftlichen Debatte sollte man die Beobachtung solch einschränkender Kampfregeln nicht verlangen: wer ehrlich im Dienst der

Wahrheit ficht, hat Anspruch auf Gehör, wie immer er sich vernehmen lasse — und eine sarkastische argumentatio ad hominem wird schwachen Gemüthern allemal frivol klingen. An sich ist es eine tyrannische Forderung, man solle jede Ueberzeugung als solche, somit auch die nicht erkämpfte, die bequem blos angenommene, ehren. Und wie schwer läßt sich erkennen, was im eminenten Sinne wirklich „Ueberzeugung" (mehr als bloße „Meinung") ist und was nicht; — insbesondere gibt sich oft für Ueberzeugung aus, was in nichts besteht als in einem Erlahmen des kritischen Denkens angesichts schwieriger Probleme; und wo zufällig eine angebliche Ueberzeugung an weltlichen Vortheilen ihren Verbündeten hat, da ist es vollends mislich, die Spreu vom Weizen scheiden zu wollen — denn nur die opferbringende Ueberzeugung ist in dieser ihrer Natur ganz unverdächtig — doch deshalb noch lange nicht in ihrer Wahrheit: Caprice, Bornirtheit oder die Eitelkeit, etwas Absonderliches für sich zu besitzen, können auch ihren Theil daran haben — und der Wahnsinn der Wiedertäufer ist eine in Flammenschrift verzeichnete Warnung, nicht Selbstopferung und Martyrium für hinlängliche Beglaubigung der materiellen Richtigkeit eines Bekenntnisses hinzunehmen. Wer sich immer hinter seine „Ueberzeugung" verschanzen will, dem darf man also wohl zurufen: Do thou amend thy opinion, and I'll amend my speech! Denn wo nur Geistesträgheit von einer Revision überlieferter Meinungen abhält, sind diese sofort ihres Heiligenscheins entkleidet. Jeder aber bemißt die „Frivolität" des andern nach dem, was ihm selber das „Heiligste" ist. Es gibt Männer, die mit ihrer „bösen Zunge" (um nicht zu sagen: ihrem „losen Maul") so leicht niemand ungeschoren lassen, aber im tiefsten Innern durch ein Parodiren Schiller'scher Verse abgestoßen werden. Und es gibt andere, die vor keiner „Blasphemie" in Sachen Jehovah's zurückschrecken, aber mit empfindlichster Sensitivität die leiseste profane Berührung ihres Erinnerungscultus verabscheuen.

Mancher ist „gar nicht blöde" im Anstellen einer skeptisch schrankenlosen Erörterung ethischer Grundfragen — und wehrt sich unversehens πὺξ καὶ λάξ gegen jede Besprechung gewisser, gerade ihm peinlich-delicater Deliberationsobjecte. Da ist's denn freilich nicht leicht, die Klage über Frivolität von jeder subjectiv-zufälligen Beigabe freizumachen, und nur die bewußte Verleugnung, die beabsichtigte Umkehrung dessen, was unabhängig von jeder Schranke geschichtlicher, religiöser und nationaler Besonderheit, also zu allen Zeiten und bei allen Rassen und Völkern, als ein „Allgemein-Menschliches" in unausrottbarer Anerkennung gestanden, d. h. der Achtung vor fremdem Leid, wird als unbedingte Frivolität auf der Grundlage des sittlichen Urgesetzes zu verwerfen sein; kurz: wirkliche Frivolität ist so ziemlich das, woran man bei der „Sünde wider den heiligen Geist" zu denken pflegt. Wo dagegen irgendein zufällig Particuläres hineinspielt, da ist dem Geiste seine Freiheit zu wahren — oder vielmehr: da wird er sie sich schon selber wahren. Das haben zu allen Zeiten die Staaten erfahren, welche es versuchten, abgelebte Anschauungen zu mumisiren. Wohl griff man tief hinein in die Gründe, als man nach dem Satze: wem die Schule, dem gehört die Zukunft! hier Dämme zu bauen begann — und doch nicht tief genug! Kein Schulregulativ vermag das „Raisonniren" zu dämpfen — da müßte man zuvor das Lesenlernen und die Druckerpresse sammt Büchern und Zeitungen aus der Welt schaffen und dann noch vermögen, auch in den Köpfen neue tabula rasa ohn' alle Anknüpfung an die Summen der Vergangenheit herzustellen. Wohl aber läßt sich der Wunsch nachfühlen, daß dergleichen möglich sein möchte. Das Leben als Schule der Misanthropie lehrt uns begreifen, wie es dahin kam, daß „gottlos" und moralitätslos zu Wechselbegriffen wurden, und dies nicht blos „empörend" finden als eine Folge „pfäffischer Erziehung", sondern die viel betrübendere Thatsache daraus entnehmen, daß die Menge — der Gelehrten wie Unge-

scheinbar an einem Punkte ein Uebergewicht eintreten; wie in der Atmosphäre gewaltige Blitze und Regenströme sich ansammeln können, so auch im moralischen Leben kolossaler Egoismus oder kolossale Bosheit; wie Fluten durch Deiche sich eindämmen lassen, so auch böse Leidenschaften; aber im Sturm können beide zerbrechen, und solch einem Unwetter gleicht in der moralischen Welt die Civilisation mit ihren Ideen der absoluten Autonomie und ihrer Emancipation des souveränen Individuums. Daher kommt es dann, daß die egoistische Brutalität und der brutale Egoismus rücksichtslos durchbricht, weil die Schranken der sittlichen Autorität, die Furcht und der Glaube, Menschen wie Göttern gegenüber, gewichen; weil alle instinctive und substanziale Pietät vor dem Brennspiegel der Skepsis verflüchtigt ist. Die Autorität ist das Princip des blinden, aber eben blind vertrauenden Gehorsams und weicht ebenso sehr mit dem Vertrauen wie mit der Blindheit. Dies blinde Vertrauen hat etwas Instinctives, und die persönliche Fähigkeit es einzuflößen ist ebenso sehr etwas Angeborenes, nicht Erlernbares; deshalb kann es dem tüchtigsten Charakter, dem klarsten Kopf bei kleinen, aber sichtbaren Schwächen an Autorität fehlen; denn der Glaube an Infallibilität ist dabei unerlaßlich; und umgekehrt kann der flachste und hohlste Mensch vermöge einer gewissen sichern Gewandtheit weite Kreise als eine Autorität beherrschen. Der Autoritätszerstörung gegenüber gibt es demnach nichts Unverständigeres als den Versuch, den neuerdings die Handlanger des Bonapartismus wieder gemacht haben, dem Ueberfluten des Individualismus Einhalt zu thun; denn es ist sinnlos, weil an sich, seiner eigenen Natur nach, total wirkungslos, wenn die absolute Autorität anfängt ihr eigenes Princip zu rechtfertigen; sobald sie sich dazu genöthigt sieht und demgemäß zu operiren beginnt, muß es schon um ihre eigene Existenz geschehen sein — sie kann nur bei denjenigen Gehör finden, welche ohnehin an sie noch glauben — höchstens kann sie die

Schwankenden zu sich zurückziehen; und das allein scheint auch eigentlich die Kirche — protestantische wie katholische — zu beabsichtigen bei ihren apologetischen Monologen, die sie nicht müde wird, in die Welt zu schicken. Ob sie sich dabei unbewußt verläßt auf die Gewißheit, daß der Umsturz einer Autorität den Kern der Gemüther nicht schlechter zu machen im Stande ist, wenn er auch den bösen Willen entzügelt? Denn wenn einer, weil er eine Autorität, die er bisher als Strafgewalt oder Projection des eigenen Gewissens gescheut hat, nicht mehr achtet, noch respectirt, darüber zugleich mit in Nichtachtung derjenigen Stimme verfällt, von welcher Paulus schreibt: die Heiden, dieweil sie das Gesetz, scil. das von einer äußern Autorität gegebene, nicht haben, sind ihnen selber ein Gesetz, und wenn ein solcher infolge dessen fortan ungehemmt dem egoistischen oder boshaften Belieben nachgibt: so ist er au fond darum doch sittlich, und nicht blos phänomenaliter gemessen, um kein Haar breit schlechter geworden, sondern nur zu einer wahreren Aeußerung seines Charakters gelangt.

Aber freilich gehört unter die Folgen der Autoritätszerstörung auch dies: die Meisten wollen schon lieber für schlecht als für dumm gelten — aus der burschikosen Convenienz über Beleidigungsgrade hat schon das Volksbewußtsein sich seine Lehre gezogen: der Schlechte wird gefürchtet, schreitet unangefochten seine Frevelstraße, — der Dumme misachtet, „gehänselt", betrogen — gilt für schwach und unschädlich. Seitdem die Höllenstrafen in Miscredit gekommen, machen nur noch die Androhungen „diesseitiger" Uebel einen Effect. Jedoch auch dabei sind die allzu scharfen Klingen schartig, die allzu straff gespannten Bogen brüchig geworden: es hat sich hinterher gezeigt: so schlimm kam es nicht, wie gefürchtet wurde. Jede Furcht neigt ja schon ihrem Wesen nach zu Uebertreibung. Mancher erwartete hinterdrein von seinem Gewissen arge Schelte; und siehe da: auch das „läßt mit sich reden"; sein Tadel fiel leichter aus, als man sich gedacht hatte; was geschärft

werden kann, muß nach denselben Gesetzen auch stumpfer werden können: und abstracte Theorien können die „innere Stimme" ebenso gut einschläfern, beschwichtigen, als „wecken". Sind aber erst einmal der Einzelne oder eine ganze Nation „dahinter gekommen", so folgen sie mit weniger Bedenklichkeit von da an ihrem Gelüste; die Gewohnheit macht solches Thun ihnen allmählich geläufig, und auch psychologisch behält das Wort recht, daß „mit dem ersten Schritte schon die andern Tritte zu einem neuen Fall gethan sind", oder wie derselbe Gellert anderwärts („Herodes und Herodias") sagt: „wer ein Laster liebt, der liebt die Laster alle" (was freilich buchstäblich genommen unrichtig ist); denn „Aller Anfang ist schwer" gilt auch im Ethischen beim Ueberwinden des Widerstandes im eigenen Innern fürs Böse wie fürs Gute. So fanden wir ja auch Gewaltherrschaft und die Uebertretung gewissermaßen als Ehrensache der Schlauheit herausfordernde Anstalten übervorsichtiger Controle unter den demoralisirenden Factoren, indem sie der Achtung vor Gesetz und Recht entwöhnen, wie auch alles, was Gelegenheit gibt, ungestraft ein Gesetz zu hintergehen, und so die Hintergehenden sicher macht. Auf diesen Grund geht in der Schule sowol die sittliche Bedenklichkeit gewohnheitsmäßigen Extemporaleschreibens mit Anstachelung der Ambition („Certiren"), wie die Erfahrungsthatsache zurück, daß ein Einziger, der in einem Lehrercollegium die Disciplin nicht zu handhaben versteht, hinreicht, um den „guten Geist", der bis dahin geherrscht hat, zu verderben und so jedem Amtsgenossen die Aufrechthaltung der Zucht ungeheuer zu erschweren — denn dann gleicht auch die jugendliche Petulanz dem Löwen, der einmal Blut geleckt — geglückte Versuche ermuthigen zu neuen auch da, wo man bis dahin gar nicht „daran gedacht hatte", daß sie gelingen könnten. Und auf seiten der Schüler gilt ganz dasselbe. Gutes breitet sich ja überhaupt nicht aus auf dem Wege der „Ansteckung" — es wird nichts helfen, wenn man in eine zuchtlose Bande ein

Exemplar von Fleiß, Gehorsam und allem rühmlichsten Streben als „Musterschüler“ hineinbringt — er wird als Vorbild nicht zur Nacheiferung anspornen, sondern bestenfalls, wenn er nämlich „gar nicht zu verderben ist“ (worauf es lieber nicht ankommen zu lassen, doch immer das Rathsamste bleibt), in trübseliger Vereinsamung seine rechte Straße weiter ziehen und nichts beitragen zur Hebung der versunkenen Kameraden. Dagegen bringt jeder Ankömmling aus einer Anstalt von minder gutem oder gleich schlechtem Geiste etwas mit von deren Unarten, wie sie sich nach besondern Localverhältnissen in jeder nach eigenthümlicher Gestalt zu vererben pflegen. Da geht ein Renommiren an mit: „das ließen wir uns nicht gefallen — das durfte man uns nicht bieten — da wußten wir uns so und so zu helfen“ u. s. w. Es ist aber handgreiflich, wie mit den Individuen auf diesem Wege viel Schlechtes verpflanzt wird; und dem entspricht die Erfahrung, daß auf neu gegründeten Schulen ceteris paribus die Disciplin am leichtesten zu handhaben ist und um so schwieriger wird, je mehr Generationen bereits ein Sublimat zurückgelassen.

Was also in solchem Falle der Einzelne oder das ganze Volk an sittlicher Kraft einbüßt, ist allerdings nur ein phänomenaler Verlust. Wenn es heißt: die Römer seien aus Helden Weichlinge geworden, so braucht man nicht in erster Linie die Nationalitätenkreuzungen zu bedenken, sondern zumeist, daß nur — durch neue Motive — das Phänomenale sich verändert hatte, während, intelligibel angesehen, derselbe rücksichtslose Egoismus ungescheut fortwaltete, welcher schon von Anfang der römischen Geschichte an die äußere Politik bestimmte. Jetzt, zur Zeit des sogenannten Verfalls, hatte er sich im Privatleben den sinnlichen Lüsten zugewandt, an deren Befriedigung ein Clodius und Catilina auch ein hinlängliches Quantum abstracter Energie setzten. Der Unterschied war nur: dieser Egoismus schillerte jetzt in vielen individuell variirenden Strebungen auseinander, während er früher eine allgemeine

Gesammtform, die des Patriotismus, als der sich instinctiv ausdehnenden und erweiternden Selbstsucht, an sich getragen und noch in substanzialer Einheit einen relativ gemeinsamen Zweck verfolgt hatte, wobei freilich auch Acte scheinbarer Selbstverleugnung vorkamen, die dem Einzelegoismus als solchem direct entgegenliefen; aber an dergleichen fehlte es ja selbst in der tiefstversunkenen Kaiserzeit nicht gänzlich, und sogar die christlichen Märtyrer waren ja großentheils römischen Geblüts.

28. Die energiehemmende Wirkung der reflectirenden Selbstbeobachtung.

Hier nun müssen wir unter abermaliger Rückweisung auf Frühergesagtes zur Ergänzung des zuletzt Besprochenen die andere, rein formale, vom materiellen Inhalt der Reflexion gänzlich unabhängige Wirkung der Selbstbeleuchtung des Intellects hinzunehmen, um in dieser „Lähmung" ein nicht minder beachtenswerthes Moment dessen kennen zu lernen, was die Abstraction unter den vagen Begriff „demoralisirende Einflüsse" zusammenfaßt. Wie man auf glatter Fläche im Dunkeln rascher und gefahrloser vorwärts kommt, als bei Tage, und wie sich's vollends bei einem flackernden Lichtschimmer bekanntermaßen noch viel unsicherer geht als in völliger Finsterniß: so ist das naive Gewissen weniger dem „Straucheln" ausgesetzt als das reflectirte; und so ist jedes bewußte Handeln viel unsicherer als das instinctive. — Ist (Schopenhauer, „Parerga", 1. Aufl., I, 231 fg.) das große Gehirn das Organ der Motive, das kleine der Regulator der Bewegungen, so läßt sich unschwer begreifen, wie Confusion und Schwanken entstehen muß, wenn jenes diesem sozusagen rasch wechselnde Weisungen zuschickt und, im nächsten Augenblick, von einem andern Motiv bestimmt, ganz oder wenigstens theilweise contremandirt was es soeben erst angeordnet, sodaß in die Muskelbewegungen selber

ein Zugreifen und Zurückziehen kommt, was ihnen allen Halt nehmen, sie aller Festigkeit und Sicherheit berauben muß. Wer auf einem schmalen Steg von Schwindel gefaßt vorwärts taumelt, gibt für diese Observation nur einen etwas mehr elementaren Beleg, als wer, zwischen einander widersprechenden Gewissensforderungen stehend, die Stunde des Handelns ganz versäumt oder, vom einen zum andern tappend, nichts vollendet. Wer bei Nacht ohne Fährde eine Eisfläche passirt, der wird nicht bei jedem einzelnen Schritte durch Furcht in seinem Selbstvertrauen irre gemacht; obgleich er im allgemeinen sehr wohl weiß, daß Gefahr vorhanden ist, so wird doch nicht der jedesmalige Act durch ein von wechselnden Bildern anschaulicher Drohniß verwirrtes Bewußtsein gestört. Noch rascher aber wechseln in Ablauf der Vorstellungen die rein abstracten, von sinnlicher Empirie nicht geleiteten Begriffe — wo also Regeln, Maximen, Gebote, Grundsätze das Handeln lenken sollen, wo statt des Gefühls, dieses Selbstinneseins des eigenen Leibes und seiner Functionen, die Vernunft zur Regulatrice bestellt wird: da beginnt erst recht jener Eiertanz, der in seiner drolligsten Aengstlichkeit als Pedanterie verlacht wird, welche als Caricatur aller Weisheit, der praktischen oder Tugend so gut, wie der theoretischen oder Wissenschaft, zur wahren Vernünftigkeit, die in einem Gleichgewicht von Anschauung und Abstraction ruht, sich ungefähr verhält wie Eigensinn zum Charakter (vgl. oben S. 185 Anm. die classische Zeichnung des Pedanten aus Jakob Grimm's „Kleinern Schriften"). Auch die mimische Kunst und das, was sie so schwierig macht, kann dienen, um das Gesagte zu erhärten: sie muß sich hüten, das Unbewußte, Unwillkürliche der Gesticulation und des pathognomischen Spiels nicht in den Bereich der Hemmungen durch Selbstbeobachtung hineingerathen zu lassen. Wer eine Rolle in dem Sinne sich einstudiren muß, daß er sich erst zu besinnen hat, welche Bewegungen passend seine Worte begleiten, der bleibt eine hölzerne

Gliederpuppe. — Die Bewegungen müssen von selbst sich einstellen und da sein, ehe man sich dessen versieht — und das richtende „Gewissen“ ist auch hier, wie nach Goethe immer, einzig auf seiten des „Zuschauers“. Das schließt beim Acteur ein späteres Aufmerken auf jene Bewegungen behufs ihrer Veredlung nicht aus, so wenig wie ein Berathen darüber. Aber die erste Probe darf nicht unter der Herrschaft der Reflexion stehen — es muß nur der Inhalt der Dichtwerke klar ins eigene Gefühl hineingenommen sein, so können die entsprechenden Bewegungen gar nicht ausbleiben, wie sie denn ja auch im Gespräch des täglichen Lebens alle Gefühlsäußerungen ungesucht begleiten. *)

29. Die sogenannte sittliche Veredlung; Wirkung des Beispiels nebst deren Voraussetzungen; Werth der Legalität, auch nach ihrer Bedeutung für die innere Selbstversöhnung.

Was wir aber als „Veredlung“ durch plastische Abrundung, harmonisches Maßhalten, der bewußten Uebung überwiesen haben, entspricht im sittlichen Leben dem Werthe,

*) Hiergegen ist es keine Instanz, daß bei verschiedenen — selbst nahe verwandten — Nationen dieselben Körperbewegungen — Kopfschütteln u. dgl. — zum Theil entgegengesetzte Bedeutungen haben, denn hier gilt: consuetudo est altera natura — und Instinct und Convenienz haben sich getheilt in die Fixirung dieser Symbolik — diese Sprache hat wie jede andere in ihrer gegenwärtigen Gestalt wirklich den doppelten Ursprung aus θέσις oder μίμησις und φύσις — aber was einer von Kindheit an in seiner Umgebung an dergleichen gehört und gesehen hat, das eignet er sich auf dem Wege der Nachahmung so sicher an, daß er es zuletzt mit derselben Unwillkürlichkeit und Unbewußtheit ausübt, als stammte es ganz aus der Unmittelbarkeit seines eigenen Innern und stäke gar nichts von Uebercommenem und Angenommenem dahinter — und letzteres schließt ja auch nirgends aus, daß in einzelnen Stücken wirklich die reine Natursymbolik bewahrt sei.

welcher der Verfeinerung der Sitte durch Convenienz und Etikette, ja allem dem zukommt, was, im Unterschied von Moralität der Gesinnung, als Legalität des Verhaltens gefordert wird.

Ersteres kam bereits S. 127 fg. zu vorläufiger Erwähnung und mag hier nur noch durch ein weiteres Beispiel illustrirt werden.

Wer in einer Predigt hört: das Opfern von Stunden ist oft ein wirksamerer Act der Barmherzigkeit als das Darreichen eines großen Almosens, der kann dadurch zur Besinnung gebracht werden über den Umfang der Mittel, welche er zum Wohlthun besitzt — und thut fortan, was er bisher blos deshalb unterließ, weil er nicht bedachte, daß er es thun könne. Der Grad seines Mitleids ist derselbe geblieben — helfen wollen hat er immer gern — er fand nur das Wie nicht — und also nur phänomenal hat sich sein ethischer Werth gesteigert.

Von diesem Gesichtspunkt aus läßt sich selbst die chinesische Cardinaltugend der Höflichkeit*), sofern sie über bloßes Ceremoniell hinausgeht, gewissermaßen zu Ehren bringen. Manche ihrer Vorschriften stammen doch wirklich aus dem Wunsche, Gefühlsverletzungen vorzubeugen — beruhen auf der Anerkennung, daß die „Rücksichtslosigkeit" ebenso gut Schmerzen bereiten kann, wie ein Zwicken mit eisernen Zangen — und den conventionellen Lügen wohnt etwas bei, das als echte Wohlthat kann empfunden werden. Die Höflichkeit ist auf dem Gebiete des geselligen Verkehrs dasselbe, was für das bürgerliche Leben die Legalität: es wird durch beide manch reales Leiden verhindert; beide haben ihren Gegensatz an der brutalen Roheit, und die eruditio („Entrohung") kommt beiden zugute. — Aus demselben Grunde ist für beide der Einfluß des Beispiels

*) Dieselbe muß, wenn gewisse Ethnographen recht haben, bei den „Geriebensten" unter den Mongolen ganz die Dienste eines Surrogats für das nicht vorhandene Gemüth leisten.

von entscheidender Wichtigkeit. Die Wirkung des Beispiels beruht zunächst im allgemeinen auf dem Nachahmungstrieb, und dessen Geheimniß scheint seinerseits sich auf einen Wahn des Egoismus zurückführen zu lassen. Wir sind — vermöge der egoistischen Grundnatur alles Wollens gewissermaßen a priori — so geneigt, bei den Handlungen, welche wir die andern ausführen sehen, vorauszusetzen, diese hätten irgendwie einen Vortheil davon, daß wir auch da, wo wir solchen Vortheils nicht inne werden, versuchen, es zu machen wie sie. Auch die Nachahmungssucht des Affen läßt auf einen ähnlichen Wahn schließen, und ganz naiv bestätigt sich diese Auffassung, wo sich an irgendeinen entleerten Brauch ein Aberglaube heftet, der denselben conserviren hilft. (Die Mode, welcher wir uns in freiwilliger Sklaverei unterwerfen, führt überdies fürs Selbstgefühl den Reiz mit sich, daß wir uns gern sagen: das mitzumachen bist du auch im Stande.) „Böse Beispiele verderben gute Sitten“, also gute Gewohnheiten, Angewöhnungen, über deren Zusammenhang mit dem ethischen Willenskern damit noch nichts ausgesagt ist; und umgekehrt: die Macht des sogenannten guten Beispiels wird meistens nur eine negative sein: sie wird Ausbrüche der Selbstsucht oder Bosheit durch das Gewicht der Verurtheilung von seiten der Umgebung niederhalten *); sie wird aber schwerlich jemals gute Aeußerungen hervorrufen — es sei denn heuchlerische — jenen Tribut, den der Tugend das Laster zollt. Dagegen wird das schlechte Beispiel die nach der überwiegenden Niederträchtigkeit der Menschennatur in den meisten schlummernden bösen Gelüste wach rufen, die Rücksichten der Scham

*) Die Gewalt des Drucks der Schande beruht auf dem Bewußtsein, daß das Vertrauen der Mitmenschen zu einem, beziehungsweise deren Furcht vor einem gewichen ist, daß man also nicht mehr darauf rechnen kann, diese beiden Stützen der eigenen Thätigkeit wiederzugewinnen, daß somit der eigenen Arbeit unwiederbringlich aller Segen fehlt. In diesem Sinne läßt Schiller (Maria Stuart, II, 3) den Leicester sagen: „Verachtung ist der wahre Tod.“

abschwächen, Mittel zeigen, wie sich jene Gelüste in einer für den Thäter möglichst ungefährlichen Weise Befriedigung verschaffen können. — Das ist es, was man den „schlechten Geist“ in einer Gesellschaft nennt. Es wird also das böse Beispiel zwar nicht den Willen selber verschlechtern, aber es wird die Aeußerungen des egoistischen oder boshaften Wollens verschlimmern, sofern es den Zügel zerreißt, der dies bisher im Zaume gehalten. Auf diesem Wege geht denn auch die Demoralisation eines ganzen Volkes vor sich, indem man sich an die nackten Aeußerungen der Gemeinheit gewöhnt — die Schranken des „Anstandes“ einreißt — den Umfang der bürgerlichen Ehre verengert. Der Demoralisation zu „steuern“ ist also Sache der Polizei; es ist nöthig, Präventiv- — prophylaktische — Maßregeln dagegen zu richten, wie die Sanitätsbehörde die Cholera fern zu halten sich bemüht.*) Aus diesem Gesichtspunkt ist die Büchercensur zu beurtheilen, die, soweit sie Unmündigen gegenüber einen Index prohibitorum aufstellt, einfach in der Consequenz pädagogischer und patriarchalischer Ueberwachung liegt; womit jedoch über die an der Unausführbarkeit scheiternde Zweckmäßigkeit derselben kein Votum abgegeben sein soll. — Der verderbliche Einfluß schlechter, d. h. Phantasie erhitzender, Lektüre und Gespräche scheint freilich — wie das Beispiel überhaupt — zunächst nur intellectueller Art zu sein — dennoch werden dadurch Willensrichtungen geweckt, zuerst ins Bewußtsein gebracht und darin genährt, die sonst noch lange im latenten Zustande hätten bleiben können, und an denen das Unsittliche

---

*) Obige Darlegung ist das Ergebniß selbständiger Beobachtung und Reflexion und verhält sich nicht etwa als Reminiscenz zu dem Paralipomena, §. 119 (1. Aufl.) von Schopenhauer Vorgetragenen; die erst nachträglich wahrgenommene Uebereinstimmung damit könnte eine „zufällige“ heißen, wenn nicht ἁπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφυ (Eurip. Phoen., 469). Auch mag man damit vergleichen, was Die Welt als Wille und Vorstellung (2. Aufl., I, 344, 416 fg.; 3. Aufl., S. 359, 435 fg.) zu derselben Frage beigebracht ist.

zunächst nur das Unzeitige, Verfrühte ist. Gleichwol sind wir gewohnt, die Sache so anzusehen, daß der Charakter als Willenskern selbst „darunter leide"; wir bedauern das „Inficirtsein" des Willens; darin liegt schon die Aehnlichkeit mit der Ansteckung durch ein von außen an und in den Körper gebrachtes Miasma und mit einem Gifte. Ein Wille, der sonst „gesund" geblieben wäre, erkrankt, und wir beklagen das. Wo wir eine an Urtheil und Willenskraft gleich unreife Jugend aber gar berührt finden von dem Hauche systematischer ethischer Skepsis, da bleibt uns nur die unsichere Hoffnung, daß spätere Lebenserfahrung, sei es auch nur in der Form selbsterlebter Proben der „immanenten Weltgerechtigkeit", zum Correctiv werden könne.

Wenn auch der ethische Skepticismus wirklich manche rein conventionelle, angelernte Scrupel mit allem Fug über Bord wirft, so steht man doch billig an, ohne weiteres in voller Schärfe dahin sich zu äußern: wer Unrecht thut, weil er den Zwang der Convenienzlegalität abgestreift hat, ist schon vorher potentiâ ebenso schuldig gewesen. — Alles sittliche Rechtthun ist doch mehr oder weniger von einer — sei es instinctiv gefühlsmäßigen, sei es abstract bewußten — Einsicht bedingt, und eine Erschütterung oder Verwirrung dieser kann schlechtere Thaten herbeiführen als dem wahren (intelligibeln) Charakter des Menschen eigentlich entsprechen würde.*) Nehmen wir hierzu gleich die Reversseite hinzu: der Mensch ist, wie Jean Paul sagt, „weder so gut noch so schlecht wie seine Aufwallungen". Und doch gehören, wie wir wissen, auch die Aufwallungen

*) Die Stellen, an welchen aus Schiller der Anwalt solcher Legalität, als des erweckten „Geschmacks" für sittliches Handeln und des insbesondere durch ästhetische Erziehungsmittel „geförderten" Rechtthuns, spricht, sind von Julius Frauenstädt zur Erörterung gebracht in der ersten Beilage zur Vossischen Zeitung, Nr. 260, vom 6. Nov. 1859.

zu den Symptomen des Charakters; es gilt nur, sie für die Diagnose richtig zu verwerthen. Wer sich für ein sittliches Ideal auch nur momentan zu begeistern vermag, muß demselben bis zu einem gewissen Grade congenial sein. Jede Generation lebt der nachfolgenden deren Ideale vor; aber jeder Einzelne wird nur von dem berührt, für welches er die Empfänglichkeit schon mitbringt. Wer einem Vorbilde nacheifert, lernt im steten Hinblick auf dieses neue Gattungen von Motiven kennen — und wo aus der kalten Bewunderung warme Verehrung und aus dieser persönliche Liebe geworden, da „geht das Herz auf", wird weit und offen — es wird dem Gemüthe Bedürfniß, das Wohlgefallen des mit Liebe Verehrten sich zu erwerben — und mag dieser auch längst nicht mehr unter den Lebenden weilen, mag selbst jeder Glaube erloschen sein, als könnte derselbe „aus seligen Höhen" auf den herniederschauen, der seiner „Nachfolge" sich befleißigt, so wird doch dadurch ein in jener Weise angeknüpftes Band nicht zerrissen, und dessen ideale Natur macht seine Zugkraft kaum schwächer, wol gar noch stärker; denn mit dem räumlichen Beisammensein sind auch jene Störungen aufgehoben, die erst die „verklärende Macht der Ferne" beseitigt, weil in seiner leibhaftigen Gegenwart kein Erdengeborener in ungetrübtem Glanze sittlicher Vollkommenheit fortleuchten kann. Damit ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß auch die Schranken des erwählten Vorbilds ins Bewußtsein getreten sein müssen — denn die kräftigende Wirksamkeit beruht wesentlich auf der Gewißheit, daß so etwas dem Menschenwesen trotz all seiner Schwächen möglich geworden — dem Verzagen an der Gattungsfähigkeit wird gewehrt — das meint Rückert mit seiner Vierzeile:

> Großer Menschen Werke zu sehn,
> Schlägt einen nieder;
> Doch erhebt es auch wieder,
> Daß so etwas durch Menschen geschehn.

Es zeugt also nicht für eitel Trug und Heuchelei, sondern

nur für ethische Unreife, die Abstractes und Intuitives noch nicht in Gleichgewicht zu setzen gewußt hat, wenn einer in den Stunden des Enthusiasmus anders handelt als in denen der Nüchternheit. Es ist selbst um die „Erbauung" durch Bücher oder Predigten, welche das ethische „Hochbild" vor uns aufrichten, mehr als bloße psychologische Hallucination — wer bei solchem Zwiegespräch etwas anderes als Langeweile oder inneres Ablehnen empfindet, gehört schon zu den Gleichgestimmten, wenn auch noch nicht zu den Gleichgesinnten — und vermag auch ein derartiger Austausch nichts ihr ganz Fremdes und Neues in eine Seele hineinzutragen, so doch Latentes ins Bewußtsein zu rufen, Wankendes zu befestigen — das durchaus Heterogene würde höchstens nur äußerlich ein- oder besser: angeredet. Dagegen kann die ethische Vertiefung in Selbstgeahntes eine Weckstimme werden für den Schlafenden und dem Blinden den Staar stechen. So sagt Otto Ludwig in „Zwischen Himmel und Erde" (2. Aufl., S. 107): „Das Gewissen hatt seine Seele ausgetieft"; und dies ist der Hergang bei vielen Bekehrungen, nachdem zuvor das „Leben", das „Erleben" — sei es im Innewerden der eigenen Sünde, sei es im δεύτερος πλοῦς des tiefen Lebensleidens — den Boden bereitet. Doch das setzt wieder voraus, daß einer sein eigen Erleben auch wirklich erlebt, überhaupt etwas *erlebt*. Nur wem aus dem Wogen und Wallen des Lebensstromes ein inhaltsvolles Selbst sich krystallisirt hat, steht solchen Ein- und Zuflüssen offen. Denn was anderes besagt die unvergleichliche Wortbildung: etwas *erleben*, als: durch das Leben sich etwas zu eigen gemacht, aus dem Leben fürs ethische Selbst einen Gewinn sich gezogen zu haben? Gerade aber solchen Processen verschließt der ethiklose Naturalismus die Schleusen; der steht als der einzige wirkliche „Antichrist" — wie Schopenhauer ihn nennt — wider die Vorgänge der Beichte und Buße. Aber eben darum, weil er die menschheitumfassenden Ketten zerfeilen möchte, kann er auch niemals zu

allgemeiner Geltung gelangen. Das Gewissen läßt sich schließlich doch nicht wegsophisticiren; es bleibt — so wandelbar es im einzelnen materialiter sein mag — das unantastbare Urfactum des innern Lebens, und der Teufel in Menschengestalt, der es sich wegdemonstriren möchte, glaubt im stillen entweder doch daran, oder bestätigt durch sein Thun eben die Regel, welcher er als Ausnahme gegenüberstehen möchte. Außerdem kann nur das verzogene Glückskind eine Zeit lang keine Gewissensstimme vernehmen und deshalb den Glauben an deren Existenz verlieren, das Glückskind, das durch ein „glücklich Temperament" vor schwerer Schuld und durch ein „glückliches" (günstiges gnädiges?) Geschick vor schwerem Leiden bewahrt blieb (s. oben S. 86). Diese beiden Mächte sind es, welche den Mahnruf ergehen lassen, sich zu besinnen über des Lebens Bedeutung, und ihnen können tiefere ethische Systeme zu Hülfe kommen, um jenen „Antichrist" zu stürzen und die Frage an den Einzelnen zu richten: bejahest oder verneinst du eine Existenz so voller Leid und Schuld? — Ganz dieselben Gesetze aber, nach welchen das schlummernde Gewissen wach werden kann, sind es auch, nach welchen ein Schärfen des abgestumpften möglich ist, und sowenig aus jener Thatsache zu folgern war, daß es nicht seinen Ursprung a priori habe, sondern ganz und blos anerzogen sei, ebenso wenig hieße es Consequenzenmacherei vermeiden, wenn man daraus, daß es nicht zu allen Zeiten und bei allen Gelegenheiten ebenso unwiderstehlich wie entschieden seine Stimme erhebt, den Schluß ziehen wollte: was durch Vorführung sowol der Vorstellung der Schuld wie des Unrechts erst aus dem latenten in bewußten Zustand versetzt, also zur Thätigkeit angeregt werde, sei überhaupt nur intellectuellen Wesens, quelle nicht aus, dem Willenskern selber. Gibt es doch auch ganz unabhängig von den Graden intellectueller Klarheit den Unterschied eines weiten und engen Gewissens, laxer und strenger Grundsätze.

Andererseits freilich stellen wir eine statutarische Legalität, wie die, nach deren Buchstäblichkeit Juden und Engländer trachten, nicht eben hoch: es fehlt ihr mit der Immanenz des ethischen Bestimmungsgrundes auch jedes Verständniß für tiefe sittliche Collisionen und damit für alle tiefern tragischen Conflicte — sie haben mit ihrer Transscendenz zugleich immer eine bestimmte Rangordnung in der Dignität der „Gesetze", welche jede Collision bald zur Entscheidung bringt. So etwas ist selbst in die Auffassung der dramatischen Meisterwerke eingedrungen. Als die Hegel'sche Schule die Absolutheit des antiken Staatsbegriffs repristinirte, übertrug sie diesen Maßstab insbesondere auf die ästhetisch-ethische Würdigung der sophokleischen Antigone. Es wurde dieser als „Schuld" angerechnet, daß sie der abstracten Geltung eines willkürlichen Königsbefehls sich opponirt — denn ein solcher sollte participiren an der Unverbrüchlichkeit eines Staatsgesetzes, als dessen bloßes Afterbild er doch in diesem Falle erscheint, da er an sich materialiter nicht einmal der heidnischen Maxime des publica salus summa lex esto! dienen kann. Und wie Hegel, um nur nicht „sentimental" zu werden und um seine Theorie vom Tragischen zu retten, herzlos ungerecht wurde gegen die Märtyrerin der Schwesterliebe, so traten andere in seine Fußstapfen mit gesuchten Anschuldigungen gegen eine Ophelia und Cordelia; — aber was den „Gesunden" leicht wurde, das machten jenen, einem „Princip" zu Liebe, manche nach, denen man das innere Widerstreben anmerkte, mit welchem sie die Doctrin forcirten gegen ihr eigenes „moderneres" Fühlen; das mochten namentlich solche sein, denen darum bangte, es könne ihnen selber alle ethische Gewißheit, die sie nach skeptischen Kämpfen sich gerettet, wieder abhanden kommen, wenn sie das im acceptirten oder „adoptirten" System kaum Gewonnene abermals über Bord würfen. Wer aber wahrhaft sittlich ist, der hat seinen Bestimmungsgrund immer ganz in sich — nur soweit dieser angelernt oder durch hinzugekommene

Convenienzgebote adulterirt ist, kann auch er der Skepsis zum Raube werden.

Jedoch ist außerdem hierbei zu beachten, daß ein gewisser „logischer Raptus" das ethische Urtheil ebenso fälschen kann, wie Affecte, furor brevis, Wahnsinn u. s. w., — und seinen Kompaß wird aus all diesen Störungen — Systeme führen Inclination und Declination herbei — erst wieder reguliren, wer in seinem Innern erlebt hat, wohin die Bussole trotz aller Ablenkung innerlich doch eigentlich tendirt. Diesen ganzen Kampf drücken wir aus mit Sätzen wie: „Er hatte sein besseres Selbst verloren — jetzt hat er es wiedergefunden" — wobei nicht der Kern des Willens, wohl aber die ganze Fülle der Erscheinungen — Handlungen — entstellt war.

Das sichere Kriterium hierfür ist die befreiende Wirkung nachfolgender Sühne und Buße. Wir können das sichere Gefühl haben: schwerere Verschuldungen seien getilgt durch die strafenden Folgen, wie unser Lebensgang sie uns abverlangte — nämlich: schlimme Verirrungen, an welchen äußere Umstände und aufwallende Affecte ihren Antheil hatten, erfahren oft in ihren Folgen selber ihre Zurechtweisung und scheinen damit gänzlich abgethan, während anscheinende Kleinigkeiten in voller Kraft der Zurechenbarkeit und Verantwortlichkeit bestehen bleiben, weil sie einzig und allein im Kernwesen unsers Selbst ihre Quelle hatten. Dann entsinkt uns so leicht der Maßstab für den sittlichen Werth oder Unwerth dieses, in seinen Werken wie in seinen Stimmungen sich widersprechenden, Ichs und wir begehren aus dem Munde derer, die uns kennen, ein Urtheil über uns zu vernehmen, und willig demüthigen wir uns, damit nur der Wahrheit die Ehre gegeben werde.

30. Fortsetzung. Empfänglichkeit für die entsühnende Kraft des Leidens und der Strafe in der Wechselbeziehung menschlicher Coexistenz.

Ueberhaupt ist es um die entsühnende Kraft des Leidens ein so wichtiges sittliches Problem, daß auch darüber dem Charakterologen eine Digression verstattet sein wird, um so mehr als, wie wir schon soeben gesehen, die Empfänglichkeit für die Entsühnungskraft selber unter die ethischen Maßstäbe gehört — der ganz „Verstockte" ist ihr ja so total unzugänglich, wie derjenige ohne Ahnung von ihrer Bedeutsamkeit bleibt, der nur in leichter Fehle sich verging. Aber darüber, was „leichte Fehle" sei, entscheidet allein das Bewußtsein des Handelnden selber — gar manch läßliches Vergehen eines Kindes erscheint vor dessen Gewissen als ein schwerer Frevel — denn das Schwerste, dessen es sich schuldig machen kann, ist die Pietätsverletzung, somit jedweder Ungehorsam gegen die ihm vorgeordnete Autorität — und dies kann in ihm dasselbe Gefühl hervorrufen, von welchem beim Verbrecher uns die Juristen so viel zu erzählen wissen. Wie das noch nicht verlogene Kind sich selber der Züchtigung darbietet — wie es deshalb nicht als bloße Anleitung zu hündischer Servilität, sondern als reiner Reflex eines ethischen Gefühls zu beurtheilen ist, wenn manche Erzieher das Kind anhalten, die Ruthe, einem Wohlthäter gleich, zu küssen: so, hören wir, fordert der noch nicht verhärtete Missethäter die Bestrafung als „sein Recht". Das kann nicht blos die Folge angelernter, eingeredeter Superstition sein, sondern muß im sittlichen Wesen des Menschen selber wurzeln, als ein Drang nach Gerechtigkeitsmanifestation um jeden Preis, mag diese auch eine Schädigung der eigenen Person in sich schließen. Ohne Tendenz nach einer statischen Ausgleichung ist überhaupt das Rechtsgefühl psychologisch undenkbar — und das einmal anerkannt, können wir uns

auch der Consequenz nicht entziehen, daß die Bestrafung freudig hingenommen werde, quia peccatum est, und nicht etwa blos, ne peccetur. Letzteres tritt vielmehr dem Bestraften höchstens nachträglich ins Bewußtsein, wo alsdann die Strafe als ein negatives Motiv wirken kann.

Also nicht als ein blos zufällig brauchbar erfundenes Mittel zur Abschreckung erscheint hiernach die Strafe, sondern als ein selbstgeltendes Aequivalent der Schuld — und wer, wie Schopenhauer, dem Leiden überhaupt eine sühnende, „heiligende Kraft" (vgl. Schiller, „Die Jungfrau von Orleans", V, 4) zuerkennt, der braucht doch wahrlich nicht anzustehen, von der Species — Strafe — gelten zu lassen, was er vom Genus — Leiden — nicht bestreitet. Dann aber begreift sich's nicht allein, daß nach Eintritt der Strafe das Gewissen bis zu einem gewissen Grade Ruhe findet vor dem Schuldbewußtsein, sondern es ist auch kaum nur noch ein Schritt weiter zu thun, um zu dem Satze zu gelangen: dem Uebelthäter gebührt die Strafe, und zwar als ein erworbener Anspruch, als ein Recht ganz in demselben Sinne, wie jedem das Erarbeitete (Lohn, Kost u. dgl.) zukommt — kurz: Strafe und Lohn stehen auf einer Linie, als entgegengesetzte Größen, wie ja auch unser Wort „Schuld" diese Minusnatur, diese negative Größe, in der Bedeutung der Mathematiker, kenntlich macht, gerade so wie eine rein immanente Ethik als naive den Ausdruck: „ich habe unrecht gethan" dem: „ich habe gesündigt" vorzieht. Daß übrigens Schopenhauer in seiner Strafrechtsdeduction auffallenderweise diesen Schritt nicht gethan, seine beiden angegebenen Prämissen nicht zu einer Conclusion verbunden hat, erklärt sich vielleicht aus seiner Absicht, seinem Begriff der Weltgerechtigkeit das Moment der „Vergeltung" fern zu halten. Und doch hätte ihn auch seine Definition des Unrechts zu jener Consequenz leiten können und zwar nach der objectiven Seite: das Bestraftwerden des lædens ist auch ein Recht der læsi. Die Statik der Coexistenz fordert, daß

die Willenssphäre des Einzelnen behufs der Ausgleichung um dasselbe Maß gemindert werde, um welches durch das verübte Unrecht über sie hinaus- und in eine fremde hineingegriffen wurde — so ließe sich, von andern Bedenken abgesehen, sogar die Todesstrafe als Aequivalent des Mordes rechtfertigen. Aber diese ganze Herleitung will sich freilich nicht einem Standpunkt einfügen, welcher sein Hauptabsehen darauf richtet, die metaphysische Identität des Verletzenden und des Verletzten, des Thäters und des Leidenden, zur Geltung zu bringen. Daher mag es dann ebenfalls rühren, daß Schopenhauer auch nicht zu derjenigen Auffassung der Beichte gelangt ist, nach welcher wir oben in dieser einen ganz analogen Compensationsvorgang aufwiesen.

Es ist nur ein Specialfall der, als eine nicht wegzudisputirende und wider jene Verachtung des Vergeltungsmoments sich auflehnende Thatsache des ethischen Bewußtseins von uns erkannten, Satisfaction, welche einem mit der Verschuldung in unmittelbarem Connex stehenden Leiden innewohnt, daß sogar ein Glück, dessen wir uns unwürdig fühlen, uns theurer wird, wenn eine Trübung dahineintritt, also ein Abzug davon zu machen ist, nach welchem es unserm „Verdienen" angemessener erscheint — und das so hinzutretende sittliche Ingrediens, welches unsere Freude daran reiner macht, sie erhöht, scheint mehr als die blos egoistische Beruhigung darüber zu sein, daß damit sozusagen ein als Strafe drohendes Uebel bereits, gewissermaßen pränumerando, abgekauft, also jetzt weniger zu fürchten sei (zumal bekanntermaßen Fortuna als Nemesis nicht mit sich handeln läßt). Nein, es ist Wohlgefallen, Befriedigung an der darin von uns wahrgenommenen Gerechtigkeit des Weltlaufs, auch wo diese selber uns an dem Flecke trifft, den sie am schmerzhaftesten berührt — es ist nicht ein (täuschendes) Gefühl relativer Sicherheit vor noch mehr Leiden, sondern das erquickende Bewußtsein, Genugthuung geleistet zu haben; dies zeigt sich direct darin, daß

wir inmitten dieses Satisfactionsbewußtseins noch weitere Leiden können klar heranziehen sehen, ohne uns dadurch irren zu lassen in der erlangten Seelenbefriedigung.

Ueberall will, damit dem Bewußtsein gebüßt zu haben, Genüge geschehe, das Maß des andern verursachten Schmerzes von dessen Urheber an sich selber wieder empfunden sein; — wer Recht und Unrecht als apriorische Begriffe respectirt, muß Sühne, Buße, Vergeltung, Genugthuung, Versöhnung als eben solche stehen lassen, und es ist willkürlich, etwa nur diese und dann nicht auch jene dem Willen als bloßer Erscheinung zuzuweisen. Wir sahen schon früher: die Befriedigung des antheillosen Zuschauers an der Strafvollstreckung ist die der gestillten, aber consolidarisch sich erweiternden „Rachsucht", d. h. des Bedürfnisses, die böse That auch als vergangene, nicht blos mit Rücksicht auf die Zukunft bestraft zu sehen — und es ist unnöthig, hierin eine „Amphibolie" der Begriffe zu erkennen — es drückt sich darin vielmehr — „naiv und wahrhaft, wie die Stimme der Natur es allemal ist" — der ethische Instinct direct aus, und damit allerdings zugleich die Gefühlsanerkennung einer größern Selbständigkeit der Individualität, als wie Schopenhauer an den Stellen zugestehen will, wo er streng innerhalb der Abstractionen seines Systems verharrt, während er oft genug gelegentlich Aeußerungen thut, welche der Bedeutung des Individuellen weiter gehende Concessionen machen, sodaß auch das Individuelle als ein An-sich erscheint. Und Schopenhauer's Berufung auf die, Vergeltung des Bösen mit Bösem untersagende, christliche Ethik ist metaphysisch nichts beweisend, weil dieser die ewige Gerechtigkeit doch wieder zu einer zeitlichen, obzwar jenseitigen, wird, und sie sogar zur Voraussetzung ihres Versöhnungsdogmas einen „rächenden Gott" hat; so sehr, daß in dem Bedürfniß, persönlich mit einem als persönlich vorgestellten Wesen sich zu versöhnen, eigentlich der Culminationspunkt dessen liegt, was der Theismus vor den übrigen ethischen

Systemen vorauszuhaben scheint — und dieser Vorzug ist mächtig genug, um selbst starke Geister hinwegzuheben über alle damit sich ergebenden Antinomien (deren handgreiflichste die logisch unausweichbar anzuerkennende absolute Selbstlosigkeit eines jeden „Geschöpfes" qua solchen ist). — Der innere Zwiespalt, die Selbstentzweiung des Willens, scheint erträglicher, wenn sie, nach außen projicirt, an zwei Persönlichkeiten vertheilt wird: den sündigen Menschen und den durch dessen Sünde betrübten „Vater im Himmel". Mit jedem andern wird man sich leichter versöhnen, überhaupt „abfinden", als wie mit sich selber — so heißt's schon im täglichen Leben: „ärgerlich über sich selber sein, ist der schlimmste Aerger" — und wo Menschen nicht mehr verzeihen können — sei es, weil sie allzu schwer verletzt sind, sei es, weil sie aufgehört haben, mit uns zu leben — da flüchtet sich das schuldzerquälte Herz an den Busen einer göttlichen Gnade, um dort einen Anhalt in seiner Ruhelosigkeit zu finden — und daß ein solcher Anhalt dem fehlt, der wirklich ohne Glauben an „Gott und Unsterblichkeit" zu leben sich gewöhnt hat, das ist der furchtbarste Schmerz, die wahre Hölle des Atheisten — auf Glück kann er verzichten, auf Frieden der Seele nicht — und die hierin sich kundgebende Gewissensmacht ist doch allzu stark, als daß sie blos hallucinatorisch könnte angetäuscht sein — sie ist die Stimme aus dem tiefsten Abgrund der Ewigkeit und darum unentrinnbar. Das Asyl des Todes rettet nicht sicher vor ihr — ob das der Ascese? Die behält ja auch den Stachel unfreiwilligen Entsagens! Und mit ihrer Schwierigkeit verglichen kann einem der Glaube an die versöhnungverbürgende Erlösung durch Christum als „Gerechtigkeit" bringender vorkommen wie ein bequemer coup de main, oder wie ein Deus ex machina, der aller Verlegenheit ein Ende macht — dann scheint dem tief Zerknirschten das Glauben leicht und ein so kleines „Stück Arbeit", wenn gemessen an dem überschwenglich großen Lohn des Seelenfriedens. — Wie

man aber kein Recht hat, eine solche Besprechung des Angelpunktes lutherischer Dogmatik als unpassend abzuweisen, das bestätigt ein Blick in die Dogmengeschichte. Es war unmöglich, das Wesen der redemptio in Begriffe zu fassen, ohne die Analogie mit einem rein juristischen Loskaufsverhältniß bis ins kleinste Detail zu verfolgen und damit sozusagen die criminalrechtliche Seite des Verhältnisses zwischen Mensch und Gott über die Brücke des jus talionis in die privatrechtliche hineinzutragen. Aber weit entfernt, damit eine Verflachung des ethischen Grundverhältnisses zu sanctioniren, stellte diese unvermeidlich gewordene Auffassung vielmehr das Problem, dem Wesen der vergeltenden Ausgleichung selber als eines tief-ethischen Postulats gründlicher nachzuforschen. Denn damit ist es nicht abgethan, daß man mit Schopenhauer das „Rachebedürfniß" einfach dem Grundmotiv der Bosheit subsumirt — es ruht vielmehr in dem von uns als Wagebalken zwischen Egoismus und Mitleid bezeichneten Princip der Gerechtigkeit. Was würde sonst auch z. B. aus dem Recht zu strafen in all den Fällen, wo die Person des Strafvollstreckers identisch ist mit derjenigen, an welcher die Verletzung des ethischen Gleichgewichts geschehen ist, wie das beim Strafen des Erziehers sogar das Gewöhnliche sein wird? Selbst die aus der gemeinen Rache hervorgehende Befriedigung wurzelt keineswegs blos in bösem Willen — das wird daran klar, daß jeder nur im eigenen Namen, für seine Person verzeihen darf — in Betreff des einem Dritten zugefügten Unrechts steht dem Unbetheiligten keine Absolutionsbefugniß zu — nur auf mein eigenes Recht kann ich verzichten, niemals auf ein fremdes. Und war es etymologisch angesehen auch ein unhaltbares Spielen mit dem Wortklang, wenn einige Rechtsphilosophen „Rache" und „Recht", „gerächt" und „gerecht" ganz nahe zusammenrückten, so lag doch die richtige Anschauung zu Grunde, daß eine Rachevollstreckung von jeder egoistischen Interessirtheit und von jeder blos boshaften

Freude an fremdem Weh sich gänzlich fern halten kann. Das antiegoistische Moment darin läßt sich aber um so weniger verkennen, als überhaupt kaum je eine Rache ohne ein persönliches Opfer für den sich Rächenden kann vollzogen werden: ein Simson, der sich selber unter den Ruinen des feindlichen Hauses mitbegräbt, kommt en miniature alle Tage vor und erhärtet so unsern Satz, daß das Wesen jedweder ethischen Satisfaction durch Vergeltung nur zu begreifen ist aus der fundamentalen Correlation zwischen Schuld und Leiden, die, in der Wurzel eins, nur in der Richtung ihres Erscheinens sich unterscheiden. Und der principiellen Forderung, daß der Leiden Verhängende zugleich der Leiden Tragende sein soll, entzieht sich ja auch Schopenhauer nicht — nur macht er den Umweg durch die metaphysische Identität alles Erscheinenden — für die ethischen und charakterologischen Postulate gleich überflüssig: denn was den in Leiden „Büßenden" von dem trotzig sich gegen den ihm bereiteten Schmerz Auflehnenden unterscheidet, ist nichts als die Anerkennung des Grundzusammenhangs zwischen Schuld und Leiden. Dieser Einsicht verschließt sich jedes Gemüth, welches durch Strafen sich nur „verhärten" läßt — ein Vorgang, welcher demjenigen durchaus parallel steht, wo ganze Völker in schweren Nothständen (Pest, Hungersnoth, Erdbeben u. s. f.) sich selbst von jeder Pflicht dispensiren mittels des Desperationssatzes: Es ist ja doch alles eins.

31. Schluß. Grenzen der Emancipation von sittlichen Schranken in praxi und in thesi.

Also auch hier wieder stellt sich das Verhalten des Individuums dem Leiden gegenüber als ein charakterologisches Kennzeichen dar. Wenn das „starre" Gemüth durch Strafen so wenig erweicht wie gebrochen wird, so ist das nicht blos Sache des Temperaments, dem zufolge etwa der Choleriker der stärkern Action die stärkere Reaction

entgegenstellt; noch weniger aber beruht es lediglich auf einem innerhalb des Intellects verbleibenden Vorgange — denn die Einsicht, daß Schuld und Leiden zusammengehören, ist jener gleichartig, in welche Schopenhauer das Mitleid als eine intuitive Durchschauung des principium individuationis setzt, als welche auch nicht im Kopfe, sondern im Gefühl, nicht in der Abstraction, sondern im objectitätslosen Selbstinnesein entsteht. Wer sich nicht will strafen lassen, der möchte mit dem Zusammenhang zwischen Schuld und Leiden auch den zwischen Individuum und Gesammtheit zerreißen — und eine Nation, welche zur Zeit der Noth alle Gesetze suspendirt, spricht damit nur aus, daß ihr Staatswesen auf der Convention beruhte, sich gegenseitig eine möglichst erträgliche Existenz zu garantiren — nicht auf dem Princip sich wechselseitig hingebender Liebe. Wo von außen herangekommene Mächte jene Garantie — an sich schon eine eng bedingte — völlig illusorisch machen, da nimmt der entfesselte Pöbel im Menschen diese Vereitelung zum Vorwande, nichts mehr wissen zu wollen von Einschränkungen, denen sich zu unterwerfen ihn nur die Aussicht auf anderseitige Vortheile bestimmen konnte. Und wenn so nur noch

Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron,

überschlägt sich, wie immer, die Abstraction in Consequenzen, welche das unvertilgliche Gefühl Lügen straft. Denn Gut und Böse als polare Gegensätze stehen sich entgegen wie fremd und eigen — mein Eigenes ist dem Andern fremd, und was mir ein Fremdes, gehört einem Andern zu eigen. Der Indifferenzpunkt aber ist die Mitte, wo Eigen und Fremd — oder, was dasselbe ist, wo Mein und Dein, Ich und Du — aufhört, und das ist der Friede, den also, diesem Begriffe nach, niemand mit sich allein, in völliger Isolirtheit, abschließen kann. Zu diesem Frieden hin strebt der Wille, und durch ihn hindurch geht es, wo ich das Eigene zum Fremden, das Mein zum Dein, das Ich zum Du mache; aber nur in dieser Richtung,

nicht in der umgekehrten, wo das Dein zum Mein, das Fremde zum Eigenen, das Du zum Ich sollte gemacht werden — denn dies mußte vom Andern, vom Du, ausgehen, und in diesem Austausch entsteht und besteht der Friede, die Aufhebung des Zwiespalts — nach einem physikalischen Bilde die Lösung der elektrischen Spannung, — denn meine Schuld ist des Andern Leiden, seine Schuld mein Leiden. Aber da gibt es kein ruhiges Beharren in einem Resultat, keinen bleibenden Besitz des Ausgetauschten, sondern nur den fortgesetzt sich erneuernden Act des Austausches, des Indifferenzirens selber. Dieser muß ein unablässiger sein, wenn der Friede Dauer haben soll; und sobald ein Fremdes mir zum Eigenen gemacht ist, so muß ich es abermals hingeben und mich dessen entäußern — subjectiv in selbstgewolltem Liebeswerk, objectiv im Gehorsam unter das Weltgesetz, welches das gewährte Glück alsbald wieder in Leiden verkehrt. Das ist das Schwere am Gesetz der Liebe, daß wir uns nicht bereichern dürfen am Gewinn der Liebe — einem Andern, jetzt einem Dritten, zu Liebe, müssen wir der erworbenen Liebe wieder entsagen, sonst wird die Liebe selber zu Egoismus. Was meine Sünde, das Böse in mir, ist, das ist eben dies mein Ich-sein, meine individuelle Existenz, mein Wille als eigener (darum auch Eigenwille genannt). Jeder Act des eigenen Willens hindert den Frieden der Indifferenz, und jedesmal so oft ich ein Eigenes, etwas für mich, für mein Ich, will, störe ich die sich wechselseitig paralysirende Einheit aller Einzelwillen. Damit stehen wir wieder vor dem metaphysischen Sinn des Wortes:

> Des Menschen größte Sünde
> Ist, daß er geboren ward;

denn das Geborenwerden ist nichts anderes als der Ausdruck des Willens, ein Selbständiges, für sich Seiendes zu sein, für sich etwas zu haben. Das kommt den Zeugenden im Zeugungsact zum Bewußtsein, sodaß man gerade aus

diesem Grunde „Wollust“ lieber aus Wolle-Lust, als aus Wohl-Lust herleiten möchte.

Aber diese unbeschränkte Selbständigkeit des Einzelnen, welche nach Absolutheit drängt, ist unmöglich; der Einzelne bleibt immer ans All gebunden, von ihm abhängig; in ihm hat er seine Wurzeln, und frei im Aether kann niemand schweben. Im Egoisten wiegt das Streben vor, mittels dieser Wurzeln sich selber zu kräftigen; jedoch, um leben zu können, muß jeder auch ausathmen, somit vom Seinen, von dem was sein geworden, zurückgeben an das Allgemeine. Insofern ist ein Egoist ganz ohne Sehnsucht nach Liebe nicht einmal denkbar, weil ethisch so wenig wie physisch eine absolute Isolirung möglich ist; und nur Endliches kann lieben, nur Endliches geliebt werden; dem Unendlichen, Absoluten, Selbstgenugsamen kann der Einzelne nichts geben, weil es alles schon hat; und von ihm empfangen kann dieser auch nichts, weil nicht aufhört jenem zu gehören, sein zu sein, was von ihm der Einzelne in sich aufnehmen mag. *)

Aber wie ich als Einzelner hineingestellt bin in die Allheit des Seins, qua ruhender Substanz, so bin ich auch befaßt in die Einheit des Indifferenzirungsprocesses, sofern ich lebe, d. h. aneignen und hingeben muß, und das Innesein dieser Wechselbeziehung ist zugleich die Quelle jenes dualistischen Bewußtseins, dessen nicht ausschließlich christlicher oder paulinischer (Römer 7) Charakter durch den Mythos in Plato's Phädrus belegt wird, der von den zwei Rossen vor dem Wagen der Seele spricht, und außerdem durch die bei Tholuck, „Von der Sünde“ (6. Aufl., S. 42), aus dem Alterthum allegirten Stellen.

---

*) Die Philosophen suchen längst nach einer genügenden Definition der Liebe; es gibt aber nur eine negative (wie nach Schopenhauer auch „Recht“ und „Glück“ die negativen, Unrecht und Schmerz die positiven Begriffe sind) und diese („glücklicherweise“ kann man nicht sagen) genügt auch: Liebe ist das Gegentheil von Egoismus; diesen aber kennt jeder aus eigenster Herzenserfahrung.

Das Programm des absoluten Egoismus, wie es Richard III. mit seinem „Ich bin ich selbst allein!“ hinstellt, läßt sich nicht durchführen. Keiner vermag ganz und blos Egoist zu sein — sofern er seine eigene individuelle Existenz bejaht, bejaht er die der andern zugleich insoweit mit, als ohne den gemeinsamen Urgrund auch er nicht wäre — so ist er innerlich zur Liebe, zum Gutesthun gedrängt (als volens immer auch zugleich ein nolens), aber mächtiger, als dieses in ihm nur indirecte Streben, ist das directe, welches Paulus nennt: „das Gesetz in unsern Gliedern“.*)

---

*) Wie demgemäß der Intensitätsgrad des Egoismus zusammenfällt mit dem Grade, bis zu welchem jene Isolirung wirklich durchgesetzt wird, und wie ein solches Sichausschließen von der menschlichen Gesellschaft und den Rechten, welche diese garantirt, zu der rechtlosen Stellung der Asoten führen kann, das kam bereits oben S. 272 zur Sprache und mag hier nochmals in ergänzendem Résumé auftreten: Nicht jene Naturen sind die social gefährlichsten und sittlich verderbtesten, welche in leidenschaftlichem Egoismus, in drängender Noth des eigenen Ichs die Wege des Rechts und der Wahrheit verlassen, wie ein Hungeriger ein Brot stiehlt; denn solche haben noch Gefühl und sind Gefühlseinflüssen zugänglich: sie wollen nur richtig gelenkt sein; — sondern jene, die in apathischer Indolenz verschlossen das Ihre suchen, die also dem Gemüth keine Handhabe bieten; sie kennen nur rachebürftigen Groll, nicht eigentlichen Haß; denn könnten sie hassen, so müßten sie unter Umständen auch lieben können; aber sie stehen in so gut wie gar keiner lebendigen Relation und Wechselwirkung zu den Nebenmenschen; sie sind wie jene Herbart'schen „Realen“, die blos sich zu erhalten suchen gegen Störungen; sie sind schon von Natur, soweit wie dies überhaupt möglich, außerhalb des Menschenzusammenhangs gelassen und damit zur Isolirung, zum Aufgegebenwerden seitens der Gesellschaft prädestinirt, und wo solche Excommunication wirklich zur Ausführung kommt, vollzieht sich nur was die Natur selbst angelegt, gleichsam gewollt hat. So ist es nur ein Accidentelles, wenn sie, wie im Maßstabe der Kolossalität Richard III. mit dem oben angeführten Worte, diesem ihrem ursprünglich nur privativen, d. h. fast nicht-existenten, Verhältniß zu den übrigen Menschen im Gefühl der nahezu absoluten Isolirtheit auch einen positiven Ausdruck geben, sofern sie die ohnehin schon bestehende Kluft zwischen sich und den

Die Erlösung durch Christum, zu deren Aneignung jener Zwiespalt sollicitirt, wäre demnach so leicht nicht, wie sie oben scheinen wollte: sie müßte das gänzliche Aufgeben des eigenen Wollens, das völlige „Du-sein" ohne Rest der Ichheit sein (um noch einmal zu dieser Sprechweise der „Theologia Deutsch" zurückzukehren).

So hat denn also auch diese Zwischenbetrachtung uns wieder an mehrern Punkten das Anziehende (fast möchte man sagen: das Verführerische, wenigstens das Lockende) wie das Unzulängliche aller auf theistischen Voraussetzungen fußenden Ethik verrathen; denn solche kann die Zweifel des sittlichen Instincts wohl niederdonnern, aber nicht wahrhaft überwinden, die Trüglichkeit desselben wohl als Ketzerei verdammen, aber kein Dilemma ausgleichen, die Knoten der Widersprüche höchstens zerreißen. Eine siegreiche Ethik dagegen muß diesen Gegensatz in sich selber sozusagen verdaut haben — und wie demnach Schopenhauer der skeptischen Einrede einen Paragraphen gewidmet hat, so wird es gerechtfertigt sein, wenn wir hier nicht blos von den modis und attributis, sondern auch von der substantia der conscientia mit ein paar Worten reden.

andern zu erweitern streben, sich gewaltsam losreißen von den Banden, welche sie noch hier oder dort an ein fremdes Menschenleben fesseln könnten; und sie suchen diese Losreißung — schon als Knaben der Schulordnung gegenüber — mittels offener Auflehnung gegen das Gesetz zu verwirklichen. Vor nichts also hat sich der Erzieher ängstlicher zu hüten, als vor einer Verwechselung der zuerst erwähnten Klasse mit dieser, wol nicht zu hart als „Auswürflinge" bezeichneten; — aus jener kann er sich eine Seele auslesen, um ihr Retter, d. h. ihr Versöhner mit der Menschheit, zu werden — aus diesem Pfuhl lassen sich nur Pflanzen von der sagenhaften Wirkung des weithin seine vergiftende Kraft ausstrahlenden Upas-Baumes verpflanzen. Die Erziehung versieht es aber in solchen Zweifelfällen am leichtesten damit, daß sie jene zu früh wie dämonisch Besessene aufgibt, daß sie den gereizten Trotz nicht von der angeborenen Satanicität, die Verwilderung nicht von diabolisch ursprünglicher Wildheit, das manchmal zwar rohe und feindliche Wesen nicht von dem brutalen (brutal im Sinne des thier-, speciell raubthierartigen) unterscheidet.

Es könnte ja gar keine Casuistik geben, wenn die Entscheidung des Gewissens allemal etwas so Selbstverständliches wäre. Jede Bereicherung unserer ethnographischen Kenntniß droht, die Basis noch schmäler zu machen, welche wirklich für eine unbestritten gemeinsame jedes ethischen Gefühls gelten kann. Wir müssen schon den Kannibalismus als eine besondere Form des Egoismus, der einen singulären Geschmack an Menschenfleisch gefunden hat, und die Menschenopfer im Reiche Dahomey als eine bloße Verirrung des Macht- und Ehrbegriffs — also gleichfalls des Egoismus — ansehen, um nicht daran irre zu werden, daß auch nur das blos wider die Bosheit sich richtende: „Du sollst nicht ohne eigenen Vortheil fremdes Schmerzgefühl vermehren!" ein allgemein anerkannter sittlicher Kanon sei. Alles aber, was als „Scrupel" den Seelenfrieden beunruhigt, ist jedesmal eine Instanz mehr für die ethische Skepsis, und das: ne feceris quod dubitas! würde in seiner strictesten Anwendung gerade die zartfühlendsten ethischen Naturen am leichtesten zu völliger Thatlosigkeit führen und sie so am allersichersten unversöhnbarer Gewissenspein preisgeben, weil diese ebenso wol auf Unterlassungen wie auf Handlungen folgen kann. Denn das Sich-mit-sich-Eins-Wissen macht die Ruhe des Gewissens, als der conscientia aus: Wille und Intellect suchen in ihr ihre individuell-subjective Versöhnung; deshalb „beruhigt" sich jeder bei dem Gedanken, bona fide, ἐν πίστει, „nach bester Ueberzeugung" gehandelt zu haben. Allein eben diese Gewißheit ist so wohlfeil nicht zu haben — die in ihr angestrebte Ruhe ist durch Wünsche, Affecte und die empirische Unvollständigkeit der Selbsterkenntniß jeden Augenblick gefährdet und gestört. Mit dem Schwanken unserer Meinung wird auch die bona fides uns selber zweifelhaft — und so setzt sich der zunächst theoretische Skepticismus alsbald in einen praktischen um; gerade so wie das Gefühl, sich im innersten Grunde selber nicht zu kennen, auch den noch turbirt, welcher sich entschließen möchte, dem

ethischen Fatalismus sich in die Arme zu werfen, um hinter das: „Ich bin nun einmal so und kann mein Wesen nicht ändern" den Ungestüm bloßer Affecte und seine widerstandslose Nachgiebigkeit gegen diese zu verschanzen.

Wenn sich aber hieraus erklärt, daß die Rücksicht auf fremde Meinung auch aus andern als blos egoistischen oder Klugheitsmotiven (der Eitelkeit, des Bedürfnisses, bei andern Achtung und Vertrauen zu genießen, um in ihrer Mitte mit Erfolg wirken zu können, u. dgl.) ihre Bedeutsamkeit entnimmt, so bleibt doch nicht nur die Trüglichkeit auch des fremden Urtheils (welches zwar „objectiv" heißen kann, sofern für dasselbe Subject und Object der Abschätzung nicht identisch sind) in Rechnung zu ziehen, sondern zugleich noch ein Specialverhältniß zu erwägen, in welches wir zu der fremden Meinung treten können. Wo wir uns selber die Frage stellen: Was werden die Leute dazu sagen? hat dies oft nur den Zweck, uns den Inhalt einer Situation ganz klar zu machen; ja bisweilen nur den: jene Leute selber, nach deren Urtheil man scheinbar sich richten will, zu messen an der gegebenen Situation. Freilich muß man dieselben hierzu vorher schon einigermaßen kennen; ja es setzt sogar seinerseits allemal eine ziemlich genaue Kenntniß des Einzelnen voraus, daß man mit wirklicher Sicherheit vorher wisse, wie er sich einem bestimmten Anlaß gegenüber äußern werde — leicht, selbst dem Wortlaut der zu gewärtigenden Aeußerung nach, ist das nur bei solchen, die ihr Urtheil in wenigen stereotypen Phrasen abzugeben pflegen; — aber unerreichbar ist es selbst für eine ganz individuelle Fassung solches Ausspruchs dann nicht, wenn man wirklich jemand in seinen ihn beherrschenden Grundmotiven „durchschaut" hat; — nicht selten dem andern selber zu ergötzlicher Ueberraschung, zumal da, wo Selbstgefälligkeit seine Selbstkenntniß so verblendet, daß er sich vor Eintritt der Situation regelmäßig für edler hält, als wie er sich innerhalb derselben ausweist. (Das sind ja überhaupt die Augenblicke, in

welchen der bessere Mensch „sich vor sich selber schämt"; denn dies Gefühl muß bei einem irgend Gewissenhaften sich allemal einstellen, wenn er sich im stillen für zuverlässiger gehalten hat, als wie er sich nachher bei der Probe findet.) Wie endlich die Rücksichtsnahme auf fremde Meinung ein zartes und edles Gemüth verleiten kann, „sich selber Unrecht zu thun", darüber wird die Betrachtung der Formen des Selbstgefühls und die Specialbehandlung des Gemüths und seiner Antinomien Genaueres an die Hand zu geben haben.

Die Communionsprovinz.

1. Das Ineinander von Wille und Intellect im allgemeinen und die Bezirke ihrer Communionsprovinz.

Wenn das Modificabilitätsproblem irgendeine Lösbarkeit versprechen sollte, so mußten wir uns nach denjenigen Grenzstrichen umsehen, auf welchen allein ein Austausch gegenseitiger Einwirkungen zwischen Wille und Intellect vor sich gehen kann, und nach dem Valet ab Esse ad Posse consequentia sind wir nachgerade so weit gelangt, einer gesonderten Betrachtung unterziehen zu dürfen, was in diesem ganzen Abschnitt der Charakterologie wie ein Wetterleuchten unter dem Horizonte seine Strahlen der Wechselbeziehungen herüber- und hinüberschoß.

Mit andern Worten: es gibt gewisse Voraussetzungen, ohne welche der Intellect jeder ethischen Bedeutung entbehren würde — und wir können dieselben am einfachsten unter den Allgemeinbegriff: **Verhältniß des Willens zur Wahrheit**, als zu dem nächsten Zweck jeder Erkenntniß, bringen Denn dies befaßt ebenso sehr die Wahrheitsliebe im Sinne des Widerwillens gegen alle Täuschung und Lüge, wie den Wahrheitsdrang als πάϑος des Denkers und Forschers; und nicht minder die Aufmerksamkeit (sowol die formale als die geniale), wie die fördernden oder hemmenden Sollicitationen, welche vom Willen auf das intellectuelle Schaffen und jede Bemühung um theoretische Zwecke ausgehen.

Nur scheinbar aber ist solche Betrachtung eine abermalige Unterbrechung des größern Zusammenhangs, innerhalb dessen wir noch stehen. Vielmehr wird sich ergeben,

daß gerade sie am natürlichsten den Uebergang zu einigen Specialerscheinungen vermittelt, welche bisher zurückgeschoben werden mußten, weil descriptive Behandlung derselben ohne die hier vorerst zu gebende Grundlegung nicht zu ihrem Rechte würde kommen können. Denn Eigensinn und Charakterschwäche, Leichtsinn und andere dem Jugendalter vorzugsweise angehörende charakterologische Phänomene haben sammt den Formen des Selbstgefühls und einer Reihe von Dingen, welche wir als „Halbethisches" zusammenzufassen gedenken, das Gemeinsame, daß ihre Darstellung ohne vorangegangene Besprechung dessen, was uns jetzt beschäftigen soll, nicht völlig verständlich, weil unzureichend begründet, sein würde.

2. Der Wissenstrieb oder Wahrheitsdrang als Strebensinhalt.

Wahrheitsdrang, Forschungstrieb, Wissensdurst, Lernbegier, Erkenntnißlust, Weisheitsfreude, oder „Weisheitswille" (Chalybäus), d. h. Philosophie, oder metaphysisches Bedürfniß sind Namen für ein heilig Pathos; ehrwürdig selbst da noch, wo es als bloßer „Gedankenhunger" schmachtet, wenn anders das ethische Fundament nicht fehlt, und dann nichts als „Curiosität" und frivole Neugier übrigbleibt, obgleich selbst dem, was als solche auftritt, unbewußt ein tieferer Drang beiwohnen kann, nach Maßgabe der eigenen oberflächlichen Erkenntnißfähigkeit immer mehr vom Menschenwesen kennen zu lernen. Ja, sogar der bloße Sammelfleiß, der mühsam „Sandkorn nur auf Sandkorn reicht", erstrebt innerhalb seines engen Bereichs und in einem an sich werthlosen Chaos wühlend, die Beruhigung, so wenigstens Kärrnerdienste zu leisten, damit die Königsgeister aus der Auslese des von ihm herbeigeschafften Materials weiter bauen können an dem Palast der Ur- und Gesammtwissenschaft, in welchem sich dem

Selbstbewußtsein der ganzen Menschheit der Spiegelsaal erschließen soll, von dessen Wänden die gesammelten Strahlen der Universalwahrheit zurückgeworfen werden. Die Ahnung, daß hierfür nur Originalkenntniß, d. h. solche, welche vorher kein anderer noch erfaßt hat, verwendbare Bausteine liefern könne, stachelt selbst schwache Geister mit rührendem pruritus an, auch an ihrem Theil einen Beitrag heranzuschleppen. Welcher achtsame Lehrer sollte nicht schon bemerkt haben, wie in der Jugend der Trieb lebendig ist, noch nie Gesagtes zum ersten mal auszusprechen — und geschähe das nicht fast immer auf die Gefahr hin, sich durch verschrobene Ausgeburten lächerlich zu machen, so würde man dessen in den Aufsätzen kurz vor und während der Pubertätsperiode — wo schon früher als die physische die intellectuelle Zeugungskraft sich regt — noch viel mehr entdecken. Mir meinestheils ist schon der Muth allemal respectabel gewesen, welcher sich vom Spott der Mitschüler oder gar takt- und gemüthloser Lehrer nicht einschüchtern ließ; — die Entdeckung der, ohnehin früher eintretenden, Impotenz folgt bald genug. Diejenigen aber, deren Geistesproducte nicht blos an Gedankenmangel oder -armuth leiden, sondern das eigene Gefühl hiervon verrathen, nenne ich gedankenhungerig — sie brauchen darum keineswegs zeitlebens intellectuelle Hungerleider zu bleiben.

Das Nichtbefriedigen solches Bedürfnisses kann demjenigen, welcher es einigermaßen lebhaft empfindet, ebenso schmerzlich werden, wie physisches Entbehren (nach der ästhetischen Seite gewendet gibt Schiller's „Pegasus im Joche" — besonders die Stelle:

> Laß sehn, ob wir den Tollwurm nicht
> Durch m a g r e K o s t und Arbeit zwingen!

— hierzu den classischen Typus). Und selbst der ästhetische Genuß, an welchem man so gern mit abstracter Uebertreibung die „Interesselosigkeit" hervorkehrt, ruht auf einem Willensgrunde; — und nicht etwa blos in der Päderastie steigert er sich zu einer, sogar prak-

nicht in der umgekehrten, wo das Dein zum Mein, das Fremde zum Eigenen, das Du zum Ich sollte gemacht werden — denn dies mußte vom Andern, vom Du, ausgehen, und in diesem Austausch entsteht und besteht der Friede, die Aufhebung des Zwiespalts — nach einem physikalischen Bilde die Lösung der elektrischen Spannung, — denn meine Schuld ist des Andern Leiden, seine Schuld mein Leiden. Aber da gibt es kein ruhiges Beharren in einem Resultat, keinen bleibenden Besitz des Ausgetauschten, sondern nur den fortgesetzt sich erneuernden Act des Austausches, des Indifferenzirens selber. Dieser muß ein unablässiger sein, wenn der Friede Dauer haben soll; und sobald ein Fremdes mir zum Eigenen gemacht ist, so muß ich es abermals hingeben und mich dessen entäußern — subjectiv in selbstgewolltem Liebeswerk, objectiv im Gehorsam unter das Weltgesetz, welches das gewährte Glück alsbald wieder in Leiden verkehrt. Das ist das Schwere am Gesetz der Liebe, daß wir uns nicht bereichern dürfen am Gewinn der Liebe — einem Andern, jetzt einem Dritten, zu Liebe, müssen wir der erworbenen Liebe wieder entsagen, sonst wird die Liebe selber zu Egoismus. Was meine Sünde, das Böse in mir, ist, das ist eben dies mein Ich-sein, meine individuelle Existenz, mein Wille als eigener (darum auch Eigenwille genannt). Jeder Act des eigenen Willens hindert den Frieden der Indifferenz, und jedesmal so oft ich ein Eigenes, etwas für mich, für mein Ich, will, störe ich die sich wechselseitig paralysirende Einheit aller Einzelwillen. Damit stehen wir wieder vor dem metaphysischen Sinn des Wortes:

> Des Menschen größte Sünde
> Ist, daß er geboren ward;

denn das Geborenwerden ist nichts anderes als der Ausdruck des Willens, ein Selbständiges, für sich Seiendes zu sein, für sich etwas zu haben. Das kommt den Zeugenden im Zeugungsact zum Bewußtsein, sodaß man gerade aus

diesem Grunde „Wollust“ lieber aus Wolle-Lust, als aus Wohl-Lust herleiten möchte.

Aber diese unbeschränkte Selbständigkeit des Einzelnen, welche nach Absolutheit drängt, ist unmöglich; der Einzelne bleibt immer ans All gebunden, von ihm abhängig; in ihm hat er seine Wurzeln, und frei im Aether kann niemand schweben. Im Egoisten wiegt das Streben vor, mittels dieser Wurzeln sich selber zu kräftigen; jedoch, um leben zu können, muß jeder auch ausathmen, somit vom Seinen, von dem was sein geworden, zurückgeben an das Allgemeine. Insofern ist ein Egoist ganz ohne Sehnsucht nach Liebe nicht einmal denkbar, weil ethisch so wenig wie physisch eine absolute Isolirung möglich ist; und nur Endliches kann lieben, nur Endliches geliebt werden; dem Unendlichen, Absoluten, Selbstgenugsamen kann der Einzelne nichts geben, weil es alles schon hat; und von ihm empfangen kann dieser auch nichts, weil nicht aufhört jenem zu gehören, sein zu sein, was von ihm der Einzelne in sich aufnehmen mag. *)

Aber wie ich als Einzelner hineingestellt bin in die Allheit des Seins, qua ruhender Substanz, so bin ich auch befaßt in die Einheit des Indifferenzirungsprocesses, sofern ich lebe, d. h. aneignen und hingeben muß, und das Innesein dieser Wechselbeziehung ist zugleich die Quelle jenes dualistischen Bewußtseins, dessen nicht ausschließlich christlicher oder paulinischer (Römer 7) Charakter durch den Mythos in Plato's Phädrus belegt wird, der von den zwei Rossen vor dem Wagen der Seele spricht, und außerdem durch die bei Tholuck, „Von der Sünde“ (6. Aufl., S. 42), aus dem Alterthum allegirten Stellen.

---

*) Die Philosophen suchen längst nach einer genügenden Definition der Liebe; es gibt aber nur eine negative (wie nach Schopenhauer auch „Recht“ und „Glück“ die negativen, Unrecht und Schmerz die positiven Begriffe sind) und diese („glücklicherweise“ kann man nicht sagen) genügt auch: Liebe ist das Gegentheil von Egoismus; diesen aber kennt jeder aus eigenster Herzenserfahrung.

Das Programm des absoluten Egoismus, wie es Richard III. mit seinem „Ich bin ich selbst allein!“ hinstellt, läßt sich nicht durchführen. Keiner vermag ganz und blos Egoist zu sein — sofern er seine eigene individuelle Existenz bejaht, bejaht er die der andern zugleich insoweit mit, als ohne den gemeinsamen Urgrund auch er nicht wäre — so ist er innerlich zur Liebe, zum Gutesthun gedrängt (als volens immer auch zugleich ein nolens), aber mächtiger, als dieses in ihm nur indirecte Streben, ist das directe, welches Paulus nennt: „das Gesetz in unsern Gliedern“. *)

---

*) Wie demgemäß der Intensitätsgrad des Egoismus zusammenfällt mit dem Grade, bis zu welchem jene Isolirung wirklich durchgesetzt wird, und wie ein solches Sichausschließen von der menschlichen Gesellschaft und den Rechten, welche diese garantirt, zu der rechtlosen Stellung der Asoten führen kann, das kam bereits oben S. 272 zur Sprache und mag hier nochmals in ergänzendem Résumé auftreten: Nicht jene Naturen sind die social gefährlichsten und sittlich verderbtesten, welche in leidenschaftlichem Egoismus, in drängender Noth des eigenen Ichs die Wege des Rechts und der Wahrheit verlassen, wie ein Hungeriger ein Brot stiehlt; denn solche haben noch Gefühl und sind Gefühlseinflüssen zugänglich: sie wollen nur richtig gelenkt sein; — sondern jene, die in apathischer Indolenz verschlossen das Ihre suchen, die also dem Gemüth keine Handhabe bieten; sie kennen nur rachedürstigen Groll, nicht eigentlichen Haß; denn könnten sie hassen, so müßten sie unter Umständen auch lieben können; aber sie stehen in so gut wie gar keiner lebendigen Relation und Wechselwirkung zu den Nebenmenschen; sie sind wie jene Herbart'schen „Realen“, die blos sich zu erhalten suchen gegen Störungen; sie sind schon von Natur, soweit wie dies überhaupt möglich, außerhalb des Menschenzusammenhangs gelassen und damit zur Isolirung, zum Aufgegebenwerden seitens der Gesellschaft prädestinirt, und wo solche Excommunication wirklich zur Ausführung kommt, vollzieht sich nur was die Natur selbst angelegt, gleichsam gewollt hat. So ist es nur ein Accidentelles, wenn sie, wie im Maßstabe der Kolossalität Richard III. mit dem oben angeführten Worte, diesem ihrem ursprünglich nur privativen, d. h. fast nicht-existenten, Verhältniß zu den übrigen Menschen im Gefühl der nahezu absoluten Isolirtheit auch einen positiven Ausdruck geben, sofern sie die ohnehin schon bestehende Kluft zwischen sich und den

Die Erlösung durch Christum, zu deren Aneignung jener Zwiespalt sollicitirt, wäre demnach so leicht nicht, wie sie oben scheinen wollte: sie müßte das gänzliche Aufgeben des eigenen Wollens, das völlige „Du-sein“ ohne Rest der Ichheit sein (um noch einmal zu dieser Sprechweise der „Theologia Deutsch“ zurückzukehren).

So hat denn also auch diese Zwischenbetrachtung uns wieder an mehrern Punkten das Anziehende (fast möchte man sagen: das Verführerische, wenigstens das Lockende) wie das Unzulängliche aller auf theistischen Voraussetzungen fußenden Ethik verrathen; denn solche kann die Zweifel des sittlichen Instincts wohl niederdonnern, aber nicht wahrhaft überwinden, die Trüglichkeit desselben wohl als Ketzerei verdammen, aber kein Dilemma ausgleichen, die Knoten der Widersprüche höchstens zerreißen. Eine siegreiche Ethik dagegen muß diesen Gegensatz in sich selber sozusagen verdaut haben — und wie demnach Schopenhauer der skeptischen Einrede einen Paragraphen gewidmet hat, so wird es gerechtfertigt sein, wenn wir hier nicht blos von den modis und attributis, sondern auch von der substantia der conscientia mit ein paar Worten reden.

andern zu erweitern streben, sich gewaltsam losreißen von den Banden, welche sie noch hier oder dort an ein fremdes Menschenleben fesseln könnten; und sie suchen diese Losreißung — schon als Knaben der Schulordnung gegenüber — mittels offener Auflehnung gegen das Gesetz zu verwirklichen. Vor nichts also hat sich der Erzieher ängstlicher zu hüten, als vor einer Verwechselung der zuerst erwähnten Klasse mit dieser, wol nicht zu hart als „Auswürflinge“ bezeichneten; — aus jener kann er sich eine Seele auslesen, um ihr Retter, d. h. ihr Versöhner mit der Menschheit, zu werden — aus diesem Pfuhl lassen sich nur Pflanzen von der sagenhaften Wirkung des weithin seine vergiftende Kraft ausstrahlenden Upas-Baumes verpflanzen. Die Erziehung versieht es aber in solchen Zweifelsfällen am leichtesten damit, daß sie jene zu früh wie dämonisch Besessene aufgibt, daß sie den gereizten Trotz nicht von der angeborenen Satanicität, die Verwilderung nicht von diabolisch ursprünglicher Wildheit, das manchmal zwar rohe und feindliche Wesen nicht von dem brutalen (brutal im Sinne des thier-, speciell raubthierartigen) unterscheidet.

Es könnte ja gar keine Casuistik geben, wenn die Entscheidung des Gewissens allemal etwas so Selbstverständliches wäre. Jede Bereicherung unserer ethnographischen Kenntniß droht, die Basis noch schmäler zu machen, welche wirklich für eine unbestritten gemeinsame jedes ethischen Gefühls gelten kann. Wir müssen schon den Kannibalismus als eine besondere Form des Egoismus, der einen singulären Geschmack an Menschenfleisch gefunden hat, und die Menschenopfer im Reiche Dahomey als eine bloße Verirrung des Macht- und Ehrbegriffs — also gleichfalls des Egoismus — ansehen, um nicht daran irre zu werden, daß auch nur das blos wider die Bosheit sich richtende: „Du sollst nicht ohne eigenen Vortheil fremdes Schmerzgefühl vermehren!“ ein allgemein anerkannter sittlicher Kanon sei. Alles aber, was als „Scrupel“ den Seelenfrieden beunruhigt, ist jedesmal eine Instanz mehr für die ethische Skepsis, und das: ne feceris quod dubitas! würde in seiner strictesten Anwendung gerade die zartfühlendsten ethischen Naturen am leichtesten zu völliger Thatlosigkeit führen und sie so am allersichersten unversöhnbarer Gewissenspein preisgeben, weil diese ebenso wol auf Unterlassungen wie auf Handlungen folgen kann. Denn das Sich-mit-sich-Eins-Wissen macht die Ruhe des Gewissens, als der conscientia aus: Wille und Intellect suchen in ihr ihre individuell-subjective Versöhnung; deshalb „beruhigt“ sich jeder bei dem Gedanken, bona fide, ἐν πίστει, „nach bester Ueberzeugung“ gehandelt zu haben. Allein eben diese Gewißheit ist so wohlfeil nicht zu haben — die in ihr angestrebte Ruhe ist durch Wünsche, Affecte und die empirische Unvollständigkeit der Selbsterkenntniß jeden Augenblick gefährdet und gestört. Mit dem Schwanken unserer Meinung wird auch die bona fides uns selber zweifelhaft — und so setzt sich der zunächst theoretische Skepticismus alsbald in einen praktischen um; gerade so wie das Gefühl, sich im innersten Grunde selber nicht zu kennen, auch den noch turbirt, welcher sich entschließen möchte, dem

ethischen Fatalismus sich in die Arme zu werfen, um hinter das: „Ich bin nun einmal so und kann mein Wesen nicht ändern" den Ungestüm bloßer Affecte und seine widerstandslose Nachgiebigkeit gegen diese zu verschanzen.

Wenn sich aber hieraus erklärt, daß die Rücksicht auf fremde Meinung auch aus andern als blos egoistischen oder Klugheitsmotiven (der Eitelkeit, des Bedürfnisses, bei andern Achtung und Vertrauen zu genießen, um in ihrer Mitte mit Erfolg wirken zu können, u. dgl.) ihre Bedeutsamkeit entnimmt, so bleibt doch nicht nur die Trüglichkeit auch des fremden Urtheils (welches zwar „objectiv" heißen kann, sofern für dasselbe Subject und Object der Abschätzung nicht identisch sind) in Rechnung zu ziehen, sondern zugleich noch ein Specialverhältniß zu erwägen, in welches wir zu der fremden Meinung treten können. Wo wir uns selber die Frage stellen: Was werden die Leute dazu sagen? hat dies oft nur den Zweck, uns den Inhalt einer Situation ganz klar zu machen; ja bisweilen nur den: jene Leute selber, nach deren Urtheil man scheinbar sich richten will, zu messen an der gegebenen Situation. Freilich muß man dieselben hierzu vorher schon einigermaßen kennen; ja es setzt sogar seinerseits allemal eine ziemlich genaue Kenntniß des Einzelnen voraus, daß man mit wirklicher Sicherheit vorher wisse, wie er sich einem bestimmten Anlaß gegenüber äußern werde — leicht, selbst dem Wortlaut der zu gewärtigenden Aeußerung nach, ist das nur bei solchen, die ihr Urtheil in wenigen stereotypen Phrasen abzugeben pflegen; — aber unerreichbar ist es selbst für eine ganz individuelle Fassung solches Ausspruchs dann nicht, wenn man wirklich jemand in seinen ihn beherrschenden Grundmotiven „durchschaut" hat; — nicht selten dem andern selber zu ergötzlicher Ueberraschung, zumal da, wo Selbstgefälligkeit seine Selbstkenntniß so verblendet, daß er sich vor Eintritt der Situation regelmäßig für edler hält, als wie er sich innerhalb derselben ausweist. (Das sind ja überhaupt die Augenblicke, in

welchen der bessere Mensch „sich vor sich selber schämt“; denn dies Gefühl muß bei einem irgend Gewissenhaften sich allemal einstellen, wenn er sich im stillen für zuverlässiger gehalten hat, als wie er sich nachher bei der Probe findet.) Wie endlich die Rücksichtsnahme auf fremde Meinung ein zartes und edles Gemüth verleiten kann, „sich selber Unrecht zu thun“, darüber wird die Betrachtung der Formen des Selbstgefühls und die Specialbehandlung des Gemüths und seiner Antinomien Genaueres an die Hand zu geben haben.

Die Communionsprovinz.

1. Das Ineinander von Wille und Intellect im allgemeinen und die Bezirke ihrer Communionsprovinz.

Wenn das Modificabilitätsproblem irgendeine Lösbarkeit versprechen sollte, so mußten wir uns nach denjenigen Grenzstrichen umsehen, auf welchen allein ein Austausch gegenseitiger Einwirkungen zwischen Wille und Intellect vor sich gehen kann, und nach dem Valet ab Esse ad Posse consequentia sind wir nachgerade so weit gelangt, einer gesonderten Betrachtung unterziehen zu dürfen, was in diesem ganzen Abschnitt der Charakterologie wie ein Wetterleuchten unter dem Horizonte seine Strahlen der Wechselbeziehungen herüber- und hinüberschoß.

Mit andern Worten: es gibt gewisse Voraussetzungen, ohne welche der Intellect jeder ethischen Bedeutung entbehren würde — und wir können dieselben am einfachsten unter den Allgemeinbegriff: Verhältniß des Willens zur Wahrheit, als zu dem nächsten Zweck jeder Erkenntniß, bringen Denn dies befaßt ebenso sehr die Wahrheitsliebe im Sinne des Widerwillens gegen alle Täuschung und Lüge, wie den Wahrheitsdrang als πάϑος des Denkers und Forschers; und nicht minder die Aufmerksamkeit (sowol die formale als die geniale), wie die fördernden oder hemmenden Sollicitationen, welche vom Willen auf das intellectuelle Schaffen und jede Bemühung um theoretische Zwecke ausgehen.

Nur scheinbar aber ist solche Betrachtung eine abermalige Unterbrechung des größern Zusammenhangs, innerhalb dessen wir noch stehen. Vielmehr wird sich ergeben,

daß gerade sie am natürlichsten den Uebergang zu einigen Specialerscheinungen vermittelt, welche bisher zurückgeschoben werden mußten, weil descriptive Behandlung derselben ohne die hier vorerst zu gebende Grundlegung nicht zu ihrem Rechte würde kommen können. Denn Eigensinn und Charakterschwäche, Leichtsinn und andere dem Jugendalter vorzugsweise angehörende charakterologische Phänomene haben sammt den Formen des Selbstgefühls und einer Reihe von Dingen, welche wir als „Halbethisches" zusammenzufassen gedenken, das Gemeinsame, daß ihre Darstellung ohne vorangegangene Besprechung dessen, was uns jetzt beschäftigen soll, nicht völlig verständlich, weil unzureichend begründet, sein würde.

2. Der Wissenstrieb oder Wahrheitsdrang als Strebensinhalt.

Wahrheitsdrang, Forschungstrieb, Wissensdurst, Lernbegier, Erkenntnißlust, Weisheitsfreude, oder „Weisheitswille" (Chalybäus), d. h. Philosophie, oder metaphysisches Bedürfniß sind Namen für ein heilig Pathos; ehrwürdig selbst da noch, wo es als bloßer „Gedankenhunger" schmachtet, wenn anders das ethische Fundament nicht fehlt, und dann nichts als „Curiosität" und frivole Neugier übrigbleibt, obgleich selbst dem, was als solche auftritt, unbewußt ein tieferer Drang beiwohnen kann, nach Maßgabe der eigenen oberflächlichen Erkenntnißfähigkeit immer mehr vom Menschenwesen kennen zu lernen. Ja, sogar der bloße Sammelfleiß, der mühsam „Sandkorn nur auf Sandkorn reicht", erstrebt innerhalb seines engen Bereichs und in einem an sich werthlosen Chaos wühlend, die Beruhigung, so wenigstens Kärrnerdienste zu leisten, damit die Königsgeister aus der Auslese des von ihm herbeigeschafften Materials weiter bauen können an dem Palast der Ur- und Gesammtwissenschaft, in welchem sich dem

Selbstbewußtsein der ganzen Menschheit der Spiegelsaal erschließen soll, von dessen Wänden die gesammelten Strahlen der Universalwahrheit zurückgeworfen werden. Die Ahnung, daß hierfür nur Originalkenntniß, d. h. solche, welche vorher kein anderer noch erfaßt hat, verwendbare Bausteine liefern könne, stachelt selbst schwache Geister mit rührendem pruritus an, auch an ihrem Theil einen Beitrag heranzuschleppen. Welcher achtsame Lehrer sollte nicht schon bemerkt haben, wie in der Jugend der Trieb lebendig ist, noch nie Gesagtes zum ersten mal auszusprechen — und geschähe das nicht fast immer auf die Gefahr hin, sich durch verschrobene Ausgeburten lächerlich zu machen, so würde man dessen in den Aufsätzen kurz vor und während der Pubertätsperiode — wo schon früher als die physische die intellectuelle Zeugungskraft sich regt — noch viel mehr entdecken. Mir meinestheils ist schon der Muth allemal respectabel gewesen, welcher sich vom Spott der Mitschüler oder gar takt- und gemüthloser Lehrer nicht einschüchtern ließ; — die Entdeckung der, ohnehin früher eintretenden, Impotenz folgt bald genug. Diejenigen aber, deren Geistesproducte nicht blos an Gedankenmangel oder -armuth leiden, sondern das eigene Gefühl hiervon verrathen, nenne ich gedankenhungerig — sie brauchen darum keineswegs zeitlebens intellectuelle Hungerleider zu bleiben.

Das Nichtbefriedigen solches Bedürfnisses kann demjenigen, welcher es einigermaßen lebhaft empfindet, ebenso schmerzlich werden, wie physisches Entbehren (nach der ästhetischen Seite gewendet gibt Schiller's „Pegasus im Joche" — besonders die Stelle:

> Laß sehn, ob wir den Tollwurm nicht
> Durch m a g r e K o st und Arbeit zwingen!

— hierzu den classischen Typus). Und selbst der ästhetische Genuß, an welchem man so gern mit abstracter Uebertreibung die „Interesselosigkeit" hervorkehrt, ruht auf einem Willensgrunde; — und nicht etwa blos in der Päderastie steigert er sich zu einer, sogar prak-

tisch sich bethätigenden, Leidenschaft.*) Wie aller Wissensdrang schließlich nach Beruhigung des Gemüths i. e. Willens strebt, los will von der Angst und Unruhe des Zweifelns und Nichtwissens, über das eigene Selbst seines Trägers zur Klarheit gelangen will, damit dies sicher werde, mit seinem Wollen nicht auf falschem Wege zu sein, und sein Gewissen, das praktische Fundament seines Wesens, das Wissen um sich befriedige (s. oben S. 322 über conscientia): so verzichtet der ästhetisch Betrachtende wohl auf Zwecke, welche der materiellen Selbsterhaltung und Fortpflanzung dienstbar sind, aber keineswegs auch auf Selbstförderung, Selbstbefestigung und Selbstbefriedigung. Auch die selige ϑεωρία des aristotelischen Gottes ist nicht denkbar ohne die Grundlage eines den Intellect aus sich gebärenden Willens. Selbst dieser Seligkeit können wir nicht einen rein positiven Charakter zugestehen: nur der kann Lust am Wissen empfinden, der vorher Wissensdurst empfunden hat. Man spricht auch nicht umsonst von einem rein wissenschaftlichen „Interesse", und doch nennt Schopenhauer mit Recht jedes Interesse ein Correlat zu einem Wollen; nur innerhalb eines Gebiets, welches mich „interessirt", kann ich theoretische Freude genießen — und wenn dem Philosophen sich dies Gebiet nach dem nil humanum a me alienum erweitert, so beweist solches nur, daß sein Wissensdrang der umfassendste, von keiner Einseitigkeit beschränkte, das Gegentheil aller „Bornirtheit" ist. Also auch diesem Lustgefühl geht als seine positive Bedingung ein Schmerz, ein Verlangen, das Gefühl eines Mangels, einer Lücke voran. Nur wer ein „Problem" als solches, d. h. als ihm gestellte Aufgabe, vor sich liegen sieht, kann sich an der Lösung freuen — auch hier heißt es: ignoti nulla c u p i d o, und die Freude am Lernen und Erkennen, als an der Sättigung dieser cupido, ist wie

---

*) Als das Opfer einer solchen mag man sich Hölderlin vergegenwärtigen.

jede andere Freude immer und ihrem Wesen nach nur vorstellbar als Selbstbejahung. In der intellectuellen Befriedigung bejaht sich der Wille obendrein jedesmal insofern, als er mit einem Theil seiner selbst, mit seiner „Efflorescenz“, zufrieden ist. Das wissen die strengern Anhänger des Buddhismus gar wohl: sie fordern als Vollendung der Ascese auch Verzichten aufs Denken und auf Erkenntniß. Ein absolut „reines Subject“, das alles Wollens bar wäre, würde keiner Freude mehr fähig sein, — und wenn die Nabelschnur, welche das Erkennen an den Willen bindet, ganz durchschnitten wäre, so müßte uns selbst die Anschauung der „platonischen Ideen“ langweilen (obgleich diesem Genuß wenigstens nicht das Bewußtsein eines Bedürfnisses vorangeht); wie der Himmel und der „überhimmlische Ort“ langweilig bliebe, wenn er Wesen von gänzlich quiescirendem Willen die ewige Anschauung der Ideen böte, da ja das Wesen der Langenweile in der Abwesenheit aller Anregung für den Willen besteht, ein substantielles Dasein überhaupt aber aufhört vorstellbar zu sein, wenn ihm das Fundament dessen entzogen wird, was wir ausschließlich als ein schlechthin Reales zu fassen vermögen: das Wollen. Denn von den abstracten Möglichkeiten einer „andern Welt“ müssen wir durchaus absehen. Wer mit Schopenhauer bekennt, einen Intellect ohne Gehirn nicht denken zu können, der muß auch den Schritt weiter thun: eingestehen, daß ein „reines Subject“ ohne das Substrat eines Willens unsere Fassungskraft völlig übersteigt. Ihren letzten Werth haben die Ideen ja eben darin, daß auch sie „Objectitätsstufen“ des erscheinenden Willens sind, ihr letzter Inhalt der Wille selbst ist. Wie also sollten sie nicht auf den Willen wirken? wir freuen uns an ihnen, weil sie uns den Kerngehalt alles Daseins offenbaren. Es ist genug, daß in ihrer Contemplation kein bestimmtes, momentanes Wollen fühlbar dabei thätig wird, und eben darin liegt ihr Reiz, daß wir uns dabei vom momentanen Wollen frei wissen; aber ohne ein all-

gemeines „Interesse" könnte nur der languor völliger Gleichgültigkeit übrigbleiben. Ihre Betrachtung gewährt ein Gefühl des Erleichtertseins vom Druck der Lebensbürde — aber dies Glück ist negativ wie jedes andere: wären wir der Last für immer entledigt, gäbe es gar keine mögliche Relation auf den Willen mehr, so würden wir des Hinausgehobenseins aus dem erstickenden Qualm der Willensatmosphäre gar nicht inne werden.

Wir bestreiten hiermit keineswegs die Richtigkeit des Kriteriums, welches Schopenhauer für die Höhe der Objectivationsstufen des Willens hinstellt: die zunehmende Sonderung des Intellects vom Willen; im Gegentheil, wir wollen auch hierbei nur ihn „zu Ende denken". Da erst ist der Gipfel der Höhe erreicht, wo das Gesonderte sich wieder in eins zusammenfindet, und von einem sittlichen Leben, im Unterschiede vom unzurechenbaren Walten des Instincts, ist erst da die Rede, wo, unter mancherlei Differenzen des Grades, eine solche Versöhnung sich einstellt: so gut wie der Wille ein intelligenter, so gut soll der Intellect ein wollender sein, und er ist dies am meisten eben als Wissenstrieb.

Selbst die Thatsache der Selbstbemitleidung, aus welcher Schopenhauer jedes echte Weinen herleitet — die Pferde des Achill können nur weinen, weil sie auch sprechen können, und eben darum geben sie mit ihren Thränen dem Zeus Anlaß, die Menschen die elendesten aller Erdenbewohner zu nennen (Ilias, XVII, 416 fg.) — findet nur aus diesem In-eins-gehen ihre Erklärung; und soll vollends das selbstbemitleidende Weinen auch ein Symptom von Herzensgüte sein, so setzt es eine noch um so klarere Spaltung des Ichs und dieser nachfolgende Wiederzusammenschließung des Gespaltenen voraus. Der zuschauende Intellect bemitleidet den leidenden Willen — ist also selber noch einer Willensregung fähig, die er sozusagen von seiner Grundlage — seinem Träger — entlehnt hat — und unterscheidet sich von dem kalten, gleichgültigen, ins hellere

Bewußtsein hinaufgerückten Reflectiren auf das eigene Leiden eben durch das Fortbestehen eines engern Bandes zwischen Intellect und Wille, vermöge welches Bandes der Intellect sozusagen einen Willensfactor in sich schließt.

Leicht genug ist für dies Band der Name „Gefühl“ gefunden, der also im Schopenhauer'schen System — wie ein oft vernommener Vorwurf uns glauben machen möchte — so wenig der Geltung und Anerkennung ermangelt, daß er sogar zum Lebensgrunde alles ethischen Handelns erhoben ist. So vereinigt sich bei Schopenhauer so einfach wie möglich das Fundament seiner Ethik mit dem erhabenen Range, welchen er der ehrlichen Wahrheitsforschung anweist — denn pectus est quod facit veracem: im Gefühl wurzelt auch die aggressive Wahrheitsliebe, wie die blos negative des „Nichtlügenwollens“ am Mitleid ihre Schranke hat. Und die Prädicate, welche wir einer Denkarbeit beilegen, beweisen mit mehr als blos metaphorischer Uebertragung eine Willensnatur des Intellects, so oft wir z. B. sagen, ein Geistesproduct zeuge von Beweglichkeit, Lebendigkeit und vor allem von großer Energie des Denkens; das sind ja lauter Attribute des Wollens selber. Wählen wir dafür den concretern Ausdruck: größere Spannung der Cerebralfunctionen, erhöhte Gehirnthätigkeit u. dgl., so treten wir dem Realzusammenhang nur um so viel näher. Wer mit seinem Denken dem Gedankengang eines andern „nicht zu folgen im Stande ist“, verhält sich zu diesem nicht anders, als wer mit seinen matten Beinen nicht „mitkommen“ kann zu dem, welcher mit kräftigern Gehwerkzeugen rüstig vorwärts schreitet: es ist ein Unterschied der Stärke und Schwäche in den beiderseitigen Organen. *)

---

*) Selbstverständlich bleiben hier solche Fälle ganz außer Betracht, wo das Verständniß einer Gedankenreihe von dem zufälligen Besitz gewisser Kenntnisse, einer bestimmten Terminologie u. dgl. abhängig ist. Anspielungen aller Art gehen ja für jeden verloren, der

3. Fortsetzung. Das Verhältniß des Einzelnen zu diesem πάϑος und die Casuistik solchen Verhältnisses.

Wie nun aber krystallisirt sich das Elementarwesen unbestimmten Verlangens nach Wahrheit zum klarbewußten Interesse an abgegrenzten Feldern des Wissens oder innerhalb dieser an noch mehr individualisirten Problemen? Offenbar auf der Basis des individuellen charakterologischen Grundgehalts!

Wie die Luft vor Schneewetter am dunkelsten ist, solange noch die amorphen Dünste chaotisch vor der Sonne lagern; wie es heller wird, ehe die Flocken fallen; und dann, für die Dauer des Fallens, die Luft sich wieder verdunkelt: so ist es im Menschengeiste am dunkelsten, solange noch gar nicht die Probleme erkannt sind als gestellte Aufgaben; und so klärt es sich auf, wenn erst die richtige Fragstellung gefunden ist; so tritt aber auch wieder Nebel ein, der alle Umrisse verschwemmt, bis die Lösungen in klaren, weißen — d. i. farblosen, von keinem individuellen Willensinteresse gefärbten, nur vom allgemeinen durchleuchteten — und doch buntgestaltigen Antworten sich auf den Boden niedergeschlagen haben — und nun von unten und oben die Strahlen sich, das schwache Auge blendend, kreuzen. — Doch zerfließen sie alsbald wieder in dunkeln breiigen Koth, wo sie auf ein aufgeweichtes, schmuziges Erdreich gefallen. Nur das reine und feste Gemüth behält unversehrt die heilige, fleckenlose Weiße der Wahrheit — den andern nimmt sie vollends den letzten Halt, selbst das Gestein alter Sitte zermürbend. Nur der

---

nichts von den Dingen weiß, auf welche sie sich beziehen. Hier handelt es sich um die Fähigkeit, das (nicht blos dem) nachzudenken, was ein anderer Geist uns vordenkt, und diese Fähigkeit ist, zumal in Philosophie und Mathematik (s. oben S. 9 fg. und 14), ohne eine gewisse Ausdauer im Denken niemals vorhanden.

starke Geist — esprit fort — kann sonder Fährde sich bekennen zum amicus Plato, magis amica Veritas. Wer wie das Kind mit dem leuchtenden Feuer spielt, gefährdet eigenes wie fremdes Wohl — und doch ist die sinnliche Freude am hellen Feuerschein kein lebhafteres Gelüste als das Trachten des Mannesgeistes, den Schleier zu lüften vor den lockenden Mysterien. Also auch von dieser Seite betrachtet ist die Wahrheitsbegeisterung nichts weniger als ein ethisches Adiaphoron. Wie unter Umständen im casuistischen Einzelfalle die sogenannte Nothlüge dem Mitleid dienstbar erscheint, so bleibt in allgemeinen Institutionen der pia fraus eine Stelle, wo „die Fackel nicht leuchten, nur zünden kann". Im Privatleben trägt jedes zartere Gemüth berechtigte Scheu, einen mitleidlos um schöne Illusionen zu bringen — und keiner ist zum voraus sicher, ob Erkenntniß der Wahrheit Segen oder Unheil stiften werde.*)

Der nach Wahrheit ringende Forscher kann darüber leicht die nächste Forderung an sein Mitleid versäumen — es kann ein gewisser egoistischer Drang nach rein subjectiver Beschwichtigung innerer Unrast das eigentliche Agens seines Strebens sein. — Ja, man könnte unsern obigen Sätzen das Paradoxon entgegenstellen: die ganz interesselose, reine Wahrheitsforschung sei ihrem Wesen nach ein ethisch Indifferentes. Und doch wieder sehen wir dabei ein schwungvolles, opferfreudiges πάϑος wirksam. Sofern aber praktische Zwecke durchaus fern gehalten werden, alles rein theoretisch, ein blos innerhalb des Intellects Vorgehendes bleiben soll, steht das ganze Thun außerhalb des Kerns der Menschheit und ihrer gegenseitigen Relationen,

*) Aber auch hierfür dehne man die Imputabilität nicht zu weit aus: wer Flachs säet, kann doch nicht dafür verantwortlich gemacht werden, wenn hernach einer sich aus der Heede einen Strick dreht und sich daran aufknüpft — so kann der Schriftsteller auch nicht für jedes Aergerniß aufkommen, welches etwa schwache Seelen an seinem Buche nehmen werden — warum greifen sie danach?

ist also auch ein Außerethisches, berührt höchstens indirect, niemals direct die lebendigen Beziehungen. Auf das ganze Gewirre dieser Dialektik fällt dann noch ein Schlaglicht von dem Gefühle her, welches wie durch ein Unrechtthun gedrückt wird in der Versuchung, bei andern ohne hinreichenden Grund Schlechtes oder auch nur convenienzmäßig Gemisbilligtes vorauszusetzen — z. B. Zweifel an der Virginität eines jungen Mädchens zu hegen. Es braucht ein Verdacht gegen gar niemand ausgesprochen zu werden, und doch kann das Gewissen dadurch wie durch eine von uns potenziell zugefügte Kränkung belastet sein; aber einmal erregt, läßt er sich ohne Gegeninstanzen nicht wieder zum Schweigen bringen, und was dann antreibt, solchen nachzuspüren, ist doch wol das Gegentheil von niederträchtiger Skandalsucht, mithin so wenig sittlich gleichgültig wie diese selber. Hiervon hat vielleicht in den meisten Fällen selber kein klares Bewußtsein, wer dem wirklichen Sachverhalt nachforscht, weil ihm sonst der Zweifel keine Ruhe ließe, — und doch kann auch dann Mitleid zu Grunde liegen.

4. Intermezzo: Metaphysische Ausblicke in die letzten Willenszwecke.

Und warum sollten wir anstehen, diesen Zusammenhang von Wissen und Wollen bis in die metaphysischen Tiefen zu verfolgen? — Ist das Dasein das Ziel des Strebens im Willen als Ding an sich, so ist — weil Dasein nur für ein Subject ist — das eigentliche Ziel des Wollens das Sich-selbst-zum-Subject-machen — kurz: das Bewußtsein, und sobald dieses erlischt, ist ein Zweck des Willens bis auf weiteres vereitelt. „Der Wille strebt nach Dasein" heißt: das Ding an sich ist potentiâ stets schon Object, und trägt zugleich die Möglichkeit in sich, stets Subject zu werden; Schelling-Hegel'sch ausgedrückt: die

Substanz drängt zum Subject=sein und ist — so möchte man schier weiter witzeln — an sich Subject=Object. Wenn aber dem Willen das Streben nach Selbstobjectivirung wesentlich ist, so gehört auch ihm selber die Todesfurcht an, in dem Sinne nämlich, daß er sich sträubt, das einmal Erreichte, das Wissen um sich, wieder aufzugeben — und nur weil der Tod so wirklich sein Hauptinteresse, wenn auch nicht sein blindes Sein selbst, afficirt, ist es begreiflich, daß die Todesfurcht als eine so ungeheuere Macht auftritt, wie sie als bloße Täuschung nimmermehr zu begreifen wäre. Das Leben, d. h. das Bewußtsein, ist „das höchste Gut", welches sich der Wille zu erarbeiten vermocht hat — davon will er nicht lassen, und der Todesmuthige oder der das Leben (so sagen wir besser als: den Willen) Verneinende hat eben Verzicht darauf geleistet, noch fernerhin dies Leben zu sehen und darum zu wissen. Die Einsicht, daß „das Schauspiel, welches der Wille sich selbst gibt", das Eintrittsgeld — geschweige „die Kosten der Aufführung" — nicht werth sei, ist also allerdings eine Bedingung jenes Muthes und der Lebensverneinung; und „ich mag nicht mehr leben" heißt: „ich mag dieses Elend und diesen Jammer nicht länger mit ansehen, also auch nicht in der unmittelbarsten Wahrnehmung eigenen Schmerzes länger fühlen". Danach verfährt jeder, der „sich selbst das Leben nimmt", — der sagt damit nach einem charakteristischen Ausdruck unserer Sprache: „ich will nichts mehr wissen" von diesem Erdenjammer — er verachtet das höchste dem Willen erreichbare Ziel — das Bewußtsein — und der Ascet scheint sich von dem gewöhnlichen αὐτόχειρ nur dadurch zu unterscheiden, daß er das Ankertau nicht durchhaut, sondern in seine einzelnen Fasern auftrennt, damit es um so schwerer sei, daraus wieder ein neues Band zu weben, eine neue Fessel für ein Individuum zu drehen. Ist aber letztes Ziel des Willens die Erkenntniß, so ist das πάθος φιλόσοφον höchste Bejahung des Lebens, und daraus erklärt sich die ungeheuere

Vehemenz des Erkenntnißdranges in den mit dem nöthigen Werkzeug dazu ausgerüsteten Individuen. Da scheut er kein Opfer und heißt „erhaben", weil er dem Höchsten zustrebt. — Denn das „Pathos eines Charakters", von dem die Aesthetiker gern sprechen, was ist es anders als das, objectiv angesehen, vorwiegende Motiv, in der Reaction gegen welches alle andern Motive wirkungslos bleiben, und, von der subjectiven Seite, die Eigenheit, nur auf eine bestimmte Klasse von Motiven energisch und nachhaltig zu reagiren? Und auch das Pathos des Denkers ist leidenschaftlicher Aufwallungen, affectähnlicher Steigerungen fähig. Den berührte nie der Weihefinger einer segnenden Pallas, der nichts zu sagen weiß von einem Rausch des Geistes, worin rascher wuchsen, kräftiger sich aufschwangen die Fittiche des Gedankens. Nicht dem Dichter allein, auch dem Denker sind sie beschieden, jene Stunden, wo die Seele im Zustande einer erhöhten Assimilationsfähigkeit lebhafter percipirt, sicherer und vollständiger das Percipirte reproducirt als wie gewöhnlich — vielleicht stimulirt von der persönlichen Nähe eines heroischen Genius.*) Es folgt

---

*) Aber dasselbe gilt so gut bei Arbeiten des Intellects, welche er direct als Fröhndner des Willens zu verrichten hat, wie bei solchen, welche er sozusagen als sein eigener Herr beschafft, dem Gesellen gleich, der am Feierabend für eigene Rechnung dies und jenes ausführen darf. Schriftstücke aller Art, die wir im Gedränge eines Pressirtseins, von irgendeinem äußern Impuls gehetzt, anfertigen, gelingen oft besser, als solche, zu denen wir volle Muße haben. In jenen Fällen concentrirt sich das Wollen und Denken, und es stellen sich zuweilen Intuitionen ein, wo sonst das discursive Denken leicht in verwässernde Breite hineingeriethe, während das intuitiv Erkannte nach knapper Präcision des Ausdrucks drängt, sozusagen rectificirten Spiritus destillirt. Danach ließe sich wieder schließen, was schon früher bei Gelegenheit des deutschen Phlegmas als der Grundlage gewisser intellectueller Fähigkeiten berührt wurde, daß die intuitive Erkenntniß in jeder ihrer Formen der Willensquelle näher bleibt als die abstracte — und eben in solchem Näherbleiben zugleich die Garantie ihrer größern Wahrheit hat. Je abstracter ein Erkennen ist — wie for

dann nachher gern eine um so andauerndere Erschlaffung — wie bei den Magnetisirten — und so scheint dies unter

---

male Logik, Grammatik und Mathematik nebst allem bloßen Memoriren — desto ferner bleibt es dem Willen und desto weniger bedarf es einer von dessen Impulsen ausgehenden Kräftigung. Das discursive Denken sucht gewissermaßen in der Folgerichtigkeit seiner Deductionen und dialektischen Synthesen einen Ersatz für den festern Halt, welchen der Intuition ihr näherer Zusammenhang mit der Realität verleiht — und so erklärt sich auch die Ueberraschung, mit welcher man zuweilen beim Abfassen einer discursiven Darstellung gewahrt, daß Dinge, welche in deren Verlauf als matte Ergebnisse aus dem Aneinanderreihen von Satz an Satz in schleppenden Schlußketten sich einstellen, von uns längst anticipando auf dem Wege der Intuition nicht blos erfaßt, sondern irgendwo implicite auch bereits ausgesprochen waren — und das gewährt die hohe Befriedigung, sich nicht auf dem uferlosen Ocean der Abstraction herumzutreiben. Und weil man dabei nachträglich finden kann, daß sich hinter einem einzelnen Ausdruck Dinge verbergen, die uns selber im Augenblick, wo uns der Gedanke zuerst eingefallen, unbewußt blieben, so sollten wir niemals ohne sorgsame Prüfung irgendetwas an der Fassung ändern, in welcher uns ein glückliches Aperçu zuerst gekommen; sonst spielt uns der Vetter Ballhorn allzu leicht einen Schabernack, indem er uns verleitet, die Vorzüge der ersten Conception abzuschwächen, gerade wie der nähere Umgang mit jemand uns gern abbringt vom richtigen physiognomischen Eindruck, welchen wir beim ersten „unbefangenen" Begegnen hatten. Es ist die Abwesenheit jedes Voreingenommenseins für oder gegen eine Sache, welche für die ursprüngliche, außerhalb jedes systematischen Zusammenhangs entstandene Fassung die Wahrscheinlichkeit gibt, daß sie frei sei von all den Nachtheilen, welche Befangenheit — was immer für Ursach sie haben mag — mit sich bringt. Denn „Befangenheit" befängt auch das klare Denken, das sich sozusagen in seinen eigenen Verwirrungen fängt, sobald nur die Reflexion Zeit bekommt, sich einzudrängen und zu mäkeln an dem Charakteristischen und Treffenden, was ihre höher begabte Mutter, die Anschauung, zu Tage gebracht, — oder wol gar unter dem Vorgeben, „Ergänzungen" liefern zu wollen, nur Entstellungen und Verhunzungen einschwärzt. — Die hier in Rede stehende Beflügelung des Denkens durch den Willen erfahren wir auch, so oft im Gespräch sokratische Gedankenmäeutik wirksam wird; noch deutlicher aber an dem Unterschiede, den es macht, ob ein Gedanke uns zuerst im brieflichen Verkehr oder beim „einsamen Grübeln" gekommen; denn schon das blos vorgestellte Verhältniß zu einem bestimmten Empfänger unserer Denkproducte reicht

das zu fallen, wovor, als vor dem „Wucher der Zeit", Schopenhauer's „Paränesen" warnen. Denn diese zeitweilig größere Anspannung in der einen Richtung der Lebenswillensenergie sammt der nachfolgenden Erschlaffung ist mehr als eine bloße Täuschung des Bewußtseins (deren Entstehung in Betreff der letztern sich etwa so erklären ließe, daß anderweitige reiche Anregungen das Gemeingefühl verhüllt hätten, sodaß dieses, solange die Ueberanstrengung selber dauert, nicht dazu gelangt wäre, derselben inne zu werden) — und darin eben liegt die Gleichartigkeit dieses Zustandes mit dem in Affectmomenten: was wir bei dessen Betrachtung als das Wesentliche erkannten, ist es auch hier: gestörtes Gleichgewicht im System der Affluxe. Aber das würde nicht möglich sein, wenn nicht das Herz mit im Spiele wäre, wenn nicht zum wahren, echten Forschen, das mehr ist als Aufstöbern von matter of fact, auch eine Gemüthsbetheiligung unerläßlich wäre, wenn nicht das pectus est quod facit philosophum auch seine Wahrheit hätte — sodaß die Spötter ihre Absicht schlecht erreichten, als sie das vierte Buch des Schopenhauer'schen Hauptwerks einen „lyrischen Erguß" nannten — denn es ist dieselbe Begeisterung, worin die höchste Speculation und worin die Lyrik als in ihrem Lebenselement athmet: der Hauch des Ewigen!

Ausdrucksweisen wie: „das Licht der Welt erblicken", „die Sonne nicht mehr sehen", — „der dunkle Orkus", und Dichterworte wie:

> Was sollst du sehn auf dieser Welt,
> Wo stets die Nacht den Sieg erhält?

bezeugen, daß das Bewußtsein als letzter Zweck des Willens

---

bin, dem Ausdruck derselben eine besondere Frische und treffendere Schärfe zu geben, und alles wird lebhaftere Tinten annehmen, als wo uns beim Niederschreiben „der Herr Publicus" in ungestalter Vielgestalt blos vorschwebt.

gefühlt wird; — und nur das gesättigte Erkennen, d. h. Einsicht in die Werthlosigkeit der Welt, schlägt auf der Höhe in Verneinung um, die freilich ihr Gegengewicht behält an den niedern Strebungen des Willens, blos zu leben.*) — So beseitigt sich der Widerspruch, daß Poesie und Philosophie zwecklos und doch das Menschenwürdigste sind; — ihnen muß offenbar ein ethischer Werth innewohnen — das bestätigt auch die instinctiv vorzugsweise ihnen und den ihnen gebrachten Opfern gezollte Achtung wie die Verachtung gegen ihre Verächter, als die Rohen par excellence. Die sogenannten höhern, d. h. allgemeinen, geistigen, Interessen verhalten sich zu den gemeinen, „materiellen", wie der genießende Reiche zum darbenden Geizigen — denn auch der sinnlich Dahintaumelnde macht zum Zweck das „Leben", welches doch nur Mittel ist zum Erkennen. So ließe sich die Empfindungslosigkeit des Gehirns dahin deuten: dem Organ des Intellects wollte der Wille es recht leicht machen, seinen Functionen nachzugehen, wie das Volk es dem Staatsoberhaupt leicht macht, für andere zu sorgen, indem es dasselbe aller Sorge für die eigene Existenz möglichst enthebt, und ihm sein Dasein schmerzlos macht, damit es nicht in seiner Thätigkeit gestört werde — und wie der edelste Monarch am ehesten daran verzweifelt, das Wohl seiner Völker gründen zu können, so gewahrt das edelste Gehirn zuerst des Daseins Werthlosigkeit und verneint es demzufolge. Wie aber der egoistische Tyrann nur dazu den Volkswohlstand fördert, um daraus

*) An dies klingt an, was Flattich zu Pred. 11, 7, bemerkt (a. a. O., S. 503): „In den guten Tagen ist das Licht süß und den Augen die Sonne lieblich anzusehen; ....wie es auch von den Erzvätern heißt, daß sie im Alter des Lebens satt waren, da ihre Augen dunkel wurden", und zu Vers 8: „Die Weltweisen reden und schreiben von der Glückseligkeit dieses Lebens gemeiniglich in demjenigen Alter, da sie noch in guter Periode sind; daher kommt es, daß alten Leuten die Weltweisheit gemeiniglich mager und kraftlos vorkommt."

seine eigenen Schatzkammern zu füllen, so dient der vulgäre Intellect nur den nächsten Zwecken des Organismus, ohne sich dazu zu erheben, daß er einsehe, wie der Leib nur des Gehirns wegen da ist, also die niedern Functionen des Intellects nur der höchsten — mittelbar durch Erhaltung des Lebens, wie unmittelbar durch Zuführen empirischen Stoffes — dienen sollen; und in diesem Sinne können wir uns sehr wohl den Satz („Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., II, 503; 3. Aufl., S. 570) gefallen lassen: „der organische Leib kann angesehen werden als Mittelglied zwischen dem Willen und dem Intellect"; nämlich für jenen zu diesem als seinem Ziele hinüber.

Dagegen gehen wir der teleologischen Fassung besser aus dem Wege, wo die Verneinung in Betracht kommt. Wie Schopenhauer gesprächsweise gegen Frauenstädt (vgl. dessen „Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn", S. 152) den Willen einem Wanderer verglich, der mit seiner Laterne sich plötzlich vor einem Abgrund sieht und nicht weiter zu gehen sich entschließt — also ihm selber unvermuthet das Velle in ein Nolle umschlägt: so werden wir überhaupt die Verneinung nicht als Zweck, sondern als ein ihm selber unerwartet sich einstellendes Ergebniß der Erkenntniß zu bezeichnen haben. Diese Erkenntniß kann im „Tugendhaften", im „Gefühl-", d. h. Mitleidvollen intuitiv, d. h. ohne Abstraction, zu Stande kommen; aber auch in solchem Falle bleibt es im ganzen doch richtig, daß es das Resultat seines Erkennens — gleichviel in welcher Form — sei, was den Maßstab für den ethischen Werth des Individuums ausmache. Mit weiterm Ausblick aber gewinnt derselbe Gedankengang diese Formulirung: die Aufsummirung des Bewußtseins in der Geschichte und ihrer Tradition führt dem Willensziele immer mehr entgegen: seiner Selbsterkenntniß, und die in ihr vor sich gehende intellectuelle „Vervollkommnung" ist vollständig ausreichend für das wahre Ziel des Willens, ja, von direct „ethischer Bedeutung", während dem Wachsen in „guten Werken",

der im engern Sinne sogenannten Sittlichkeit und den Fortschritten in ihr, nur eine indirecte zukäme. — Unter die Postulatsbegründungen für die Unsterblichkeit wäre demnach allerdings das „Wachsen in der Erkenntniß" mit aufzunehmen, und es als eine Beschränkung der Macht des Willens anzuerkennen, daß er so selten recht begabte Individuen hervorbringt und diese durch das Verleihen einer nur kurzen Lebensdauer in der Unfähigkeit beläßt, ihr Ziel zu erreichen (womit a. a. O., S. 608; 3. Aufl., S. 698 fg., zu vergleichen). Nun muß er immer neuen Anlauf nehmen, dessen Gelingen zweifelhaft bleibt. Der Tod ist und bleibt das testimonium paupertatis für den Willen, mögen wir diesen nun Willen „zum Dasein" oder „zum Bewußtsein" nennen; denn wenn auch nicht dem Subject des Erkennens — in seiner abstracten Lostrennung — am Erkennen „gelegen ist" (a. a. O., S. 503; 3. Aufl., S. 571), so doch dem Willen selber desto mehr. Deshalb empfindet dieser beim Sterben auch einen etwas gründlichern Schmerz als wie jemand, der blos einen beliebigen treuen Diener verabschieden muß. Hätte Schopenhauer erfahrungsmäßig die Ehe besser gekannt, er würde wol lieber aus dieser seine Vergleichung genommen haben; weiß er doch selber in seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe" von der Heftigkeit des Ergänzungsbedürfnisses zu sagen, nach welchem eben dieser bestimmte Wille mit diesem bestimmten Intellect sich gatten will, und nach seiner eigenen Erblichkeitstheorie ist im Einzelnen dessen Wille seinem Intellect recht eigentlich „angetraut" und „copulirt", sodaß, wo Mann und Weib wirklich „zueinander passen", sie sich genau zueinander verhalten, wie der Wille zu dem gerade ihm conformen Intellect; und wie unter ehelichen Zwisten jeder Theil um so mehr leidet, je edler er ist: so empfindet der edelste Charakter am schmerzlichsten den Zwiespalt zwischen seinem Wissen und Willen — und der von Schopenhauer später aufgegebene Ausdruck seiner Erstlingsmanuscripte: „das bessere Bewußtsein" für die Quelle der Selbstverneinung wirft noch immer ein

Licht zurück auf die Disharmonie der beiden „Gesetze" in unserm Innern. Jeder Schmerz, scheiden zu müssen von dem, womit man sich „fürs Leben verbunden" *), ist von allen der gründlichste: das Innesein des Sträubens gegen den Gedanken, auf das mühsamst Errungene resigniren zu sollen. Und alles was so aus der Thatsache der Todesfurcht sich deduciren läßt, darf die Anerkennung von nicht weniger Haltbarkeit ansprechen wie die Begründung der Ethik durch die Thatsache des Mitleids, als unmittelbaren Ausdrucks des Tat twam asi; denn jenes ist einfach die Kehrseite hierzu, und ändert ebenso wenig etwas am nihilistischen Credo. Denn was der Wille mittels des ganzen Erkenntnißapparats kennen lernt, ist ja doch nichts als sein eigenes nichtiges Treiben, und wie auch sein letztes Ziel: Erkennen, ihm als ein endlos hinausgerücktes vorschwebt, — sein ganzes Sein und Thun also nichtig ist. Wer mag's ihm da verdenken, daß er sich selber „als sich bewußtem Nichts" nicht ins Angesicht schauen mag; daß er sich abwendet von dem Anblick seiner selbst; daß er sogar Zerstreuungen sucht, um diese Nichtigkeit lieber mit ein paar bunten Lappen zu verhüllen, als so ganz nackt und bloß zu sehen; — daß er zu seiner substantiellen Nichtigkeit auch gern das phänomenale Nichts im Tode hinzufügt? Im leeren Kreis herumgedreht fühlt er den Tod als das einzig Wahre und Wahrhafte (Ehrliche), Reale und Reelle an diesem Gaukelspiel; und die Ahnung solchen Er-

*) Vgl. Faust, zweiter Theil:

Wagner.

.... noch niemand konnt' es fassen,
Wie Seel' und Leib so schön zusammenpassen,
So fest sich halten als um nie zu scheiden,
Und doch den Tag sich immerfort verleiden.
Sodann —

Mephistopheles.

Halt ein! ich wollte lieber fragen:
Warum sich Mann und Frau so schlecht vertragen?
Du kommst, mein Freund, hierüber nie ins Reine.

gebniſſes mag viele abhalten, demſelben mit klarem Denken feſt ins Auge zu blicken — das Hoffnungsloſe des Strebens wird noch lieber an kleinlich vergeblichen Bemühungen erfahren, als daß die höchſte Anſtrengung an das in ſeinem letzten Ergebniß ebenſo nichtige Ziel des Erkennens geſetzt werde. Kurz, der Wille gelangt ſchließlich und im beſten Falle zu der Einſicht, daß er meiſtens — in der unorganiſchen und untermenſchlichen Natur ausnahmslos — im bloßen Ringen ums Mittel verharrt, und zuletzt auch der Zweck ſelber nicht mehr werth war als die Mittel — höchſtens ein nicht ganz ſo mühſeliges Spiel wie „Erhalten des eigenen Individuums und der Brut“. — Jede andere Teleologie des Todes — zur Lethe und „Erfriſchung“ des Willens — a. a. O., S. 505; 3. Aufl., S. 572 — bleibt eine lyriſche Phantaſie — und entſtammt dem Bemühen Schopenhauer's, der Conſequenz auszuweichen, daß in den Willen ſelber die Ohnmacht verlegt werde. Dem gegenüber möge man dieſe Abſchweifung als eine metaphyſiſche Phantaſie, als eine Variation über ein Schopenhauer'ſches Thema anſehen.

5. Fortſetzung. Die in Anſpruch genommene Sonderſtellung des Genies.

Wir kehren zum nähern Gegenſtande dieſes Abſchnitts und des vorletzten Kapitels zurück, um insbeſondere noch die Frage zu erörtern, ob nicht aus der Stellung des Wahrheitsdranges zu den übrigen ethiſchen πάϑη in der That ſich etwas ergibt, was für das Genie einen exceptionellen Gerichtsſtand, ein eigenes moraliſches Tribunal beſondern Forums zu etwas mehr als dem Anſpruch der Stürmer und Dränger auf Privilegien der Caprice macht. Die ſonſt nicht gerade an genialen Extravaganzen laborirende deutſche Polizeiordnung hat dem Lebensalter, welches Schopenhauer das geniale nennt, eine ſogenannte akademiſche Freiheit einzuräumen für nöthig befunden, wo die

Jugend präsumirbarerweise sich mit einem nicht ganz ordinären Intellect zusammenfindet. Gern wollen wir darin die Manifestation jenes naiven Volksinstincts bewundern, welcher selbst da noch zuweilen durchbricht, wo dem Volke möglichst entfremdete Perrükenhäupter mit der Formulirung dessen, was Recht, resp. Vorrecht sein soll, betraut werden; wir wollen nicht untersuchen, wieweit auch dieser Instinct sich als ein trüglicher erwiesen — wir wollen einfach die Thatsache constatiren, daß je „philiströser"*) das bürgerliche Leben sich gestaltet, desto energischer allemal die Reaction von seiten derer auftritt, welche die theoretische Seite des Lebens höher stellen als die praktische. In gewissem Sinne ist ja auch wirklich das Reich des reinen Wissens „nicht von dieser Welt", die, in Noth und Sorgen einschnürend, dem Sterblichen wenig Kraft und Muße vergönnt für so „unpraktisches" Beginnen. So scheint mit einer Art von Nothwendigkeit insbesondere ein leichter Sinn in finanzieller Bedrängniß zu den fast unerlaßlichen Requisiten einer genialen Natur zu gehören — und wie männiglich bekannt pflegt unbesonnenes Schuldenmachen das Erste zu sein, womit Schauspieler und andere „Künstler" ihren Tribut von der Zahl der „Fröhndner" glauben einziehen zu müssen, damit man an ihrer „Sendung" nicht zweifle. Daß Hegel nicht der einzige Philosoph gewesen, der nach dem Zeugniß von Rosenkranz in seinem „Leben Hegel's" seine Haushaltungsbücher stets in Ordnung gehabt, ist dabei zu ignoriren bequemer; gerade so wie man nicht gern an Schiller's Wort erinnert wird: „das Genie, das ist der Fleiß"; denn solch ein Feilen und Umgestalten der Form, solch ein „auf die Goldwage legen" jedes einzelnen Ausdrucks, wie es größte Genien nöthig gefunden haben, darf man den genialen Eintagsfliegen

*) Das Wort ganz im Sinne Schopenhauer's genommen — nach der Definition Parerga, 1. Aufl., I, 326, verglichen mit Stellen wie Die Welt als Wille und Vorstellung, 2. Aufl., I, 577 fg.; II, 396; 3. Aufl., I, 611; II, 452.

doch nicht zumuthen, oder gar empfehlen — wo bliebe ihnen dann die Zeit, auch nur eine einzige Zeile zu Stande zu bringen? Sie vertrauen lieber der Wahrscheinlichkeit, daß in den Köpfen des Publikums noch das Märchen von einer licentia poëtica spuke, und wagen darauf hin jede Incorrectheit, seitdem Schiller deren Abwesenheit für ein verdächtiges Zeichen erklärt hat.*) Wir armen Alltagsmenschen haben freilich, wenn wir in einem eleganten Stil einen Grammatikalschnitzer entdecken, ganz denselben Eindruck, wie wenn man an einer prächtig ausgeputzten Balldame ein Loch im Strumpf bemerkt; aber dem „Genie“ wird halt eins wie das andere nachgesehen. Nur der nüchterne Holländer macht keine Umstände, sondern fertigt alle Liederlichkeiten seiner Maler — wie Jan Steen's — mit dem Sprichwort ab: „Je grooter Geest — je grooter Beest“, wider dessen Verdeutschung: „Je größer Genie, je ärgeres Vieh“ wenigstens der stammverwandte Ostfriese F. C. Schlosser nichts würde einzuwenden gehabt haben.

Es läßt sich jener Anspruch auf eine Exemtionsjurisdiction also nur vindiciren auf Grundlage einer Particularethik, nach welcher die Wahrheit unbedingt über dem Mitleid stände.

Es ist mir deshalb, nachdem ich längst auf eigenem Wege dieser Frage nachgegangen war, besonders interessant gewesen, zu sehen, wie auch hierüber Schopenhauer eine esoterische Meinung gehabt hat, deren Veröffentlichung er erst nach seinem Tode gestatten wollte: die Mittheilungen, welche Frauenstädt in den bisher erschienenen beiden Samm-

---

*) Daß Schopenhauer in spätern Jahren Jagd machte auf alle Spuren eines Verfalls der Sprache und in zahllosen Variationen seinen Zorn darüber ergoß, wird auch für eine derjenigen Aeußerungen seiner Individualität gelten müssen, welche neben einer stark subjectiven Beigabe ein dem Typus Wesentliches enthalten. Dichter und Denker wollen am wenigsten ihr Material und Vehikel sich verhunzen lassen; es finden sich ja auch von Goethe Aufzeichnungen ganz ähnlicher Art.

lungen aus des Meisters Nachlaß gegeben, kommen wiederholt auf diesen Punkt zu sprechen. Wer aber Schopenhauer einigermaßen kennt, wird mit mir überzeugt sein, daß niemals die bloße Scheu, beim Publikum Anstoß zu erregen, ihn vermocht hat, irgendeinen Satz ungedruckt zu lassen: was er zurücklegte, wollte er entweder noch längerer Prüfung vorbehalten, oder im Ausdruck noch sorgsamer feststellen, und was er nicht der Welt zum besten gab, hatte für ihn nur den Werth einer anfechtbaren Privatmeinung. Auch insofern haben seine Gedanken-Sammlungen zunächst den Charakter eines philosophischen Tagebuchs — sind Selbstgespräche, an welche wir nicht denselben Maßstab legen dürfen, wie an das, was auf sein eigen Geheiß ans Licht getreten ist. Und was er in seinen letzten Lebenstagen zu seinem Freunde sagte, „er habe zum wenigsten ein reines intellectuelles Gewissen" *), das werden wir auch hierauf anwenden dürfen. Er war viel zu gewissenhaft, um der Welt preiszugeben, was ihm selber noch irgendwie zweifelhaft war — und mochte er „εἰς ἑαυτόν" die Selbstanklagen wegen sittlicher Verirrungen durch die Theorie von einer über die gewöhnliche Moral hinausliegenden Aufgabe des Genies zu beschwichtigen suchen, so beweist uns deren Nichtveröffentlichung eben nur, daß er streng genug gegen sich selber war, um sich auch das ne dixeris quod dubitas zur Richtschnur zu nehmen. Dennoch behalten diese Selbstbekenntnisse für uns den Werth eines wissenschaftlichen Materials, sofern sie zeigen, wie im eigenen Kopfe des Urhebers unserer Metaphysik Erwägungen und Consequenzen Zutritt fanden, welche sich nahe genug mit den Hypothesen unsers vorigen Kapitels berühren.

---

*) Gwinner, Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt (Leipzig 1862), S. 224.

6. Nachtheile der einseitig intellectuellen Ausbildung für den Charakter als zu erwerbenden.

Wie wenn ihm das Wort „Dialektik" durch Hegel odiös geworden, pflegt Schopenhauer dasselbe zu vermeiden und spricht lieber von einer stehenden „Oppositionspartei" in seinem Kopfe, und der Erbe und Herausgeber seines Nachlasses thut's ihm nach und erzählt blos („Arthur Schopenhauer Von ihm. Ueber ihn", S. 426 fg.) von dem „Deliberativen" in seinem Geiste. Uns bindet solche Rücksicht nicht, und so nennen wir es getrost eine dialektische Antithesis, zufolge welcher auch das Verhältniß der intellectuellen zur moralischen Ausbildung seine Kehrseite hat, und dem Satze: Bewußtsein ist letzter Willenszweck — der andere gegenübertritt: der schlimmste Feind sittlicher Selbsterziehung ist einseitig intellectuelle Ausbildung.

Denn, ganz abgesehen von dem ursprünglichen Grade der intellectuellen Begabung, die ausschließlich theoretische Beschäftigung bringt noch eine andere sittliche Gefahr als die für das Genie aufgewiesene mit sich: sie läßt den Charakter ungeübt. Der bloße Fleiß im Lernen mag immerhin für den Schüler als Schüler eine Cardinaltugend heißen, wer's aber seine Lebtage nicht weiter bringt, bleibt eben auch sein Leben lang sittlich unreif, „schülerhaft"; und wenn nicht dem Lehrer das Schulleben selber ein Correctiv böte, das ihn zwingt, zu andern Individuen eine Stellung einzunehmen, so würden die Belege für diesen Satz noch kläglicher ausfallen gerade bei den irgendwie philologisch Beschäftigten; denn meistens bestimmte diese bei der Wahl ihres Studiums „die süße Gewohnheit des Daseins" in der Schule, die bequeme Selbstlosigkeit, mit welcher der Lernende sich passiv verhalten kann zu dem ihm dargebotenen Stoffe, möge dieser nun mittels der vox viva oder in Gestalt vergilbter Codices und Palimpseste ihm nahe gebracht werden. Dem widerspricht auch nicht die

Widerhaarigkeit, welche man vielen Mitgliedern dieser Zunft nachsagt; denn nur wer Welt und Menschen nicht kennt, steift sich selbstgefällig und eigensinnig auf seine bornirte Individualität. Gar nicht selten sind in unsern Tagen mechanisirter Schuldressur jene Leute, die innerhalb einer gesteckten Frist den Magen ihres Geistes „sich vollschlagen" (wie das Volk vom gedankenlosen Fresser sich ausdrückt) mit dem Stoff, welchen sie für irgendeinen Zweck — meistens für ein chinesisches Mandarinenexamen — gerade „brauchen", und die dann — sei es infolge äußerer Umstände, sei es vermöge der Schwäche ihrer intellectuellen Verdauungskraft — ins Stocken gerathen an dem Punkte ihrer Bildung, wo die Reife eintreten, d. h. das abstract Erlernte in ein anschaulich, nicht blos begrifflich, Verstandenes sich umsetzen sollte — und so viel sie nun auch später auf demselben mechanischen Wege noch zulernen mögen: alles bemessen sie in ihrer Urtheilslosigkeit nach den paar Begriffen, welche ihnen von irgendeiner Autorität zugeflossen sind. Ueber das αὐτὸς ἔφα bringen sie es nie hinaus, und sie pedantische Principienreiter zu nennen, hieße ihnen noch zu viel Ehre anthun, weil auch was sie für ihre „Grundsätze" ausgeben, nur entlehnte Meistersprüche sind. Eigensinn, Rechthaberei und bornirte Routine müssen bei ihnen zeitlebens den Charakter ersetzen — und nicht anders wie im Praktischen verhalten sie sich in ihrer Theorie und Kritik. So haben sie z. B. einmal davon sprechen hören, daß im Deutschen die Participialconstructionen leicht schleppend würden — und vielleicht hielt ihr eigener Lehrer es für nöthig, ihnen deren Gebrauch kategorisch als unzulässig zu untersagen. Das bleibt denn für sie eine unverbrüchliche Regel, möglicherweise der einzige Paragraph ihrer Stilistik (sie mußten ja gewöhnlich aus dem Uebersetzungsdeutsch sich herausarbeiten) und nun haben sie außer diesem armseligen Kriterium keinen weitern Kanon für die Beurtheilung fremder Diction, während ihre eigene „elocutio" ein ungenießbares

Gedankenhäcksel ist und auf dem Standpunkt kindischer Stillosigkeit verharrt.

Es ist also keineswegs allein die Zuthat skeptischer Reflexion, welche sich leicht bei dem bloßen Theoretiker einstellt, woraus als aus einem zersetzenden Ferment jene Lähmung zu erklären ist; denn ein wenig Reflexion, d. h. Selbstbesinnung, stärkt andererseits auch wieder die Kraft zur Selbstüberwindung, während das blos passive Lernen sich nicht über den Standpunkt des Egoismus erhebt.

Außerdem jedoch ist zu berücksichtigen, daß von der Gesammtsumme der individuellen Kraft in jeder intellectuellen Anstrengung ein Theil der praktischen Willensbethätigung entzogen wird; ein Antagonismus, von welchem es ja gar verschiedenartige Erscheinungsweisen gibt. Es wird z. B. in Wahnsinnigen nicht nur die Irritabilität erhöht, sondern auch die präsumtive Lebensdauer beträchtlich verlängert: also scheint auch hier wie in früher besprochenen Erscheinungen die organische Lebenskrafteinheit (der Wille im weitern Sinne) — nach einem der Farbentheorie Schopenhauer's entlehnten Ausdrucke — eine „qualitative Theilung“ ihrer Thätigkeit vorzunehmen — und wie zwischen den Complementärfarben ist auch hier ein polarer Antagonismus das Resultat: was dabei dem Gehirn entzogen wird, kommt der Muskelkraft und Reproduction zugute — wie umgekehrt diese beiden bei Ueberanstrengung der Sensibilität Abbruch erleiden. Physische wie psychische (moralische und intellectuelle) Gesundheit bestehen nur bei einem gewissen Gleichgewicht zwischen diesen Factoren, wenngleich auch hier ein weiter Spielraum bleibt, innerhalb dessen keine eigentliche Krankheit auftritt, so groß auch das Uebergewicht des einen oder andern Fungirens sein mag. Selbst auf das uns noch erwartende Problem des Eigensinns wirft dies sozusagen umgekehrte Verhältniß zwischen Kopf und Herz, Intellect und Wille ein Licht voraus: an sich charakterschwache Individuen pflegen, wo intellectuelle Vornirtheit ceteris paribus dem

Willen sozusagen einen Ueberschuß zur Verfügung stellt, sich eigensinniger zu geberden, als aus demselben Teig Gebackene, bei denen aber das mütterliche Erbe eines glänzendern Intellects freiere Entfaltung fand. Man denke nur an zwei fürstliche Brüder, von denen der ältere das traurige Schauspiel bot, die Charakterschwäche des Vaters zu perpetuiren in einem Schwanken, das seines Staats Politik und zuletzt ihn selber zerrüttete, trotz einer nahe an Genie streifenden geistigen Universalität und Versatilität, während der jüngere in seiner starrsinnigen Einseitigkeit wenigstens nicht eine so grell disharmonische Persönlichkeit darstellte.

7. Die Aufmerksamkeit als das deutlichste Zwischengebiet von Wille und Intellect.

Ohne einen Vorgang, in welchem der Wille sich in Intellect und der Intellect in Wille rein umgesetzt zu haben scheint, bleibt jeder Act der Aufmerksamkeit ein schlechthin unerklärliches Räthsel, ein aus allem Zusammenhang mit sonstiger Motivation losgelöstes Factum. Wie insbesondere auch das ästhetische Object irgendwie als Motiv — und zwar zur Hingebung an seine gesammelte Betrachtung — wirken muß, kam ebenfalls bereits zur Sprache.*)

---

*) Schopenhauer selber spricht wiederholt (auch an Stellen des Nachlasses) davon, wir müßten uns vor ein Kunstwerk stellen und abwarten, „was es uns zu sagen habe" — und verkennt nicht, daß die verschiedenen Künste einen verschiedenen Grad lebendiger Beziehung zum Willen hätten. Wie schwer ihm selber das Problem erschienen, beweist seine Abhandluug Ueber das Interessante, und daß er dieselbe zurückgelegt, dürfte als ein Zeugniß dafür sich ansprechen lassen, wie ihm selber die darin erreichte Lösung nicht genügt habe. Ganz abgesehen davon, daß darin durchgehends mit einer μετάβασις εἰς ἄλλο γένος die „Theilnahme an einem Helden" der „Spannung" auf den Fortgang der Begebenheiten gleichgesetzt wird: es läßt sich ja ein Cha-

Nur ein im strengsten Sinne bodenloser Dualismus kann die Aufklärung dieses Problems in ebenso unberechtigter wie blos scheinbarer Weise sich zu erleichtern versuchen. *) —

---

rakter in seinem Wesen gar nicht erkennen ohne Rücksicht auf die Situation, da ja jede Motivation als solche selber unter dem Gesetz des Grundes und der Folge steht, also die „Idee" eines Bewegten und Lebendigen überhaupt nicht ohne die Betheiligung des Satzes vom Grunde sich erfassen läßt. Insofern ist es ein naives Einlenken, wenn schließlich zugegeben wird: das Gemüth, d. h. eben der Wille, d. h. das was Interesse nimmt, würde ermüden, wenn es nicht angeregt würde — eben zur „Aufmerksamkeit".

*) Die Unhaltbarkeit des Extrems, in welchem Schopenhauer die „Reinheit" des Subjects behauptet, ergibt sich schon daraus, daß danach die Phänomene der Rührung und des Mitleids, also insbesondere Thränen, bei einem ästhetischen Betrachten unstatthaft wären, wenn der Wille gänzlich aus dem Bewußtsein schwände; eine solche Kälte der Auffassung würde aber auch dem Genusse des Schönen alles Glückähnliche benehmen. So sieht sich denn auch Schopenhauer selber genöthigt, bei Feststellung des Begriffs „erhaben" dem Willen wieder ein Hinterpförtchen zu öffnen. Es ist also nur Expansion, nicht Elimination des eigenen Selbst, was in der ästhetischen Betrachtungsweise vor sich geht, und selbst die Freude am einfach Schönen beruht auf solchem Homogeneitäts- oder Identitätsbewußtsein des Tat twam asi: das Wirkliche ist nur als das jetzt, momentan und actuell, uns und unser „Interesse" Afficirende aus dem Bewußtsein entfernt. Es ist sozusagen ein intentionell, virtualiter wirkendes Interesse, — ein Interesse in der Allgemeinheit der Abstraction; nur augenblicklich drängende Zwecke sind nicht dabei fühlbar — aber die ganze Tendenz unsers Charakters als eines menschlichen ist nicht dabei aufgegeben: es bleibt nicht nur, sondern es tritt in den Vordergrund das Consolidaritätsbewußtsein des nil humani a me alienum puto. Je weiter (— um den angefochtenen Comparativ: „allgemeiner" zu vermeiden —) nun dies Interesse ist, desto reiner ist allerdings die ästhetische Auffassung. Allein es ist nicht Erhöhung der „Wirkung", welche der Künstler als Künstler erstrebt und ausübt, wenn vom Genießenden blos ein müßiges Spielen und Schwelgen der Phantasie gesucht wird. Die Romantiker mit ihrem „Phantasus" und nach Möglichkeit zeitlosen Productionen würden sonst die ewigen Typen der Ideen in ihrer größten Reinheit geliefert haben; daß sie dennoch schon der jetzigen Generation so gut wie ungenießbar vorkommen, stempelt sie kenntlich genug zu Verirrungen eines das Kunstprincip völlig ausleerenden

So weit der Wirksamkeit eines jeden andern Motivs Nothwendigkeit zukommt, muß solche auch hier behauptet werden: das geniale Individuum kann gar nicht anders, es muß sich in die Contemplation der „Ideen" versenken, bis ein stärker wirkendes Motiv oder irgendein Reiz es davon wieder ablenkt, oder bis die Kraft ermüdet; und insoweit ist denn allerdings die ästhetische Auffassung der grundlosen Willkür, dem absoluten Belieben enthoben — so gut wie jede andere Handlung, denn, wie öfter schon gesagt: die Beschaffenheit des Intellects ist, wenn dieser für ein Product des Willens gilt, ein integrirender Theil des Charakters, des Wollens in seiner phänomenologischen Existenz selber. Wer keine Anlage für ästhetische

---

Zeitgeschmacks. Mag sein, daß die Aesthetik Hegel's und seiner Schüler Schopenhauer'n das einseitige Betonen des sittlichen Gehalts einer Dichtung verleidet hat — jedenfalls mußte er mit seiner Opposition ins Gedränge kommen dem Drama gegenüber, welchem sich nicht so leicht wie dem Roman das specifisch Tragische fern halten läßt; — und sein Wunsch, das Wesen der Tragödie mit einer ascetisch-pessimistischen Tendenz in Verbindung zu bringen, mußte diese Verlegenheit bis zu einem Widerspruch steigern; abgesehen davon, daß es kein Reagens von sicherer Wirksamkeit für Einblick in die „Idee" eines Willenwesens gibt, als eben den Probirstein des Leidens. Ueberdies ist es, wie sich als das praktische Correlat zu allem Phantastischen — was jenem romantischen Geschmack die zusagendste Nahrung ist — die Projectenmacherei und Abenteuerlichkeit zu erkennen gibt, so auch ein höchst bedenkliches Zeichen für die ästhetische Empfänglichkeit, wenn solche Dinge — wozu namentlich die Literatur der Ritter- und Räubergeschichten gehört — mit Vorliebe aufgesucht werden; denn wenn dabei einmal Schiller und das Leihbibliothekenpublikum sich begegnen, so genügt eine Erinnerung an das duo si idem faciunt, non est idem — und aliter pueri, aliter Grotius Terentium legunt, um beides in dem Gedanken zu versöhnen: objective, von unmittelbar praktischer Anwendung absehende Welt- und Menschenkenntniß ist der Zweck des Kunstgenießenden wie eines jeden, der Philosophie oder sonst eine Theorie um ihrer selbst willen betreibt, sodaß auch in diesem Sinne Schopenhauer recht behält: der wahre Philosoph müsse etwas vom Künstler, das wahre System etwas vom Kunstwerk in sich haben.

Perception besitzt, wird ebenso wenig zum „interesselosen Anschauen", wie der boshafte Charakter zum Edelmuth gelangen; und wo der Wille unmittelbare, d. h. auf Erhaltung und Förderung des eigenen Individuums gerichtete, Ansprüche erhebt und dazwischen wirft, da wird es so gut mit dem ästhetischen Betrachten und der genialen Conception, wie mit jeder andern Art von Aufmerksamkeit vorbei sein — denn der Fall, welchen vor einigen Jahren die Zeitungen erzählten, daß ein Gelehrter in einer Bibliothek verhungert angetroffen sei, ist wenigstens so lange keine vollgültige Gegeninstanz, als nicht die Vermuthung widerlegt ist, es habe derselbe zu jenen Naturen gehört, die niemals instinctiv zum Essen mahnenden Hunger empfunden und nur durch den Glockenschlag daran erinnert werden, Nahrung zu sich zu nehmen; — dann aber gehört er der Pathologie an — und daß Sokrates tage- und nächtelang hinstarrend soll verharrt haben, kann nur als Beispiel eines seltenen Grades von Ausdauer angeführt werden.

Aber auch das vornehmste πάθος φιλόσοφον — sei es auf speculative oder ästhetische Erkenntniß gerichtet — ist der allerordinärsten Aufmerksamkeit wesensverwandt; und diese theilt mit dem adelichen Bruder selbst dessen süßestes Privilegium: zum Selbstvergessen zu verhelfen. Es kommt gar nicht darauf an, was das für ein Object sei, dem es gelingt, die Unrast der Gedankenflucht zu hemmen: man sieht ja schon das sogenannte Patiencespiel und eine nicht aufgehende Monatsrechnung in dieser Beziehung ganz dieselben Dienste leisten, wie Kunst und Philosophie, welch letztere bekanntlich Cicero gern zu solchem Trost- und Beschwichtigungsmittel herabsetzte, ohne sich selber damit über diejenigen zu erheben, die nach ganz derselben Psychologie ihrem Tabackskasten die sinnige Aufschrift gaben: Dulce lenimen laborum.

Es beruht eben auf dieser „Compensation" der psychischen Functionen auch das Beruhigende aller Selbstobjectivirung, was Goethe so oft anwendete, und nicht

minder, was Schopenhauer (vgl. Lindner und Frauenstädt, „Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn", S. 284), den eigenthümlichen „Kniff" seines Genies nannte: die Fähigkeit, das allererregteste Fühlen sich innerlich mittels intellectueller Vergegenständlichung wie mit einer Douche plötzlich abzukühlen: zu beidem ist die Fähigkeit abhängig von einem angeborenen Ueberwiegen der Lust an intellectualer Thätigkeit, die in der „Reflexion", auf sich selber sich zurückwendet, um sich selber „Gegenstand" zu werden.*) Abstractes Denken und ästhetische Betrachtung scheinen in dieser Hinsicht sich nur durch den Grad der Schwierigkeit des „Aufmerkens", d. h. der damit verbundenen Anstrengung, zu unterscheiden. Je mächtiger ein Motiv wirkt, desto weniger wird der Wille seiner eigenen, spontanen Thätigkeit inne, desto näher liegt das ἔχομαι dem ἔχω — so ist's im Praktischen, so im Theoretischen — in beiden Fällen die vollendete Hingebung des Subjects an ein Objectives. Sonst wäre es, als stünde der Wille hinter der Aufmerksamkeit als ein rein Indifferentes — als wäre er nicht auch hierbei das vom Motiv Gezogene. Und ohne uns hier auf die schwierige Frage nach der Grenzlinie zwischen Idee und Anschauungsbild („Phantasma") als Grundlage des abstracten Begriffs einzulassen, können wir doch daran erinnern, daß, je abstracter die Begriffe sind, sie auch desto ferner dem Interesse des Willens stehen, desto weniger dessen Zwecken dienen — ja, unter Umständen zu solchem Dienst schlechthin unbrauchbar sind, so gut wie die Werke des Genius, als deren Adelsbrief Schopenhauer eben das Unnützsein bezeichnet. Wer sich z. B. mit Kant in die Kategorientafel und Antinomien vertieft, bringt

*) Es setzt ja jede Selbstobjectivirung ebenso sehr die Befreiung von der Qual bis zu einem gewissen Grade schon voraus, wie sie hernach dieselbe befördert, wenn einmal dem objectiv-theoretischen Motiv die Bahn der Wirksamkeit geöffnet ist, und in dieser Wechselwirkung liegt die Initiative auf seiten des, schon theilweise beschwichtigten, Schmerzes.

gewiß für den im eigentlichen Sinne praktischen Willen so wenig heim, wie wer sich vor Rafael's heilige Cäcilie betrachtend hingestellt — und doch erweist sich dies rein theoretische Interesse mächtig genug, um von allem sonstigen Vorstellungsinhalt abzuziehen, und weil hierbei ein nicht unbeträchtlicher Aufwand von Spontaneität erforderlich ist, wird sich der Wille seiner Anstrengung sehr wohl bewußt. Da hat es der wackere Flattich ganz richtig durchschaut, daß diesen Grad von Spontaneität nur der Choleriker besitzt, von dem er unter anderm sagt (a. a. O., S. 244): „er ist meistentheils ein Liebhaber von Metaphysicis und andern Abstractis. Die Erfahrung aber und die Moralia*) scheinen ihm gering, weil solches andere und besonders gemeine Leute auch lernen können. Je schwerer auch etwas zu lernen ist, desto lieber thut es ein Cholericus.“ Dieser hohe Grad von Spontaneität ist es, was der Aufmerksamkeit etwas dem Eigensinn Aehnliches gibt. Wie der Eigensinn will, um zu wollen — (der Habsüchtige haben will, um zu haben) — und das Wollen um des Wollens willen so inhaltsleer bleibt, daß kaum eine Qualität des Selbst dabei kenntlich wird, man deshalb von einem selbstlosen Eigenwillen sprechen möchte: so ist es auch überaus schwer, aus der Thatsache der Aufmerksamkeit den Schein eines liberum arbitrium indifferentiæ zu entfernen, weil hierin gewissermaßen der Wille selbst, als Wissenwollen, als sein eigenes Motiv auftritt. Aber indem bei aller eigentlichen Denkthätigkeit immer eine Vorstellung das Object der nächsten wird, sodaß sie sich in die nächste wie der Kern in die Hülse einschließt (und keineswegs etwa blos kettenmäßig „anreiht“), so werden wir eben auch auf diesem Wege, unter Mitbetracht der Phänomene der Aufmerksamkeit, auf die Annahme vom Willen als dem eigentlich zusammenschließenden Centrum des Ichs, dem ursprünglichen ἡγεμονικόν geführt. Und so möge denn schließlich unser

*) Heißt wol: Moral in der Form imperativischer Axiome.

oberster und zugleich hier als letzter resultirender Satz: die Intellectfunctionen sind als specieller Fall der Willensfunctionen zu betrachten — an der Hand der Empirie noch ein wenig individualisirt und illustrirt werden.

Wie sehr die sogenannte Ideenassociation nach den Gesetzen der Motivation — d. h. auf Grundlage des jeweiligen Wollens — vor sich geht, zeigt sich in nichts deutlicher als darin, daß die augenblicklich gerade vorherrschende Stimmung die Richtungen derselben mitbestimmt: dieselbe Vorstellung verknüpft sich in gedrückter Gemüthsverfassung mit ganz andern Reihen als in gehobener (ein Thema, das bei den Antinomien des Gemüths gleichfalls seine Stelle findet, wie es uns bereits oben bei der Modificabilitätsfrage beschäftigt hat). Und nicht minder steht die Imaginationskraft unter der Einwirkung der sittlichen Natur des Individuums (— wie umgekehrt deren Bethätigung abhängt von der Imagination, wird unten in der Schlußbetrachtung über: „Ethisches und Halbethisches" zu erwähnen sein —): der herzlose Mensch malt sich gar nicht aus, wie schwer eine allgemeine Calamität den Einzelnen treffe, und während er seinen Wünschen nachgeht, kommt ihm gar nicht der Gedanke daran, zu fragen, ob etwa deren Erfüllung zu dieser bestimmten Zeit besonders große Opfer von seiten anderer erheische.

Der Ursprung gewisser, gemeiniglich als bloße „Sinnestäuschungen" abgethaner, Empfindungen von der Art wie die, daß man es am ganzen Körper glaubt jucken zu fühlen, wenn von Ungeziefer die Rede ist (das „Wässern" des Mundes, wenn man von Leckereien reden hört, ist ähnlicher Natur, desgleichen der Ekel als sinnliches Gefühl, wo er auf dem Wege der Einbildungskraft bei Erwähnung ekelhafter Dinge entsteht), läßt sich nach dem hier besprochenen Verhältniß zwischen Wille und Intellect etwa durch folgendes Gleichniß (der Aufführung eines Schopenhauer'schen) veranschaulichen: der Wille wird durch die Erinnerung an mögliche Unbequemlichkeit oder sonstige Unannehmlichkeit

avertirt wie der Führer einer Feldwache: als rapportirende Posten werden vorzugsweise Ohr und Auge, doch zuweilen auch die Nase, fungiren, — alsbald wird der Intellect — im besagten Falle in Form der Hautempfindung — ausgeschickt als Recognoscirungspatrouille, d. h. die Empfindung concentrirt — ganz derselbe Vorgang wie bei jederlei Aufmerksamkeit — und wie „das gespitzte Ohr", der „geschärfte Blick" (acies oculorum) u. s. f. Dinge wahrnehmen, die sonst nicht ins Bewußtsein fallen, so findet jetzt die Hautempfindung tausend kleine Störungen, die sonst unbemerkt geblieben wären. Insofern liegt also gar keine eigentliche Täuschung — Hallucination — vor, sondern das Wahrgenommene ist objectiv wirklich vorhanden und wäre sonst nur nicht beachtet. *) — Wir glauben ja auch bei Erzählung von schrecklichen Schmerzen, zumal von entsetzlichen Operationen, in den Gliedern, deren Erwähnung geschieht, einen Schmerz zu spüren — und es sind ja keineswegs blos die Hypochondristen unter den jungen Medicinern, die beim ersten Studium der Pathologie so ziemlich von jeder Krankheit, deren Symptome ihnen beschrieben

---

*) Nicht ganz derselbe Vorgang ist es, worauf das „Brennen alter Wunden" beruht (Heinrich Heine: Die Grenadiere — Uhland: Die Döffinger Schlacht:

> Da brennt ihn seine Narbe, da gärt der alte Groll —

verglichen mit:

> Auf der Bidassoabrücke
> Brachen alte Wunden auf);

denn alsdann geht jedesmal eine heftige Gemüthsbewegung vorauf, welche das Blut lebhafter durch die Adern treibt und auch körperlich den Schmerz erneuert: das Bewußtsein, umsonst gelitten zu haben, reizt gleichzeitig den Groll, und es bewirkt nur eine Steigerung des vorhandenen physischen Schmerzgefühls, daß sich die Aufmerksamkeit dabei den Narbenstellen zuwendet. Von Gemüthsschmerzen gilt dasselbe: bestimmte Erinnerungsanlässe beleben das Wehgefühl um so intensiver, je inniger sie sich mit dem Bewußtsein nutzlos durchgemachter Kämpfe verbinden.

werden, die primitiven Anzeichen an sich selber wahrzunehmen meinen. Beim echten Hypochondriakus steigert sich dies nur zu einem andauernden Krankheitswahn; überallhin streckt dann der geängstigte Wille — (mit der Liebe zum Leben wird man auch die hypochondrischen Grillen gründlich los!) — seine Fühlfäden aus; und weil niemals ein schlechthin gesunder Zustand des ganzen Organismus präsumirt werden kann, so entdeckt begreiflicherweise das concentrirte Empfinden allemal irgendwie eine wirkliche Störung; und daß diese sonst unbeachtet bleibt, ist eben nur die Kehrseite zu dieser Concentration in der mehrfach erwähnten Compensation: der Intellect ist sonst eben anderwärts beschäftigt — und der wirklich von Ungeziefer Uebersäete weiß meistens gar nichts vom Jucken. Dagegen tritt hernach bei Abschätzung der wirklichen Störung die aufgeregte Einbildungskraft mit ins Spiel und läßt das Wahrgenommene in der abstracten Vergleichung mit besprochenen Leiden aufschwellen zur Imagination schweren Erkranktseins. Aber auch dabei ist das Band zwischen Intellect und Wille keineswegs ganz zerrissen: das beweisen alle Fälle, wo Angst vor einer Krankheit deren Ausbruch fördert (weshalb jener kluge Arzt zur Beruhigung der ob ihrer Angst vor der Cholera Aengstlichen veröffentlichen ließ: die Angst schade nichts), und noch deutlicher diejenigen, wo, ohne die Möglichkeit irgendwelcher Ansteckung, Krankheiten sich sympathisch — infolge lebhaften Mitgefühls und Sichtragens mit dem Krankheitsbilde — aus- oder einbildeten (— so verbreiten sich ja auch Krämpfe — Veitstanz — und sogenannte geistige Epidemien, — desgleichen das Gähnen, nach einem sinnigen Volksglauben aber nur zwischen solchen, die sich „gern haben"). — Wo sich, was wir das Recognosciren genannt haben, im Gebiet des ganz Abstracten hält, kann die Hypochondrie die Gestalt annehmen, daß auch Seelenleiden aller Art, deren Möglichkeit die Dyskolie gern vorführt und deren wirklichen Eintritt sie in demselben Maße leicht glaublich findet, wirklich vorhanden

scheinen — dahin gehören zur fixen Idee gewordene Nahrungssorgen, krankhafte Eifersucht — die ja „mit Eifer sucht" — und ähnliches.

Endlich aber sei hier noch der Spannung als der auf ein herannahendes Künftiges gerichteten Form der Aufmerksamkeit gedacht. Denn in nichts bestätigt sich ja die Richtigkeit unserer Affluxtheorie unmittelbar anschaulicher als in der gewaltigen „nervösen Erschlaffung", welche auf jedes angestrengte Aufhorchen folgt. Haben wir z. B. eine Maus im Schlafzimmer rascheln hören, so ist, was uns den Schlaf vertreibt, eben die Nervenerregung, und was das Gehirn ermüdet, ist nicht der mechanische Ablauf der Vorstellungen, welcher sich „von selbst" vollzieht, sondern das von der Spontaneität aus beherrschte Denken im eminenten Sinne. — Wäre nicht das Verfolgen des Zusammenhangs der Denkobjecte ihrem Inhalte nach das Aufreibende, so wäre der geistig Beschäftigte nur halb so thätig wie der Handarbeiter, weil ja auch bei diesem die intellectuelle Thätigkeit in keinem wachen Augenblicke gänzlich ruht. Aber das freie Umherschweifen geht deshalb mühelos vor sich, weil es fast nach dem Gravitationsgesetz von Druck, Stoß und Fall sich bewegt. Dagegen hat die Seele beim eigentlichen Denken ihre Sollicitation nur an ihren eigenen latenten Bewegungsformen — und ohne Erweckungsmittel von außen müssen diese innern Processe ihre Erregungsfermente gegenseitig absorbiren: der Stoffwechsel des Gehirns muß dabei beschleunigt, die Consumtion vermehrt werden, und das macht immer nenen Afflux nöthig. Vielleicht wirkt sogar die Nothwendigkeit, entlegenere Organtheile aufzuwühlen und zu ihnen hin die Functionen zu verpflanzen, mit zur nachfolgenden Schlaffheit und Schwächung. Wer nachläßt vom strengen Denken, dem schießen, bis er etwa einschläft, diejenigen Vorstellungsreihen auf, welche sich an die jüngsten lebhaften sinnlichen Eindrücke von selber anlehnen, und werden solche Reproductionen — sei es weil man von außen her gestört worden ist (worauf das Zer-

mürbende jeder Unterbrechung beruht, vor welcher den Kranken zu hüten auch Florence Nightingale so eindringlich ermahnt), sei es weil die Elasticität des Intellectualorgans ihre Energie in allzu starker Dehnung verloren, — übermächtig, so ist es mit der Aufmerksamkeit zu Ende.

Selbst der vielbesprochene stärkere Reiz des Verhüllten findet einzig hieran seine ausreichende, wahrhaft psychologische Erklärung. Im Willen — und nicht im sogenannten reinen Subject — liegt hier wie immer das Quälende. Bei jeder Erwartung (und solche erregt auch die Verhüllung) ist es die Frage, ob die Wirklichkeit der Vorstellung entsprechen werde, was die intellectuelle Thätigkeit in erhöhtes Leben versetzt — und das Schwanken der Ungewißheit, die mit diesem verbundene Unruhe der Stimmung, vermag den Willen ungleich mächtiger zu afficiren, als der Eindruck der entsprechenden Realität selber.

Jede Ungeduld zeigt dies Ineinandergreifen von Wille und Intellect. Der Hunger des vegetativen Lebens hat innerhalb des Gemüthslebens an der Ungeduld sein Analogon: Sehnen und Schmachten ist beiden gemeinsam. Die Steigerung durch Vorstellung der Annäherung des erharrten Gegenstandes ist ebenso sehr prius als posterius der vorgestellten Annäherung: diese Vorstellung wird immer mehr die ausschließlich vorherrschende: in Wechselwirkung des Anschwellens läßt sie keine andern Vorstellungen neben sich zur Ruhe kommen, immer wieder überwiegt sie die andern, und eben dadurch wird das Gefühl der Entbehrung lebhafter, weil jede andere Sättigungsweise der nach Thätigkeit trachtenden Spontaneität (vgl. oben S. 65 fg.) für jetzt verschmäht wird. Das Hingehaltenwerden zehrt die Energie auf, immer reizbarer wird das Verlangen, je näher die Erfüllung zu kommen scheint: daher das plötzliche Schlaffwerden vor dem Ziele (das z. B. nach einem angestrengten Marsche auch die Muskeln ergreift); daher aber auch das Zerstörende, was jede neuerregte Hoffnung für unsere Geduld im Leiden mit sich bringt: diese ist am größten

angesichts des handgreiflich Unabänderlichen, am schwersten, wo noch eine Möglichkeit des Wiedergewinnens sich unserer Phantasie darbietet, zumal wenn diese sich daran klammert, daß von Menschenwillkür — die in abstracto so leicht umzustimmen scheint, wie sie in praxi sich unbeugsam zu zeigen pflegt — unser Schicksal abhängt.

Dem Pädagogen aber mag schließlich noch eine Verweisung auf Jean Paul's „Levana" den Wink ertheilen, nicht alles, was von der genialen, sozusagen positiven, Aufmerksamkeit gilt, auch auf die rein formale oder negative des bloßen Nichtabgezogen- und Nichtgestörtseins zu beziehen; noch weniger aber die „allgemein-menschliche" Aufmerksamkeit („Levana", §. 133) immer nur mit grämlichem Auge als ein Hemmniß des Unterrichts zu betrachten, statt sie für dessen Zwecke zu verwerthen, sie in den Dienst der Belehrung zu nehmen. Und wie überhaupt Jean Paul's zartbesaitete Seele besser stimmt zum sanftern Widerhall aus einer Mädchenbrust, als ihr Idealismus den „Gesunden" (zu deren Herauskennen das Urtheil gerade über Jean Paul ja eins der sichersten Hülfsmittel ist) tauglich scheint bei Erziehung zur „Männlichkeit" für die rauhe Wirklichkeit: so dürfte auch die Neugier des weiblichen Geschlechts leichter in eine den Lernzwecken desselben entsprechende Wißbegierde umzuwandeln sein, als des Knaben „praktischer Sinn" sich fesseln läßt durch ein Interesse am blos Theoretischen — vollends in einer Zeit, wo fast alle Väter ihren Söhnen einschärfen, vorzugsweise das zu lernen, was sie irgendwo oder irgendwie einmal werden „brauchen" können. Immer aber bleibt die „Levana" ein vortreffliches Buch zum Schutze jener zarten Kindernaturen, die unter glücklichen Verhältnissen den Stürmen des Lebens können entzogen bleiben, — und für dieses Lob ist es keine Einschränkung, daß dasselbe Buch irreleiten kann in der Härte und Knorrigkeit der Realität, wie sie auch im echten Buben sich kundgibt. Nur verstehe man dies nicht so, als ob nicht Jean Paul's

heiliger Eifer für das Recht der Kinder auch eine mannes-würdige Begeisterung wäre. Have pia anima!

8. Mehr oder weniger von dem Verhältniß des Willens zum Intellect abhängige Charaktereigenschaften.

Ganz von selber schließt sich an eine Besprechung des Zusammenhangs zwischen Wille und Intellect eine Betrachtung solcher Individualitätsmerkmale an, deren Modificabilität Hand in Hand geht mit allen Schwankungen, welchen jenes Verhältniß ausgesetzt ist — und wir werden danach drei Lebensalter zu unterscheiden haben: das aufsteigende, wo die Factoren dem Gleichgewicht zustreben — die Akme, wo sie sich ins Gleiche gesetzt haben und deshalb die Volkssprüche so sinnig den „Stillestand"*) behaupten, und das absteigende, wo wieder eine Lockerung zwischen beiden, eine stetig zunehmende Störung, kurz: die Decrescenz, eintritt. Die Unsicherheit der berührten Volksregel spiegelt dabei nur die objective Unmöglichkeit ab, nach Jahren oder auch nur nach Jahrzehnten feste Grenzen anzugeben: Klima, Rasse, Sitte, Zeitalter, Erziehung und die Individualität selber geben jedem einzelnen seine eigenen, nur sich selber gleichen, Lebensabschnitte. Das aristotelische: „liebe Freunde, es gibt keine Freunde!" hat in unsern Tagen bei den Franzosen sein parodirendes Seitenstück bekommen: „liebe Kinder, es gibt keine Kinder!"**) — und andern hinwiederum blühte die Akme bis nahe an die Stufe, welche das Volkswort dem „Kinderspott" preisgibt. Und wer beachtet hat, wie seit Homer, Sophokles und Plato bis Kant und Goethe (wenn man will: Schelling und Alexander von Humboldt) die Langlebigkeit sich

*) Vgl. Näheres in Jakob Grimm's Rede Ueber das Alter.

**) Oder wie es schon bei Molière (Le Malade imaginaire, II, 11) lautet: Ah, il n' y a plus d'enfants.

auffallend häufig gerade in der so kleinen Zahl der Männer von Genie einfindet, der wird nicht erst aus einem Gespräche Schopenhauer's mit Frauenstädt („Von ihm. Ueber ihn", S. 184) sich haben anregen lassen, in dieser frappanten Thatsache mehr als bloßen Zufall zu erkennen und einem Gesetz, vielleicht gar einem teleologischen, darin nachzuspüren. Denn sie scheint zu beweisen, daß die wirklich geniale Kraft auch physisch auf jener zähen Festigkeit zäher Existenz basiren müsse, die, von äußern Zufälligkeiten, wie Ansteckung, Verunglückungen u. dgl. (solche könnte nur die von Schopenhauer, a. a. O., angedeutete universale Teleologie abwenden) abgesehen, eine ungewöhnlich lange Lebensdauer zu garantiren vermag. — Schwach angelegte Organismen (zu solchen macht aber so wenig schon jeder beliebige Defect in einem Organe, wie er etwa bei Byron vorlag, als eine Krankheit, die man sich hereditär oder durch undiätetische Lebensweise zugezogen, wie Schiller seine Brustschwäche) scheinen keine wahrhafte Größe der intellectuellen Begabung zuzulassen: oder Schopenhauerisch ausgedrückt: im Genie muß sich der Wille zum Leben auch nach der irritabeln und reproductiven (vegetativen) Seite mit besonderer Energie bethätigen.

Der Scherz vom Schwabenalter paßt freilich leicht auf manche Stämme besser als gerade auf die Schwaben — aber die ihm zu Grunde liegende allgemeine Wahrheit ist diese: es gibt Leute genug, die erst mit vierzig Jahren ihre „Jugendsünden" los werden, und andere, die kein Alter „vor Thorheit schützt". Will man aber von den Schwaben zugeben, daß sie wirklich sehr spät die „blöde Jugendeselei" ablegen, so heißt es doch gerade das Gegentheil des Richtigen treffen, wenn dies aus einer Schwäche ihres Intellects hergeleitet werden soll.*) Vielmehr ist es

*) Und indem ich wiederum auf das verweise, was Flattich, a. a. O., S. 271 fg., 321, 333 und 407 vorbringt, um vor Ueberhastung und Verfrühung zu warnen und andererseits darüber zu be-

die diesen ganzen Stamm beherrschende Anlage für Idealismus und Dialektik (ihr Sektenwesen muß nur aus dem Gesichtspunkt der Opposition gegen die nivellirende abstracte Kirchendoctrin gewürdigt werden, um hierfür einen der schlagendsten Belege abzugeben) in Verbindung mit einem Willenskern von ungewöhnlicher Energie und Reichhaltigkeit, welcher es ihm schwerer macht als dem oberflächlich reflectirenden Norddeutschen (vielleicht stehen die Schlesier, Hessen und Schleswiger den Schwaben in diesem Stücke am nächsten), Subjectives und Objectives gegeneinander ins Reine zu bringen und an der eigenen

---

ruhigen, daß es mit spätem Unterricht keine Noth habe, solange nur noch der „Verstand nicht verrostet ist", möchte ich gerade an dem naiven Humor dieser echten Schwabenseele den Abstand aufweisen zwischen seinen nicht selten barock-vulgären, aber allemal schlagenden, ja meist tiefsinnigen Gleichnissen und dem Kapuzinadenton, welchen wir norddeutsche Geistliche so leicht anschlagen hören, wenn sie sich aufs „volksthümliche" Predigen verlegen, naiv sein wollen und nur ins Platte oder gar Rohe verfallen. Das Ueberwiegen naiver Anschauung — eben jenes Element, welches als echt poetisches das schwäbische Leben mit einem idealen Duft überzieht, wie die Luftperspective seine Rauhe Alb — verbindet sich mit einer Neigung, das einzeln — und zwar tief und richtig — Angeschaute in seiner ganzen individuellen Fülle auf einen abstract allgemeinen Ausdruck zu erheben; und die dabei nothwendig zu Tage kommenden Gegensätze zwischen dem Individuellen und die Incongruenz zwischen abstractem Begriff und anschaulicher Vorstellung (worein ja Schopenhauer das Wesen alles Lächerlichen setzt), geben ebenso sehr das Ferment her zu den dialektischen Liebhabereien dieses Volks, welche den Widerspruch als realen hinstellen (Schiller's Vorliebe für Antithesen gehört hierher und

So lang es Schwaben gibt in Schwaben,
Wird Hegel auch Bewunderer haben),

wie zu seinem Humor, der es fähig macht, auch in unreflectirter Volksauffassungsweise hinauszukommen über die Schwere des Erdendaseins, sodaß selbst das Alltägliche und am meisten Prosaische dort nicht so schwerfällig behandelt wird wie vom Norddeutschen, der, statt Wein zu trinken, dicke Nebelluft athmen und den Odem anhalten muß, um sich nicht die Lunge von schneidendem Nordost zerfleischen zu lassen.

Individualität deren Einklang darzustellen. Wie überhaupt das geniale Individuum am spätesten zur „Reife" im praktischen Sinne kommt, weil seine Naivetät ihm nicht Zeit läßt, viel über den Umfang seiner eigenen Kräfte zu reflectiren, so gelangt auch das Weib, trotz seiner sonstigen raschern Entwickelung, meistens nur dann zu einem erworbenen Charakter, wenn das Leben es in eine strenge Schule nimmt (womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß nicht auch beim Manne das rechte Dauerobst seiner Ueberzeugungen erst von der Hitze des Lebensmittags gar gekocht wird; Erkenntniß muß reifen wie Wein, sonst vergärt sich das Unklare nicht). Denn die bei ihm, wie beim Genie, überwiegende Intuition steht, wie wir schon bei anderer Gelegenheit gesehen, ihrem Wesen und Ursprung nach dem Willen zu nahe, um sich von ihm so leicht zu emancipiren, wie das abstracte Denken. Und wenn man dies am Weibe nicht immer gewahr wird, so liegt das nur an seinen beiden Sexualprivilegien: Takt und Contenance, von denen wenigstens jener uns beim Uebergang zu den Antinomien des Gemüths noch zu schaffen machen wird.

Dagegen bestätigt das S. 43 fg. über das Naturell Gesagte die hier dargelegte Auffassung. Was man vorzugsweise dem weiblichen Geschlecht nachzusagen pflegt, sind zum großen Theil eben solche Eigenschaften, welche an dieser Stelle zur Sprache kommen müssen, weil sie dem Jugendalter, als der Periode vor der ausgleichenden Reife, besonders eigenthümlich sind: Leichtsinn, Eigensinn, Unstetigkeit, Zerfahrenheit, Naivetät, Eitelkeit — vielleicht auch Naschhaftigkeit, wiewol diese geeigneter scheint, uns zu der Bemerkung hinüberzuführen, daß gleichfalls dem absteigenden Alter mit der Jugend mehrere Merkmale gemeinsam sind; aus keinem andern Grunde, als weil der „verknöcherte" Intellect mit dem noch nicht entfalteten die Unfähigkeit theilt, die von ihm vorgehaltenen Motive mit dem nöthigen Nachdruck auszustatten.

Und da es endlich auch eine angeborene Schwäche des

Intellects gibt, so treten als viertes Glied in diese Genossenschaft neben den unentwickelten, den überwiegend intuitiven und den abgestumpften Intellect die von Hause aus Einfältigen oder die eigentlich Bornirten, denen entsprechende Charaktereigenschaften beigegeben sind.

Schon das Sprichwort specialisirt diese Zusammenstellung, indem es behauptet: „Narren und Kinder sagen die Wahrheit.“ Aber während aus Kindern meistens der unverdorbene Sinn redet, welcher noch nichts davon weiß, daß Menschen die Sprache auch wollen bekommen haben, um Misbrauch damit zu treiben, sind hier mit den „Narren“ offenbar solche gemeint, welche die Folgen ihrer Aufrichtigkeit nicht hinlänglich überschauen, also auch die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit dieser Folgen nicht als warnende abstracte Motive auf sich können wirken lassen, eben weil sie überhaupt für die Wirksamkeit solcher wenig zugänglich sind — gerade so wie Greise „kindisch“ — insbesondere eigensinnig, geschwätzig und Schlecker — werden, indem sie mit der Fähigkeit, auf abstracte Motive zu reagiren, auch die Lust an abstracten Reizmitteln verlieren. (Dem widerspricht der Geiz und die Ruhmsucht anderer Greise nicht, denn diese, gerade auf die sich überschlagende Abstraction gestellten, Leidenschaften beherrschen nur solche Greise, die eben noch nicht kindisch geworden sind; und schon Flattich, a. a. O., S. 171, hat bemerkt, daß nichts so sehr das Kindischwerden beschleunigt, als das Zurückziehen von der gewohnten Beschäftigung und den in dieser gegebenen Anregungen.)

Derlei „Unarten“ (d. h. Abweichungen vom Mittelmaß der „Art“) sind aber aus demselben Grunde zeitlebens die unzertrennliche Gesellschaft derer, bei denen die Einseitigkeit und „Beschränktheit“ habituell sind, aus welchem sie als charakteristische Merkmale an den äußersten Enden der Lebensalter sich zusammenfinden. Nach dem S. 52 Anm. Festgestellten kann es also keinem Misverständniß mehr unterliegen, wenn wir jetzt zunächst besprechen:

9. Einige dem Jugendalter als Charakterphänomene vorzugsweise eigenthümliche „Untugenden“; mit einem Excurs über Zerstreutheit und Zerfahrenheit.

„Der Verstand kommt nun einmal nicht vor den Jahren“ und „Jugend will austoben“ sind ja zwei Trostsprüche, mit denen so mancher schon aufgerichtet wurde, der bereits an seinen „Buben“ verzweifeln wollte — und was befaßt nicht alles dieser „Verstand“, der richtiger „Vernunft“ und von dieser abhängige „Besonnenheit“ heißen müßte? und was fällt nicht alles unter das „Toben“? — „Flüchtigkeit“ — „Zerfahrenheit“ — „Vergeßlichkeit“ — „Trotz“ und „Starrsinn“ — „Hitzköpfigkeit“ — „Leichtsinn“ — „Muthwille“ — „Gedankenlosigkeit“ — sind ebenso viel Verschen aus den Klageliedern der Grämlinge wie aus den Apologien der selber Jugendfrischen unter den Erziehern — und sämmtlich haben sie ihren Ursprung in dem Verhältniß des Intellects zum Willen. *) Soweit sie Sache der „Gewöhnung“ sind, geben sie Aussicht auf „Besserung“ — und wer nach zehn Jahren einen wiedersieht, den er in der Schule als „Wildfang“ oder „Trotzkopf“ kannte, mag oft erstaunen, was für ein „gesetzter“ und „bescheidener“ „solider“ junger Mann daraus geworden. Auch zwei hübsche Metaphern! „gesetzt“ erinnert an

---

*) Und so hat sie auch Flattich angesehen: „Man kann bald machen, daß einem Kalbe das Springen vergeht, man darf es nur kreuzlahm schlagen“ (a. a. O., S. 263). Flüchtigkeit ist das Gegentheil von Ueberlegung; auch Gescheiten fehlt es oft an Ueberlegung, S. 230 fg., 315. Nun denkt aber der Mensch am meisten dem nach, was ihm Verdruß bereitet hat — daher schadet es nicht, junge Leute im Kleinen einmal anlaufen zu lassen (verbranntes Kind fürchtet Feuer) und dann auf die Ursache hinzuführen und recht aufmerksam zu machen, S. 230 fg. Aber: Ist in der Jugend der innere Zuchtmeister nicht da, so hilft die äußere Zucht wenig, S. 233 (ganz das Seneca'sche Velle non discitur).

den Niederschlag aus der Gärung — „bescheiden" an die Grenzscheidekunst: es will nicht mehr „mit dem Kopf durch die Wand rennen", wer der Schranken seines Rechts wie seiner Kraft inne geworden. Der Mangel aber an Einsicht in das eigene Wesen und in dessen Zusammenhang mit dem Weltlauf erzeugt jenen Fehler, welchen wir Leichtsinn nennen. Es ist also unlogisch, weil eine μετάβασις εἰς ἄλλο γένος, vom Unterschied leichtsinniger und boshafter Sünder, wie es noch hier und da zu geschehen scheint, als von einem blos graduellen zu sprechen. Leichtsinn als solcher ist gar kein ethischer Begriff; drückt vielmehr meistens nur einen Mangel an besonnener Klugheit im Handeln fürs eigene Interesse aus; hat es direct gar nicht mit dem Materialen der Handlungen zu thun, sondern bezeichnet eine bloße Formbestimmtheit an denselben, insofern also etwas den Temperamentsunterschieden sehr ähnliches; der Leichtsinnige verfährt nicht nach jenen selbstgegebenen Regeln, die wir Grundsätze oder Maximen nennen, sondern läßt sich leiten von den Eingebungen des gegenwärtigen Moments, folgt überhaupt mehr anschaulichen als abstracten Motiven, kurzsichtig den Gelüsten des Augenblicks nachgebend. So kann ja der edle Charakter leichtsinnig handeln so gut wie der selbstsüchtige (z. B. wenn er Aufwallungen des Mitleids folgend einem Säufer zum Almosen gibt, wofür er seiner eigenen Familie Brot kaufen sollte). Wenn also der Leichtsinn danach als eine ethisch indifferente Eigenschaft erscheint, so läßt sich doch sagen: der Leichtsinnige wird nach keiner Seite hin excelliren, weder im Guten noch im Schlimmen. Leichtsinn ist eine Eigenschaft der Weiber und Kinder und meist auch eine des Genies, dem die Klugheit der „Kinder dieser Welt" fehlt und das irdischen Vortheil verschmäht zu Gunsten seiner Freiheit und Unabhängigkeit im Dienst der Wahrheit. — Deshalb und weil der Leichtsinnige unbedenklich den ihm von andern dargebotenen Eindrücken sich hingibt, macht eine gewisse Dosis von Leichtsinn so „liebenswürdig".

Der Leichtsinn hat in dem Maße die Präsumtion einer Modificabilität für sich, als die intellectuelle Begabung ein Wachsen an Einsicht und das Wollen eine feste Stetigkeit zu garantiren scheint. Letzteres Verhältniß wird zum größten Theil durch das Temperament ausgedrückt — zuweilen in Verbindung mit dem posodynischen Factor sogar nach dem Verfahren der umgekehrten Regeldetri. — Denn unter den cholerischen δυςκόλοις kann es solche geben, welche mit den Jahren immer leichtsinniger werden: je mehr nämlich aus der Lebenserfahrung das große disappointment (desengaño) resultirt, desto geneigter wird man, in resignirender Unterwerfung unter die Vergeblichkeit des Vorbauens und Pläneschmiedens, alles gehen zu lassen wie es will — weil, wie schon der Koheleth weiß (Kap. 9, 11): „zum Laufen nicht hilft schnell sein, zum Streit nicht hilft stark sein, zur Nahrung hilft nicht geschickt sein, zum Reichthum hilft nicht klug sein; daß einer angenehm sei, hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne, sondern alles liegt an der Zeit und Glück". Ja, Goethe (und mit ihm Schopenhauer in dem Briefe an Rosenkranz über Kant) führt das Leichtsinnigsein unter den normalen Eigenschaften des Greisenalters auf:

Grabschrift:

Als Knabe verschlossen und trutzig,
Als Jüngling anmaßlich und stutzig,
Als Mann zu Thaten willig,
Als Greis leichtsinnig und grillig!
Auf deinem Grabstein wird man lesen:
Das ist fürwahr ein Mensch gewesen!

Soweit dagegen der „Leichtsinn" als eine bestimmte Form der „Charakterschwäche" zu beurtheilen ist, behalten wir ihn mit dieser einer besondern Betrachtung vor.

Ihm gleich als ein directer Ausfluß des individuellen Verhältnisses zwischen Intellect und Wille und insbesondere des noch nicht überwundenen Schwankens dieser beiden gegeneinander steht die „Zerfahrenheit", von der man zu-

nächst zweifeln kann, ob man sie als „Gemüthsverfassung", wo nicht gar als synonym mit Grundsatzlosigkeit im ethischen Sinne, oder als reine Intellecteigenschaft zu subsumiren habe. Jedenfalls hat sie ihr Wesen am Gegensatz zu „Sammlung" und innerer Einheit, und von der bloßen Zerstreutheit unterscheidet sie sich nicht allein wie jedes Constante von einem Momentanen, sondern auch durch ihren ungleich engern Zusammenhang mit dem Gesammtcharakter, als mit welchem das Zerstreutsein wenig oder gar nichts zu thun hat, da es nur in einem augenblicklichen Getheiltsein der intellectuellen Functionen besteht. Den zerstreuten Schüler oder Zuhörer kann man zuletzt „fesseln", aber gegen die Zerfahrenheit bleibt Verdeutlichung *) so erfolglos wie Interessantsein; im Gegentheil: zerfahrene Menschen pflegen gewissen Liebhabereien eine große spontane Aufmerksamkeit entgegenzubringen, während der zerstreute Schüler sich nur leicht stören und abziehen läßt vom Unterricht.

Gar zu einfach darf man sich jedoch den Unterschied von „zerstreut" und „zerfahren" auch nicht denken: jeder dieser beiden Begriffe bildet für sich ein eigenes psychologisches Problem. Zerstreutheit im engern Sinne ist ein zeitweiliges Unterbundensein der Adern zwischen Intellect und Wille, eine momentane Stauung in den die Communionsprovinz durchfurchenden Kanälen (die deshalb besonders leicht im Zustand körperlicher und geistiger Ermüdung oder gar Schlaftrunkenheit eintritt). Wir sehen an dem Zerstreuten ein Handeln, in welchem sich Richtigkeit des Wollens, der Absichten, mit Verkehrtheit des Ausführens

---

*) Auch darüber klagt Flattich (S. 278): „Wenn man einem etwas noch so leicht und deutlich macht, und er behält seine Gedanken nicht beisammen, so hilft es alles nichts; ja, je deutlicher man einem etwas macht, desto weniger faßt er's, weil man durch die Deutlichkeit etwas weitläufig wird, und ein solcher kurz denkt, und gleich wieder etwas anderes".

verbindet: es kreuzen sich sozusagen die Ausführungen zweier Handlungen, und Dinge, die nacheinander ganz gethan werden sollten, werden gleichzeitig jedes zur einen Hälfte gethan: von der ausgegebenen Ordre vollstreckt die Hand die Hälfte von dem, was dem Mund, und der Mund die Hälfte von dem, was der Hand aufgetragen war. Der Intellect geht seines Weges weiter, ohne sich zu vergewissern, ob und wie das motorische System thätig gewesen — so hat er im nächsten Augenblick vergessen, was inzwischen der Mechanismus bereits geschafft hat — oder sieht nur mit halbem Auge zu, ob die Thür, vor der er steht, auch die sei, in welche er hineinwollte — den Mechanismus überläßt er der vis inertiæ der Gewohnheit, ohne etwa veränderte Umstände zu berücksichtigen; nirgends läßt er sich Zeit zur Prüfung des thatsächlich Vorhandenen und stolpert so in eine Reihe komischer Verlegenheiten hinein (dafür ist's typisch, in allen Winkeln die Brille suchen, die man auf der Nase hat): schon Gethanes thut er nochmals, zum vierten und fünften mal — zu Thuendes unterläßt er, weil er, seine Vorstellung von der Ausführung mit dieser selbst verwechselnd, es für schon gethan hält. Die Eindrücke des Wirklichen gelangen bei ihm nicht zu lebendiger Perception, sodaß für ihn der Unterschied verschwindet zwischen der Schwäche bloßer Phantasmata und der Energie objectiver sinnlicher Wahrnehmungen, und in dem Getheiltsein zwischen zwei Vorstellungswahrnehmungen hält er das Nächste, was ihm unter die Finger kommt, für das, wonach er gerade greifen wollte, und darauf gründet der Schabernack seine Anschläge: spielt ihm einen fremden Hut, Rock, Stock, Hausthürschlüssel in die Hände, um sich an den Verwickelungen eines solchen Quidproquo zu ergötzen. Dazu stimmt die Erfahrung, daß gerade „Gelehrte“ — sagen wir besser: contemplative Naturen, also solche, welche sich einen „Ueberschuß“ des Intellects über seine dem Willen unmittelbar dienstbaren Functionen erübrigen möchten — am ehesten dem Zerstreutsein anheimfallen — und

damit einer Form der Komik, welche so handgreiflich wie kaum etwas anderes die Richtigkeit der Schopenhauer'schen Erklärung des Lächerlichen, als einer Discrepanz von Anschaulichem und Begriff, belegen muß. — Der Intellect stellt dem Aufgebot des Willens nur die Hälfte der ausgeschriebenen Mannschaft, und der Wille rächt sich damit, daß er den Unbotmäßigen dem Ridicule bloßstellt, muß aber zuletzt doch selber wieder die Kosten für Insceneſetzung dieser Komödie tragen, weil die praktischen Folgen der Zweckwidrigkeit seinen eigenen Interessen zum Schaden gereichen. Das Schopenhauer'sche Wunder κατ' ἐξοχήν, die Einheit des wollenden und erkennenden Ichs, scheint zur Hälfte suspendirt, und zwar beide eben dadurch theilweise geschieden, daß das, was für das theoretische Ich „unmittelbares Object" ist (der Leib), zugleich unmittelbares Product und Werkzeug des praktischen Ichs ist. Aeußerlich aber kann dieser „eheliche Zwist", wo jedes seine eigenen Wege geht — auch eine μικρὰ μανία! — ebenso oft eine Gestalt annehmen, in welcher der Wille durch den Intellect irregeleitet scheint, als jene andere eines mislingenden und sich selbst bestrafenden Emancipationsversuches dieses von jenem. (Quandt hat in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd", Neue Folge, I, Nr. 25, dies Phänomen in „anregender" Weise zur Sprache gebracht und dabei auf Johannes Müller's „Handbuch der Physiologie", S. 513, verwiesen.) Wo aber die Doppelheit innerhalb der intellectuellen Vorgänge bleibt, da haben wir die Zerstreutheit im weitern Sinne als den allgemeinen Gegensatz zum Gesammeltsein; also in jenem Sinne, in welchem vorher der zerstreute Schüler dem zu Unaufmerksamkeit neigenden gleichgestellt wurde. Dem gegenüber sehen wir die Erscheinungen der Zerfahrenheit in ihren vorübergehenden Formen am deutlichsten im Willen wurzeln, nämlich da, wo sogenannte „Befangenheit" Wissen und Handeln auseinanderreißt. Es fällt dies wieder unter das Gesetz, nach welchem das Wissen um unser Thun, das Reflectiren auf

dasselbe, dieses unsicher macht — und uns etwas eben deswegen nicht recht gelingen will, weil wir es recht gut machen möchten; nach welchem nur das instinctive Handeln mit voller Festigkeit erfolgt. Wer z. B. anfängt, auf sein Sprechen zu achten, wer sich um den passendsten Ausdruck erst bemüht, wer mit Bewußtsein jedem lapsus linguæ vorbeugen möchte: der gerade kommt in Gefahr, sich zu „vernennen" (wie der Schwabe mit Vermeidung der Zweideutigkeit sagt für: sich versprechen), der läßt die nächstliegende und einfachste Bezeichnung unbenutzt und verfällt auf eine, die „gewählt" oder „gesucht", und gerade deswegen nur halb zutreffend ist. Das Hinsehen sozusagen des innern Sinns auf die Weise, wie die motorischen Nerven sich anschicken, die empfangenen Aufträge zu vollstrecken, stört diese in ihrer Thätigkeit, und zwar gerade vermöge der einheitlichen Natur des Invididuums, als welche nicht duldet, daß man da eine absolute Simultaneität (nämlich zwischen Functionen verschiedener Aeußerungsformen der einen „Seele") erzwingen wolle, wo allein eine in störungsfreier Weise geregelte alternirende Succession die Identitätskräftigkeit des Gesammt-Ichs zu erhalten vermag. Sonst unterbricht eins das andere und zerstört die Continuität; gerade wie auf rein intellectuellem Gebiet jedes „vergleichende", „erwägende" Thun unmöglich wird, wo es an solcher Festigkeit der Identität des Denkens oder Bewußtseins mit sich selber fehlt; also da, wo jede momentane Ablenkung vom jeweiligen Vorstellungsverlauf sofort dessen vollständige Zerrüttung zur Folge hat. Bei gewissen Formen der Geisteskrankheit, des Cretinismus, des desultorischen „Phantasirens" in Fieberzuständen erreicht diese Unfähigkeit zur Selbstbehauptung des Denkens inmitten des lediglich vom Zufall beherrschten Fluxus der Vorstellungen ihren höchsten und beziehungsweise auch längst anhaltenden Grad. Umgekehrt: wo jene Festigkeit zur Starrheit wird und die Beweglichkeit zwischen dem Alternirenden auf ein Minimum reducirt ist, da haben

wir die Erscheinungen apathischer „Stupidität" (— von einem charakteristischen Zusammenhang mit stupor) — und das Verhältniß zwischen beiden Gegensätzen wird allemal das Maß für den Grad der Befähigung zu philosophischem Denken geben; denn dieses beruht auf der Fähigkeit, sich einerseits „objectiv" und von zufällig angeregten Seitenblicken ungestört in einen Gegenstand zu „versenken", und doch darüber dem Hin und Her dialektischer Gegensätzlichkeit nicht unzugänglich zu werden, vielmehr sein Denken von diesem in die rechte Oscillation versetzen zu lassen — in die „rechte", weil eben ein Uebermaß hiervon es ist, was „zerfahren" macht. Die Aufmerksamkeit ist demnach keineswegs eine ganz abstracte, sozusagen rein punctuelle Identität der Richtung des Denkens. Weil kein Object schlechthin einfach ist, weil jedes eine Vielheit von Merkmalen umfaßt, weil Fortschritt ohne Hinausblicken auf ein jenseits des gegenwärtig Erreichten Liegendes nicht möglich ist: so darf die Aufmerksamkeit sich nicht auf ein Hinrichten der intellectualen Spontaneität in einer bestimmten Linie beschränken, sondern muß sich eine Fläche, einen Umfang, eine Sphäre von untereinander verbundenen, irgendeine Einheit constituirenden Vorstellungen zum Ziel nehmen. Von dieser Betrachtung fällt ein Licht voraus auf etwas, was wir später zu besprechen haben werden: den Antagonismus zwischen Gedächtniß und Erinnerung; — jenes, nicht diese, muß in seiner Stärke zu dem, was vorher die Identitätsfestigkeit genannt wurde, in gewissem Sinne in einer umgekehrten Proportion stehen: denn das leicht auffassende Gedächtniß verräth eine geringe Reactionsfähigkeit der das Bewußtsein augenblicklich gerade occupirenden Vorstellungen; denn je geschlossener deren Einheit (wie materiale, logische oder anschauliche Congruenz sie herstellt) sich erweist, desto kräftiger wird sie gegen sofortige Aufnahme fremdartiger Elemente sich sträuben. Der Grad dieser Geschlossenheit aber verhält sich zum Grade jener Identitätskräftigkeit ungefähr wie die Muskelstärke zur Dichtigkeit

und Zähigkeit ihrer Fasertextur. Dies alles aber findet seine Bestätigung bei Beobachtung der Zerfahrenen, mag man nun hinabgehen zum Verwechseln von einzelnen Lauten im Sprechen und Buchstaben im Schreiben, oder aufsteigen zu den logischen Inconcinnitäten in ihrer ganzen Darstellungsweise. Es fehlt ihnen weder an Gedächtniß, noch an Intuition, noch selbst an Urtheil — aber in jede dieser drei Intellectualfunctionen mischt sich bei ihnen leicht etwas „Verdrehtes“ ein. Auch Nicht-Zerfahrenen passirt es ja leicht genug, daß bei ganz klarem Denken die Zunge die Laute eines oder mehrerer Wörter, die auszusprechen ihr aufgetragen ist, anagrammatisch umstellt. Das Bewußtsein ist — ähnlich wie es sich vorher beim Zerstreuten zeigte — schon halb hinaus über das auszusprechende — oder beim Sichverschreiben über das niederzuschreibende — Wort, controlirt den motorischen Nerv nicht mehr sicher, und dieser empfängt wie tappend seine Einwirkung von irgendeiner andern nachzitternden Vorstellung, oder — wo ein Anagramm herauskommt — von den sich kreuzenden Einzelschwingungen zwar noch gegenwärtiger, aber ineinandergeflossener Vorstellungen. Und weil das Schreiben noch viel langsamer als das Sprechen dem Gedankenfluge folgt, so erstreckt sich ein solches Verwechseln beim Schreiben leicht auf ganze Satzreihen und ihre gegenseitigen Verhältnisse; und selbst bei ziemlich hohem Grade der Identitätskräftigkeit kostet es dem der Feder vorauseilenden Kopfe einige Anstrengung, dem Sichüberstürzen und Einanderüberholen der Gedankenketten so weit zu wehren, daß nicht das Geschriebene ein Durcheinander von Gedankenbruchtheilen werde. Er muß der Gedankenhast einen Zaum anlegen; sonst ergeht es ihm, vermöge der angegebenen Spaltung der Seelenfunctionen, wie einem Vorlesenden, der in dem Bestreben, das Einzelne richtig und ausdrucksvoll zu Gehör zu bringen, soviel absorbirt — oder, bei großer Geistesbeweglichkeit, soviel unverwendet behält und an „Nebengedanken“ abgibt, weil ihm beim lauten Sprechen

der Vorstellungslauf zu langsam geht — daß er selber von dem Gelesenen am allerwenigsten haftende Eindrücke gewinnt. Wenn aber Zerfahrene gerade durch Lebhaftigkeit der Anschauung und glückliche Beschaffenheit ihres Gedächtnisses sich auszeichnen, so bietet das ein Analogon zu denjenigen Temperamentsformen, die eine ungewöhnlich rasche Receptivität und flüchtige Reagibilität auf der Grundlage eines mehr als mittelmäßigen Energiegrades verbinden — und auch diese Analogie wird nicht selten als eine Identität sich ausweisen. Deshalb ist auch nichts unkritischer, als Zerfahrenheit mit intellectueller Imbecillität oder gar Dummheit und Urtheilslosigkeit (Einfalt) zu verwechseln; ein Irrthum, welchem man dennoch oft genug gerade in der Lehrerwelt begegnen dürfte. Wohl kann sich die Zerfahrenheit mit diesen Defecten intellectueller Kraft zusammenfinden und in ihren Folgen sogar den Erscheinungsweisen derselben gleichen, aber ihrem Wesen nach ist sie von ihnen so unabhängig wie verschieden. Am öftesten wird die Zerfahrenheit sich in denjenigen Functionen verrathen, für welche Logik und Stilistik die Gesetze zu formuliren haben; weil es dabei nicht sowol auf die materielle Richtigkeit der einzelnen Begriffe und Anschauungen in ihrer Isolirtheit, wie auf die formale Correctheit ihrer Verknüpfung ankommt, als welche ganz das Werk der oben bezeichneten Identitätsfestigkeit des Bewußtseins ist. Im Anknüpfen der Nebensätze, in den pronominalen Rückbeziehungen, beim Brückenschlagen der Uebergänge zwischen zwei Abschnitten (wobei es allemal darauf ankommt, daß an jedem der beiden Ufer ein haltbarer und sichtbar aufragender Pfeiler stehe und das Bindeglied auf beiden zugleich aufliege, d. h. sowol die Vorstellung, von welcher man herkommt, implicire, als auch diejenige ankündige, zu welcher es hinüberleiten soll, weshalb die Verknüpfung um so geschickter sein wird, je weniger dieser Doppelgehalt nackt zu Tage liegt, je mehr also recht eigentlich ein Zwischen- oder „Mittelgedanke" ausgesprochen oder durch Conjunctionen,

d. h. eben Bindewörter, wie „dennoch“, „also“ u. s. f. das Participiren am Vor- und Rückwärts wenigstens angedeutet ist) — da sind die Ecksteine, an denen die Zerfahrenen zu Fall kommen; und große Stärke der Intuition bei großer Unsicherheit im logischen Denken ist nicht verwunderlicher als wie größte logische Correctheit neben einer beinahe intuitionslosen Abstractheit der Anschauungsschwäche, wovon doch die philosophische Literatur gerade Deutschlands die Beispiele legionenweise geliefert hat. Jenes erstere Zusammensein kommt namentlich häufig bei Weibern vor. Selbst im Allerelementarsten der Logik, in der Sicherheit der Bildung und der sprachlichen Verwendung des Begriffs mit Merkmalen, tritt dies Antinomistische im Wesen der Zerfahrenheit zuweilen zu Tage. Die Interpunktion plaudert es aus, wenn die Regel: „zwischen zwei nebeneinanderstehende Adjectiva setze ein Komma!“ auch auf Verbindungen wie „der erste punische Krieg“ angewandt, oder ein steigernder Zusatz wie eine Apposition behandelt wird. Als Subsumtionsfehler charakterisirt es sich, wenn „natio“ oder „gens“ als Masculina gebraucht werden, zufolge einer Application von „Die Männer, Völker u. s. w.“, welche nicht unterscheidet zwischen nomen appellativum und proprium. Die Becker'sche Satzklassifikation findet an ihm ihren unbewußten Satiriker, wenn ein Satz mit finalem ut ein „Causalsatz“ genannt wird. Der Abschnitt der Götzinger'schen Grammatik von der „Ueberschaulichkeit der Beziehungen“ mußte die Auslese seiner crassesten Warnungsbeispiele bei Rittern von der Zerfahrenheit anstellen; denn in keinem Stücke sündigen diese mehr als gerade hierin — viel seltener in Syllogismen, weil die viel näher am Anschaulichen ihre Evidenz haben. Der Zerfahrene liebt es z. B. Relativa auf den allgemeinen Bestandtheil eines Specialbegriffs zurückzubeziehen, und wie ihm überhaupt mit logischen Distinctionen schwer beizukommen ist, so entgeht ihm vollends leicht der Unterschied zwischen prädicativem und attributivem Gebrauch eines Adjectivs. Noch fester

verhüllt tritt der von ihm gemachte Fehler auf, wo ein Verbum mit einem prädicativ gebrauchten Adjectiv zusammen erst einen Begriff ausmacht (für welchen in biegsamern Sprachen auch ein Wort ausreichen würde), und doch nachher gesondert wird, wie wenn eine blos attributive Verwendung vorläge (man vergleiche etwa: „kranke Füße bekommen“ mit „kranke Thiere aufnehmen“). Der Zerfahrene gibt sich beim Operiren mit solchen Begriffsverbindungen ganz nach der einen Hälfte der Doppel- oder Triplevorstellung hinüber, und die Aufmerksamkeit der Selbstbeobachtung schützt ihn vor Wiederholung desselben Denkfehlers viel weniger, als sie im Stande ist, beim intuitiven Beobachten nachzuhelfen. Vor Verstößen der angegebenen Art sichert nur das angeborene richtige Denken, und äußerst selten gelingt es dem controlirenden Lehrer, von solcher Verkehrtheit zu heilen. In nichts wol zeigt sich deutlicher, wie die Vernunft ein von der Intuition toto genere verschiedenes Vermögen ist: die generalia, Allgemeinheiten, mit welchen es jene zu thun hat, sind ja zum Theil das Product einer mehrmaligen Destillation, eines mit den Allgemeinheiten dieser vorgenommenen Supergeneralisirungsprocesses, und in der Handhabung dieser Destillate kann einer große Unsicherheit zeigen und braucht darum doch so wenig von klarer Auffassung anschaulich gegebener Verhältnisse, wie etwa vom zartsinnigen Verständniß für künstlerische Gefühlsnuancen ausgeschlossen zu sein. — Doch es ist Zeit, sich zu besinnen, daß in die Darstellung der Zerfahrenheit leicht etwas von der Sache selbst hineinkommen könnte, wenn wir uns nicht beeilten, aus dem discursiv-dianoiologischen Excurs zurückzulenken zur descriptiven Charakterologie, die aus jenem resumiren mag.

Im ganzen fehlt es dem Zerfahrenen an Solidität — auch sein Thun hat etwas „Faseliges“ — wie er spricht, ehe er sein Denken unter das Band einer Regel gestellt hat, so handelt er ohne die Identität der Zweckmäßigkeit — nimmt bald dies, bald jenes vor, ohne irgendetwas zu

Ende zu bringen — hört an allen Seiten die Glocken läuten, aber kehrt sich bald links bald rechts, weil er nirgends der Richtung sicher ist. Seine Antworten sind tappend, seine Darstellungen confus — seine Absichten schwankend, seine Ausführungen zuversichtslos. Ein nicht selten edles Wollen läßt sich durch jede neue Anregung ablenken von dem kaum eingeschlagenen Wege — jede Neuerung sieht er für den Augenblick als siegreiche Verbesserung an — sein Unglück ist, daß er gehört, nach Rom führten viele Wege — so springt er vom einen auf den andern über, oft an den Anfang zurück und kommt also nie vorwärts. Von mancherlei Anlagen spürt er in sich die Keime, so glaubt er, sie alle gleich sehr cultiviren zu müssen, und wechselnd wie seine Meinung von sich selber sind seine Liebhabereien. Der Zerfahrene stolpert fortwährend über seine eigene Zunge, ist oft glücklich in einzelnen Schlagwörtern, wirft mit treffenden Brocken um sich, aber mündlich wie schriftlich gibt er nicht leicht einen Satz von sich, ohne zwei Constructionen oder zwei Phrasen so durcheinanderzurühren, daß der ersten Hälfte der einen die zweite Hälfte der andern folgt (was natürlich nicht hindert, daß gerade diese Eigenschaften ihm das Zeug zu einem Volksagitator geben können) — er ist, ohne alle Continuität in seinem Darstellen, mehr unbeholfen als verschroben, mehr barock als bizarr. — So wird es zur wahren Tortur, Schriftstücke von solchen Leuten zu lesen. Manche halten dergleichen für eine bloße Ungewandtheit, für Mangel an stilistischem Geübtsein; aber ex utraque parte lassen sich Belege gegen diesen Irrthum aufbringen: oft überraschen uns ganz einfache Leute durch die Klarheit und Geschlossenheit ihrer Ausdrucksweise, obgleich diese vielleicht von Schnitzern gegen Orthographie und Syntax wimmelt; während in einigen Familien jenes grell desultorische Sprechen und Schreiben gewissermaßen erblich zu sein scheint — und zwar, wenn mehrfache Beobachtung nicht trügt, als ein Erbtheil vom Vater, was, nach Schopen-

hauer'schen Annahmen, darauf deuten würde, daß der Grund mehr im Mangel an fester innerer Einheit des Willenskerns, als in einem Defect der intellectuellen Kraft zu suchen sei. Im Gegentheil: ein hoher Grad ästhetischer und materialer Bildung ist damit sehr wohl vereinbar — aber das reiche Wissen entbehrt gänzlich der systematischen Concentration; und wo daneben selbst Productivität erscheint, da behält sie die Form des Aphoristischen, Fragmentarischen. Der geistreichen Funken sprühen genug, aber nie gibt's eine stetige Flamme — und das Abgerissene, das wir so wenig objectiv wie subjectiv nach seinem Zusammenhang verfolgen können, bleibt sibyllinisch dunkel und orakelhaft vielbezüglich. Vielleicht ist's das hier in Rede Stehende, was einem Hamann den Beinamen „Magus im Norden" eingetragen.

Als eine sozusagen pathologische Erscheinung des Jugendalters geht die Zerfahrenheit nach Genesis und Heilbarkeit die pädagogische Therapeutik an. — Wo Flüchtigkeit und Gedankenlosigkeit dazu prädisponirt, wird sehr leicht etwas in der Methode versehen, und für solche Kinder wird die Theilnahme an öffentlichem Unterricht oft geradezu eine Gefahr.*) Kommt dann aber die Unvorsichtigkeit hinzu, daß man den Schüler in eine zu hohe Klasse steckt oder gar wiederholt unreif versetzt, so wird die Prognose überaus ungünstig, und im besten Falle gehen wenigstens Jahre einer stetigen Entwickelung unwiederbringlich verloren, und nur der größten Behutsamkeit der Lehrenden und Leitenden kann es gelingen, einen langsam ins rechte Gleis zurückzubringen, der so zerfahren ist, weil sein Lebenswägelein gründlichst verfahren wurde. — Solchen Naturen gegenüber ist ein gewisser Pedantismus ganz am Platze, nämlich jener, welcher mit der Geduld identisch ist, keine halbfertige Leistung für voll anzunehmen — nicht

---

*) Vgl. Flattich, S. 306, sub Nr. 212.

zum ruhigern Mitschüler überzuspringen, sobald jener sich in seiner „Hiddeligkeit" verrannt hat, sondern sein Besinnen abzuwarten und insbesondere sich nicht mit einer Maulfertigkeit zufrieden zu geben, welche in einzelnen herausgepolterten Wörtern nur zeigt, daß sie einigermaßen vom Gegenstande der Frage Bescheid weiß. Denn das Gedächtniß pflegt beim Zerfahrenen nicht schwach zu sein, aber woran es gebricht, ist die logische Zucht des Denkens. Kennen der Regeln ist da, aber nicht das Können ihrer Anwendung. — Und nicht minder verräth sich das Ungezügeltsein der Reagibilität in praktischer Beziehung. Der Zerfahrene ist der Spielball jedes augenblicklichen Motivs; unwiderstehlich zieht es ihn zu Allotriis — und jene sittliche Schwäche, welche auf der Stufe des Cretinismus als völlige Unempfänglichkeit für abstracte Motive auftritt, findet in den schlimmsten Fällen der Zerfahrenheit gewissermaßen Uebergangsformen von einer schwer deprimirenden Gradation, die approximativ jene selbst erreichen, wo sie die vierzehnte unserer Temperamentsformen zur Basis haben.

Trotz alledem aber zeigt die Erfahrung, daß die Aussichten bei zerfahrenen Kindern nicht so durchaus desperat sind, wie es nach dem Bisherigen sich erwarten ließe. Bisweilen dauert's nicht einmal bis zum Eintritt des Pubertätsalters, ehe ein „gesetzteres" Wesen sich einstellt. Wo die „Flatterhaftigkeit" mehr von rascher Receptivität als von flüchtiger Reagibilität herrührt, sehen wir „guter Leute Kind" unverhofft eine größere Straffheit und allmählich fester werdende Selbstcontrole gewinnen. Die Wechselbeziehung selber zwischen Wille und Intellect ist erstarkt, und als Anfang der Besonnenheit hat sich die Fähigkeit eingefunden, aus der Zerstreutheit — der Auseinandergezogenheit — distraction — sich zu „sammeln"; das Unvermögen, „an die Sache sich zu halten", die ἀπροςεξία, ist überwunden, und eins der für den Erzieher unmittelbar erfreulichsten Resultate ist erreicht. Es hat allmählich aufgehört, daß jeder kleinste Eindruck die psychische Reac-

hauer'schen Annahmen, darauf deuten würde, daß der Grund mehr im Mangel an fester innerer Einheit des Willenskerns, als in einem Defect der intellectuellen Kraft zu suchen sei. Im Gegentheil: ein hoher Grad ästhetischer und materialer Bildung ist damit sehr wohl vereinbar — aber das reiche Wissen entbehrt gänzlich der systematischen Concentration; und wo daneben selbst Productivität erscheint, da behält sie die Form des Aphoristischen, Fragmentarischen. Der geistreichen Funken sprühen genug, aber nie gibt's eine stetige Flamme — und das Abgerissene, das wir so wenig objectiv wie subjectiv nach seinem Zusammenhang verfolgen können, bleibt sibyllinisch dunkel und orakelhaft vielbezüglich. Vielleicht ist's das hier in Rede Stehende, was einem Hamann den Beinamen „Magus im Norden" eingetragen.

Als eine sozusagen pathologische Erscheinung des Jugendalters geht die Zerfahrenheit nach Genesis und Heilbarkeit die pädagogische Therapeutik an. — Wo Flüchtigkeit und Gedankenlosigkeit dazu prädisponirt, wird sehr leicht etwas in der Methode versehen, und für solche Kinder wird die Theilnahme an öffentlichem Unterricht oft geradezu eine Gefahr.*) Kommt dann aber die Unvorsichtigkeit hinzu, daß man den Schüler in eine zu hohe Klasse steckt oder gar wiederholt unreif versetzt, so wird die Prognose überaus ungünstig, und im besten Falle gehen wenigstens Jahre einer stetigen Entwickelung unwiederbringlich verloren, und nur der größten Behutsamkeit der Lehrenden und Leitenden kann es gelingen, einen langsam ins rechte Gleis zurückzubringen, der so zerfahren ist, weil sein Lebenswägelein gründlichst verfahren wurde. — Solchen Naturen gegenüber ist ein gewisser Pedantismus ganz am Platze, nämlich jener, welcher mit der Geduld identisch ist, keine halbfertige Leistung für voll anzunehmen — nicht

*) Vgl. Flattich, S. 306, sub Nr. 212.

zum ruhigern Mitschüler überzuspringen, sobald jener sich in seiner „Hiddeligkeit" verrannt hat, sondern sein Besinnen abzuwarten und insbesondere sich nicht mit einer Maulfertigkeit zufrieden zu geben, welche in einzelnen herausgepolterten Wörtern nur zeigt, daß sie einigermaßen vom Gegenstande der Frage Bescheid weiß. Denn das Gedächtniß pflegt beim Zerfahrenen nicht schwach zu sein, aber woran es gebricht, ist die logische Zucht des Denkens. Kennen der Regeln ist da, aber nicht das Können ihrer Anwendung. — Und nicht minder verräth sich das Ungezügeltsein der Reagibilität in praktischer Beziehung. Der Zerfahrene ist der Spielball jedes augenblicklichen Motivs; unwiderstehlich zieht es ihn zu Allotriis — und jene sittliche Schwäche, welche auf der Stufe des Cretinismus als völlige Unempfänglichkeit für abstracte Motive auftritt, findet in den schlimmsten Fällen der Zerfahrenheit gewissermaßen Uebergangsformen von einer schwer deprimirenden Gradation, die approximativ jene selbst erreichen, wo sie die vierzehnte unserer Temperamentsformen zur Basis haben.

Trotz alledem aber zeigt die Erfahrung, daß die Aussichten bei zerfahrenen Kindern nicht so durchaus desperat sind, wie es nach dem Bisherigen sich erwarten ließe. Bisweilen dauert's nicht einmal bis zum Eintritt des Pubertätsalters, ehe ein „gesetzteres" Wesen sich einstellt. Wo die „Flatterhaftigkeit" mehr von rascher Receptivität als von flüchtiger Reagibilität herrührt, sehen wir „guter Leute Kind" unverhofft eine größere Straffheit und allmählich fester werdende Selbstcontrole gewinnen. Die Wechselbeziehung selber zwischen Wille und Intellect ist erstarkt, und als Anfang der Besonnenheit hat sich die Fähigkeit eingefunden, aus der Zerstreutheit — der Auseinandergezogenheit — distraction — sich zu „sammeln"; das Unvermögen, „an die Sache sich zu halten", die ἀπροςεξία, ist überwunden, und eins der für den Erzieher unmittelbar erfreulichsten Resultate ist erreicht. Es hat allmählich aufgehört, daß jeder kleinste Eindruck die psychische Reac-

tion wachruft, und damit die Zahl der „störenden" Vorkommnisse beträchtlich abgenommen, und dieser, die Zerfahrenheit zunächst mindernde, Proceß wird hinwiederum gefördert durch das vom Bewußtsein endlich gelingender Erfolge gekräftigte Interesse am Unterrichtsobjecte selber. Der Knabe oder das Mädchen bekommen jetzt „Geschmack" am Lernen (l'appétit vient en mangeant), beißen herzhafter an, und bisweilen plötzlich und überraschend, weil scheinbar unvermittelt, „geht ihnen ein Licht auf" über Dinge, die ihnen sonst dunkel blieben — sie haben sich orientirt in der so lange fremden Welt, und mit dem ersten Verständniß zugleich erwacht das Verlangen nach weiterm; der Lerntrieb vereinigt dann schon beides: der Wille stachelt den Intellect, ihm neuen Stoff zuzuführen, und der Intellect nährt diesen Eifer — wenn nicht das Unglück will, daß dem Hungernden wieder der Magen überladen wird, und dieser dann in die alte Schlaffheit zurücksinkt.

Fast Satz für Satz steht dieser Darlegung die Autorität Flattich's zur Seite, und weil sie großentheils von der Art ist, daß die aus Unerfahrenheit Pedantischen sie bestreiten oder wenigstens mehr parador als wahr finden werden, so wollen wir es nicht verschmähen, was unabhängig von diesem würdigen Bundesgenossen gefunden und ausgesprochen war, durch Parallelstellen aus ihm zu stützen. So vergleiche man denn, a. a. O., S. 259, 282, 289, 290: Wer curios ist, der denkt gern. Wenn man also einen curios machen kann, so kann man auch machen, daß er gern denkt. S. 291: Daher auch einem Manchen nachdenkliche Sachen oder ein gescheiter Discurs lieber ist, als die beste Mahlzeit oder andere Ergötzlichkeiten. Ebendaselbst: Es sind unterschiedliche Hindernisse, welche machen, daß bei jungen Leuten der Verstand nicht recht wächst, z. B. wenn sie träg sind, nachzudenken, wenn sie flüchtig sind, wenn sie zu viel memoriren, wenn sie der Phantasie zu viel den Lauf lassen, wenn sie Dinge lernen, die über ihren Horizont sind,

wenn sie immer einerlei thun, wenn sie nichts Neues mehr lernen können. — S. 206: Es hat mir aber dies Gelegenheit gegeben, eine Reflexion zu machen, warum so viele junge und erwachsene Leute theils nur eine Zeit lang, theils aber völlig stillstehen .... wie das Sieden des Wassers seinen gewissen Grad erreicht, wenn man auch das Feuer noch so groß macht, wie der Mensch bei dem Wachsthum seines Leibes seinen Grad der Größe erreicht, wenn er auch gleich immerfort ißt, wie vorher. coll. S. 207. Dazu S. 183: Einige junge Leute nehmen bei ihrem Lernen immer um etwas zu. Einige aber lernen immer, und dennoch äußert sich bei ihnen lange Zeit kein Wachsthum, doch geschieht es, daß bei solchen öfters auf einmal das Licht aufgeht, welches man im Sprichwort also auszudrücken pflegt: Es sei der Knopf gebrochen. Es geht nämlich bei dem Wachsthum der Seele ebenso, wie bei dem Wachsthum des Leibes.... Man muß demnach bei einem jungen Menschen der Zeit erwarten und ihn ja nicht übertreiben. coll. S. 201: Wenn junge Leute ihre Fortschritte wahrnehmen, so bekommen sie eine Lust zum Lernen.

Um dieser psychologischen Erfahrung willen darf man auch die Anwendung würzhafter Reizmittel nicht ganz verschmähen. *) — (Mancher verdankte erst später „Anregung" durch einen „geistreichen" Docenten die Selbsterkenntniß seiner individuellen Geistesanlagen.) Nur sollen die Stimulantia nicht an die Stelle der Nahrungsmittel selber treten — und schon darum empfiehlt es sich, jeden Schüler mehrern Lehrern zugleich zu übergeben, damit eine Einseitigkeit die andere ausgleiche: der Philolog die des Ma-

---

*) Flattich, a. a. O., S. 260, äußert sich dahin: Man muß den Kindern erst Brei in den Mund streichen, dann gewöhnen sie sich selbst zu essen. Man thut aber nichts für sich selbst (d. h. spontan), solange man es nicht gern thut — man muß darum Appetit zum Lernen machen, appetitmachende Speisen vorlegen.

thematikers, der Logiker die des Aesthetikers, der „Einpauker" die des genialen „Weltblickerweiterers". — Nach Obigem verliert auch der triviale Ausdruck: manche Schüler wollen sich in und aus jeder Klasse erst durchsitzen, sein Absurdes und Gehässiges *) — man mag es mit einer der Sprache der Pferdezüchter entlehnten Metapher ein geistiges Durchgehafertwerden nennen **) — auch die „gesundeste" und „kräftigste" Kost muß ja verdaulich sein und wirklich verdaut werden, um Blut in die Adern und Mark

---

*) Und wieder kann Flattich helfen, mit einer durchschlagenden Unterscheidung die Allgemeingültigkeit des Gesagten zu erhärten und anschaulich zu belegen, a. a. O., S. 347 fg. (vgl. oben S. 10 Anm.) Man verwechsele nicht schwache Ingenien und ingenia tarda; diese sind den ingeniis praecocibus entgegengesetzt — die Weide wächst rascher als der Eichbaum; ingenia tarda können die gründlichsten Leute werden — man muß nur das Feuer, das sie von den schwachen unterscheidet, herauserkennen (übrigens „braucht man nicht lauter Lichter in der Welt, man will auch Putzscheren haben"!) — sie memoriren schwer, begreifen langsam, ihr Medium ist das Schreiben ohne Gehetze, S. 198, 447.

**) Zur Auswahl, wenn's einer hübscher oder „edler" finden sollte, setzen wir das entsprechende Flattich'sche Gleichniß her (S. 192 fg.): Es gibt viererlei Aecker: Einige sind gut oben, weiter unten schlecht; andere oben schlecht und weiter unten gut, andere oben und unten gut, andere oben und unten schlecht. Ebenso gibt's viererlei Köpfe: bei den ersten will es hernach nicht weiter, bei den zweiten geht es erst hart, daß sie selber und andere den Muth sinken lassen — später geht es gut, wann sie einen andern Boden, nämlich das Judicium, erreichen. Die Ersten taugen zu einer superficiellen Kenntniß und zu Sprachen (!), Historie, Geographie u. s. w. und können vielerlei lernen. — Die Zweiten sind nicht zu vielerlei aufgelegt (verlangen also Non multa, sed multum) und taugen zu schweren und tiefsinnigen Dingen. Die Dritten sind zu allem geschickt, sowol zu historischen als ingeniösen und nachdenklichen Dingen, und wenn sie gerathen, so gibt es vortreffliche Leute. „Also soll man bei gutem Anfang nicht zu laut schreien, noch bei schlechtem gleich verzagt sein." — Was, frage ich nun, bedarf es nach diesem noch weiter Zeugniß für das so oft von mir gegebene und fast ebenso oft bestrittene Signalement der bloßen „Extemporaleköpfe", der eigentlichen Repräsentanten für die erstbesagte Bodengattung?

in die Knochen zu bringen. Allein nur „Selbstessen macht fett“! wie ein Wort der Volksweisheit lautet, mit welchem vor kurzem nicht übel in einem preußischen Schulprogramm eine Reihe beherzigungswerther pädagogischer Betrachtungen eingeleitet wurde.*)

Und wie zur Ergänzung mag hier ein Passus eingeflochten werden, dessen Umkehrung ins Salzmann'sche „Krebsbüchlein“ gehören würde, etwa unter der Ueberschrift: Wie bringt man es sicher dahin, daß einer „sich dumm lerne“? Als probatestes Mittel hierzu würde Flattich empfohlen haben, einen nur recht zu „übertreiben“, d. h. zu hetzen, zu forciren und mit allzu schwerem Stoff zu überfüttern**) (vgl. S. 16 fg.). Mit Regeln überschüttet, bei deren Anwen-

*) Flattich, nach einem oft von ihm gebrauchten Lieblingsbilde, S. 292 fg. coll. 181 fg.: Wie die Speisen durch Essen in den Magen und durch die Verdauung in den Leib gelangen, so das Gelernte durch Aufmerksamkeit (die somit dem bewußt-spontanen Essen entspricht) in die Seele, und durch die Ueberlegung und eigenes Nachdenken (das wie der Digestionsproceß nicht selten in einer unbewußten „Rumination“, nach Schopenhauer'schem Ausdruck, vor sich geht, s. Flattich, S. 181) wird es in der Seele kräftig und kommt zum Wachsthum; denn (S. 249) man kann nur durch eigenes Nachdenken gescheit werden — der Lehrer kann nur aufmuntern (wie zum Essen), zeigen, sagen, was und wie man es thun soll — man kann aber so wenig für einen andern lernen, wie für ihn essen.

**) Flattich, a. a. O., S. 182 fg. coll. 443 fg., S. 319: Wenn man träge und verdrießliche Leute zu vielem Lernen zwingt, so verlieren sie fast alle Activität, werden immer dümmer und unbrauchbarer — coll. S. 326: wenn z. E. eines Gabe im Nachdenken besteht, und er hingegen ein schlechtes Gedächtniß hat, so würde man mehr verderben als gut machen, wenn man ihn mit bloßem Memoriren quälen wollte. S. 381: Es wird der Wille nicht durchs Befehlen gemacht, weswegen auch Volo keinen Imperativ hat. S. 378 wird wegen daraus folgender Schwächung vor Ueberhastung auch bei sehr lernbegierigen Schülern gewarnt. Endlich S. 306: Das Nachdenken und Ueberlegen kann man nicht erzwingen. Ja, je mehr man es erzwingen will, desto dümmer werden die jungen Leute, indem sie dadurch confus werden, und die Furcht und Angst macht, daß sie nicht nachdenken können; coll. S. 181 fg.

dung er allemal das Malheur hat „fehlzugreifen", weil er sie nicht verstanden und deshalb blindlings tastend zutappt, verwirrt („verbiestert") sich der Schüler immer mehr, wird alle Tage confuser und hätte doch ein kleineres Quantum Lernstoff ganz wohl bewältigen können, wenn es ihm verstattet gewesen wäre, in Verhältnissen zu bleiben, die für Krüge mit so engen Hälsen — nach dem Ausdruck Quintilian's — die passenden Trichter anzuwenden erlauben. Aber auch dies ist einer der Fälle, wo man gern unbesehens dem Lehrer die Schuld gibt, als habe er es damit versehen, Wasser auf flache Schüsseln zu stürzen, wie wenn er Tonnen vor sich hätte — er darf doch auch verlangen, daß man ihm auf höhern Stufen ausschließlich Gefäße von der Tiefe wenigstens eines Kübels unterrücke. — Statt dessen sieht er sich freilich mancher Orten durch Gesetze für Schulorganisation, deren Intentionen ebenso weit außerhalb der rein pädagogischen, wie der wissenschaftlichen Zwecke liegen (sofern sie gewisse Rechte und Vorrechte von absolvirten Pensen abhängig machen), genöthigt, schwache Geister mit allerlei adminiculis wie am Spalier großzuziehen, auf Unkosten natürlich der aus sich selber heraus strebsamen Schüler, welche inzwischen unbeschäftigt und infolge dessen verdammt bleiben, auf dem Niveau der Mittelmäßigkeit zu verharren oder sich Allotriis zuzuwenden, weil ihnen von den bestellten Kostgebern das rechte, ihnen angemessene Nahrungsmittel vorenthalten werden muß.

Und das Widerspiel zu dem, was wir so auf rein intellectuellem Gebiete vorgehen sehn, haben wir in praktischen Verhältnissen da, wo der „gute Wille", dem es an Urtheil gebricht, „kopfscheu" wird. So mancher möchte es einem andern gern in allem „recht machen", und doch will ihm das nie gelingen, weil er sich wie ein Sklave ohn' alle Unterscheidung („Discretion") in traurigster Buchstäblichkeit an gelegentlich und für besondere Fälle geäußerte Wünsche und Vorschriften klammert und diese, als ob sie unbiegsame und unbedingt gültige Gesetze sein sollten,

ängstlich ausführt. Deshalb doch immer wieder gescholten oder mindestens Klagen über seinen Unverstand nicht entgehend, wird er zuletzt gänzlich irre an seinem Können und gibt die Versuche zu befriedigen auf, sei es in Trotz, weil er es satt hat, sich stets wieder vergebens zu fragen: „ob's so wol gut ist?", sei es, bei vorwaltender Gutmüthigkeit, in betrübtem Verzagtsein, daß er sich anklagt: „ich bin denn ja also zu gar nichts zu gebrauchen". *)

10. Intermezzo: Dickfelligkeit — Gutmüthigkeit — duldendes Ausharren.

Jene erstere Art der Kopfscheuheit steht der sogenannten Dickfelligkeit sehr nahe, und weil in diese auch die zu lange auf die Probe gestellte Gutmüthigkeit gern umschlägt, mögen von beiden ein paar Worte überleiten zu jener Geduld, die nicht aus der matten Spontaneität, sondern aus dem bewußten Sichfügen stammt und daher mit dem erstarkenden Intellect wachsen kann.

Es ist schon bezeichnend, daß man immer nur von dickfellig *werden*, dickfellig *machen* spricht — man denkt also dabei nicht an solche, die schon von Hause aus Pachydermata sind. Im Gegentheil, eine gewisse zarte Empfänglichkeit für die Einwirkung fremder Willensäußerungen muß voraufgehen; es sind an sich „loyale" Naturen, die unter unweiser Behandlung sich verhärten. **) Domestiken und Soldaten, also Leute, die ursprünglich kein

*) Flattich, S. 255: „Zu einer Zeit meint ein junger Mensch, er könne etwas und hat guten Muth, zu einer andern Zeit fühlt er seine Schwäche, er denkt, er könne nichts und ist verzagt. — *Diesen Abwechselungen sind die Fleißigsten am meisten unterworfen.*"

**) Der Ursprung der Metapher weist uns ja auch nicht auf den Esel an sich, sondern auf den unter zwecklosem Prügeln in seinem Eigensinn verstockten Esel, also auch auf die durch *anderer* Launenhaftigkeit erst provocirten „Nücken".

Kitzel von independence sticht, die vielmehr im Bewußtsein ihrer Unselbständigkeit und ihres „beschränkten Unterthanenverstandes" bereit genug sind, sich leiten zu lassen, flüchten sich endlich hinter Dickfelligkeit, wenn des Hudelns zu viel und des Cujonirens kein Ende wird. Sie bescheiden sich eine Zeit lang recht gern, nicht immer die Absicht bei den ihnen ertheilten Weisungen ihrer Vorgesetzten zu durchschauen — sie bringen sogar eine gewisse gutmüthige Vertrauensseligkeit denselben entgegen. Aber wenn immer sichtbarer die reine Willkür sich vordrängt, wenn sie gänzlich zwecklos in dem kleinen Rest ihrer persönlichen Freiheit sich gekränkt fühlen, wenn sie merken, es sei nur darauf angelegt, sich in leeren Experimenten ihres unbedingten Gehorchens zu versichern, wenn das ihnen gestern und heute Aufgetragene sich sichtlich genug widerspricht: dann dämmert in ihnen etwas auf von dem Bewußtsein: „wir sind doch auch Menschen so zu sagen!" und selbst der bisher hündisch „Kuschende" und Kriechende kehrt zuletzt eine knurrende und knorrige Bissigkeit heraus, zwar nicht sogleich gegen die „Vorgesetzten", aber im Kreise der Gleichgestellten (Kasernenwände und Gesindestuben würden manch Verslein hiervon singen können), und er läßt es doch „erst sehr an sich herankommen", ehe er wieder „Ordre parirt". Das Hauptmotiv hierbei ist also eine instinctiv kritische Skepsis an der Autorität: der Dickfellige ist irre geworden an der intellectuellen und moralischen Superiorität dessen, der „ihm etwas zu sagen hat". *)

---

*) Wie sich solche Stimmung z. B. entwickelt, wo ein Gutsherr ohne rechte Einsicht allerlei Neuerungen mit seinen „Leuten" versucht und sich dabei einmal über das andere eine Blöße („ein Démenti") gibt, ist trefflich dargestellt in Fritz Reuter's: Ut mine Stromtid, wo gerade das Naturell des mecklenburgischen Menschenschlags alle Vorbedingungen für einen derartigen Proceß ihm entgegenbringt. Damit mag hier denn gleich das ähnliche Phänomen zusammengestellt werden, daß bis dahin ruhige, in sich gekehrte, phlegmatische Naturen plötzlich „rebell'sch" werden: ist das Maß der Geduld endlich voll, so

Daraus erklärt sich von selber, warum nur Völker slawischen und germanischen Stammes diese Erscheinung zeigen und schwerlich jemals Romanen, denen dazu die langmüthige Geduld abgeht — sie werden nicht einmal ein Wort dafür haben; denn der bloßen Laune setzen sie lieber activen als passiven Widerstand entgegen, und ein energischeres Rechtsgefühl macht bei ihnen weniger Federlesens mit der Willkür; — selbst der verhaltene Grimm ist bei ihnen glühender als beim Deutschen, dem durch und durch „Gutmüthigen". Wenn bei diesem die „Pietät" gegen das „angestammte" Fürstenhaus und „Rechtsgefühl" collidiren, trägt wol gewöhnlich jene den Sieg davon und wirft damit ein grelles Licht auf das eigentliche Wesen der meistens allen willkommenen, aber doch von den Klugen stets belächelten „Gutmüthigkeit". Denn wie mancherlei geht nicht ein in diese „breiige" Substanz! Ausdrücke wie „ein gutmüthiger Thor" — „gutmüthig aber dumm" u. ähnl. verrathen deutlich genug, „weß Geistes Kind" die „Einfalt" ist, welche beim Gutmüthigen durchbricht. Die geistige „Beschränktheit" läßt ihn ebenso wenig merken, wie man ihn misbraucht, seine „Gefälligkeit" ausbeutet, um ihm schließlich mit einem höhnischen „Der Mohr kann gehen"! seine Dimission zu geben*), als sie ihn fähig macht, jemals

---

läuft es über und dann auch gleich ganz leer. Manchmal beruht dies auf dem unvermutheten Erwachen des Selbstvertrauens, nachdem die eigene Kraft einen bestimmten Höhepunkt erreicht hat, und kündigt sich dann wol an durch einen künstlichen, auf dem Wege der Reflexion erzeugten Zorn, welcher sich vorsagt: ich darf mir dies oder das nicht mehr gefallen lassen. Aber nur unsichere Naturen sind solchem Aufbrausen ausgesetzt — am meisten Kinder und Weiber — und es hängt zusammen mit dem langrächigen Wesen der Deutschen, ihrem ansammelnden „Nachtragen" erlittener Unbilden; der wahrhaft besonnene Mann wird sich bei zeiten zu wehren wissen und es so weit gar nicht erst kommen lassen.

*) Vgl. das allerliebste Gedicht von Nikolaus Becker (dem Verfasser des Rheinliedes, was dieses selber in seinem forcirten Grimme charakterisirt), Die treue Haut.

nach festen Grundsätzen zu handeln. So erklärt denn seine Unzuverlässigkeit neben seiner „Packeseligkeit" hinlänglich die Verachtung, welche ihm zutheil wird, bis einmal auch sein „Geduldsfaden reißt" und nun die plumpe Unbeholfenheit des „täppischen Rieseleins" (wie Heinrich Heine die deutsche Nation soll genannt haben) mit ihrem blinden Aufbrausen und Dreinschlagen ebenso komisch wirkt, wie vorher das Alles-sich-gefallen-lassen. So tritt am deutlichsten in der endlich sich ergebenden Dickfelligkeit jene Verbindung zu Tage, welche im Großen und Historischen wie im Kleinen und Alltäglichen uns so geläufig ist: gutmüthig aber eigensinnig. Eine gewisse Leichtgläubigkeit ist der beste Dung für die Bereitwilligkeit, sich gutmüthig hänseln zu lassen, und typisch hierfür ist es, daß die Deutschen denselben Ludwig den Frommen genannt haben, welcher den Franzosen le Débonnaire heißt. Denn die mattherzige Energielosigkeit des Wohlwollens, welche die Gutmüthigkeit charakterisirt, ist gar weit verschieden von einer edeln Beharrlichkeit, die jedoch mit jener zuweilen das Eine gemein hat, daß sie sich nicht mag „witzigen" lassen durch Verkennung und Miserfolge, und lieber ihr Herz will verbluten, als ihr hochsinniges Streben fahren lassen. Freilich zieht auch zuweilen ein Charakter, den thatkräftigeres Wollen und umsichtige Klugheit bei einem entsprechenden Energiegrade werkthätigen Mitgefühls länger aufrecht erhält, endlich sich trauernd in sich selbst zurück, wenn immer wieder dem redlichen Bemühen nichts als Undank und Ablehnung lohnt — und auch wenn solch ein Trachten äußerlich zuletzt nachläßt, d. h. jeden Eingreifens in die Complexe der praktischen Wirklichkeit sich enthält, läßt es sich doch nicht erbittern, obgleich es dem Unerkenntlichen auch nicht den Triumph der Ueberlegenheit gönnt. Es resignirt mit der allerschmerzlichsten Entsagung selbst auf Bethätigung des besten Wollens — und vielleicht erst die Nachwelt vernimmt den letzten Seufzer der so geknickten Brust, wie in Joseph's II. selbstgewählter Grabschrift.

Aber ganz klanglos vollzieht sich oft dasselbe Martyrium ungeahnt in manch treuem Frauenbusen, zumal an der Seite roher, ausschweifender Gatten.*)

Nirgendwo anders aber kommen vielleicht religiöse Motive so wirksam ins Spiel als in Fällen wie den hier besprochenen — und weil die Empfänglichkeit für solche doch wenigstens theilweise auch Sache des Verhältnisses zwischen Wille und Intellect ist, kann es nicht für ein alienum a proposito gehalten werden, ihrer an dieser Stelle einmal speciell zu gedenken.

Bis auf die Erscheinungsweise der einfachsten charakterologischen Elemente erstreckt sich die Gestaltung durch jene Motive. Wie schwer hält es z. B. oft, zu ergründen, ob wir angeborene Eukolie oder Dyskolie vor uns haben, wo ein wirklich „lebendiges“ Gottvertrauen über das ganze Wesen die friedevolle Ruhe der Gelassenheit hinbreitet! Was vom Fridolin gesagt ist:

> Doch auch der Launen Uebermuth
> Hätt' er geeifert zu erfüllen
> Mit Freudigkeit um Gottes willen!

ist die Devise für diese ganze Gattung, als deren Repräsentanten wir bei Schiller außerdem noch den alten Vater Thibaut d'Arc haben in den Anschauungen, aus welchen die Verkennung seiner Tochter motivirt wird, wie sich am deutlichsten im Prolog zur „Jungfrau von Orleans“ ausspricht.

„Ergebung“ nennen wir es, wenn der menschliche Eigenwille capitulirt in Anerkennung göttlichen Willens und Waltens mit hingebender Unterwerfung unter göttliche

---

*) Wer aber zu „weich“ ist, zu wenig Resistenzkraft hat, um dickfellig zu werden oder zur Resignation zu gelangen, der kann unter derselben, unausgesetzt nörgelnden, Behandlung zuletzt, an sich selber irre werdend, — „den Verstand verlieren“.

Weisheit; — sie hat als solche allemal ihr Correlat an einer „Schickung" oder „Fügung", welcher der „fromme Sinn" sich ein- und unterordnet, in welche er bald „sich zu finden" weiß; während der Stoicismus nur „Stand hält" dem unabänderlichen Fatum und mit einem Rest von Prometheus-Trotze sagt: Du kannst zuletzt mir doch im innersten Kern nichts anhaben!

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
. . . .
Ich dich (Zeus) ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Was aber stählt, ist hier wie dort die Einsicht in die Nothwendigkeit. Damit hört nicht auf wahr zu sein, was wir oben (S. 65 fg.) erkannt: es gelte von der Geduld mehr als von anderer „Tugend" das Wort Larochefoucauld's, daß sie „Temperamentssache" sei — aber ebenso gewiß ist: wo sie als ihre eigene Zwillingsschwester in der Gestalt der Gelassenheit auftritt: da ist sie auch aus jener Einsicht geboren. Nur darum stellt sich der Säugling so ungeberdig, weil er solcher Einsicht noch gänzlich bar; nur darum wird der Greis so leicht zum störrigen, zähen, morosen laudator temporis acti, weil er kein neues Gesetz, das nicht schon in seiner Jugend gegolten, will gelten lassen — und nur darum bewundern wir die Ausnahmen hiervon vorzugsweise ob ihrer „Jugendlichkeit", weil nichts

so sehr die bewahrte Frische, Weite und Elasticität des Intellects bekundet, wie dies Interesse am Fortschritt der Zeit, dies Würdigen neuer Thatsachen nach neuen Gesichtspunkten, dies Sichhineinleben in ungewohnte Verhältnisse, dies Sichbelehrenlassenwollen durch eine nachgewachsene Generation. Vielleicht rettet ein Historiker sich leichter diese Gerechtigkeit der Objectivität als ein Dichter oder „Gemüthsmensch" — ein Schlosser unterscheidet sich darin vortheilhaft von einem Goethe; und einem alten Herrn verzeihen wir gern seinen „conservativen", ja „reactionären" Eifer, wenn wir gewahr werden, daß es seinem Herzen schwer wird, zu lassen von der „Gemüthlichkeit" eines „landesväterlichen", „patriarchalischen Absolutismus", mag auch sein Kopf was ihm Glaubens- d. h. Herzenssache ist einkleiden in die hartklingende Doctrin: „ein gut Regiment geht über alles!" — nur wo dieselbe „Gesinnung" aus eigensüchtiger Opferunwilligkeit stammt, provocirt sie die Intoleranz des Gegners. Denn als ein blos ängstliches Bewachen der eigenen Standesinteressen verstößt sie nicht blos wider das Noblesse oblige, sondern wird auch zum geraden Gegentheil von jener echt republikanischen Bürgertugend, die auf staatlichem Grunde das würdige Seitenstück bildet zur wahrhaft frommen Folgsamkeit gegen göttliche Vorschrift. Denn der „gute Bürger" zeigt sich als solchen darin, daß er „ohne Murren", weil mit Selbstbewußtsein, den Forderungen des zu Recht bestehenden „Gesetzes" willig Opfer bringt und nur dies als seine „Freiheit" in Anspruch nimmt, während dieselbe Bürgertugend dem „zufälligen" Belieben eines Despoten mit allen Kräften widerstrebt, weil diese nur eine „subjective Nothwendigkeit" hat, also nicht bestehen kann vor dem, auch ohne Anerkennung eines positiven Dogmengehalts anwendbaren, Kanon: man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen. — Daß aber selbst ein Luther vor dem Dilemma, welches aus dem Zusammenhalten dieses Kanons mit dem beliebteren: „seid unterthan der Obrigkeit, die Ge-

walt über euch hat", entstehen muß, ins Schwanken gerathen konnte, erinnert uns daran, wie nicht jedem Reformator eine Cromwellnatur innewohnt mit dem unbedingten Muthe, überall in freiester Autonomie nur der „subjectiven Ueberzeugung" zu folgen, da, bei der Wandelbarkeit alles menschlichen „Rechts", zuletzt doch nur diese im Stande ist, bestimmte Grenzen zu ziehen, die um so weniger feste und sichere sein können, je leichter sie gerade mit religiösen Anschauungen zu Conflicten führen. Es ist also, auch von dieser Seite betrachtet, kein gar so einfaches Ding, immer die Erfüllung der staatsbürgerlichen und Amtspflichten mit den allgemein ethischen Normen in Einklang zu erhalten, worauf gelegentlich noch eine besondere Charakterzeichnung des „Patrioten" zurückführen könnte.

11. Rückgang: Ein paar Worte über die Prognose nach den Jugendphänomenen im allgemeinen.

Daß es, ungeachtet so mancher Hoffnungen, welche an die Modificabilität gewisser Jugendeigenschaften sich knüpfen lassen, unter den Zöglingen in Schule und Haus deren gibt, bei denen „Hopfen und Malz verloren" bleibt, weil es am „guten Besten" fehlt, mag Aeltern, die an ihren Kindern in der Schule wenig Freude erleben, gerechter stimmen in ihren Forderungen und Erwartungen, welche sie von der pädagogischen Kunst hegen; doch wird der Schuster stets bereit sein, das non ex quovis ligno Mercurius lieber auf sein Leder als auf sein eigen Fleisch und Blut anzuwenden — und der gewissenhafte Schulmann muß das über sich ergehen lassen. Vorläufig mag aber jener auch damit sich trösten, daß in der Welt meistens „Routine" ohne Verständniß leichter ihr „Glück macht", als einsichtsvolle Theorie ohne praktische „Gewandtheit", und daß „dummdreiste" Maul- und Schlagfertigkeit es oft weiter

bringt als penible Gründlichkeit, die in Gefahr kommt, „den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen".

Andererseits aber mögen sich diejenigen nicht zu fest auf ihre Menschenkenntniß verlassen, welche aus den „tollen Streichen" ihrer „Rangen" einst kecken Lebensmuth, aus ihrer „Naseweisheit" einst manneswürdigen Freimuth erblühen zu sehen hoffen — die meisten „toben" so gründlich aus, daß die duellsüchtigsten „Corpsburschen" sich, sobald der Jugendrausch verflogen, zu actendürrsten Bureaukraten — sogar mit einer gewissen Regelmäßigkeit — verpuppen, wozu die Formel des Naturgesetzes nicht schwer zu finden ist; denn das „forsche Wesen" des Corpsburschen, wie der zugeknöpfte, abweisende Dünkel des Bureaukraten beruhen beide darauf, daß das Gefühl persönlicher Ueberlegenheit bei einer Genossenschaft und ihrem esprit de corps sich in Assecuranz gegeben — und umgekehrt hockte manch späterer „Demagog" auf Universitäten unter den „Kamelen", weil ihm das flotte Treiben der andern nicht „ernst" genug war, seine Kräfte daran zu vergeuden; wovon Friedrich von Sallet gesungen: „Ein schön neu Lied von einem pariser Studenten, den sie anfangs für einen Duckmäuser gehalten haben."

Und weil hier einmal von unerfüllt bleibenden Hoffnungen (jedem Jüngling setzt man ja das epitheton ornans „hoffnungsvoll" in die Todesanzeige) die Rede ist, so mag auch noch das ingenium præcox darin dem „altklugen Kinde" gleichgestellt werden, daß beide in der Regel rasch genug auf dem Niveau des „Gewöhnlichen" stehen bleiben — jenes, weil der allzu früh in Fluß gekommene Intellect bald erstarrte, dieses, weil für seine vielverrufene „Unleidlichkeit" nicht sowol es selbst als seine Umgebung, die darin gehörten Gespräche u. dgl. verantwortlich zu machen sind. Dennoch ist bei diesem die Prognose etwas günstiger als bei jenem, weil ohne ein zeitig sich kundgebendes intellectuelles Interesse von dem Gehörten auch nichts „aufgeschnappt" wird — also mehr ein Misverhältniß zwischen dem assi-

milirten Stoff und den Jahren als zwischen diesen und der Kraftentwickelung selber besteht — ersteres aber compensiren die Jahre bald selber, sofern man nicht anzunehmen braucht, daß aus dem altklugen Knaben allemal ein greisenhaft denkender Mann werde — was freilich auch vorkommt, zumal wo die Altklugheit von Hause aus durch Präcocität gesteigert war.

Die Energiegrade

und

was damit zusammenhängt.

1. Der Eigensinn, an sich und in seiner dämonischen Natur.

In vetitum nitimur und: edle Naturen widerstreben dem Zwange — damit haben wir das erste Paar von Gegensätzen, zwischen welchen die Betrachtung des Eigensinns sich hin- und herbewegen muß; das Gemeinsame darin ist die Selbstbehauptung des eigenen Wollens gegen von außen her andrängende fremde Willensbestimmungen als einziger und letzter Zweck. Höret mit Verbieten auf: und ihr entzieht dem Eigensinn des Kindes seinen breitesten Tummelplatz; denn nun lockt ihn kein „du darfst nicht!" noch „du solltest nicht!" heraus zu einer zwecklosen Bethätigung eines von material-egoistischem Reiz völlig freien Gelüstes — der Reiz liegt in dem abstracten: Ich kann's (thun oder lassen). Der Inhalt seines Wollens ist ihm beinahe gleichgültig; es kommt ihm beim „Durchsetzen" seiner Wollensmomente nicht sowol auf das Was, als nur auf das Daß an, und es ist insofern allerdings die abstract potenzirte Anlage und Aeußerung des egoistischen Princips — nur deshalb im frühesten Kindesalter in seiner ganzen Nacktheit hervortretend, weil sich diesem die Welt der concreten Motive noch nicht erschlossen hat — und darum auch beim Mädchen länger andauernd als beim Knaben, weil überhaupt dem Weibe nur ein schmäleres Feld der Erfüllung mit praktischen Lebenszwecken offen steht. — Höret

mit Fordern auf: und ihr enthebt das edle Gemüth der Pein, welche ihm selber daraus hervorgeht, daß es euch euer Verlangen abschlagen muß, weil in seinem Innern ein Widerhaken ist, den es sich ausreißen müßte wie die Biene den eigenen Stachel, ehe es euerm Begehren willfahren könnte — mag dieses an sich auch auf etwas herzlich Gleichgültiges gerichtet sein: aber die Zunge ist ihm wie gelähmt, die Lippen wie aneinandergeschmiedet, wenn es euch Rede stehen soll auf eine Frage. Und forscht man nach einem Erklärungsgrund, warum dies eben edeln Naturen vorzugsweise eigen ist, so wird er zu suchen sein in einer mehr oder weniger klar bewußten Geltendmachung des autonomischen Princips. Der Edle will im vollen Sinne der Thäter seiner eigenen Thaten, nicht das verantwortungslose Medium fremden Wollens sein — so kann's aus ihm mit einem Trotz klingen wie aus Hutten: Was ich gethan hab', das hab' ich gethan. Nicht gebeten, nicht genöthigt, sondern ganz aus sich und seinem Wesen heraus, d. h. wahrhaft frei, will es handeln und unterlassen.

Das Kind fürchtet eure Strafe für sein unartig eigensinnig Schreien: aber lassen kann es das doch nicht — so schreit es: „ich will artig, still sein", unaufhörlich, und *eben* in der Aeußerung des entgegengesetzten Vorsatzes besteht jetzt seine Unart.

So begegnen wir auch beim Eigensinn wieder jenem Nichtwollen im Wollen und Wollen im Nichtwollen, welches wir die Grundantinomie der Charakterologie zu nennen berechtigt sind. Das ist, nach obiger Bestimmung dieses Begriffs, das *Dämonische* im Eigensinn. Der Eigensinnige wüthet recht eigentlich wider sein eigen Fleisch — zerstört sich selber, wie in blindem Muthwillen, die schönsten Stunden seines Lebens: die Liebe ruft, er läßt sich fesseln von irgendeinem Quark, den er gerade unter den Händen hat; die Liebe warnt und fleht, er aber beharrt in dem *ohn' inneres Bedürfniß* einmal vorgenommenen Thun — und inmitten seiner Wonnemomente gibt er den

blue devils Einlaß und wetteifert so an Widersinnigkeit und Thorheit mit dem in sich gespaltenen Gemüth — und insoweit wenigstens ist ein guter Sinn in dem Bekenntniß, das wol mehr als einer sich oder andern abgelegt: „ich war stets Gemüthsmensch und darum eigensinnig“ — haben doch Eigensinn und Gemüth auch die tiefe Impressionabilität und die nachhaltige Reagibilität gemeinsam — dazu meist schwache Spontaneität: mit einem Wort die Hauptelemente des Anämatikers.

Dem Eigensinn wesentlich ist auch ein Handeln wider besseres Wissen. Gegen das eine große, rationelle Motiv, welches ihm sofort ein Ende machen müßte, führt er eine unübersehbare Schar wahrer Pygmäenmotive ins Feld: Klugheit und Weisheit sehen sich umflattert von einem Schwarm gemein-pfiffigen Geschmeißes — dem Vernunftgebot: sofort! stellt er ein endloses: nur noch einen Augenblick! entgegen — und diese Augenblicke weiß er genau bis zu dem Punkte auszudehnen, wo das unerbittliche: Zu spät! ihn angrinst — dann läßt er endlich ab — denn „er hat ja doch seinen Willen“. So ist's für seine Zweckwidrigkeit ein typisches Symbol, wenn wir dem zusehen, wie gescheite und im übrigen wohlüberlegt handelnde Leute nach dem verlorenen Pfennig suchen und darüber ein Groschenslicht verbrennen — obendrein aber ganz unschätzbare und unbezahlbare Stunden an das nichtige Thun vergeuden — der Engländer könnte es penny-wise and pound-foolish nennen; und der Sache nach ist es ja ganz einerlei, ob etwa das Gesuchte ein Citat ist, not worth a pin, und über das Suchen die Stunden eigener frischer Productionskraft unwiederbringlich entrinnen. Aber der Verstand nicht nur, auch das Herz kommt dabei zu kurz: aus Thaten des Eigensinns quillen nicht die wenigsten der Thränen, vor denen der Dichter warnt — umsonst warnt, denn wer sich warnen ließe, bedürfte ja der Warnung nicht:

Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen trüb und naß

— Sie sehn den andern nimmermehr —
Ins lange, feuchte Kirchhofgras.

Und sprichst: „O schau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint;
Vergib, daß ich gekränkt dich hab',
Bei Gott, es war nicht bös' gemeint!

Auch dabei hatten die verführerischen Anreizungen vertröstet auf die folgende Secunde, die alles wieder gut machen, alles Verlorene wieder einholen sollte — und wenn nicht alles, so doch das zuletzt daran gesetzte — aber der Moloch Eigensinn gibt keines der Opfer zurück, die du in seinen Feuerbauch geworfen — ersetzt keine erlittene Einbuße, auch nicht einmal einen Theil derselben — er lockt nur irrlichtartig neckisch weiter — und hierin eben besteht seine bestrickende Macht: er umfängt das Wollen wie mit festgeschnürten Banden — aber das Bewußtsein bleibt klar — man weiß, daß es ein Wahn ist, was einen im Verkehrten beharren läßt — man weiß, daß der Verführer nicht Wort hält — und dennoch bleibt seine Macht unüberwindlich; — er stemmt sich gegen jeden Vorsatz zu resigniren, solange die Resignation noch ein Act des freien Entschlusses wäre — es soll dem schadenfrohen Dämon das höhnische Gekicher nicht entgehen, wenn es nun so weit ist, daß einer angesichts des Vernichteten nur zum Hohne noch kann gefragt werden: bist du bereit, darauf zu verzichten?

2. Fortsetzung. Rechthaberei und Querköpfigkeit.

Dieser innere Widerspruch, mit welchem der Eigensinn behaftet ist, macht ihn, wo die nöthige „Unschädlichkeit“ bewahrt werden kann, zu einem so wirksamen Stoff der Komik, die von ihm bereiteten Tantalusqualen des ewig erneuten Versuchs, „seinen Willen zu bekommen“, dürfen dann nur nicht die Miniaturdimensionen kleinlichen und

kleinlichsten Begehrens überschreiten — er steht darin dem Geize und dem Kokettenthum als etwas ganz Gleichartiges an der Seite: es ist die Komik des den Zweck negirenden Mittels, sei es, daß man Verlornes à tout prix retten will, und darüber mehr und Unersetzliches verliert — sei es, daß man rechtzeitig seine Einwilligung zu etwas versagt und darüber sich in die Lage bringt, hernach viel größere Forderungen zuzugestehen, viel schmerzlichere Opfer sich abzwingen zu lassen. Auch der Eigensinn — nicht blos die Ruhmbegierde, welche an sich freilich oft genug den Eigensinn als Moment in sich trägt — hat sein: aut Cæsar, aut nihil — und langt deshalb oft genug beim nihil an; — und die Tollkühnheit, zu welcher der Eigensinn in Ehrensachen wie in Liebesaffairen anzustacheln stark genug sein kann, ist dann so gut verschwendet, wie die zähe Geduld, welche wir ihn bei andern Gelegenheiten aufbieten sehen. „Schade drum" — hört man dann äußern — „so viel aufgewendeter Eifer wäre wohl eines bessern Gegenstandes werth." Und wer daran zweifelt, der berechne nur einmal, wie viel Kraft jahraus jahrein von der Perrükengelehrsamkeit und ihren Tagelöhnern darangesetzt wird, für irgendeine mikrologische Hypothese Belege aufzustöbern. Wie der Geizige in seiner Monomanie verhungert unter Schätzen, so verschmachtet das Menschenthnm in der Brust des blos auflesenden Notizenkrämers, welcher unter dem Sammeln von Stützen für eine Lesartenconjectur auch nicht den leisesten Hauch des gewaltigen Geistes verspürt, der ihn in den Denkmalen des Alterthums umweht. Und ob diese Rasse wirklich jetzt am Aussterben ist? man muß es bezweifeln, solange die Lachmanns und Ritschls noch immer, auch unter der Jugend, in verba magistri schwörende Bewunderer haben. Wer aber deshalb, weil wir solchen Respect nicht theilen, wieder des Pietätsmangels gegen eine Eigenheit unsers Volks uns zeihen möchte, den verweisen wir nochmals an die schönere Begeisterung, mit welcher suaviter in verbis, sed fortiter in re das wirklich

echt deutsche Gelehrtengemüth eines Jakob Grimm in der Gedenkrede auf Lachmann solch Treiben als Kärrnertreue charakterisirt hat. Darum stehen wir auch nicht an, die andere Form, in welcher der Eigensinn auf rein intellectuellem Gebiet sich kundgibt, doch noch eine Stufe höher zu stellen. Der speculative „Querkopf" theilt mit dem Charakter, im Unterschiede von dem in Einzelheiten sich verzettelnden Eigensinn, doch wenigstens die einheitlichen Grundzüge der sich selber gleichbleibenden Constanz; und mag er in seinem — nicht si, sondern fast quia — omnes patres sic, ego non sic, auch gar sehr unleidlich, wenn nicht lächerlich sein, so weiß er doch was er will und will es morgen wie heute und wie er es gestern gewollt. Allein vom Eigensinn hat er das Sich-nicht-überzeugen-noch-widerlegen-lassen-wollen; ragt aber über den blos Rechthaberischen insofern hinaus, als seine Füße auf einem festen und festbehaupteten Grunde, nicht auf einem bloßen Einfall des Augenblicks stehen. Der Rechthaberische verstockt sich dem was er einmal aufgestellt hat zu Liebe, wenn's anders nicht geht, in logische Confusion — der Querköpfige ist unangreifbar in der systematischen Consequenz seiner Positionen, und ihm gegenüber gilt das: contra principia negantem non est disputandum. Die Mitte zwischen beiden hält gewissermaßen der in Principienreiterei Verrannte. Vom Urtheil des Querköpfigen muß man sagen, daß es der gewöhnlichen Meinung nicht sowol „zuwiderläuft", als eine dazu im rechten Winkel entgegenliegende Richtung nimmt — er ist nicht bornirt, aber die andern nennen ihn „verschroben" oder „verdreht". Dem Rechthaberischen dagegen fehlt es gemeiniglich überhaupt an Einsicht und gesundem Urtheil — er verschließt sich der Belehrung nicht sowol, weil er seine Ansicht liebgewonnen, als weil es ihn demüthigen würde, sich für überwunden erklären zu müssen. (Genaueres hierüber findet man in der „Aus Arthur Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß" veröffentlichten „Eristik".) Den Principienreiter endlich kennzeichnet die Einseitigkeit, in

welcher ihn die vis inertiæ der einmal begonnenen Bewegung forttreibt: er sieht nicht was rechts noch was links liegt, sobald es „in seinen Kram nicht paßt", während der Querkopf für dies alles ein ganz offenes und unverblendetes Auge haben kann, und sein Streben nur darauf gerichtet ist, es so zu wenden und zuzustutzen, daß es in seinen Bau sich einordnen lasse — bleiben dann schroff vorspringende Kanten stehen, so stört ihn das nicht weiter — ist seiner Liebhaberei fürs Barocke vielleicht sogar willkommen.*)

---

*) Kaum eine andere Wissenschaft dürfte so viel classische Exemplare der Querköpfigkeit liefern als wie philologisch-historische. Man sehe nur z. B. zu, wie da in utramque partem gesündigt ist; welcher Aufwand von Scharfsinn, welcher Ballast von Gelehrsamkeit, um eine Hypothese zu stützen, in die man sich einmal „vernarrt" hat! Da lernt man kennen, was ein „logischer Raptus" ist. Auf der einen Seite die Restitutionshistoriker, die aus purer Opposition gegen Niebuhr, Mommsen und Schwegler auch die schlechtesten Quellen mit Haut und Haar vertreten — wie Gerlach —; auf der andern die „destructiven Kritiker", die, einem Einfall F. A. Wolf's oder Lachmann's zu Liebe, ,es gar nicht satt kriegen können, die Homerischen Gedichte und das Nibelungenlied in lauter Fetzen und Fäden zu zerzupfen. Oder wollen wir an die weiland Pelasgerliteratur erinnern? oder an die zahllosen Schriften de situ paradisi? Man könnte es für obsolet halten — drum seien die mehr als spaßhaften Versuche erwähnt, mit halbem Wissen zu etymologisiren und im Heimatsdialekt die Ursprache zu entdecken. Auch die Mythologie ist solch ein Tummelplatz der Querköpfe — und seitdem Lobeck der Forchhammer'schen Wassertheorie das

claudite jam rivos, pueri, sat prata biberunt

entgegenrief, haben Roeth und J. Braun mit ihrer Herleitung des Hellenischen aus dem Orient und Aegypten den jüngern Beweis geliefert, daß Verranntsein in Gedanken „mit einem Körnchen Wahrheit" auf deutscher Erden noch immer „nicht ausgestorben sei". Daß es übrigens auch bei den Jüngern der sogenannten exacten Wissenschaften nicht an Querköpfigkeit fehlt, beweisen die noch immer wieder von Zeit zu Zeit auftauchenden Versuche, an die Stelle des Kopernicanischen Systems längst widerlegte Theorien zu setzen. Ebenso gelten den Newtonianern — also der Majorität — alle Vertreter der Goethe'schen Farbentheorie für bloße Querköpfe.

3. Fortsetzung. Synonymische Abgrenzung des Eigensinns gegen verwandte Eigenschaften.

Die Erbtheilung zwischen dem Eigensinn und seiner zahlreichen Vetterschaft — Trotz, Starrsinn, Eigenwille, sammt den Basen: Hartnäckigkeit, Halsstarrigkeit, Beharrlichkeit, Willensfestigkeit u. A. — hat sich das Tribunal der Synonymiker theilweise leichter gemacht, als wofür ein Byron sie gehalten, wo er („Don Juan", XIV, 89 fg.) spricht von:

that lurking demon
Of double nature, and thus doubly named —
Firmness yclept in heroes, kings and seamen,
That is, when they succeed; but greatly blamed
As *obstinacy*, both in men and women,
Whene'er their triumph pales or star is tamed: —
And 't will perplex the casuist in morality
To fix the due bounds of this dangerous quality

Had Buonaparte won ad Waterloo,
It had been firmness; now 't is pertinacity:
Must the event decide between the two?
I leave it to your people of sagacity
To draw the line between the false and true,
If such can e'er be drawn by man's capacity.

Wirklich wird der eventus als magister stultorum gemeiniglich dem unkritischen Bewußtsein das einzige Kriterium hergeben; aber auch ohne Anspruch auf besondere sagacity werden wir eine determinatio versuchen dürfen.

Immerhin ist in dem „Synonymischen Wörterbuch" von Eberhard und Maaß — 3. Aufl., herausgegeben von Gruber — der Artikel: „Eigensinnig .... Störrig" (II, 153 fg.), unter die mit löblicher Schärfe der Distinction ausgeführten zu zählen — aber dennoch kann uns das Hervorheben der Unterscheidungsmerkmale nach dem Gegenstand und dem Ausgang des sich gleichbleibenden Strebens nicht recht befriedigen, weil es wiederum die objective Seite auf Kosten

des subjectiven Ursprungs und Wesens dieser charaktero-logischen Phänomene betont — entsprechend der vor-, ja zum Theil anti-Kantischen Stellung des Begründers dieses Werkes. Doch mögen einmal — zur Illustration dessen, was S. 57 fg. über das Verhältniß der Charakterologie zur Synonymik gesagt worden — ein paar Schlaglichter auf einige Punkte des Details fallen. Zunächst springt die Unzulänglichkeit in die Augen, mit welcher „kränkelnde, üble Laune" zu dem einzigen Bande gemacht wird, an dem der Eigensinn mit der ethischen und Temperaments-seite des ganzen Individualcharakters zusammenhangen soll. Sodann ist der dort beschriebene Eigensinn sichtlich genug nur eine besondere und abgeschwächte Erscheinungsform des wirklichen Eigensinns in seiner Reinheit. Dieser setzt alle-mal voraus, daß das im Phlegma mitvorhandene Mo-ment des Beharrens in seiner formalen Abstractheit für sich hervortrete, oder wie es bei Schopenhauer („Parali-pomena", 1. Aufl., II, §. 321) heißt: „Aller Eigensinn be-ruht darauf, daß der Wille sich an die Stelle der Erkennt-niß gedrängt hat." Danach ist es also geradezu verkehrt, dem Eigensinn ein Handeln nur nach unzureichenden Mo-tiven beizulegen (Eberhard, a. a. O), statt das Wesen desselben in die völlige Unwirksamkeit intellectueller Be-stimmungsgründe zu setzen. Andererseits aber herrscht das von Schopenhauer hervorgekehrte Merkmal des stat pro ratione voluntas außerdem in noch andern Naturformen des Willens — insbesondere in Affect und Leidenschaft — genügt mithin desgleichen nicht zur Kenntlichmachung des Eigensinns als solchen. Vielmehr streifen wir auch hier wieder an Nuancen, deren eigenartige Tingirung sowol an Qualitäten des moralischen Charakters wie des Intellects ihre Coëfficienten hat.

Nach einem von Hegel's glücklichen Ausdrücken ist der Eigensinn „die Parodie des Charakters" — und daraus mögen wir wenigstens so viel als richtig entnehmen, daß es mislich sein würde, an dem Grundwesen des Eigensinns

und der ihm verwandten Erscheinungen eine gewisse Universalität zu verkennen. Zu noch größerer Vorsicht aber müßte es auffordern, daß Hegel's Jünger Rosenkranz (in seiner „Psychologie", 3. Aufl., S. 83) den Eigensinn in nähern Zusammenhang zu dem setzt, was ihm melancholisches Temperament heißt, wenn dem nicht bereits vorgesehen wäre durch das, was oben über den Eigensinn der Gemüthsmenschen beigebracht ist; womit es durchaus vereinbar bleibt, daß auch der Eigensinn in dem zu wurzeln scheint, was in Spontaneität und Reagibilität den Phlegmatiker a und c charakterisirt und woran im unterscheidenden Verhältniß zum Sanguiniker auch die Formen a und b des Cholerikers ihr Theil haben, weshalb bei diesen der Eigensinn die Gestalt des Trotzes annehmen kann. Aus einem eigensinnigen Kinde wird nämlich leicht ein trotziger Knabe (der deshalb noch kein „unbändiger" zu sein braucht — denn dies pflegt größere physische Kraft als Basis vorauszusetzen). Ueberhaupt entspricht der Trotz ganz dem Entwickelungsstandpunkt des Knabenalters und findet sich im Jünglings- (ganz selten wol auch im Mannes-) Alter nur bei solchen, relativ roh gebliebenen, Individuen, welche die Reife des Knabenalters innerlich nicht überschritten haben. Das schließt jedoch nicht aus, daß sich im Trotz unleugbar der Keim künftigen Mannesstolzes offenbaren kann. Dem Trotzigen ist es wesentlich, die ihn bedrohende Kraft gegen sich herauszufordern — er provocirt mit einem lauten oder in seinen Mienen sich aussprechenden Zuruf: versuch's, ob du mich niederschlagen und bändigen kannst! — und nur wo er sich ganz machtlos weiß, demüthigt er sich soweit, mit dem, in seinen „Launen" verletzten, Schwächling blos zu „maulen". — Weil demnach der Trotz auf einer „Vermessenheit", d. h. unrichtigen Abschätzung der eigenen Kraft, beruht, so ist er im Laufe der Jahre leichter „zu Raison zu bringen" als die bloße „Laune". Diese hat nicht sowol das Motiv des Trotzes: ich will mir dies oder jenes „nicht gefallen

lassen", als die einzige, unselige Formel: car tel est notre plaisir — wo sie im Besitz der Macht ist, wird sie zur despotischen Willkür, die durch fortgesetztes Nichtachten fremden Rechts so tief erbittert wie nichts anderes — und solche Wirkung schon durch ihren bloßen Schein herbeiführt, als welcher allemal entsteht, wo der Gehorchensollende keinen vernünftigen Zweck bei irgendeiner zu befolgenden Anordnung absieht. Die Laune handelt nach absolutem Belieben, die Willkür nach einem jede Rechenschaft verweigernden „Gutdünken".

Das häufige Vorkommen des Eigensinns in den Extremen der Lebensalter — beim Kinde und beim Greise — wie auch beim weiblichen Geschlecht, welchem Schopenhauer eine „geistige Myopie" nachsagt, leitet uns an, das unterscheidende Merkmal in einem Defect des Intellects, recht eigentlich in Bornirtheit, aufzusuchen; — und jene starrköpfigen (stubborn) und halsstarrigen (augenscheinlich, wie schon Eberhard gesehen, vom Stier entlehnte Metaphern!) Männer, denen mit Vernunftgründen nicht beizukommen ist, leiten so wenig wie die Thiere, die sich durch Eigensinn auszeichnen (Rind und Esel), von dieser Spur ab. Ja, es ist geradezu eins der traurigsten Symptome überwuchernder Greisenhaftigkeit, sich mit zähem Eigensinn in der Unfähigkeit zur Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht zu verhärten und kein noch so trügerisches Raisonnement plumpester Sophistik zu verschmähen, um damit den Rest eines immerhin noch widerstrebenden Gewissens zu beschwichtigen. Wo solch bornirte Ehrlichkeitsvelleität auf dem Throne sitzt, da feiert die rabulistische Gesetzesdeutelei ihre Orgien — und ganz von demselben Genre ist ja der Misbrauch, welchen frömmelnder Fanatismus mit der Scrupulosität des alternden Louis XIV. treiben durfte. (Es gibt ja überhaupt eine Tendenzlogik, die man einen ehrlichen Selbstbetrug nennen möchte, wo wirklich unbewußt der Wille dem Kopfe sogar die Denkgesetze, nicht blos den Denkinhalt, vorschreibt.)

Für jene Schatzkammer der Weisheit im Kapitel „Vom Primat des Willens im Selbstbewußtsein" („Die Welt als Wille und Vorstellung", Bd. 2) liefert gerade die Beobachtung des Kindesalters wahre Cabinetsstücke, und der Eigensinn selber ist so gut ein solches wie die Thatsache, daß von allen Formen der Sprache das Kind zuerst den Imperativ verstehen lernt und selber, kaum stammelnd, seine Umgebung mit einem ewigen „N. will das oder das" verfolgt. Damit haben wir aber schon die beiden Elemente des Eigensinns: es bedarf, um ihn zu erzeugen, nichts als ein Wollen und ein Hemmen dieses Wollens — und je mehr letzteres als wirklicher Zwang, etwas zu thun oder zu unterlassen, auftritt: desto energischer reagirt der Wille — insofern hat jeder Trotz sein Correlat an einem irgendwie gegen den Willen wirkenden Zwange. — Ueberall sehen wir die Selbstbehauptung um der Selbstbehauptung willen, den seine Motive rein nur aus sich und seiner angeblichen Selbstgleichheit schöpfenden und eo ipso sich der rationellen Motivation entziehenden Willen: ein Sich-nicht-von-außen-afficiren-lassen-wollen; und was Mommsen in seiner „Römischen Geschichte" von Antiochus dem Großen von Syrien sagt: „er wurde beherrscht von der Furcht beherrscht zu werden", liefert hiervon eine exemplarische Specialität. Insoweit der so sich verhärtende Wille bereits einen anderweitigen Inhalt hat, sprechen wir auch wol von Eigenwillen, im Unterschied vom Eigensinn, und dieser letztere bezeichnet alsdann die noch abstractere, ganz formale, meistens nur negativ — im Verweigern — sich äußernde Beharrung. (Diese unsere Auffassung des Eigenwillens enthält zugleich die durchgreifendste Abweichung von der in diesem Punkte ganz vagen Darstellung Eberhard's, für welchen gerade umgekehrt der Eigenwille die abstractere Form ist.)

Der Eigensinn als solcher ist also wesentlich ohne materiales Princip, während der Eigenwille des Greisen an früher aufgenommenen Gehalt sich festklammert, alten Haß

und alte, nicht minder ungerechte, Vorliebe nicht fahren lassen will — weil „die Empfänglichkeit des Intellects für andere Eindrücke und dadurch die Beweglichkeit des Willens durch hinzuströmende Motive abgenommen hat“ („Die Welt als Wille und Vorstellung“, 2. Aufl., S. 240; 3. Aufl., II, 267). Und wie ganz dasselbe auf dem Felde der Theorie gilt, zeigen ja jene starrsinnigen Köpfe, die nicht das geringste Stäubchen sich wollen abkehren lassen in der Rumpelkammer ihres Denkens.

„Caprice“ (wohl möchte man ein Wortspiel wagend das Etymon lieber in capere als in caper suchen) und Launenhaftigkeit sind dem Eigensinn ebenso eng verschwistert, wie Rechthaberei in der Debatte und Proceßsucht vor Gericht. Der Eigensinn will ja was er will nicht aus Interesse an dem erkannten Inhalt dessen was er will; sein Intellect befindet sich im Zustande permanenter Verstocktheit: der Halsstarrigkeit im Verweigern kommt nach Umständen die Hartnäckigkeit im Fordern und Erstreben völlig gleich; beide bestehen sogar mit großer persönlicher Einbuße auf einmal ausgesprochenen Vorsätzen; sie wollen eben nur zeigen, daß sie wollen und es ihnen nicht darauf ankommt, was es kostet, an solchem Wollen festzuhalten; und wenn alles, was außerhalb einer Causalitätsreihe aufzutreten scheint, ein Wunder heißt, so sieht in der That der reine Eigensinn aus wie ein psychologisches Wunder, eine Art von creatio ex nihilo liberi arbitrii indifferentiæ, denn seinem Thun (öfter Nichtthun) fehlen die begreiflich machenden Motive; gibt es doch sogar sonst sehr lenksame Menschen, die zu zeiten oder in einzelnen Stücken wider Willen eigensinnig sind (wenn sie etwa irgendwie blos „ihr Müthchen kühlen“ wollen oder von einer alten werthlosen Gewohnheit oder einer Pseudomaxime falscher Sparsamkeit, sei es in Hinsicht auf Zeit oder Geld, u. dgl. wie unter dämonischem Zauber sich gebannt fühlen) — eine contradictio in adjecto, die entweder einen „realen Widerspruch“ — Selbstentzweiung —

bezeichnet oder auf etwas wie Wahnsinn deutet — jedenfalls aber dem beizuordnen ist, was — vom forensisch-medicinischen Standpunkt — Dr. Justus Knop unter dem Titel: „Paradoxie des Willens oder das freiwillige Handeln bei innerm Widerstreben" (Leipzig 1863), behandelt hat. Genauerer Betrachtung hält freilich auch dies Wunder nicht stand, obgleich es dem „Wunder κατ' ἐξοχήν" — wie ja Schopenhauer die Einheit des wollenden und erkennenden Ich nennt — nicht allzu fern steht. Denn was den Schein erzeugt, als hätten wir im Eigensinn ein Beispiel jener absoluten Wahlfreiheit: daß die Motive dabei ganz immanente, „ganz im Willen liegende" wären, — das läßt sich als ein ebenso ungenauer Ausdruck wie etwa „Selbstbeherrschung" nachweisen. So wenig wie hierbei ein Selbst hinter dem andern agirend und bestimmend steht, ebenso wenig ist der Eigensinnige ganz unabhängig von Motiven. Sogar sein Grundmotiv: die unbedingte Selbstbehauptung in kahlster Abstraction nimmt jedesmal nach den besondern Umständen des Einzelfalls eine concretere Farbe an: — es kommen z. B. persönliche Antipathien gegen die Zumuthenden mit ins Spiel, wenn die blinde Selbstbejahung nichts will, als sich von andern nicht verneinen lassen — und so wie die sogenannte Selbstbeherrschung wesentlich besteht in der durch Uebung erworbenen oder doch verstärkten Fertigkeit, abstracte Motive ebenso stark auf sich wirken zu lassen wie anschauliche: so ist der Eigensinn gewissermaßen die auf ihrer Spitze sich wider sich selbst kehrende möglich höchste Potenzirung dieser selbigen Fertigkeit. Jedenfalls muß dem Eigensinnigen ein gewisser Grad solcher Selbstbeherrschung innewohnen; denn körperlichen Schmerz (z. B. Schläge bei Kindern) und dergleichen Reize erweisen sich bei ihm machtlos gegen die abstractere Regel: „ich will es" (oder: „will es nicht").

4. Die pädagogische Behandlung des Eigensinns.

Damit sind schon einige Winke gegeben für die so überaus schwierige Behandlung des Eigensinns. — Um den Versuch, ihn zu „brechen", wird es meistens ein mislich Ding sein; gemeiniglich reicht man weiter bei ihm mit dem Stab Sanft als mit dem Stab Wehe; denn eine Natur, die keinen Zwang leiden will, verhärtet sich am ehesten, wo sie eine auf solchen hinzielende Absicht gewahrt. Aber andererseits ist jede unweise Nachgiebigkeit ebenso verkehrt; denn sie reicht dem Eigensinn das Futter des „Verziehens" und „Verwöhnens". Also ohne auf das bedenkliche „Die Wahrheit wird wol in der Mitte liegen" unsern Rückzug zu nehmen, müssen wir doch eine Mischung von Strenge und Sanftmuth empfehlen — schon weil die Erfahrung lehrt, daß kluge Mütter allemal besser mit den „eigensinnigen Rangen" fertig werden als jähzornige Väter. Geduld! ist auch hier das Zauberwort — Geduld auch zur ruhigen Prüfung, ob der im gegebenen Falle zu behandelnde Eigensinn verspricht zum „liebenswürdigen" zu werden, also „ein Ton, wiewol ein verstimmter, derselben Saite ist, welche einst in charaktervoller Festigkeit erklingen kann"; oder ob er Symptom rücksichtsloser, alles, was ihr Widerstand leistet, vor sich niederwerfender Selbstsucht heißen muß, wofür das sicherste Kennzeichen sein wird, wenn er mit Heftigkeit fordernd sich geberdet. In solchem Falle mag man es immerhin mit dem Beugen und Brechen des Trotzkopfes versuchen, während in jenem andern als einzig richtige Methode ein ebenso festes wie freundliches Lenken des Intellects indicirt ist. Man gebe dem beharrlichen Willen einen vernünftigen Inhalt, so hat man ihn eben damit schon zum „Charakter" gemacht. Man ehre das an sich nicht verwerfliche Widerstreben gegen den Zwang als solchen insoweit, als man keine unmotivirten Gebote oder Verbote aufstellt und insbesondere sich hütet,

das Kind mit Scheingewährungen oder -Versagungen zu „necken“, was eben nichts anderes besagt als: den Eigensinn zwecklos zu reizen. Und weil ja das in vetitum nitimur zu allermeist eben von dem Eigensinnigen gilt, so fordere man nicht blinde Unterwerfung unter eine gänzlich unverstandene Autorität; — man warte das wohlberechtigte: Warum soll ich das thun oder nicht thun? gar nicht erst ab, dann braucht man es nicht als Naseweisheit — d. h. oft genug nur: „Unbequemlichkeit“ — abzuweisen; aber man lasse auch nicht schwächlich dem Kinde seinen Willen, wenn dieses als gebietender Herrscher aufzutrumpfen sich unterfängt oder seinen Eigensinn auch auf den Intellect ausdehnt und sich sträubt, „Vernunft anzunehmen“; — man zeige ihm vielmehr, wo es noththut, daß der Vernunft auch Macht beiwohnt, und anticipire so gewissermaßen das richtige Urtheil, welches sich dann meistens bald nachträglich einstellen wird. Und wo der Eigensinn mit Affect verbunden als Trotz, „Patzigkeit“, Unbescheidenheit, Ungebühr, Empfindlichkeit *) sich gibt, da bändigt man ihn am sichersten, indem man nicht „ungehalten“ wird, vielmehr an sich selber das Beispiel der Selbstbeherrschung, des Niederkämpfens aufbrausenden Unmuths, darbietet, mithin imponirt durch den Augenschein, daß die Vernunft die Herrschaft in Händen hat. — (Umgekehrt ist es bei „indolenten Schlafmützen“ oft gerathen, wenigstens nicht übel angebracht, dem „heiligen Zorn“ einen energischern Ausdruck zu leihen, als der eigenen momentanen Erregtheit entsprechen mag: solch ein Zögling

*) Empfindlich ist, wer mit verhaltenem Widerstreben zu erkennen gibt, er halte irgendeinen Vorwurf für nicht verdient oder wittere in einer wohlgemeinten Vorhaltung die Absicht zu kränken. (Empfindlichkeit ist also nicht zu verwechseln mit einer Unzufriedenheit mit sich selber, die sich bei ertheilten Verweisen als Betrübniß äußert.) Demgemäß bedarf es gar nicht erst des „Aufmuckens“, um das Urtheil zu rechtfertigen, ein Tadel sei nicht mit Bescheidenheit hingenommen.

muß sehen, daß man „auch böse werden kann"; damit er einen heilsamen Choc bekomme und nicht seinen Stumpfsinn mit weiser Mäßigung verwechsele, noch umgekehrt diese mit jenem.) Kurz: die Vorschriften des Jesus Sirach über den rechten Gebrauch der Ruthe sind cum grano salis anzuwenden. Man sei so gerecht, von Kindern nicht mehr zu fordern als von sich selber: oft beseitigt man die Anwandlung eigener übler Laune ja auch nur durch Entfernung vom Anlaß zum Verstimmtsein. Daß darüber die Wahrheit des Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται nicht zu kurz komme, dafür kann man der Regel nach getrost das „Leben" sorgen lassen, welches schon Situationen herbeiführen wird, in welchen „die scharfen Ecken sich abstoßen". Wir wollen am allerwenigsten schwachmüthiger Verzärtelung das Wort reden und nur noch an Rousseau's Regel erinnern: „als vernünftig wird diejenige Strafe hingenommen, welche mit dem Charakter einer naturnothwendigen Folge seines Thuns an den Bestraften herantritt", — um anhangsweise auch zu diesen Kapiteln wieder unsers Flattich Zustimmung einzuholen. Seine richtige Grundanschauung leuchtet uns schon aus einer scheinbar hier kaum hergehörenden Bemerkung entgegen, die offenbar das über die Principienreiterei Gesagte erhärten kann (a. a. O., S. 240). „Solange man im Wissen ist (nach moderner Ausdrucksweise: sich in der abstracten Theorie bewegt) und darinnen seinen Fortgang und Stärke empfindet, so ist man aufgeblasen. Wenn man aber ins Thun hineinkommt, und wenn man in der Welt soll brauchbar sein, so empfindet man gemeiniglich seine Schwäche und läßt den Muth sinken. Weswegen auch Practici viel verträglicher sind als bloße Theoretici." Und als locus classicus zum Eingang auf S. 397 (a. a. O., S. 301): „Es ist dem Menschen an seinem freien Willen sehr viel gelegen, daß er sich solchen von einem andern Menschen nicht will nehmen lassen, wie denn niemand wünscht, ein Sklave zu sein. Auch Kinder und

junge Leute wehren sich sehr um ihren freien Willen; daher (!) sobald man ihnen etwas verbietet, so wollen sie gemeiniglich nach dem Sprichwort Nitimur in vetitum eben das Verbotene. Absonderlich wird man in edeln Gemüthern wahrnehmen, daß sie von sich selber Gutes thun*) und aus eigenem Trieb was lernen wollen, sobald sie aber gezwungen werden, so geschieht es ihnen sauer" u. s. w. Dazu S. 444 und 454. Specieller auf die psychologisch indicirte Behandlung des Eigensinns von seiten der Erzieher gehen folgende Stellen ein (a. a. O., S. 297): „Man muß junge Leute vor dem Eigensinn soviel wie möglich bewahren, aber nicht meinen, als wenn man mit Gewalt ihn brechen und nehmen könnte", und das Folgende, welches — wie auch S. 298 — mit schlagenden Worten eine weise, Ueberlegenheit bekundende Nachgiebigkeit empfiehlt. Endlich S. 367: „Im Willen steckt eine größere Kraft, als man sich öfters vorstellt. Man denkt gewöhnlich, man könne einem den Willen durch Zwangsmittel schon machen; allein gewöhnlich, wenn die Zwangsmittel aufhören, so hört auch der Wille auf" u. s. w.

Schließlich sei noch des vielempfohlenen und bei manchen als Universalmittel gegen den Eigensinn beliebten Isolirungsverfahrens gedacht. Als Strafe kann es ebenso wie das, beinahe als seine ideelle Vorstufe anzusehende, Ignoriren des Eigensinnigen oft am Platze sein — als Präventiv oder Prophylaxis ist es mehr als bedenklich. Daß ein Kind, welches durch seinen Eigensinn sich auf sich selber stellt, dafür eine Zeit lang des geselligen Genusses entbehrt, ist ebenso sehr in der Ordnung, wie daß man ihm dadurch zugleich die Gelegenheit entzieht, seinen Eigen-

---

*) Dazu stimmt wörtlich der Volksspruch aus Deutsche Inschriften an Haus und Geräth (Berlin 1865):

Ein adelichs Gemuth
Thut von sich selbst das Gut.

sinn an irgendeinem auszulassen. Aber andererseits macht (wie unter andern Eberhard richtig bemerkt) der Eigensinn selber ungesellig, und die Isolirung wird dann gar nicht als Strafe empfunden — und umgekehrt: die Ungeselligkeit, das viele Alleinsein, zieht den Eigensinn groß. Insofern ist es gerathen, Kinder, die sich eigensinnig benehmen, viel mit ihresgleichen verkehren zu lassen, damit sie nicht immer nur sozusagen mit Respectspersonen zu thun haben, sondern sich an die statische Ausgleichung in jedem Gesellschaftsleben gewöhnen und so eine Ahnung davon bekommen, daß fremder Wille nicht nur in Form des von einer Autorität emanirenden Gebots oder Verbots dem unsern Schranken setzt, sondern für das bloße Zusammensein mit andern schon eine gewisse Fügsamkeit und Nachgiebigkeit die unerläßliche Bedingung ist. Man wähle deshalb zum Umgang mit eigensinnigen Kindern nicht besonders sanftmüthige und friedfertige Gespielen, sondern lasse gelegentlich einen harten Kopf am andern sich die Hörner abstoßen. — Und gemäß der negativen Natur, welche der Eigensinn meistens selber hat, ist bei ihm auch das negative Strafverfahren der Entziehung oder Versagung meistens besser angebracht als das positive der Züchtigung, und entspricht ganz der Regel Kant's: „wenn das Kind uns nichts zu Gefallen thut, so thun wir auch ihm wieder nichts zu Gefallen". Man denke bei Entziehung nur nicht etwa lediglich an eine Hungercur — sondern an Entziehung aller Art von Genuß, die der Tag in seinem Laufe dem Kinde verspricht. Doch eine Warnung sei hinzugefügt: ein ungerechter Ruthenstreich ist schlimm, aber er läßt sich endlich doch verschmerzen — eine (wenn auch nur scheinbar) aus bloßer übler Laune verhängte Entziehungsstrafe — vollends wenn dabei eine nicht alle Tage wieder angebotene Freude, ein Kinderfest u. dgl., was schon zugesagt war, nachträglich vorenthalten wird — wird zeitlebens nicht vergessen. Das wird fast jeder bezeugen können, der auf seine eigene Kindheit mit einigermaßen klarer Erinnerung zurückblickt. Es erfordert also

allerdings die Anwendung des Strafmittels der Entziehung noch größere Behutsamkeit als jede andere (aber es heißt über das Ziel hinausschießen, deshalb, wie neuerdings mehrfach geschehen, dasselbe überhaupt verwerfen zu wollen) — und nur der höchsten Autorität für das Kind kann seine Ausübung zustehen. — Die Sparsamkeit, mit welcher es zu handhaben ist, involvirt bereits, daß nur in ganz vereinzelten und besondern Fällen ein Erlaß solcher Strafe auf dem Wege der Amnestie statthaft sein wird. — Die Mittelstraße kann auch hierfür bisweilen durch eine Androhung führen, bei welcher man es zweifelhaft läßt, ob die Eventualität, für welche sie verwirklicht werden sollte, vollständig eingetreten oder nicht. Es muß auch dabei das Strafverfahren dem Vergehen parallel laufen, und was Jean Paul in seiner fein beobachtenden Weise an einer Stelle der „Levana" vom Nachzittern eines schon halbwegs überwundenen Trotzes sagt, rechtfertigt den Erzieher, wenn er auch sein Ultimatum nicht nach der Secunde vollstreckt, sondern eine sozusagen neutrale Pause des Unentschiedenseins zugibt. Hier nun aber stoßen wir an die Klippe des „Fackelns", die dem „Quackeln" so nahe benachbart ist. Das Verkehrte hieran besteht darin, gewissermaßen erst abwarten zu wollen, wie weit einer in seiner Widerspenstigkeit zu gehen gedenkt, statt sofort deutlich genug merken zu lassen: hier ist ein Riegel vorgeschoben. Dazu bedarf es nicht allemal des vernehmlichen oder gar polternden Zurufs: bis hierher und nicht weiter! Jedes Zaudern mit einer derartigen Willenskundgebung bringt die Gefahr mit sich, daß die Gegenstrebung Zeit bekomme, um sich über den Punkt hinauszusteigern, jenseit welches sie sich nicht mehr sofort am Widerstand brechen, sondern nur zu äußerster Kraftanstrengung erhitzen läßt. Ein Kind, mit dem wiederholt gefackelt worden ist, versucht's nun gern erst, ob der, wie es bald herausfühlt, ohne rechten Ernst angedrohte Strafact zur Vollstreckung kommen werde oder nicht. Daraus zieht sich von selber die Summe: wer einem

Kinde Nachsicht angedeihen lassen will, muß es nicht in Zweifel darüber lassen, daß nur schonende Liebe, nicht schwache Unentschlossenheit mit der fühlbarern Bestrafung verziehe; — denn sonst wird dies Verziehen zum Verziehen, als welches ja keineswegs blos im Verhätscheln besteht. Nichts ist unweiser als ein Verfahren, welches die Furcht vor Strafe ungeregelt läßt — ein Erwecken der Hoffnung auf fernere Milde läßt das Ausbleiben dieser als eine Ungerechtigkeit empfinden — wer einmal Milde als Willkür, d. h. unmotivirt, walten ließ, von dessen Hand erscheint fortan auch die gerechteste Strafe in den Augen des Zöglings leicht als ein Act der Willkür und macht „verstockt"; die Besserung für unnütz haltend, weil immer und überall ungerechte Strafe fürchtend, frevelt der Eigensinnige dann lieber darauf los, um die Strafe wenigstens mit dem Gefühle zu empfangen: er habe sie jetzt wirklich einmal verdient.

5. Wirkliche und scheinbare Charakterschwäche, gegen die Erscheinungsweise echter Willensstärke gehalten.

Der Eigensinn als die „Parodie des Charakters" führt uns darauf, gerade bei seiner Betrachtung nachzuforschen, welche Bedingungen es sind, deren Abwesenheit nicht gestattet, daß er für echten Charakter gelte. Schon das Bisherige enthielt einen Fingerzeig, daß dieser Mangel theilweise nur in der Unreife und Unkräftigkeit der Ineinsbildung von Wille und Intellect besteht. Allein wo auch im reifern Lebensalter der Eigensinn fortwuchert, da stoßen wir auf die dritte Antinomie, welche die Beurtheilung desselben erschwert. Denn in abstracto läßt sich nicht entscheiden, ob der Eigensinn auf einer gewissen Festigkeit oder auf einer Schwäche des Wollens beruht.

So sind es denn die verschiedenen Energiegrade des Wollens, welche an dieser Stelle noch nachträglich eine

selbständige Erörterung erheischen — und dieser das Wesen des Eigensinns zur Folie zu geben, wird sich als eine förderliche Methode erweisen.

Es verräth sich der Eigensinn alsbald als eine besondere Form der vis inertiæ des Charakters; und dabei ergibt sich ebenso bald, daß die vis inertiæ hier so gut wie überall anderswo eine doppelte Erscheinungsweise hat: Beharren in der Ruhe und Fortsetzen der einmal begonnenen Bewegung, bis eine überwältigende Gegenwirkung dieselbe aufhebt. Eigensinnig ist nicht minder, wer in träger Verstocktheit es sich nicht abgewinnen kann, aus seiner Indolenz sich aufzuraffen, als wer „mit dem Kopf durch die Wand" will, um seinen Vorsatz auszuführen. Mithin ist der Eigensinn gerade so vereinbar mit niedrigsten Schwächegraden der Spontaneität, wie mit kraftvollster Nachhaltigkeit der Reagibilität. Eigensinnig ist das launenhafte Weib, wenn es nicht aussprechen will, daß es seine Pflicht versäumt; und eigensinnig ist der schwedische Karl XII., wenn er sich darauf steift, die einmal gefaßten Plane durchzusetzen, wiewol sich eine Welt ihm entgegenthürmt. — „Den Verhältnissen nicht Rechnung tragen", ist das Kennzeichen des Eigensinnigen — mag er ein schwachmüthiger, anämatischer Dyskolos sein, wie der Goethe'sche „Tasso", oder ein cholerischer Heißsporn, sprudelnd vom Lebensmuth der Eukolie — wovon aus früher angedeuteten Gründen sich in der Geschichte freilich schwer ein Beispiel auffinden läßt, es sei denn etwa der lustige Feldmarschall Vorwärts in seinen jungen Jahren.

Was es aber mit jener Willensschwäche auf sich habe, die dem passiven Eigensinn Boden gibt, kann auch ein Charakter von kräftigster Spontaneität und ausdauerndster Reagibilität zeitweilig an sich erfahren, nämlich in solchen Gesundheits- oder Gemüthszuständen, die den Satz von der Unermüdlichkeit des Willens Lügen zu strafen scheinen — denn soll diese an dem nie ruhenden Herzschlag gemessen werden („Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., II, 217;

3. Aufl., S. 240), so darf man die Augenblicke nicht vergessen, wo das Herz kaum vernehmlich klopft, ja momentan zu stocken scheint, wie in der Ohnmacht — und so „matt" wie die „Seele" selber ist — wo einer nichts, gar nichts wollen mag und nach Ruhe verlangt um jeden Preis — — wo jede Zumuthung, einen Entschluß zu fassen, wahre Folterqualen hervorbringt. Und das darf nicht etwa blos für ein Ermatten des Sensoriums, des Intellects, angesehen werden, der wol zuweilen die Anstrengung scheut, dem Willen Motive vorzuhalten, und damit diesen zur Unthätigkeit nöthigt; auch ist nicht blos an das Ablehnen sofortiger Prüfung der vorgehaltenen Motive zu denken — sondern an den Wahlact selber, welcher — will man einmal so scharf sondern — zuletzt denn doch immer Sache des Souveräns selber, des Willens, bleibt — denn sogar wo einem alle diese Mühe abgenommen wird — vielleicht durch Freunde, die zureden, oder Feinde, die drängen — da sehen wir dennoch den, momentan oder dauernd, schwachen Willen in seiner Neutralität verharren.

Das ist's ja, was man „Unentschlossenheit" nennt. Wer's aber sofort verächtlich findet, weil's die praktische Brauchbarkeit beeinträchtigt, der lerne unterscheiden zwischen den Entstehungsarten dieser Eigenschaft. „Wer nicht wägt, nicht gewinnt" heißt das eine Wort — aber „Gebrannt Kind scheut das Feuer" das andere. — Wer mit allem Wagen nichts gewonnen als — die Einsicht in die Vergeblichkeit seines Bemühens, der verliert zuletzt die Lust, auf neue Versuche der Initiative sich einzulassen. Wer keinen Kampfpreis mehr vor sich sieht, der ihn locken könnte, der besinnt sich ein Weilchen länger, ehe er zur Schlacht sich umgürtet. Wer der Fortuna noch ein Hurenlächeln abzugewinnen verschmäht, dem soll man's nicht verdenken, wenn er sich ihr gegenüber in den Schmollwinkel setzt. So sahen wir ja schon früher die Mutter Dyskolie, vom Unstern geschwängert, den Sohn Leichtsinn gebären — und aus derselben Ehe können die Töchter Zaghaftigkeit

und Verdrossenheit hervorgehen. — Auch der stete Druck von Verkennung, Verleumdung und Anfeindung kann die Kraft des Wollens endlich brechen — selbst die des elastischen Cholerikers und des zähen Phlegmatikers — nicht etwa blos die des glasspröden Sanguinikers und mürben Anämatikers.

Neben der Unentschlossenheit steht der Wankelmuth — von ihr jedoch auch dadurch verschieden, daß jene mehr nur ein Verhalten der einzelnen That gegenüber, dieser überdies eine Unbeständigkeit der ganzen Gesinnung bezeichnet. Wankelmüthig ist nicht etwa blos, wer leicht in seinem Muthe wankt — sondern jeder, der sich leicht „umstimmen" läßt. Auch der Charakterfeste läßt sich überzeugen — und eben, daß er triftigen Gründen nachgibt, macht das ihn vom Eigensinnigen unterscheidende Merkmal aus — aber nur der Wankelmüthige weicht schon der bloßen Ueberredung — und gesellt sich zum Wankelmuth noch einfältige Kurzsichtigkeit, so läßt er sich sogar bereden, beschwatzen, „begöschen", d. h. treiben wie die Gänse. Nicht jede Unzuverlässigkeit geht ja aus einem Verleugnen der eigenen Gesinnung hervor: es gibt ja eben ein Schwanken der Ueberzeugung selber, welches entsteht aus Mangel an Klarheit und Festigkeit des Intellects; und wenn auch zu bedenken bleibt, daß leichte Bestimmbarkeit des Intellects meistens mit ungenügender Constanz des Wollens zusammenhängt, so ist doch nur der ganz im Wollen liegende Mangel an Treue ein rein moralischer Fehler, als Untreue gegen sich selbst aus Mangel an Wahrheitsachtung, und in diesem Sinne bleibt es wahr: Treue gegen sich selbst ist die Voraussetzung jedes sittlichen Charakterwerths; während jener andere Wankelmuth seinen Sitz hat in der Communionsprovinz, auf deren, in solchem Falle sumpfigem, Boden kein fester, haltbarer Niederschlag von „Grundsätzen" (Maximen) sich hat bilden können. Und dabei ist auch dies noch zu bedenken: Es gibt einen Scheinmuth, hinter dem steckt ebenso viel Feigheit der

Selbstlosigkeit, die es nicht wagt, der Meinung und Zumuthung anderer zuwiderzuhandeln trotz drohender Nachtheile für den Handelnden selber, als hinter dem ehrlosen Gehorsam gegen Weisungen von oben bei andern ein trotziges Herausfordern des öffentlichen Gewissens stecken kann. Beides ist gleich gemein.

Es wurde oben S. 65 fg. die Treue die Tugend der Impressionabilität genannt — sie ist es natürlich nur im Sinne der Gefühlstreue — um diese zur praktisch sich bewährenden Tugend der Ausdauer und Beharrlichkeit (die ruhig bei dem, wozu sie sich einmal gestellt hat, ausharrt, bis die letzte Entscheidung eintritt, welche allem Harren ein Ende macht) zu steigern, bedarf es der Unterstützung durch eine nachhaltige Reagibilität — aber nur wo diese auch noch von einer starken Spontaneität getragen wird, concrescirt die wahre Standhaftigkeit. Dem entsprechend finden wir auch die Resistenzkraft gegen körperliche und Gemüthsleiden weniger garantirt beim Anämatiker c als bei dem, von ihm nur durch stärkere Spontaneität unterschiedenen, Phlegmatiker c und bei dem, durch seine rasche Receptivität nicht daran gehinderten, Choleriker a. Allein eine sichere Prognose läßt sich auch hier nicht a priori aufstellen; denn das soeben Gesagte erleidet unter anderm sofort schon dadurch eine Einschränkung, daß das Verhalten gegen physische Leiden dem gegen psychische keineswegs allemal parallel läuft. Manche anämatische oder cholerische Natur zeigt sich sehr bald gelähmt durch körperliche Schmerzen, während sie Seelenleiden mit bewundernswürdiger Spannkraft erträgt — und umgekehrt: mancher Phlegmatiker setzt uns in Erstaunen, indem er Shakspeare mit seinem:

> There was never yet philosopher,
> That could endure the tooth-ache patiently;
> However they have writ the style of gods,
> And made a pish at chance and sufferance —

oder Larochefoucauld's „La philosophie triomphe aisément

de maux à venir, mais les maux présents triomphent d'elle" scheint zu Schanden machen zu wollen; aber der kleinsten Gemüthsaufregung zeigt er sich nicht gewachsen.

Den Eigensinnigen sahen wir sich verschließen gegen die Einsicht, daß „Umstände die Sache verändern" müssen; der Charakterfeste stellt nur da den „edeln Trotz" der Unbeugsamkeit entgegen, wo es sich um Zwecke handelt, die solchen Aufwandes von Kraft werth sind, wo also derselbe vielleicht im Dienste sittlicher Aufgaben jeder Versuchung zum Abfall widersteht; während der Charakterschwache überall, mag auch der guten Sache noch soviel damit „vergeben" werden, bereit ist „sich anzubequemen" dem, was er mit beliebtem Euphemismus für „die Logik der Thatsachen" ausgibt; — so verdirbt er es mit allen, weil er es „jedem recht machen" will. Denn das ist es ja, warum die „Halben" sich von beiden Seiten den erbittertsten Haß zuziehen, daß man am wenigsten denen zu verzeihen bereit ist, auf deren Hülfe man meinte rechnen zu können. Mit denjenigen Feinden, welche naturgemäß auf unserer Seite stehen müßten, dünkt's uns am schwersten, jemals wieder Frieden zu machen, und in dieser Beziehung treten die unentschiedenen Freunde oft den ganz Abtrünnigen nahe genug.

Aus diesen Gegenüberstellungen erhellt, daß sowol vom ethischen wie vom utilitarischen Standpunkt es um die abstracte Beharrlichkeit eine res media et ambigua ist, und damit also auch jede dualistische Moral, welche in abstracto die Brechung des Eigenwillens zum absoluten obersten Gesetz erhebt, ihr Fundament verliert. Hierbei soll freilich nicht übersehen werden, daß der Eigenwille, trotz seiner sozusagen virtuellen Indifferenz, in seiner Actualität allerdings öfter egoistisch als aufopfernd erscheint; allein das liegt ja nicht an seinem Wesen selber, sondern an der vorherrschenden Nichtswürdigkeit der menschlichen Natur in ethischer Beziehung.

Und wenn das Lob, welches der „Beharrlichkeit", „Willensfestigkeit", „Ausdauer" u. s. f. gespendet wird,

auch meistens rein utilitarisch von der χρηστότης seinen Maßstab nimmt, so bleibt es im Vergleich zum bloßen Eigensinn doch ein unbestreitbarer Vorzug, daß man an jenen Eigenschaften mehr hat als eine ganz abstracte Unnachgiebigkeit; vielmehr ein Festhalten an positiv bestimmten, klar gewollten, d. h. von Einsicht und Urtheil vorgezeichneten, beziehungsweise vorgeschriebenen Zielen und Grundsätzen, wenn auch immerhin diese nach ihrem ethischen Werthe ebenso oft verwerflich als billigungswerth sein mögen. Schon was den Knaben „starrsinnig" macht, steht nicht selten auf einer Grundlage, welche vor der ethischen Beurtheilung ihr Ressort hat: der englische Master wird es aus Streben nach Bewahrung seiner independence, der pariser Gamin aus dem seiner Eitelkeit entspringenden point d'honneur, der Friesenknabe, weil sein Rechtsgefühl verletzt ist, der Deutsche überhaupt, weil man seine Individualität antastet.

Was wir „Charakterfestigkeit" nennen, was zugleich als das specifische Ehrenattribut des Mannes — als „Mannhaftigkeit" — geschätzt wird, beruht ja auch, wie oben gezeigt, nicht so sehr auf einem bestimmten Grade der Stärke oder Energie des Wollens qua solchen, als es vielmehr der Ausdruck für die Einheit in dessen Richtungen und das von der Vernunft und dem Verstande bestimmte Sich-in-allen-Umständen-gleich-bleiben ist. Solcher „Simplicität" steht das in sich getheilte, zwiespältige Doppelwesen gegenüber. Jene hat den Vorzug, nicht „irre gemacht" zu werden, nicht mit sich selber in Widerspruch zu gerathen; die Zwiefachen sind dagegen zweierlei je halb und halb, nichts ganz, denn die Hälften ihres Wesens passen nicht zueinander: so fehlt mit der Einheit die Ganzheit — in ihnen agiren ein „besseres Selbst" und „das Gemeine, woraus der Mensch gemacht", widereinander; sie oscilliren zwischen den Gegensätzen, ohne jede Sicherheit der Gravitation, ohne Einheit des Ziels und des Centrums, und das eben ist es, was sie der Reue preisgibt. Wo aber jene

Einfachheit zur Einseitigkeit wird, welche gerechter Auffassung einer fremden Individualität unfähig macht: da bezeichnen wir sie als Geradlinigkeit. Als Tugend kommt jenes Sichgleichbleiben ungefähr mit der Treue auf eins hinaus — und sofern diese Gefahren, welche das egoistische Interesse bedrohen, standzuhalten hat, sofern sie „bewährt", „erprobt" sein soll, bedarf sie des Muthes, der virtus, der „Mannhaftigkeit", und wird im Verein mit dieser zur „Männlichkeit", auch da noch, wo für ihr eigentliches Geheimniß es gelten muß, daß man die Kunst verstehe, wie man sich die Gegenmotive fern genug halte — denn auch dies erfordert Ausdauer in der Uebung. *)

So sehr ist für die Achtung vor Charakterfestigkeit ein Handeln nach Grundsätzen vorausgesetzt, daß eine Verwechselung zwischen Besitzen und Befolgen von Maximen möglich wird; denn es gibt einzelne Früchte des Intellects, die wie welche des Willens aussehen und dafür genommen werden: daher imponirt eine fest ausgesprochene Weltanschauung und Lebensauffassung leicht den Frauen, weil sie dieselbe für den Ausdruck festen Charakters halten, selbst wo alle übrigen Symptome der Männlichkeit: Muth, Entschlossenheit u. s. f. fehlen. (Und ein Rechnen darauf, daß so der Schein für Sein genommen werde, ist eigentlich auch der Instinct, welcher bei allem Renommiren und Bramarbasiren leitet.) — Aus einem ähnlichen Irrthum erwächst die häufige Unterschätzung des sittlichen Werths der Beharrlichkeit in den Fällen, wo diese mehr nur negativ sich bethätigt; als ob es nicht ebenso decidirter Vorsätze bedürfte, um liegen und sein zu lassen, was man einmal aufgegeben, wie dazu, festzuhalten, was man einmal ergriffen, oder fortzuführen, was man begonnen hat. Viel-

*) Hierzu mag man die Betrachtung vergleichen, welche Goethe über das Wesen des Charakters im engern Sinne anstellt unter der Ueberschrift „Newton's Persönlichkeit" in: Geschichte der Farbenlehre (Ausgabe in 40 Bänden von 1840, XXXIX, 292 fg.).

mehr ist ja jede Ueberwindung eines Affects bereits eine solche partielle Selbstverneinung, und diese wol gar die einzige Form, in welcher sich wahrhaft von einer Selbsterziehung reden läßt. Auf diesem negativen Wege wird der Charakter „gestählt"; ist der Wille erst darin geübt, bestimmte Dinge entschieden nicht zu wollen, so kommt das positive Wollen wol von selber nach — hat sich einer erst gewöhnt, Rettung vor der That in Flucht vor dem Gedanken an dieselbe zu suchen mittels gewaltsamer Ablenkung der Vorstellung von derselben: so werden ihn Affecte auch nicht mehr ganz so leicht überraschen; steigert doch erfahrungsmäßig Gewährung der Leidenschaft diese selber, weshalb ja ein Hauptaugenmerk der Erziehung stets das prophylaktische bleiben muß.*)

Allein es ist noch andere Doppelheit in der Erscheinungsweise der Charakterfestigkeit enthalten, als die der negativen und positiven Bethätigung; nämlich der Unterschied der mehr activen und der mehr passiven Beharrlichkeit: jene will gewinnen, erobern; diese festhalten, bewahren, setzt deshalb auch oft sehr wenig Energie an die Verwirklichung von Absichten, widersteht aber mit desto größerer Zähigkeit jedem Ansinnen, ein Streben oder einen Besitz aufzugeben; thut oft nur matte, schlaffe Schritte,

*) Also auch hier wieder haben wir eine Erklärung, warum völlige Enthaltsamkeit leichter befunden ist, als blos einschränkende Mäßigkeit — bei dieser wird das Wollen doch immer wieder sollicitirt. Man muß aber einen Gegenstand des Begehrens sozusagen erst vergessen, d. h. denselben gewissermaßen ganz aus seinem Vorstellungskreise verbannt haben, um von seiner Einwirkung frei zu werden. Sobald ein Motiv wieder lebendig in die Seele eintritt, ist es auch als Versuchung da, und damit die Möglichkeit des Rückfalls. Nur wo das Wollen sozusagen stillschweigend aufhört, erkennen wir eine Möglichkeit des quietistischen Nolle; wo dieses dagegen als ein positiver Willensact, als eine Willensäußerung mit dem Inhalt: ich will nicht, anstritt, da entgeht es der dialektischen Chicane nicht, daß das Nolle nur eine besondere Form des Velle, nicht dessen Verneinung sei.

um sich dem gesteckten Ziele zu nähern, behält es aber dennoch immer im Auge, wenn oberflächliche Zuschauer schon längst meinen mögen, es sei darauf verzichtet, — weil der Zähe allerdings etwaigen Opfern, wie jede Beschleunigung des Erreichens sie erfordern würde, aus dem Wege geht und sich auf ein scheinbar ganz indolentes Abwarten legt. In politischen Conflicten führt dies zum sogenannten „passiven Widerstande", und daß selbst cholerische Nationen dies Mittel unter Umständen nicht verschmähen, haben die Italiener gezeigt.

Endlich aber ist die Charakterfestigkeit auch nicht ohne weiteres identisch mit dem, was „erworbener Charakter" besagt, sofern dieser von intellectueller Klarheit, dem Erreichen einer gewissen Stufe intellectueller Ausbildung, von jener Selbstgewißheit bedingt ist, welche nur die Befolgung des γνῶϑι σεαυτόν verleiht, während jene eine, unter obiger Einschränkung, von intellectueller Entwickelung unabhängige, primitive Eigenschaft ist. Als solche aber prädisponirt sie allerdings sehr zur „Erwerbung" eines Charakters, — weil sie von Hause aus einfacher ist in ihren Strebungen, so überschaut der Intellect, wo sie vorhanden, leichter den Inhalt des eigenen Wollens und Könnens als bei einem schwankenden Wollen, das an sich zugleich sehr wohl ein kräftiges sein kann. Ebendies gibt der Charakterfestigkeit den Werth der Zuverlässigkeit, welche selbst da einen, der sittlichen Achtung verwandten, Respect abnöthigt, wo sich die Einheitlichkeit des Wollens auf Böses richtet. Und so wenig ist das davon eingeflößte Gefühl bloße Furcht, daß sogar der dadurch Bedrohte aus der Garantie, welche ihm das βέβαιον eines starken Mannes, im Vergleich zur Haltlosigkeit des Schwächlings, gibt, eine Art von Beruhigung schöpft, sofern er dasselbe nicht im nächsten Augenblick schon auf einer andern Fährte zu betreffen fürchten muß. Kurz: Charakterfestigkeit ist die conditio sine qua non für einen ἀνὴρ χρηστός.

Und zu demselben Resultat gelangen wir, wenn wir

vom Gegentheil: dem Wankelmuth, ausgehen. Hat Schopenhauer recht: Verachtung ist Sache des Kopfes, wie der Haß Sache des Herzens (sodaß man sich durch Verachtung wappnen kann gegen das Verzehrende des Hasses), so bekräftigt gerade die Verächtlichkeit des Wankelmuths, der Wetterwendigkeit, unsere Auffassung; denn es ist kaum je eine intellectuelle Unfähigkeit, was den Mann von schwankender Gesinnung abhält, feste Grundsätze zur Richtschnur seines Handelns zu machen, sondern engherzige Sorge um das eigene Wohl, also das eigentlich Gemeine und damit der Geringschätzung Verfallende. Als eigentliche Gesinnungslosigkeit affectirt die Unzuverlässigkeit zuweilen geradezu Gleichgültigkeit gegen sittliche Grundsätze, um den Abfall von eingegangener Consolidarität durch einen Rückzug auf ein skeptisches Bekritteln der Rechts- und Moralprincipien zu maskiren, das in seiner Feigheit doch die letzten Consequenzen zu ziehen gar sehr sich hütet; oder sie versucht, sich in den Schein vornehmer Verachtung dessen zu hüllen, was sie als bloße Aeußerlichkeiten, Kleinigkeiten und leere Formalitäten geringzuschätzen vorgibt; oder sie heuchelt Respect vor angeblich „höhern" Rücksichten — alles, weil solchen Leuten, was ihnen mit der Larve des Sittlichen dienen soll, lediglich im Kopfe und nicht im Herzen steckt. Deshalb verkriecht sich der Schwächling so gern hinter „Ausflüchte" und verweist zur Beschönigung seiner Schwäche — wie auch Weislingen im „Götz" — auf nebensächliche Pflichten. Er möchte sich und andern einreden, daß sein Zaudern oder (was noch gewöhnlicher sein wird) sein Wiederaufgeben schon für fest gefaßt angesehener Entschlüsse aus edlern „Rücksichten" hervorgehe, und beruft sich wol gar in demselben Augenblick auf sein „Gewissen", wo klare Auseinandersetzungen seinem bessern Wissen und Wollen zu Hülfe kommen möchten, aber umsonst, weil die Eindrücke kleinlicher Nebenmotive übermächtig bleiben, oder ein Motiv, welches schon immer vorhanden gewesen, ja sogar früher schon „in Er-

wägung gezogen", jedoch damals verworfen worden ist, jetzt in lebendigere Anschaulichkeit getreten — und erst wenn hernach die Beschämung da ist, bereut er es, nicht der Stimme gefolgt zu sein, die auch aus der Tiefe seines eigenen Innern heraustönte. Und solches dem bessern Selbst Zuwiderhandeln verträgt sich ebenso wol mit großer Stärke der Spontaneität, wie große Festigkeit harmonischer Treue gegen sich selbst mit der schwachen Spontaneität etwa eines Anämatikers c, dessen Stärke in der Nachhaltigkeit seiner Reagibilität besteht.

6. Wesen und Arten der sogenannten Charakterlosigkeit.

Aber nun verlangt die Charakterlosigkeit mit der analogen Doppelheit ihres Wesens um so mehr gerade auch an dieser Stelle eine selbständige Betrachtung, als der Eigensinn meistens mehr mit ihr als mit ihrem Gegentheil gemein hat.

Zunächst nämlich ist Charakterlosigkeit synonym mit Flatterhaftigkeit. Da ist sie ebenfalls eine primitive und demgemäß auch — z. B. bei den Franzosen — als Nationalkriterium auftretende Eigenschaft — sozusagen das Materiale zu dem, was formaliter von uns als sanguinisches Temperament bestimmt worden ist und als solches namentlich zur „Fahrlässigkeit" führt, — jene ψυχὴ ποικίλη, die vieles zugleich will, einen mannichfaltigen Inhalt des Wollens hat, dessen Richtungen sich deswegen nothwendig oft kreuzen und in ethische Conflicte führen müssen. Ein solcher Charakter weiß sehr wohl, was er will — er ist auch nicht etwa blos launisch oder scheinbar gesetzlosem Wechsel seiner Strebungen ausgesetzt — vielmehr schweift er von einem Ziel zum andern immer nur ab auf die Lockung eines bestimmten, sein inneres materiales Wesen

nicht minder kennzeichnenden Motivs hin.*) Diese „Vielseitigkeit“ wird nothwendig zur „Zersplitterung“ und erscheint, zumal bei kleinlichen Zielen als jene πολυπραγμοσύνη, deren genialste Form doch den alten Athenern so liebenswürdig stand. Bei solchem „Naturell“ kommt es denn selbstverständlich nur äußerst selten zur Concentrirung aller Kräfte auf ein Ziel. Geniale Versatilität gibt leicht auch den Willensrichtungen eine entsprechende Polytropie — und hat z. B. einen Heinrich Heine der „Zerrissenheit“

---

*) Es ist ein sicheres Gefühl, welches die Weiber vor „denen mit den flackerigen Augen“ (die Zigeunermutter in der ältesten Gestalt des Goethe'schen „Götz“ — Goethe's Werke, XXXIV, 118 — spricht von den „Augen wie's Irrlicht auf der Heide“ ihres Sohns) warnt; denn den pathognomischen Ausdruck der innern Unfähigkeit zu treuem Beharren überhaupt gibt der unstete Blick, und die Untreue in sexueller Beziehung ist wieder nur die zugleich elementare und typische Manifestationsweise allgemeiner Stetigkeitslosigkeit des Willens; wie umgekehrt ein heftig ungestümer Drang in dieser Richtung das Jugendleben einer ganzen Reihe später als Thatenmänner historisch berühmt gewordener Individuen charakterisirt. Die Ausschweifungen in Venere, in Baccho und im Spiel, von denen insbesondere die Biographien großer Feldherren zu erzählen wissen, bleiben eine charakterologisch beachtenswerthe Wahrnehmung, wiewol es auch an Gegenstücken nicht fehlt, welche sich durch eine im Grunde noch auffallendere Abwesenheit stürmischer Excesse auszeichnen — vielleicht hängt dies zum Theil mit dem posodynischen Gegensatz zusammen; wenigstens kann man auf solchen Gedanken kommen, wenn man die Heldennatur eines Epaminondas (oder des schwedischen Karl XII.) mit einem Alcibiades, Scharnhorst mit Blücher und Gneisenau, vergleicht. —
— Sogar zu einem temporär-habituellen Schielen kann sich der doppelseitige Blick verfestigen — und auf der Präsumtion einer entsprechenden Wechselwirkung zwischen innern Willensschwankungen und der, von einer fehlerhaften Organisation der Augenmuskeln herbeigeführten, die Einheit der Seelenfunctionen eo ipso aufhebenden, Unsicherheit des Sehens mag es zuletzt auch beruhen, daß jedes starke Schielen den Eindruck des Unheimlichen, eine gewisse unbestimmte Divergenz der Augenachsen dagegen den des Hülfebittenden, Anlehnungsuchenden hervorbringt. Dann erledigte sich auch die Frage, welche Schopenhauer aufgeworfen, ob oder warum nicht jemals ein Genie geschielt habe (Schopenhauer's Nachlaß, S. 352).

überantwortet. Da will z. B. einer Freiheit und Schönheit — aber eben weil er beides will, verräth er abwechselnd eins über das andere — ein Zweiter will Wahrheit und Liebe und geräth darüber in ähnliche Widersprüche — ein Dritter, welcher Wahrheit und Schönheit zugleich erstrebt, ebenso und so fort in unerquicklicher Unendlichkeit. Kein Wunder also, daß vorzugsweise die Künstler als charakterlose Menschen verrufen sind — was sie lockt, was sie schaffen, ist ja das Schöne, der Schein — des Lebens Realitäten lernen sie nicht verstehen; können sich deshalb auch so selten in befriedigender Weise mit ihnen auseinandersetzen. — Das ist zugleich die Gefahr der überwiegend auf das Aesthetische gerichteten Erziehungsweise — denn „Grundsätze" werden nicht blos erprobt, sondern auch nirgends anderswo gewonnen als nur „im Strom der Welt". — Schiller hat seinem König Karl in der „Jungfrau von Orleans" manche Züge dieses Typus geliehen. Auch die fatalistische Berufung auf das unentrinnbare Verhängniß ist diesen beizuzählen; denn für solche große Bestimmbarkeit durch äußere Motive gilt das Gegentheil des ἔχω, οὐκ ἔχομαι. Deshalb hindert die große „Liebenswürdigkeit" nicht, daß selbst den Zuschauer etwas von jener Verachtung beschleicht, welcher Dunois den stärksten Ausdruck geben muß — gerade Dunois, weil ihm, als dem cholerischen Gegenbilde des Königs, am wenigsten verständlich ist, wie nicht die Mehrzahl jener an sich edeln Motive in einem Augenblick wirkungslos bleiben muß, wo Alles für Eines und Eines für Alles Handeln, nichts als entschlossenes Handeln, zu fordern scheint. Jener Inbegriff äußerer Bestimmungsgründe, welchen eben das Wort „Schicksal" befaßt — er drängt den Choleriker und Phlegmatiker gerade so unausweichlich auf ein Ziel hin, wie er das Wollen des Sanguinikers und Anämatikers in tausend Richtungen auseinanderzerrt und sein Wesen des letzten Haltes beraubt.

7. Fortsetzung. Windschiefe Charaktere.

Hierher mögen auch solche Menschen gestellt werden, deren Wesen im Gedränge des Lebens sich „windschief" gezogen. Es besagt dies ungleich mehr als die bekannte, ihm synonymische Ausdrucksweise: ein Charakter habe „etwas Schielendes angenommen". Letzteres nämlich geht zunächst nur auf eine zweideutige Doppelseitigkeit der Bethätigung, ersteres drückt aus, daß die innere Einheit selber alterirt sei. Der windschiefe Charakter kehrt sich niemals mit voller Fronte nach einer Richtung hin, bewegt sich vielmehr sozusagen wirklich gleichzeitig in zwei verschiedenen Ebenen, nicht blos abwechselnd, wie etwa derjenige, der „den Mantel nach dem Winde trägt". Jedoch kann jenes allerdings die Folge der Angewöhnung an dieses sein. Es ist einer ganz bestimmten Klasse von Situationen eigen, nicht durchaus festen Charakteren solche Windschiefheit zu geben. Dieselbe macht sie zunächst unaufrichtig, aber man sollte meinen, wegen ihrer unselbständigen Kernlosigkeit auch lenksam — doch das ist nicht der Fall: wie ein windschiefes Bret schwerer ins Gerade zurückzubringen ist als ein einfach krumm gebogenes, so pflegt sich ein verstockter Starrsinn einzustellen, wo eine Individualität ihre einfach stetige Achse verloren — und niemand fällt es schwerer, mit offener Entschlossenheit aus verschrobener, peinlicher Beschämungssituation sich herauszuarbeiten, als den bedauernswerthen Wesen dieser Sorte. Wer zwischen einander widerstreitende Interessen hineingestellt ist und von keinem dieser beiden etwas einbüßen will, dessen Verschmitztheit wird auf unerfreulichste Weise fortwährend in Thätigkeit erhalten; nach jeder Seite gibt er sich nur halb, nach keiner einzigen Richtung ganz — und ein stetes An-sich-halten ist ein Hauptkennzeichen dieser Art Leute. Wie dabei insbesondere ihr „Gemüth" Schaden nimmt, ergibt sich vorläufig schon daraus, daß dieselben Situationen, welche in

solche Gefahr bringen, auch das Vertrauen zu vergiften pflegen und damit die Anlagen zu einem unedeln Gemüth düngen; bis zuletzt hervorspringt, daß in der Achse des windschief um sich selber sich drehenden Charakters ein faustdicker Egoismus gelegen. Ebendarum behalten diese Windschiefen auch etwas so völlig Würdeloses. Würde hat das energische Stellungnehmen, Würde auch das schweigende, auf jede Stellung verzichtende Dulden — aber „würdelos" ist, wie jedes kleinliche Gezänk, welches kleinlichste Ansprüche mit kleinlichsten Mitteln des Keifens und Maulens behaupten will, so auch das Sich-retiré-halten, welches dieses gemeiniglich ablöst, wenn Kraft und Muth zu mannhaftem Widerstande versagen — und Würde gewinnt nur wieder, wer aus Ekel an den erbärmlichsten Conflicten des Alltags sich in sich selbst verschließt — was man beileibe nicht mit gemeinem Schmollen verwechseln sollte, womit es nichts gemein hat als das Schweigen. Denn Schweigen ist gleichsehr die Waffe der Superiorität, welche ohn' alle Affectation „mit Verachtung straft", wie der Inferiorität, welche im Bewußtsein verdienten Geducktseins jene nachäffen möchte. Aber während das Schweigen der Ueberlegenheit andeutet, der damit Gestrafte könne einen im Grunde gar nicht beleidigen — sein Sagen oder Thun „reiche einem nicht einmal bis an die Fußsohlen", verräth das andere eine Empfindlichkeit, welche die eigene Ehre für leicht geschädigt erkennt — aber nur das Schwache ist leicht gefährdet.

In anämatischer Form stellen solche Halt- und Würdelosigkeit, als deren Specialitäten eine das windschiefe Wesen erscheint, historische Persönlichkeiten dar wie Jakob I. von England und Kaiser Friedrich III. von Deutschland.

8. Fortsetzung —: Charakterlosigkeit, verschieden nach den Temperamenten; Velleitäten und Sentiments; das eigentliche Lumpenthum — und Abschluß.

Aber es gibt auch eine cholerische Abart der Charakterlosigkeit — meist ein wahrhaft entsetzliches Geschlecht — oft nahe heranstreifend an die Erscheinungen der Tobsucht mit ihrem blind gewaltsamen Zufahren und Tappen im Dunkel der Leidenschaft — das ist ein der Affecthandlung verwandtes „Nicht wissen was man thut“, weil man nicht weiß, wohin im tiefsten Grunde die eigene Willensrichtung strömt und steuert. Da begegnen wir den Gestalten rücksichtsloser Wüstlinge, die in ihrem souveränen Belieben sich gar nicht fragen, ob sie eigentlich in seinem ganzen Umfangen das wollen — zu vertreten gedenken — was sie durch ihre Handlungen bewirken. So werden sie — wenn sie „ausgetobt“ — die Beute grimmigster Gewissensbisse — stürzen sich in weitere Betäubungen und werden so zu dem, was der Katechismus als leichtsinnige, muthwillige Sünder definirt. Byron — selber eine ποικιλη ψυχή cholerischen Temperaments — hat in seinem Manfred die „Idee“ einer solchen Natur verkörpert.

Dieselbe Situation, welche den Phlegmatiker als Cunctator handeln läßt, kann den Choleriker zum drastischen Dreinschlagen treiben — aber der Sanguiniker entnimmt ihr höchstens die Lockungen des Leichtsinns, und der Anämatiker erliegt den von ihr veranlaßten Beängstigungen. Der Phlegmatiker setzt ihr die Ruhe des moralischen, der Choleriker die Kraft des physischen Muthes entgegen — der Sanguiniker die Affecte der Tollkühnheit, welchen rasch Verzagtheit folgen kann — der Anämatiker bekämpft sie mit dem Gewinsel der Verdrießlichkeit.

Hierzu stimmt auch, was L. Wiese in „Die Bildung des Willens“ sagt (S. 10): „Ein Wille ohne Ruhe und Festigkeit . . . . ist kein Wille mehr, sondern ein kraftloses Wünschen und Mögen, wobei schließlich die Gewohnheit

oder der Leichtsinn und die Begierde den Sieg behält. (Die Scholastiker nannten dies «Velleitas»)", und ebendas., S. 15: „Willenlosigkeit rührt ebenso oft von Stumpfheit des Gefühls her, wie davon, daß es alle andern Seelenkräfte überwuchert und alles rasch ergreifen, aber bei keinem Gegenstande ausdauern läßt" *) — und nahe genug liegt es, dies Verhältnißpaar durch ein zweites zu einer Proportion zu erweitern: was die Velleität dem wahrhaften Wollen, das ist das Sentiment dem echten Gefühl gegenüber; und beide müssen selbst darin gleichgestellt werden, daß ebenso oft ein wirkliches Wollen als bloße Velleität, wie ein wahres Gefühl als bloßes Sentiment verdächtigt wird — in unserer reflexionzerfressenen Zeit zuweilen gar von dem Inhaber selber vor seinen eigenen Augen, und Leute wie Bogumil Goltz, die sich darin gefallen, mit ihren psychologischen Secirungen die feinsten Gefühlsfasern zu zerlegen, haben es zu verantworten, wenn sie eben dadurch die Krankheit verschlimmern, gegen welche das bloße Declamiren wahrhaftig nicht die rechte Panacee ist. **) Mancher hat wirklich Charakter, hat wirklich tiefes Gefühl und muß es sich von solchen splitterrichterlichen Seelen-

---

*) Aehnlich Flattich, a. a. O., S. 253 fg.: „Man muß unterscheiden zwischen einem rechten Vorsatz und zwischen einem fliegenden Gedanken und Wunsch. Denn gleichwie ein ordentlicher Mensch manchmal einen Raptum zum Bösen hat, also hat ein schlimmer Mensch manchmal einen Raptum zum Guten. . . . Man muß anders umgehen mit einem, der keinen eigenen Vorsatz hat, und anders mit einem, der nur einen halben hat" u. s. w. Dazu das Gegenbild, S. 341 fg.: „. . . . Leute, welche viel Feuer und Activität in sich haben. Denn träge Leute wünschen nur, und hingegen active und feurige Leute greifen sich wirklich an" u. s. w.

**) Und bei der Gemüthslehre werden wir derselben Antinomie wieder begegnen: unter dem Mikroskop der Seelenanalyse, wie ein Jean Paul es darauf stellt, kann selbst das so dichte und so glatte Gewebe der Liebe als die dunkeln, kurzgeschorenen Fäden eines Sammtstücks erscheinen, welche die selbstbetrügerische Phantasie aus dem Egoismus gesponnen.

anatomen schier ausreden lassen. Denn natürlich verliert jedes Gefühl seine naive Unbeirrtheit, sobald man es unter die Lupe hält, und jede Willensthat büßt ihre Unmittelbarkeit ein, sobald man sie vor den Richterstuhl eines künstlich gespannten und geschraubten Gewissens zieht.

Mit Nothwendigkeit tritt zuweilen gerade bei größter Festigkeit des Wollens der Schein des Gegentheils ein: wie ein Körper, dessen Schwerpunkt in Oscillation versetzt ist, hin und her schwanken muß, so kann ein Herz nicht zur Ruhe kommen und muß auch äußerlich unstet erscheinen, welchem ein unsicheres Ziel winkt, das weder verheißen noch versagt ist — und es muß um so stärker vibriren, je fester es trotzdem den Blick auf dasselbe richtet. Und mit derselben Nothwendigkeit erscheint ein Fühlen als blos gemacht, welchem eine viel verschlungene Fülle von Complicationen nicht gestattet, sich einfach geradlinig aus einer Direction seinen Inhalt zu ziehen — dann meinen alle diejenigen, welche sich selber nicht gern von Gefühlszumuthungen behelligen lassen, von Sentiments reden zu dürfen, als von bloßen „Gefühlsabstractionen". *) Ueberhaupt ist ja eine gewisse Gemüthlosigkeit Voraussetzung jedes moralischen Rigorismus — aus der Geschichte ist dafür der einzige Calvin Belegs genug — auch in seiner Kirche wurde jener einzige Schritt gethan, welcher zum Ueberschätzen der blos äußerlichen, aber absoluten Legalität

*) Daß es solche Abstractionen des Herzens wirklich gibt, soll gar nicht in Abrede gestellt werden. Dieselben verhalten sich zu echten Gefühlen wie schöne lebensvolle Gemälde mit blutfrischem Incarnat zu lebenden Gestalten von Fleisch und Blut. Wie jene, aus der rechten Perspective gesehen, unsern Sinn erwärmen können und ergreifen, so klingt's aus der Rede manches Predigers wie innige Gemüthstiefe — aber wie das Gemälde bei unmittelbarer Berührung nicht Wort hält mit vitaler Erwärmung, so verrathen sich solche Redner in ihrer Herzlosigkeit, sobald sie in individueller Beziehung, also insbesondere bei Casualreden, von dem abstracten Gemüthsschein zur concreten Herzerfüllung übergehen sollen. Darauf beruht schließlich die „Hohlheit" jeder bloßen Phrase.

führt. Man könnte vermuthen, diese Erfahrung beruhe darauf, daß solche Vertreter des kategorischen Imperativs und des: „so jemand das ganze Gesetz hält und sündigt an einem, der ist es ganz schuldig“ intuitiv — sich selber nicht bewußt — zu der Einsicht von der egoistischen Natur des Kantischen Moralprincips, wie Schopenhauer sie kritisch herausgestellt, gelangt wären; jedenfalls bringen diese Sittenrichter es über eine blos juristische Gerechtigkeit nicht hinaus, und je strenger sie in dieser sind, desto ungerechter werden sie gegen die ethische Incommensurabilität jeder Individualität als solcher. Was aber diese ganze Zwischenbemerkung mit der Definition von „charakterlos“ zu thun hat? — dies: daß man bei derselben nicht behutsam genug zu Werke gehen kann in einer Zeit, wo dieser Begriff unter die landläufigen Schimpfwörter aufgenommen ist. Ebenjene Pseudo-Kantianer ignoriren total den Unterschied des intelligibeln und empirischen Charakters — was nicht in Thaten sichtbar und handgreiflich heraustritt, existirt für sie nicht — „Tüchtigkeit“, „Brauchbarkeit“ ist ja für sie, wie bereits S. 52 fg. gerügt werden mußte, der ethische Grundmaßstab — der antik heidnisch optimistische Begriff des χρηστὸς ἀνήρ führt sie zu dem Satze: „Die Schwäche ist an sich etwas Böses“ (Julian Schmidt in „Grenzboten“, Maiheft, 1860, S. 289); denn das ist die Consequenz jeder utilitarischen, vor allem auf politische Zwecke abzielenden Moral: sie sieht mehr auf die pragmatischen Folgen, als auf die innere, ethische Bedeutsamkeit der Handlungen *) —

---

*) Wenn wir neben Julian Schmidt auch Theodor Mommsen als einen Repräsentanten der „Gesundheit“ aufführen, so gibt uns dazu nicht blos seine Römische Geschichte, sondern auch sein praktisches Verhalten zu den politischen Fragen der Gegenwart das Recht. Es ließ sich schon sozusagen a priori vermuthen, die „Gesunden“ würden einer Vergewaltigung des einzelnen Volksstammes zum angeblichen Frommen der Gesammtheit das Wort reden — denn als Juristen von der „historischen“ Schule war ihnen das „Recht“ von jeher kein ethischer, sondern ein praktischer Begriff, dehnbar wie die publica

und weil die thatsächliche Geltung ihr alles ist, so kennt sie auch keine innere Tilgung einer Schuld, weil dadurch das einmal Geschehene, in den Zusammenhang der Causalreihe Getretene, nicht wieder ungeschehen zu machen ist. Ein so bornirter Realismus darf dann auch nichts gegen die Kehrseite seines eigenen Princips einwenden, auf welcher Lieblosigkeit nichts Verwerfliches hat, solange sie nicht zu „Thaten" der Bosheit führt. Das ist der Standpunkt des Criminalrichters, aber nicht des Ethikers, für den die einzelnen Thaten nur die trüglichen, vieldeutigen Phänomene eines verhüllten Ansich sind. — Schöne Menschen-

---

salus, welche dasselbe als suprema lex normiren soll. Diese Römlingsaffen wissen nichts von einem Recht der Individualität — alles Individuelle, und würde es durch Millionen von Einzelwesen vertreten, gilt ihnen nichts gegen die abstracte Gesammtheit — immerfort führen sie die Forderung im Munde: der Einzelne habe sich und das Seinige dem Allgemeinen unbedingt unterzuordnen, aufzuopfern — nur die Capricen ihrer ganz subjectiven Superklugheit wollen sie dabei stets stillschweigend ausgenommen haben — die stehen ihnen doch noch höher als das angebliche Allgemeine — von ihrem Allesbesserwissenwollen, ihrer recht eigentlich professormäßig-dünkelhaften Hochweisheit entnehmen sie den Maßstab der von ihnen behaupteten Zweckmäßigkeit — ihr „Zweck" ist aber nichts anders als die Verwirklichung des Zukunftsbildes, welches in ihrem doctrinären Schädel von der einstigen Gestaltung europäischer, und insbesondere deutscher, Staatsverhältnisse einmal ausgeheckt oder als importirtes Hirngespinst dahinein verpflanzt ist. Sie nennen sich „historisch" und schwatzen viel von „nothwendiger Entwickelung", aber ignoriren jeden Factor der Nothwendigkeit, der nicht in ihren Kram paßt. Das Concreteste was Deutschland hat: die scharf markirten Stammesindividualitäten existiren für sie nicht — darüber fährt ihr Nivellirungseifer mit rasirender Gleichmachung hin, und es wird nicht gefragt, ob etwa wirklich das, welchem das Uebrige gleichgemacht werden soll, auch das Bessere oder wahrhaft Nachahmungswürdige sei: genug, daß es das Attractionsfähigste zu sein scheint; vor dieser vorgeblichen Thatsache ziehen sie devotest den Hut und bestreiten demgemäß jedem einzelnen Stamme, als einem bloßen „Bruchtheil" der „Nation", das „Selbstbestimmungsrecht", — und was ihnen an Rest von besserm Wissen und Gewissen geblieben ist, dient nur dazu, ihre Forderungen zu verschwommener Unbestimmtheit zu „zerbreien".

kenner das, die nie einen individuellen Fall nach seinem nur sich selbst gleichen Wesen bemessen, sondern ihn nur unter die Formel zwängen — die beständig das: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" im Munde führen, aber selber keine andern Früchte treiben, als herzlose (euphemistisch: gesunde!) Kritiken — die naiv genug sind, zu gestehen, daß ein Menschenkenner ex professo nothwendig zum Misanthropen werden muß — und weil sie hiervor sich scheuen (sie müßten dann ja ihren politischen Projecten entsagen!), auch lieber jenes nicht werden, — — um sich mit desto größerer Suffisance dafür auszugeben!

Sind wir denn aber etwa gemeint, mit dieser Expectoration eine Apologie für die Charakterlosen zu liefern? — Nichts weniger als das! Vielmehr ist das, worauf wir dringen, die Würdigung der Gesinnung als solcher — und das entscheidende Kriterium bei der Frage, ob einer Charakter habe oder nicht, ist eben dies, ob er aus einer Gesinnung heraus handelt oder nicht? Gesinnung verhält sich in unserer sinnreichen Sprache zur einzelnen Sinnesäußerung, wie das Gebirge zum Berg, das Gestein zum Stein: ist die innere Einheit nur phänomenologisch selbständiger Individualexistenzen. Wer diese Sonde handhabt, der wird zuweilen klägliche Schwäche finden, wo andere wähnen, hohen Muth bewundern zu müssen, und umgekehrt. Dem genügt nicht eine buchstäbliche oder blos negativ dem Geschehenden widerstrebende Treue, sondern er fordert jene andere, welche auch dann noch, wann vieles verloren gegeben werden mußte, weil die Gewalt es raubte, bewahrt was bewahrt werden kann — vor allem jenes Kleinod im Heiligthum, das zu erbrechen keine Gewalt mächtig genug ist — jene stille Kraft, welche auch da noch segensreich fortwaltet, wo sie auf die Verwirklichung ihrer Bestrebungen verzichten muß. —

Die Abwesenheit dieser ist es, was einen zum Lumpen macht und wohlverdienter Verachtung preisgibt, weil ihm damit zu fehlen scheint, was erst das Individuum

zum Individuum, die Person zur Person macht und die einzige Grundlage des Anspruchs auf ein „Leben und Lebenlassen" gibt.*) Dies ist die zweite Sorte von Charakterlosen, gegen welche gehalten jene erste der Schwächlinge noch eine hohe ethische Dignität besitzt. Die gesinnungslosen Wetterfahnen und Mantelträger, das ganze Heer der Renegaten und Apostaten, die sich ihre „Ueberzeugungen" wie einen neuen Rock anpassen, die Hochverräther an Recht und Wahrheit auf Tribunal, Kanzel und Katheder, die grundsatzlosen Intriguanten, denen „jedes Mittel recht ist", die glatten Verführer, welche das Gewissen ihrer Opfer einlullen — sie alle müßten hier aufmarschiren. Aber wer einen Lumpen kennt, der kennt sie alle. Nur bei einer gewissen brauchbar machenden Gewandtheit ist solche projectenmacherische Carrière, die es versteht, aus einer Stellung in die andere sich zu schwin-

*) Denn wie es ein Selbst ohne Egoismus gibt, so auch eine höchst egoistische Selbstlosigkeit — jene schwache Gutmüthigkeit, die es — nach dem Erfolge bemessen — am schlechtesten mit sich selber meint, aber auch Dankespflichten bald vergißt, weil sie gegen andere nicht treuer sein kann, als wie gegen sich selber. Ihr häufigster Typus ist jener sanguinische Schlappschwanz, der, einmal ins „Bummeln" hineingekommen, nicht mehr im Stande ist, sich daraus aufzuraffen, und selbst da, wo scheinbar eine That des Desperationsmuthes von ihm vorliegt, nur feige handelt, indem er etwas von sich wirft, was keinen Werth mehr hat, sei es sein Leben, seine Ehre oder sein Amt, und bei solchem Scheinheroismus nur die Absicht verfolgt, endlich die Anklagen des eigenen Gewissens los zu werden, die sich beschwichtigen lassen durch den selbstbetrügerischen Vorhalt, einer „Idee" sich geopfert zu haben. Mehr als ein in seiner gesellschaftlichen Stellung bereits Ruinirter ließ sich zum Ueberfluß auch noch politisch maßregeln, weil er nicht mehr ein noch aus wußte vor seinen Gläubigern, oder weil es ihm an der nöthigen Kraft zur Initiative gebrach, um ein Examen zu bestehen. Das sind die Situationen, in denen einer immer tiefer „versinkt", und solche Menschen aufgeben, heißt nur, der Einsicht der Objectivität, nicht den Eingebungen der Herzlosigkeit folgen; denn man kann nun einmal niemand helfen oder aus dem Wasser ziehen, der nicht einmal mehr die hingereichte Hand festhalten will oder kann.

deln, überhaupt möglich. Verleugnen der Ueberzeugung ist der eminenteste Mangel an Charakterfestigkeit, Lumpenthum im entschiedensten Sinne. Wird die zuerst geschilderte Klasse leicht zum Spielball der Affecte und Leidenschaften, so folgt diese mit kaltem Blute allen Anreizungen ihrer Gemeinheit, welche zugleich Niederträchtigkeit ist. Meist vor Anwendung offener Gewalt feige zurückbebend, greift sie zur List und Tücke, selbst der schimpflichsten — gleichviel ob diese ein bloßes Uebertölpeln oder ein Ueberreden durch Sophistereien erreichen soll. Und ihre niederträchtige Feigheit zeigt solche „Dreckseele" eben darin, daß sie getreten und geknetet sein will, nur gut thut, wenn man ihr mit Geringschätzung begegnet, weil man nur dadurch sich zu ihr auf den richtigen Fuß setzen kann, daß man sie „schlecht", übermüthig, oder was unter anständigen Menschen „schnöde" heißt, behandelt: dann geben solche Jammercharaktere „klein bei", und man hat Frieden vor ihnen. Das sind solche Patrone, bei denen der leere Schall das Einzige ist, was man in Besitz behält, wenn man sie „beim Wort nehmen" will — wie einem nichts als der angehängte Haarbeutel in Händen bleibt, wenn man einen Perrükenträger am Schopf zu packen versucht.

Als einer Specialität in diesem „wortlosen" Genre mag noch des weitverbreiteten Unkrauts gedacht werden, das alsbald üppig in Samen schießt, sowie es mit seinem Düngemittel — Geldsachen — in Berührung gebracht wird.*)

*) Was über diese Species Lump in seinen „Feigenblättern" Bogumil Goltz vorbringt, ist mir nicht zu Gesicht gekommen; immerhin aber bemerkenswerth, daß auch dieser ἠϑολόγος ihr eigene Abschnitte widmet. Nicht das bloße Derangirtsein in finanziellen Verhältnissen stempelt zum Lumpen — sonst gehörte neben einem Lessing und Bürger sogar ein Pestalozzi darunter — sondern die Erfindsamkeit in kleinen Gaunereien, durch welche immer der Nächste noch frecher — keineswegs immer feiner, nicht selten nur um so plumper — „angeführt wird", als sein leichtgläubig-gutmüthiger Vorgänger. Bald sind's bloße Beschwichtigungen, bald directe Unehrlichkeiten.

Wer hätte sie nicht schon beobachtet, jene traurige Stufenfolge allmählichen Versinkens, auf welcher — meist unter ängstlichster Bewahrung sonstigen „Anstandes“ — solche Leute hinabgleiten, die einmal der Gravitation des Schuldenmachens und Nichtwiederbezahlens verfallen sind! Gerade im sogenannten Ehrenpunkt pflegen diese Herren äußerst heikel zu sein, brausen auf bei allem, was noch so entfernt einer Beleidigung ähnlich sieht — würden „sich schämen“, einen schäbigen Rock anzuziehen und nicht überall etwas „Elegantes“ herauszukehren — aber jedem Gläubiger sehen sie frech ins Gesicht, die Lüge alsbald vergessend, mit welcher sie ihn vor einer Stunde schamlos hingehalten — wo sollten sie auch bleiben, wenn ihnen immer vor der Seele schwebte, was sie gesündigt schon in diesem Stücke? Doch mögen hiervon diejenigen Fälle expreß ausgesondert werden, wo der Fehler fast ganz auf Seite des Intellects zu fallen scheint — sie werden sich daran erkennen lassen, daß der „Leichtsinn“ alsbald mit der „Verlegenheit“ aufhört, also scheinbar eine moralische „Besserung“ eintritt, scheinbar, weil eine Veränderung den Willen kaum berührt, die vorwiegend in äußern Verhältnissen vor sich geht. Das Volksgefühl hat hierfür einen ziemlich sichern Maßstab: es urtheilt da gelinde, wo die bloße Unfähigkeit, sorgfältig über sein Vermögen zu „disponiren“, zu allerlei „schwindelhaften“ Nothbehelfen und Ausflüchten verführt — wo gar keine Leidenschaft, kein Gefühl, keine Willensbethätigung sichtbar ins Spiel tritt. Freilich, schlechthin ein ethisches Adiaphoron wird es auch dann nicht: läßt sich aus der Abwesenheit der nöthigen Energie auch kein Schluß auf „gut“ und „böse“ ziehen, und bleibt ein solches Verhalten auch gewissermaßen sui generis, das zum Theil unter den Begriff Trägheit muß subsumirt werden — so zählt doch diese selber zu den Dingen, die einen Mangel an indirecter, formaler Tugend beweisen, und im Hintergrunde ruht immer etwas von direct ethischer Substanz: Eitelkeit, Bequemlichkeit, Ueppig=

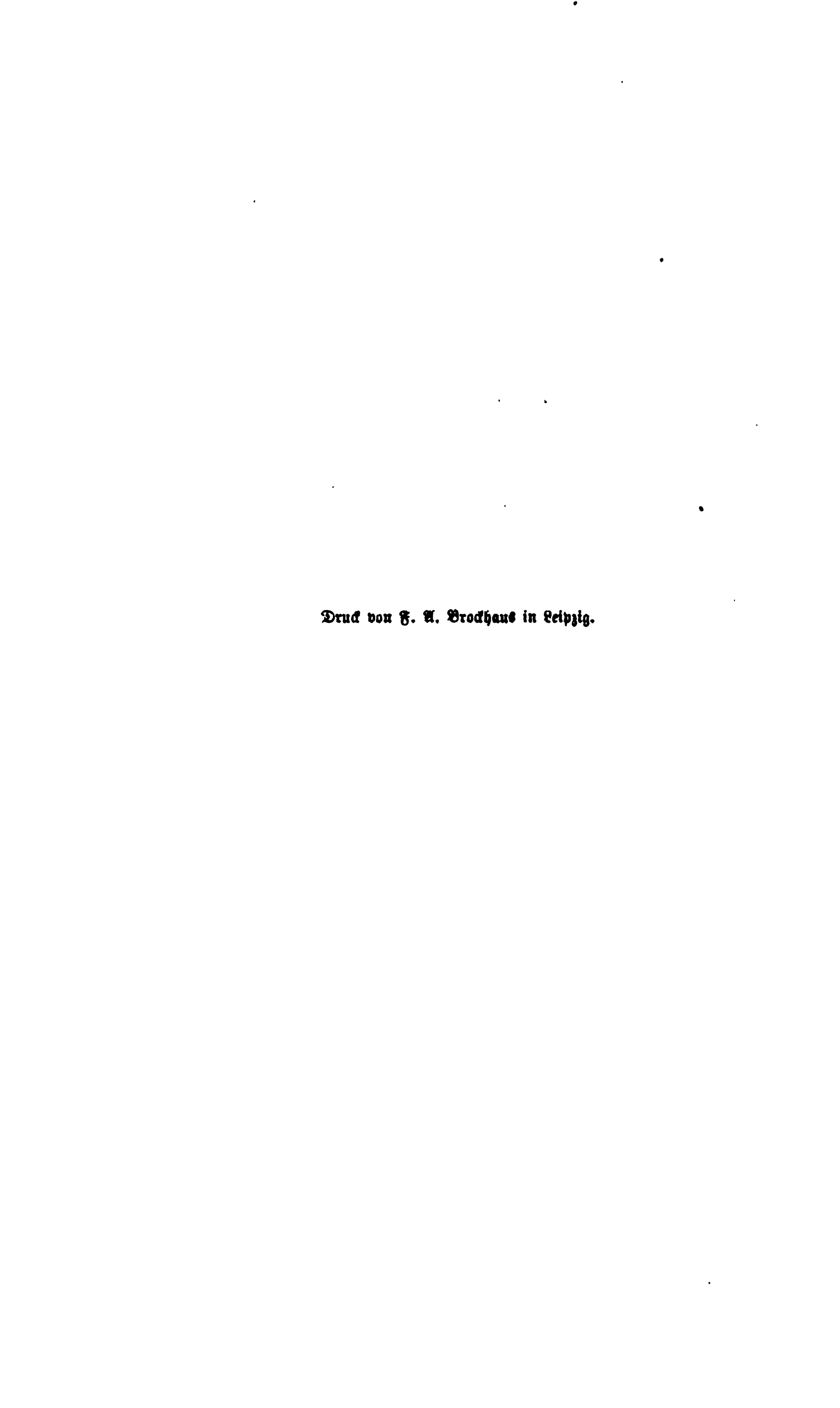
keit der Sinne — und je nach dem Intensitätsgrade dieser egoistischen Grundlage wird auch das Verdict strenger lauten, vollends wo anderweitige Heuchelei hinzutritt.

Noch vollständiger aber hängt diejenige Form der Charakterlosigkeit vom Intellect ab, welche wir als die letzte hier wenigstens kurz erwähnen müssen: die schlaffe Unselbständigkeit, welche ihren Schwerpunkt ganz in fremden Autoritäten hat — dem eigenen Urtheil nicht traut, an die eigenen Grundsätze keinen in sich selber ruhenden Glauben hegt und zu scrupulös ist, um mit halbem Glauben es darauf ankommen zu lassen — deshalb im Anlauf auch leicht verzagender Hypochondrie zum Raube fällt.

Und damit schließt sich gewissermaßen die Peripherie des in diesem Abschnitt über den Eigensinn und was dem anhängt von uns durchwanderten Kreises, in sich zurückkehrend, wieder mit sich zusammen: gerade wie solcher Charakterlosigkeit mit vernünftigen, der Reflexion entstammenden, Maximen und Regeln die feste Standarte fehlt, so bethätigt sich ja auch im Eigensinn ein ähnlicher Indifferentismus gegen die Vernünftigkeit — und das ist es, was ihn so unberechenbar macht, ihn so leicht umschlagen läßt in das Wollen des Gegentheils von dem eben noch Gewollten, sodaß es oft genügt, an die Stelle eines Gebots das entgegengesetzte Verbot treten zu lassen, um den Eigensinnigen zu dem zu bringen, wozu man ihn haben will. Denn auch jene Autoritätssklaven und das ganze servum pecus imitatorum kann man ja dazu vermögen, in einer ihrer bisherigen diametral zuwiderlaufenden Richtung sich fortzubewegen, wenn einem zufällig auch für diese ein αὐτὸς ἔφα zur Hand ist — sei es auch nur ein scheinbares oder verfälschtes — da rufen sie alsbald aus: „Ja dann freilich!“

Berichtigungen.

Seite 10, Zeile 8 v. u., statt: und über, lies: über
» 58, » 11 fg. v. o., st.: und andere vorzuführen muß, im Gehorsam gegen ästhetische Gesetze, selbst der Dichter überhaupt vermeiden, l.: und andere, welche überhaupt vorzuführen, selbst der Dichter im Gehorsam gegen ästhetische Gesetze vermeiden muß,
» 79, » 7 v. o., st.: πρότηρον, l.: πρότερον
» 112, » 8 v. u., st.: Oginsky („Sehnsuchtswalzer"), l.: Oginski („Polonaisen")
» 393, » 7 v. u., st.: diese, l.: dieses
» 404, » 9 v. u. setze einen Punkt nach „quality"
» 404, » 18 v. u., st.: ad, l.: at.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beiträge

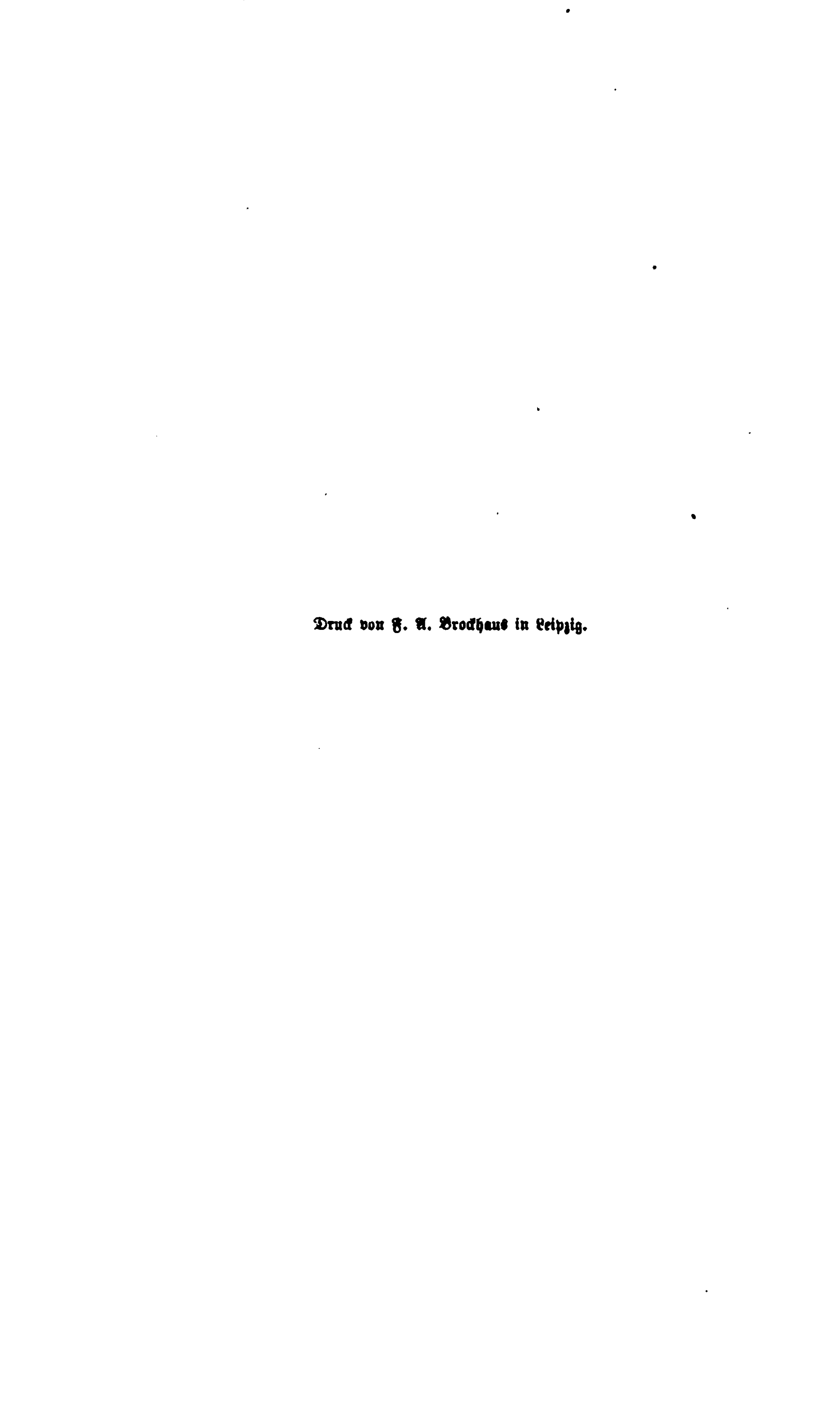
zur

Charakterologie.

Mit

besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen.

Zweiter Band.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beiträge

zur

Charakterologie.

Mit

besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen.

Zweiter Band.



Beiträge

zur

Charakterologie.

Mit

besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen.

Von

Dr. Julius Bahnsen.

Zweiter Band.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1867.

Inhalt des zweiten Bandes.

Problematische Naturen.

Die Formen des Selbstgefühls.

Ethisches und Halbethisches.

Die Antinomien des Gemüths.

Besondere und absonderliche Charaktertypen.

(Einige charakterographische Skizzen.)

Anhang I.

Kurze Monographie über charakterologische Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geschlechts.

Anhang II.

Aphorismen zur „Völkerpsychologie".

Problematische Naturen.

1. Das Wesen der problematischen Natur im allgemeinen.

Schon öfter, insbesondere auch bei den zuletzt behandelten Formen, begegneten mir Charaktererscheinungen, welche vermöge des Widersprechenden in ihrem Wesen der Beurtheilung besondere Schwierigkeiten darbieten und somit auch der charakterologischen Entmischung nicht leicht zu lösende Probleme stellen. In diesem Sinne möchten wir für sie den Ausdruck „problematische Naturen" adoptiren, welcher neuerdings, aus einer Aeußerung Goethe's*) aufgegriffen,

*) „Es gibt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheuere Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt" (Goethe's Werke in 40 Bänden, 1840, III, 174, unter Sprüche in Prosa. Maximen und Reflexionen — 2. Abth.). Darf man hiermit „Bedenklichstes" — ebend. S. 348 — zusammenhalten, so wäre das „Problematische" dabei nicht allzu schwer zu lösen, denn es wäre nichts anderes, als das natürliche Misverhältniß, welches allemal sich ergeben muß, wo „sittliche Unreife" (d. h. das Ausbleiben jener Uebereinstimmung zwischen Wollen und Können, in welche Schopenhauer das wesentliche Merkmal des „erworbenen Charakters" setzt) sich Aufgaben stellt, denen sie sich nicht gewachsen wissen sollte. Denn freilich ist es besser, gar nicht erst es mit einer Heldenthat zu versuchen, als in ihrer Ausführung sich zu klein und schwach zu finden — das demüthigt nur und raubt noch mehr von der Energie; verfällt also wie jede andere „Vermessenheit" (im Sinne der Kantischen Etymologie: das Falsch-abgemessen-haben der eigenen Kraft) der Strafe der ὕβρις und als sittliches Don-Quixotenthum obendrein der Komik jederlei „romantischer Caprice", selbst wo es äußerlich noch so nüchtern auftritt.

durch Spielhagen's gleichnamigen Roman mehr geläufig als über jede Misdeutung erhaben dürfte geworden sein.

Will man eine recht populär lautende Bestimmung dessen, was wir hier darunter verstehen, so können wir sagen: es sind diejenigen, bei denen man sich wundert, daß sie zugleich so edel und so gemein, so groß und so kleinlich, so aufopfernd und so egoistisch, so milde und so hart, so mitleidvoll und so grausam, so zart und so rücksichtslos, so eigenwillig und so nachgiebig, so stolz und so schüchtern, so heroisch und so bedächtig, so offen und so verschlossen, so gerade und so intriguant sich zeigen, und bei denen alle diese Widersprüche nicht nur sozusagen strichweise nebeneinliegen, sondern auch in- und durcheinander gemischt und gewischt gehen. Das findet dann die Oberflächlichkeit blos widerlich, ekelhaft breiartig, während sie in ihrer Geradlinigkeit sich wenigstens ästhetisch imponiren läßt von solchen, an denen man das Entgegengesetzte gewissermaßen streifenweise unterscheiden kann. Allerdings gibt jenes leicht die verächtliche Armesündergestalt und nur dieses den „heldenhaften" Verbrecher, und die Criminalgeschichten à la „Pitaval" sind die ergiebigsten Fundgruben für jene. Allein die Keimansätze zu solcher Verächtlichkeit sind wol in den meisten vorhanden — nur treiben sie — außer in begünstigender Mistbeetluft — selten an die Oberfläche tretende Sprossen.

Aber auch um Beispiele aus der Geschichte braucht man nicht gerade verlegen zu sein; es hat mich immer bedünken wollen, als liefere Cromwell hierfür den wahrhaft classischen Ektypus: zugleich burlesk und pathetisch, derb und salbungsreich, kalt besonnen und schwärmerisch erhitzt, fromm und doch nichts weniger als sanftmüthig, demüthig und hochfahrend, genial und bornirt, von excentrischster Subjectivität und doch von grausenhaft nüchterner Objectivität, sodaß man angesichts einer Individualität wie der seinigen recht inne wird, wie es unter Umständen charakterologischer Umsicht unmöglich ist, ein Aut-Aut von

Gut und Böse auszusprechen, da es nicht im Bereiche menschlicher Urtheilskraft liegt, alle Widersprüche damit zu beseitigen, daß man Phänomenales (beziehungsweise Erheucheltes) und Wesenhaftes mit Sicherheit voneinander sondere. Uebrigens dürfte es den welthistorischen Höhen unserer eigenen Gegenwart nicht an interessanten Seitenstücken hierzu fehlen. Und wie einander widerstreitende Motive solche Doppelheit der Erscheinungen hervorrufen können, wird alsbald begreiflich, wenn wir Herrschsucht grausam und Dankbarkeit zugleich milde und nachsichtig machen sehen. — Mancher ist groß in der Grundtendenz seines Strebens nach Wahrheit und Gerechtigkeit — aber das θεῖον φθονερόν stellte ihn in so kleinliche Verhältnisse hinein, daß er in all seinem Thun und Trachten nur ein Zerrbild seiner eigenen Natur darzustellen vermag. Wieder ein anderer ist von erhabener Gesinnung nach dem ethischen Grundzuge seines Wesens — aber gewisse Specialneigungen — das, was man seine „schwache Seite" nennt, — gravitiren zu sogenannten niedrigen Leidenschaften, und Trunksucht oder Liederlichkeit bauen sich der Entfaltung seines „bessern Selbst" vor — ich denke dabei z. B. an Fälle, wo man nicht mit dem Vorwurf der Heuchelei auskommt, wenn ein au fond ehrlicher Prediger wie J. J. Rousseau (dessen „Confessions" gewiß einen fortlaufenden anschaulichen Commentar zu dem an die Hand geben, was hier in abstracto behandelt wird), weil er die eigenen Kinder ins Findelhaus getragen, seiner erhabenen Tugendlehre das Motto voranstellen muß: „Thuet nach meinen Worten, nicht nach meinen Werken!" — Und noch einfacher ist die Vertheilung des Widersprechenden an verschiedene charakterologische Factoren, wenn eines Weichheit Ausdruck der ethischen Seite seines Gemüths und seine harte Unfreundlichkeit — sein „unwirsches" Gebaren — nur die Form seines schroffen, in extremer Energie vorbrechenden Temperaments ist, sodaß er mit allem Fug von sich sagen darf: „ich bin eben nur darum hart, weil ich weich bin" — nicht blos in jener

Hinsicht, in welcher schon Kant bemerkte, daß gefühlvolle Menschen oft hartherzig werden, nachdem sie sich in andern getäuscht gefunden, — und in welcher Schiller klagte:

> Doch alles ist so klein, so eng;
> Hat er es erst erfahren,
> Da sucht er in dem Weltgedräng'
> Sich selbst nur zu bewahren:
> Das Herz, in kalter, stolzer Ruh',
> Schließt endlich sich der Liebe zu —

sondern auch in der bestimmtern, daß ohne tiefere Impressionabilität ein rechter, für die Vertheidigung der Herzensheiligthümer auflodernder Zorn gar nicht denkbar ist.

Damit man jedoch nicht wähne, jede problematische Natur sei als solche nur eine in der generatio aequivoca der Hypercivilisation sich erzeugende Sumpfpflanze, so erinnere ich nochmals an das räthselhafte Doppelwesen, dessen Bild aus den sämmtlichen Schilderungen der Indianerrasse uns entgegentritt: dieselbe Rothhaut ist bald verschlossen, wie nicht leicht ein anderes Menschenkind, und bald von einer Beredsamkeit, wie sie bei keinem andern Naturvolk sich wiederfindet; von bewundernswerthester Ausdauer in Entbehrungen und regellosen Strapazen und von raschester Hinfälligkeit unter jeder stetigen Anstrengung; von wunderbarster Vielseitigkeit receptiver Begabung und doch dem Zigeuner gleich an absoluter Uncivilisirbarkeit; von unerhörter Apathie gegen Körperschmerzen, daß es kein Phlegmatiker Europas ihr darin gleichthut, und doch von einer mehr als sanguinischen Heftigkeit in Zornesaufwallungen.

Bei wiederholten Gelegenheiten haben wir uns bereits salvirt gegen allzu weit ausgedehnte Folgerungen des Praktikers (zumal Criminalisten und Pädagogen) aus unsern rein theoretischen Prämissen, welche nur so weit Gültigkeit haben, als man sich in jedem einzelnen Falle ihre Limitabilität durch die unauszählbare Fülle individueller Möglichkeiten der Concrescenz gegenwärtig hält —

haben mit einem Wort das „Problematische“ unserer ganzen Untersuchung schon mehr als einmal betont: jetzt wenden wir uns mit diesem Abschnitt zu dem speciellen Versuch zurück, die Begreiflichkeit gewisser empirischer Charaktere zu erleichtern, und sind eben angelangt bei solchen, welche selbstverständlich dem analysirenden Charakterologen wie dem gestaltenden Dichter die einladendsten sein müssen, weil an ihnen so grelle Widersprüche in die Augen springen. Und auch der von beiden empfangende Leser kommt dabei nicht zu kurz — denn was anders ist das Tröstende an Dichtung und Wissenschaft, wie eben jenes, was den Physiker einem Gewitter gegenüber ruhiger bleiben läßt, als den abergläubischen Wilden: das entdeckte Gesetz, das Wissen um die Schranke der Kräfte, auch der Menschennatur, um ihre Duldens- und Thatfähigkeit? — Damit ist dem Dichter schon im allgemeinen das Recht gewahrt, sich ebenso abzukehren von den generellen Alltags- wie von den abstracten Idealmenschen zu jenen, an deren Würdigung der blos nüchterne Kritiker so leicht verzweifelt. Das blos Alltägliche hat kein Recht auf poetische Darstellung, eben weil das Alltägliche im Leben besser ist als in der Poesie der Alltäglichkeit; der Pessimismus will großartiger illustrirt sein als durch Vorführung von Albernheiten (wie zum Theil bei Thackeray); wir wollen Menschenwürdiges sehen auch da noch, wo es in Schlamm begraben ist, und die Weltanarchie nicht von blos viehischen Gassenlumpen repräsentirt, sondern wie sie ans Edelste und Höchste der Menschheit zerstörend hinanragt. Und für das Verlangen nach Ungewöhnlichem mag daran erinnert werden, wie nicht blos die neueste französische und fast noch ausschließlicher die englische Belletristik mit ihren „Sensationsromanen“ solchem Geschmack huldigt, sondern unter den Deutschen selbst ein Dichter von so unleugbarem Beruf wie Friedrich Hebbel den Muth gehabt hat, fern ab von der altbetretenen Heerstraße seine eigenen Bahnen zu wandeln..

Es ist eben um die „Einheit der Charaktere" nichts so Simples, daß jede Romanleserin gewöhnlichen Schlags sie sofort müßte durchschauen können; ein Etikett ist leichter aufgeklebt, als seine Echtheit beglaubigt — sonst bildeten ja alle „bösen Zungen" unter den Klatschmäulern, die immer so „schnell fertig mit dem Worte" sind, ein respectables Tribunal; und die tugendstolzen Frömmlerinnen hätten niemals frevelnd dem Weltenrichter ins Amt gegriffen. Aber was wissen solche von der Discrepanz des Phänomenalen und Essentiellen? Sie sehen einen Menschen aufwallen in lebhaftem Zorn — das ist ihnen genug, um ihn für „heftig" auszugeben, mag er in Wahrheit auch „von Herzen sanftmüthig und demüthig" sein, wie sie selber es nie gewesen. Denn was kümmert sie, in ihrem Verdammungseifer wider die „sündhafte Natur", die Einsicht, daß es die tiefsten, am zartesten organisirten Gemüther sind, welche auch vom leichten Anlaß energischer afficirt werden, als die grobkörnigen? Oder wären die Deutschen seit den Nibelungenzeiten her die langrächende („lancræche") Nation gewesen, wenn sie nicht die gemüthsinnigste wären? „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich" — was heißt das anders als: nur gemeine Naturen sind so oberflächlich, daß bei ihnen auch kein Zerwürfniß tiefgeht? Versöhnlichkeit ist eine schöne Tugend, wo sie das Product wirklicher Selbstüberwindung, im Herzen durchgekämpften Verzeihens ist — aber sie ist ein werthloser Schein oder kindische Schwäche, wo sie der Unfähigkeit entstammt, ernstlich zu hassen — denn wer das nicht kann — wenigstens in thesi kann — der ist ebenso wenig echter Liebe mächtig; wer sich nicht im Mitgefühl so mit fremdem Leid zu identificiren vermag, daß er andern widerfahrene schnöde Unbill als ihm selber angethan empfinden kann und demgemäß den Todfeind des Freundes zum eigenen macht: der kann so wenig lieben wie hassen. Schließlich ist jeder Parteihaß Ausdruck einer solchen Verallgemeinerung des eigenen Selbst, und in ihm ist jedes Verzeihen gleichbedeutend mit Verrath — und doch

ist der Parteihaß zuweilen ein „heiliger Zorn", der auch die Edelsten entflammen muß. Ein edles Gemüth kann Kränkungen vergeben, aber nicht so bald auch vergessen — einer vulgären Seele verwischt sich jeder Eindruck leicht, deshalb wird sie schnell beleidigt, aber kann auch ebenso schnell mit einer Rappierritze jede Spur des erlittenen Schimpfes abkratzen, während solcher — der bloße „Touche" durch Worte — am Edeln gar nicht haftet. — Denn eine Beleidigung als solche, ein Angriff auf die Ehre, hervorgegangen aus Mangel an Achtung, erzeugt Haß, eine Kränkung stets ein Zeugniß, daß es an Liebe fehle — innern Schmerz und vielleicht Mitleid mit dem Uebelthäter; jene greift nur die äußere Ehrenstellung in der Meinung anderer an, diese richtet sich gegen die Selbstachtung und hat ihre Freude daran, im Gekränkten das Bewußtsein der eigenen Schwäche zu nähren und zu erhöhen. So regt sie, den giftigen Dolch der Verdächtigung schwingend, den Kern der Individualität, zumal den guten, aber irrenden Theil auf, mindert damit das Wohlgefallen am eigenen Dasein und so was noch an Freude über die eigene Existenz vorhanden sein mochte; verletzt wirklich, tödtet innerlich, während jene nur äußerlich schadet und scheidet. Insofern können wir nur von — moralisch oder wenigstens intellectuell — uns Ebenbürtigen oder Ueberlegenen gekränkt werden; beleidigend schimpfen kann uns jeder Gassenbube; von Thersites werden die Helden beleidigt, aber von Agamemnon ist Achill gekränkt, weil es darauf abgesehen ist, diesem das Bewußtsein zu schmälern, er stehe in seinen Ansprüchen dem ersten wenigstens gleich, wie in seinem Werthe über allen.

Wenn wir aber in der angegebenen Weise den Gebrauch der Bezeichnung „eine problematische Natur" erweitern, werden wir allerdings auch solche Erscheinungen unter diesem Kapitel zu betrachten haben, die nicht so sehr objectiv Widersprechendes in sich tragen, als nur einer unzureichenden Beurtheilung scheinbare Räthsel aufgeben —

über die nur derjenige sich verwundert, welchem die Schärfe der Distinction abgeht, um anscheinend Unvereinbares unter die Einheit eines höhern, die vermeintlichen Gegensätze umfassenden Begriffs zu subsumiren — oder, wie wir mit Zurückweisung auf die „Inductorischen Vorbetrachtungen" sagen können, wir werden hier Fälle nebeneinanderstellen, die dort, I, 3—13, von einander gesondert wurden. Andererseits kann ein gewisses Bedürfniß der Symmetrie, welches an dieser Stelle nicht eine allzu magere Exemplification darbieten möchte, uns auf die Besprechung von psychisch-ethischen Vorgängen bringen, welche mit gleichem Recht dem Abschnitt von den Antinomien des Gemüths hätten vorbehalten bleiben können.

2. Die problematische Natur in ihren Erscheinungsweisen unter besondern Verhältnissen. a) Nach seiten des Vertrauens gegen andere.

Zu den Scheinantinomien, welche nur für eine oberflächliche Beobachtung entstehen, haben wir vornweg alle diejenigen Fälle zu stellen, in denen Menschen sich gegenseitig zu fern bleiben, um über einander ein auch nur einigermaßen sicheres Urtheil zu gewinnen. — Wie sehr ist überhaupt ein Sich-kennen-lernen durch Vertrauen bedingt — aber wie schwer käme es wiederum zu diesem, wenn dasselbe allemal erst von näherer Bekanntschaft abhinge und nicht vielmehr durch ein jeder „Bewährung" voraufgehendes, sympathisches vorläufiges Creditgeben hervorgerufen würde? Ohne letzteres Hülfsmittel käme man gar nicht aus dem Cirkel heraus: Vertrauen führt zu Vertraulichkeit und diese zu jenem. Also auch hier kein Beleg, wenigstens kein unzweifelhafter, für die vielbeliebte „Wechselwirkung"! Man höre nur die verschiedenen Urtheile über einzelne Charaktere! Der eine nennt denselben überaus „offen", welchen ein anderer ganz „verschlossen"

findet — als ob es unter andern das Sprichwort gar nicht gäbe: „Wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder.“ — Wer, durch etliche Erfahrungen gewitzigt, sein Herz nicht mehr zur Bude macht, darin all seine Geheimnisse jedem beliebigen Käufer feilstehen, der gilt für verschlossen, obgleich er ein haarsträubend aufrichtiger Freund ist — wer alle seine kleinen Affairen mit scheinbarer Treuherzigkeit ausplaudert, heißt offen, so „dicht er auch hält“, sobald sein Vortheil oder die Gunst „hoher Vorgesetzter“ ins Spiel kommt. „Narren und Kinder sagen die Wahrheit“ lautet das bereits in anderm Zusammenhang angezogene Sprichwort und erinnert abermals daran, wie auch an der Tugend der Aufrichtigkeit neben dem sittlichen Wollen der Grad intellectueller Einsicht in die Reihe möglicher Folgen seinen Antheil hat. Dasselbe wird bestätigt durch den Unterschied der Geschlechter in Hinsicht auf die Verschwiegenheit: die Weiber verschweigen besser was sie *wollen*, die Männer besser was sie *sollen*; die Weiber sind in eigenen Angelegenheiten verschlossener, selbst gegen die vertrautesten Freunde, um desto indiscreter fremde Herrlichkeiten zu beklatschen. Die Männer bedürfen der Freunde, um sich über ihr Innerstes auszusprechen, aber fremde Geheimnisse sind bei ihnen grabestief verwahrt; sie sind zuverlässiger, die Weiber nur diplomatischer. Die Weiber bringen es im simulare ohnehin viel weiter als die Männer, aber auch im dissimulare übertreffen sie diese, zumal in jener Form der reservatio mentalis, welche halb schon ein simulare ist und in welcher die Diplomaten excelliren nach der Pseudo-Talleyrand'schen Maxime. Da wird nicht gerade eine directe Unwahrheit ausgesprochen, aber die Worte, welche bestimmt sind, „die Gedanken zu verbergen“, werden so gefaßt, daß sie mit einer gewissen Nothwendigkeit den Hörer oder Leser irreleiten über die eigentliche Absicht. In solch „neckischem“ Wesen der Zweideutigkeit hat aber der weibliche Geist eine seiner Forcen. So erklärt sich's nicht nur, daß Weiberränke in den Cabi-

neten so oft den Ausschlag geben, sondern auch, daß eine gewisse Gewandtheit in solchen Dingen unter die Requisiten „gesellschaftlicher Feinheit" gehört, seitdem unsere Geselligkeit mit ihren Formen unter Frauenherrschaft steht. Die höhere Kunst des Salontons und aller conventionellen Windbeutelei hat ihr Geheimniß in der Geschicklichkeit, mit Nein und Ja dasselbe zu sagen, d. h. unter scheinbaren Widersprüchen die identische Wahrheit auszusprechen und zu verhüllen. Unser „o ja!" ist stets ein halbes Nein, wo es ein wenig gedehnt herauskommt — und alle Noten zwischen fremden Mächten zielen nur darauf ab, den einen Satz zur Rückzugslinie für den andern machen zu können, je nach Bedürfniß. Die Médisance der Hofgeschichtchen wurde wol nicht blos am Wiener Congreß die ergiebigste Quelle für die Aushorcher der wirklichen Intentionen. Da scheint ein Varnhagen von Ense seine Liebhaberei für kleinlichen Skandal ausgebildet zu haben. Aber auch solch Manöver einer oratio obliqua konnte nur vorhalten, bis es durchschaut war; dann mußte die Wirkung eintreten, daß uns heutzutage nichts anderes so zugeknöpft macht wie die Unart schamloser Veröffentlichung unsers allerprivatesten Thuns.

Und bringt es das seichte, flüchtige Urtheil nicht selbst bis zu einer Verwechselung der Begriffe: „verschlossen" und „versteckt"? Ein „versteckter" Charakter wird freilich niemals und gegen keinen offen sein können — denn er hat eben etwas, was er verbergen, verheimlichen will — das ist seine Tücke — deshalb nennt ihn die Sprache auch „heimtückisch". Ein solcher hat gar keine Freunde, während eine gewisse „Verschlossenheit" unter die Vorbedingungen jedes werthhabenden Freundschaftsverhältnisses gehört — denn wo bliebe sonst die Garantie der „Verschwiegenheit?" und wo andererseits das Vertrauen, wenn es sich nicht zugleich als Offenheit äußerte? Die lauernden Duckmäuser sind die eigentlich Verdächtigen — activ wie passiv — hos tu, Romane, caveto! Und vor ihnen

sich zu hüten, ist gar so schwer nicht: sie haben bei aller Verschmitztheit eine gewisse Geradlinigkeit des Sichgleichbleibens; ein wenig Vorsicht schützt vor den Folgen ihrer Unzuverlässigkeit; der populäre Sprachgebrauch — gleichviel ob mit Recht oder Unrecht — warnt vor ihnen unter dem Namen der Jesuiten; der unfreie Blick verräth sie alsbald selbst dem wenig erfahrenen Auge; nur ihre überlegene Ränkekunst macht sie dem Ehrlichen gefährlich; Deutschlands Unheil, soweit es von Oesterreich ausgegangen, beweist es schon bald ein halbes Jahrtausend.

Man braucht doch kaum mehr, als sich die Scala der Opposita klar zu machen, um vor den gröbsten Fehlgriffen in dieser Beziehung sicher zu sein. Der Redseligkeit steht die Wortkargheit gegenüber — aber der redseligste Mädchenmund kann doch ein uneinnehmbares Bollwerk zum Schutz der eigenen Geheimnisse sein, und mancher bereute es schon, dem wortkargen Aushorcher sich in die Hände geliefert zu haben, weil dieser mit unzeitiger Enthüllung ihm den fatalsten Streich spielte. So wenig gibt Wortkargheit eine Garantie für Verschwiegenheit, wie Redseligkeit allemal mit Schwatzhaftigkeit zusammenfällt. Der Wortkarge benimmt sich vielleicht nur stramm, d. h. er legt sich ganz in selbstsüchtigem Interesse eine klugberechnende Zurückhaltung auf, aber trägt kein Bedenken, durch ein einziges Wort, das er mit Achselzucken oder Naserümpfen fallen läßt, die ganze Existenz eines andern zu gefährden. Ihn beschämt unter Umständen ein Redseliger durch ein straffes Wesen, vermöge dessen einer seine Kräfte anspannt, also auch, wo es sein muß, die sonst leicht „mit ihm durchgehende“ Zunge im Zaume hält. — Dem „versteckten Wesen“ gegenüber wird uns unheimlich zu Muthe — denn wir vermissen die Geradheit, welche mit bloßer Verschlossenheit sehr wohl zusammengehen kann. — Blos offen und nie verschlossen wird auch nur derjenige sein, der in einem leeren Hause wohnt oder sich von lauter ehrlichen Leuten umgeben wähnt, welchen

so wenig ein Diebs- wie ein Vergeudungsgelüste zuzutrauen sei — so fiel manchet Gickgack den großstädtischen pick-pockets für Schnupftücher Leibes und der Seele in die Hände und kehrte doch nicht einmal als Gänserich heim, sondern blos wieder als Gickgack. Wer dagegen von Haus aus oder durch Erfahrung ein Gran Vorsicht besitzt, der denkt ans „Führe uns nicht in Versuchung!“ und läßt, auch wenn er Hausgenossen von erprobtester Ehrlichkeit um sich hat, nicht den Schlüssel im Pult stecken. Oeffnet er dieses aber einmal vor fremden Augen, so kann man darauf rechnen, daß was er zu zeigen hat auch des Hinsehens werth sei — mehr als ein bunter Trödel, wie das zu sein pflegt, was der blos Offene aufzuweisen hat.

Ein Besonnener, den weder Eitelkeit noch Leichtsinn — diese gewöhnlichen Triebfedern vulgärer Offenheit — weiter treiben, wird nur so weit offen sein, als er seinem eigenen Selbst vertrauen darf oder als ihn, der allervertrautesten bewährten Freundesbrust gegenüber, ein edles Beichtbedürfniß oder das Verlangen nach Gemüthsantheil gehen heißt.*) Wer diese Schranken überschreitet, kann in allen nicht gänzlich gleichgültigen Dingen nur auf Kosten seines eigenen Vortheils offen sein — und muß den Preis jener Gutmüthigkeit zahlen, welche auf der Leichtgläubigkeit ruht, sei diese nun der Ausfluß eigener Treuherzigkeit (denn treuherzig ist, wer, weil er selbst Treue hegt, auch bei andern alles für baare Münze nimmt und nichts Arges erwartet) oder lediglich ein Sympton

*) Und solchem Bedürfniß helfend entgegenkommen, die vom Druck eines Geheimnisses wie gelähmte Zunge zu lösen versuchen, den sich scheu Verschließenden leise auf ein Plätzchen hinweisen, wo er seine Bürde niederlegen könne: das mag man wohl ein Freundschaftsstück nennen, womit einer dem andern die Wohlthat erzeigt, ihm ein Seelenvomitiv einzugeben, sofern nur weder gemeine Neugier noch charakterologische Jägerliebhaberei ins Spiel kommt, sondern einer mit gutem Gewissen auf Simon Dach sich berufen darf:

Der Mensch hat nichts so eigen u. s. w.

der Unerfahrenheit und ohne Beweiskraft für den Satz: „Es sucht keiner den andern hinter dem Ofen, als wer selber dahinter gesessen."

Hier mag denn zugleich auch einer gewissermaßen unfreiwilligen Unverschlossenheit Erwähnung geschehen — man könnte sie psychische Nacktheit nennen. Es gibt nämlich fadenscheinige Seelen, die haben nur noch den Glanz der Kahlheit, nicht den der weichen, sanftgestrichenen Glätte; das rauhe Leben hat sie abgegriffen, sodaß jetzt das Gewebe ihres Wesens bloßliegt in seinen einzelnen Kreuzungen — gewichen ist der letzte Schimmer von einem Schein unterschiedsloser Einheit, und sie verschmähen es, denselben täuschend zu ersetzen, weil sie gleichgültig geworden sind gegen das Urtheil der Welt. — Solche Seelen verdienten wol Mitleid, sind aber meistens blos ein Gegenstand des verachtenden Hasses, weil an ihnen das Geheimniß sich verräth, wie wir alle nur zusammengehalten werden durch die Verschlingungen unserer Widersprüche, und wie das Sterben und der Tod — also das ganze Leben — eben nur darin besteht, daß das In- und Uebereinandergeschobene zerreißt und zerschleißt. — (So führt, wie so manches auf den ersten Anblick befremdliche Gleichniß, in seiner Ausführung auch dieses auf eine durch Trivialität abgeschwächte Metapher — „verschleißen"!)

3. Fortsetzung. b) Nach seiten des Selbstvertrauens.

Der angedeutete Zusammenhang zwischen Vertrauen und Selbstvertrauen läßt uns mit den wirklichen oder scheinbaren Widersprüchen in den Aeußerungen des erstern die Antinomien innerhalb des letztern nahe zusammenreihen.

Wie das nach außen sich wendende Vertrauen in dem Glauben an den guten Willen anderer wurzelt, so das Selbstvertrauen in dem Glauben an das eigene Können in

allerlei Weise der Bethätigung. Mit dieser Basis ist es Schwankungen ausgesetzt, deren Extreme nicht minder das Aussehen factischer Widersprüche gewinnen können. Frische Entschlossenheit und lähmendes Zagen sehen wir oft in raschester Folge bei demselben Menschen wechseln — ja, wer im einen Augenblick als feige erscheint, kann uns im nächsten durch seine Tollkühnheit in Erstaunen setzen; der Hamlet-Typus ist nur der geläufigste Ausdruck dessen; aber vielleicht gibt es unter den willenskräftigsten Helden der Weltgeschichte so wenig eine Ausnahme von jener Wandelbarkeit menschlicher Stimmungen (man denke an Friedrich II. von Preußen u. a.) als unter den Glücklichsten einen, der nicht schon in den Wunsch eingestimmt hätte, „den nächsten Tag nicht zu erleben". — Insbesondere ist es eine andere Ruhe, mit welcher der sieghoffende Krieger in die Schlacht geht, und eine andere, mit welcher er sich zurückzieht, sei es, daß er geschlagen das Gefühl der Niederlage hat, sei es, daß er in blindem Gehorsam ihm unverständlichen Befehlen des Generalstabs folgt. Letzteres ist offenbar eine viel schwerere Probe des wahren Muthes als das blos kecke Vordringen der Tapferkeit — und bezeichnend genug: die Franzosen verstehen sich am wenigsten auf eine ehrenvolle Retirade: ihre Bravour ist von jener auch dem Sanguiniker erreichbaren Art, an welcher gesunde Nerven das gute Beste thun. Manchen verließ die Courage im Kugelregen, der im Vertrauen auf seine Geschicklichkeit im Führen der Klinge auf der Mensur stets seinen Mann gestanden. So pflegen ja die Frauen uns Männer auszulachen ob unserer größern Scheu vor Nadelstichen und kleinen Brandwunden — aber zu den seltenen Perlen ihres Geschlechts gehören, die wie des Brutus Porcia und die Stauffacherin ihre Gatten ermuthigen zum Ausharren auf dem drangsalvollern Posten, wo es den Kampf mit Entbehrung und Verlust äußerer Ehren gilt. Ein tapferes Weib geräth alsobald in Verdacht männischen Wesens, aber an dem, was man

moralischen Muth nennt, übertreffen auch die zartesten Frauen nicht so ganz ausnahmsweise herculische Männer. Denn der sogenannte physische Muth wird entweder zurückzuführen sein auf das Bewußtsein, seiner körperlichen Kraft oder Gewandtheit sich anvertrauen zu können, oder auf solch eine Superstition, wie man sie den Negern und slawischen Barbaren nachsagt: wer hier fällt, hofft daheim wieder aufzuleben. Dagegen kann moralischen Muth nur haben, wer weiß, daß es ihm an Duldekraft nicht fehlt, daß keine Entsagung ihm zu schwer sein, kein noch so schwerer Druck die Hülfsquellen seines Geistes und Herzens abdämmen werde, oder, sofern moralischer Muth überall sich zeigen kann, wo mit geistigen Waffen gekämpft wird, wer sich im Besitz des ideellen Rechts und, zu dessen Behauptung, einer intellectuellen Ueberlegenheit über den Gegner weiß. Ueberhaupt zeigt sich die Tapferkeit blos in, der Muth auch schon vor dem Kampfe und wo die Gegenwehr versagt ist. Der Tapfere vergißt, der Muthige verachtet bei vollem Bewußtsein um ihre Größe die Gefahr.

Schon S. 69 fg. kamen hierher gehörige Scheinwidersprüche zur Erwähnung. Was uns aber dort blos als Erkennungszeichen für die individuelle Form der Reagibilität interessirte, hat hier die Erörterungen über Imputabilität und Modificabilität hinter sich — und es läßt sich wenigstens die Aufgabe bezeichnen, welche an dieser Stelle die charakterologische Deduction zu lösen hätte, wenn von der Induction das Material bereits vollständig beschafft wäre. Es müßte dargethan werden, welchen Antheil physiologisch-pathologische Nervenzustände, traditionelle Erweckung des Ehrgefühls und andere „erziehliche" Einflüsse auf die so verschiedenartigen Aeußerungsweisen des Selbstvertrauens haben. Allein in den weitaus zahlreichsten Fällen getraue ich mir nicht, über den Standpunkt der bloßen Description hinauszugehen, welcher sich begnügt zu sagen: es ist einmal so! und bekennt, von einer eigentlichen Erklärung abstehen zu müssen. Insbesondere gilt

dies von dem Naturunterschiede zwischen den beiden Geschlechtern. Der dem Weibe eigenthümlichen Contenance ward auch bereits in anderm Zusammenhang gedacht und constatirt, daß sie mehr Sache des Instincts als der Reflexion sei. Wäre die bloße „Vernünftigkeit" im Stande, solche Wunder der Selbstbemeisterung zu wirken, so müßte es übel aussehen um die Vernunft gar mancher in Abstractionen ergrauter Denker — denn ein kleines Mädchen von noch nicht zwei Jahren würde sie übertreffen können an Fähigkeit, aufsteigende Gefühlswallungen zu verbeißen; und es scheint nur eine durch Uebung einer solchen Naturanlage gesteigerte Virtuosität, wenn wir nachher das erwachsene Frauenzimmer es dahin bringen sehen, daß es, wie es scheint durch rein abstracte Motive, selbst solche Reizreflexe wie die Schamröthe zu reprimiren weiß. Da muß augenscheinlich eine, vielleicht durch Gewöhnung erleichterte, eigenthümliche Functionirungsweise des Nervenapparats zu Hülfe kommen — und wo solche Unterstützung in auffallendem Grade versagt wird, kann das volle Gegenstück eintreten, welches wir wahrnehmen in der Unfähigkeit muthigster Krieger, den Affectionen momentaner Schreckhaftigkeit erfolgreichen Widerstand zu leisten.

Ein ganz analoger Hergang ist es, wo wir Männer von hoher sittlicher Würde den Impulsen eines momentanen Affects widerstandslos erliegen sehen, während sie den Anreizungen einer tiefen Leidenschaft sich jahrelang mit größter Selbstbeherrschung entgegenstemmen; es werden dieselben oder denjenigen wenigstens wesensverwandte sein, welche nicht jede Probe des physischen Muths bestehen, aber an ihrem moralischen Muthe keinen Zweifel aufkommen lassen; sodaß sich, unter Vorbehalt gewisser Einschränkungen, die Proportion ergäbe: der physische Muth verhält sich zum moralischen, wie der Affect zur Leidenschaft. — In die beiden vordern Glieder geht der Reiz als Coëfficient ein, die beiden hintern haben es rein nur mit eigentlichen Motiven zu thun. — Wie weit Reize von Motiven können

überwältigt werden, darüber entscheidet in erster Linie nicht die Mächtigkeit des abstracten Denkvermögens, sondern ein inneres Verhältniß der primitiven Factoren des Willens selber zueinander. Und das Arsenal, welches die Waffen zu solchem Kampf in die Hand gibt, muß wieder in der Communionsprovinz belegen sein. Die Forderung: der Krieger solle im Schlachtenfeuer Herzklopfen und Ohnmachtsanwandlungen zu bändigen stark genug sein, besagt nicht, daß man ihn verantwortlich machen wolle für die Stärke seiner vernünftigen Reflexion — denn so unmittelbar steht ja die intellectuelle Individualanlage nicht unter dem Gesetz der Imputabilität — sondern sie drückt das ethische Postulat aus, daß er in seinem Willenskern jenes früher (I, 114 fg.) beschriebene ὑπομόχλιον in sich trage, welches als Pflichtgefühl oder „Begeisterung" der vermittelten Motivation die Handhabe darreiche, woran er könne „fortgerissen" werden. — Wie bezeichnend ist überhaupt dieser Ausdruck: fortgerissen werden! was „fortreißt" — sei es die eigene Leidenschaft, sei es die übermächtig erregte Bewunderung oder was sonst immer — wirkt wie eine äußere Gewalt auf den Menschen, alles zurückdrängend oder niederwerfend, was im eigenen Wollen sich dem opponiren möchte. Und „Dämonen" wie „Besessensein" sind nur gegenüber gewohnheitsmäßiger Abschwächung ursprünglichen Wortsinns stärkere Bezeichnungen für dieselbe Vorstellung, welche den Griechen lehrte, von ἐνθουσιασμός als etwas Gottgewirktem zu reden.

4. Fortsetzung. Das Selbstvertrauen in specieller Steigerung.

Und wie wir früher hervorhoben, daß je nach der individuellen Corporisation verschiedene Spirituosa verschiedene Rauschwirkungen und verschiedene Nachwehen hervorbringen, so hängt es allerdings auch von der charak-

terologischen Individualität ab, von welchem Pathos und in welchem Grade je einer gepackt und enthusiasmirt wird. Darum kann einer gleichzeitig die „nüchternste" Ruhe und einen bis zur Ekstase gesteigerten Seelenrausch an den Tag legen. Schon hiervon — und nicht blos im engern Umfang der bald für sich zu betrachtenden Verführbarkeit — gilt Gellert's Wort:

Ein jedes Herz hat seine Welt;

und nur die Beachtung der nach ihren Objecten verschiedenen Specialinteressen kann hier den Ariadnefaden im Labyrinth bunt sich kreuzender Scheinwidersprüche in fester Hand behalten. Wer „kein Herz für eine Sache hat", wird sich ihr zu Liebe auch nicht freiwillig in Gefahr begeben — insofern kann auch der Schein der Feigheit entstehen, wo in Wahrheit nur sollte von Gleichgültigkeit gesprochen werden. Nur wer gar nichts hat, was ihn warm machen kann, wer immer blos an sich und sein momentanes Wohlsein denkt, unterliegt uneingeschränkt dem Vorwurf der Feigheit, wenn er sich dennoch an einen Platz hat stellen lassen, wo Unerschrockenheit zu den besondern Pflichten gehört. Vom Weibe verlangt ein Verständiger nicht den Muth des Feldherrn oder Staatsmanns — und umgekehrt: von einem Themistokles nicht die Treue einer Hero oder Julia; von einem Kant nicht die Todesverachtung eines Decius Mus, wohl aber, unter Umständen, von einem Dorfschulmeister den Märtyrerheroismus eines Jordano Bruno. Ein Goethe mag „Quietist" bleiben, wo ein Fichte sich ereifert.

Wenn aber so ein jeder nach dem Maße seiner „Gaben" in Anspruch genommen wird; wenn „Furchtsamkeit" bei schwachen Kräften nichts Ehrenrühriges hat, und die Verachtung der Feigheit eigentlich allemal auf der Voraussetzung ruht, daß der Feige trotz ausreichender Kräfte dem Kampfe auszuweichen sucht; wenn „Angst" direct so wenig das Gegentheil von Muth wie von Tapferkeit ist,

sondern auch das gänzlich egoismuslose Bekümmertsein um fremdes Wohl bezeichnen kann; wenn die Unentschlossenheit bei aufgezwungener Initiative leicht in ein sich überstürzendes Handeln hineingeräth: so reichen doch alle diese Erwägungen nicht hin, um zu gerechter Würdigung des im einzelnen Fall sich kundgebenden Selbstvertrauens uns zu führen, sondern wir müssen noch einmal ganz expreß uns vorhalten, daß keineswegs allemal die eigene Kraft im Selbstinnesein einen sichern Maßstab für ihren wirklichen Grad und Umfang besitzt, so wenig wie umgekehrt von der Stärke des Selbstvertrauens ohne weiteres auf die Kraft, die ihm zu Grunde liegt, darf geschlossen werden. Denn auch das Selbstvertrauen ist einer innern Kräftigung und Schwächung fähig, deren Eintritt von der Zufälligkeit gewisser Gelegenheiten abhängt. Je nach der Weise, wie man sich vor sich selber in gewissen Situationen bewährt, entscheidet es sich, ob das Vertrauen zur eigenen Kraft wächst oder abnimmt — ein bloßer Unfall kann darin auf lange Zeit hin vieles verderben und ein unverhofftes Gelingen über jedes Vermuthen hinaus fördern. Deshalb ist eine Erziehungsweise in ihrem vollen Recht, welche in methodischer Stufenfolge solche erprobende Gelegenheiten herbeiführt — darauf beruht alles, was man als den „moralischen Werth" der Turnübungen preist — und wie man den zaghaften Knaben am Gurt ins Wasser wirft, damit er genöthigt werde, schwimmen zu lernen, so macht zuweilen ein Vater unwillkommene Erfahrungen, wenn er seine Töchter aus Eitelkeit anhält, zu Pferde zu steigen, und hernach gewahrt, wie diese „Schule" sie an rasche Entschlossenheit und unerschrockenes Beharren gewöhnt. Ja, ein jeder nach längerm Schwanken gefaßter „beherzter" Entschluß stärkt nachhaltig das Selbstvertrauen — er „klärt" das ganze Streben, indem er ein für allemal den Willen vom Hemmniß entgegenstehender Motive befreit und so aus der Klärung die Sicherheit des Handelns gebiert — in diesem Sinne ist es wahr: dem

Muthigen, d. h. dem, der sich über seine Zwecke völlig klar geworden ist, gehört die Welt. Und was so zunächst viâ privationis sich vollzieht, das nimmt einen positiven Charakter an in jenen außerordentlichen Fällen, wo ein großer Eventualentschluß zur Sicherstellung gegen alle kleinen Abmahnungen augenblicklich drohender Gefahren dient. Ein solcher Entschluß wirkt in analoger Weise, wie wir früher das Gelübde wirken sahen, und ist in demselben Sinne ein Reservoir der Entschlossenheit, in welchem Schopenhauer die Grundsätze und Maximen ein solches für die ethischen Willensrichtungen nennt: von daher holt man sich im Einzelfall die Nachhut zur Unterstützung wankender und schwankender Entschließungen. Wer sich fest vorgenommen hat, auf den Fall des Eintretens gewisser Vorkommnisse sofort das Aeußerste auszuführen: der geht ruhig, weil „gefaßt“, allen Eventualitäten entgegen — den schmerzen wol noch die sich ereignenden Widerwärtigkeiten, können ihn selbst beugen, aber niemals ganz „unterkriegen“. Das war das Geheimniß König Friedrich's II., der nach seinen schwersten Niederlagen nur noch darüber zweifeln konnte, ob der Augenblick bereits gekommen sei, von seiner Giftphiole Gebrauch zu machen; denn das schneidet gründlichst alles fernere Irrlichteliren ab und läßt nur noch eine einfache Alternative übrig: Erfolg oder Tod; an jener zum voraus unerschütterlich festgestellten Wahl gewinnt das Wollen seinen sichersten Halt. Dabei braucht nicht gesagt zu werden, daß nur von Haus aus feste und starke Charaktere im Stande sind, ihrem eigenen Wollen ein solches eventuelles Ultimatum zu stellen; aber nicht alle festen und starken Charaktere werden mit unausweichlicher Bestimmtheit von den Umständen in solche einfache Alternative gedrängt — und ohne sie geht ihnen mit der Gelegenheit, sich a posteriori kennen zu lernen, leicht die sichere Selbstschätzung ab: ihr Selbstvertrauen bleibt in deteriorem partem trüglich. Sonst könnte der Name des deutschen Michel (d. h. des Großen und Kräftigen) nicht

so gröblich misverstanden zum Ausdruck der Selbstverachtung geworden sein. Aber noch mehr als den Deutschen sagt man den Russen trotz ihrer Urkraft die Unfähigkeit nach, zu irgendwelcher Selbstgewißheit zu gelangen. Es soll dies freilich zunächst eine Eigenheit ihrer intellectuellen Kraft sein — allein theilen sie nicht diese gerade mit hervorragenden Geistern? Wer es mit der Erforschung der Wahrheit am ernstlichsten nimmt, fühlt sich ja am ehesten eingeengt durch die Schranken menschlichen Erkennens — dem flachen Schädel scheint alles schier selbstverständlich — dem energischen Denker zuletzt gar nichts — das weiß man auch nicht erst seit gestern.

Die naive Gedankenlosigkeit bleibt unbeirrt in ihrem Vornehmen — wer sich gewöhnt, sich erst „ein Urtheil zu bilden", verfällt leicht „der Blässe des Gedankens"; und nur wer überhaupt ein Urtheil hat — Schopenhauer zählt einen solchen den monstris per excessum bei — kann dem eigenen Urtheil mistrauen, wie nur der Gewissenhafte „geplagt werden von Scrupeln und Zweifeln". Oder sollten es ganz singuläre Einzelerfahrungen sein, wenn wir solche kennen lernten, welche die Tiefe ihres eigenen Wesens kaum anders als in einem mit der Sicherheit des Instincts richtig ahnenden Widerwillen gegen alles oberflächliche Wesen offenbarten, zu scheu dem Selbsterkannten Ausdruck zu geben, im Bewußtsein, daß jedes Wort als solches ein unzureichendes bleibt? welche nur deshalb lieber fremdem Rath als der eigenen Einsicht folgten, weil es ihrem Streben nach vollster Helle im eigenen Kopf noch nicht licht genug war, und die, vielleicht heuchlerisch forcirte, Zuversicht, die sie an andern wahrnahmen, ihnen den Irrthum erzeugte, daß in deren Gehirn alles fest und klar dastehe? also auch hierbei sich das — vermeintlich — Bessere als des Guten Feind erweist? Werden wir in solcher Trüglichkeit des nicht sowol fehlgreifenden als erschütterten Urtheils nicht geradezu die Ergründung des Räthsels einer sonst unbegreiflichen Verführbarkeit edler, nach dem Besten

trachtender Gemüther zu suchen haben? Wird nicht damit erst das Geschwätz zur Ruhe verwiesen, welches in Faust's Gretchen auf Anzeichen einer „sinnlichen Natur" Jagd macht und gegenüber der Hebbel'schen „Maria Magdalena" von psychologischer Unnatur und eitel Bizarrerie zu reden sich unterfängt? Sind denn alle Abhandlungen über die „dämonischen Elemente" in der Tragödie umsonst geschrieben? — und haben jene unverbesserlichen Rationalisten in Aesthetik und Ethik niemals Mächte an sich selber wirksam gefühlt, welche „die Vernunft", d. h. die Berechnungen egoistischer Hingebungsunfähigkeit oder angelernter Katechismusregeln der hausbackenen Moralität, „gefangen nehmen unter den Gehorsam" gegen überlegene Sophismen eines ungehörnten Mephistopheles? Wer von dem allen nichts weiß, ist so wenig zur Abgebung eines literarischen wie eines criminalistischen Verdicts berufen; denn er kennt nur seinen Codex, aber nicht die Lücken, welche die Incongruenz zwischen Abstraction und Realität darin gelassen. Wo jene Rigoristen die herrlichste Wesensharmonie von einem weitklaffenden Riß durchsetzt erblicken, da vernehmen sie fortan nichts als schrille Dissonanz, wie wenn eine gesprungene Saite, selbst wo sie unersetzt bleibt, das ganze Instrument verstimmen müßte und nicht auf den übriggebliebenen sich noch die reichsten Melodien spielen ließen. Es gibt auch auf ethischem Gebiete Virtuosen, denen, wie Paganini, eine einzige Chorde genügt zur Entfaltung einer ganzen wunderbar großen Tonwelt! Mehr als *eine* Prostituirte blieb die *alles* opfernde Mutter!

5. Weitere Fortsetzung. c) Nach seiten der Verführbarkeit.

Oder warum sollten wir anstehen, hier auch das delicate Gebiet der sexuellen Erregbarkeit zu betreten? Die Charakterologie hat ja nicht die Absicht noch Pflicht, ein Brevier für höhere Töchterschulen zu liefern — sie wendet

sich nur an solche, die sich selbst schon einen „Charakter" beilegen dürfen — wozu also von der Thatsache schweigen, daß mehr als eine Deflorirte sich durch nichts auszeichnete als durch die Stumpfheit ihres Sexualsinnes? oder warum zimperlich die Erfahrung ignoriren, daß es mancherei Liebebedürftigkeit gibt und mehr als ein argloses Gemüth Entehrung fand, wo es Trost, Halt und Anlehnung suchte? — Seit den ersten Werken der George Sand bis zu den jüngsten von Amadée Achard *) haben insbesondere die Franzosen öfter die Aufmerksamkeit hingelenkt auf jene unseligen Wesen, die an der Krankheit verbluten, „nicht lieben zu können", so gern sie es auch möchten. Es gibt weibliche Naturen, für die scheint ein Unterschied der Geschlechter fast nicht vorhanden, die scheinen den meisten todtenhaft kalt — und wirklich: ihr wie ein Fieber zehrendes Sehnen nach Liebenkönnen und Geliebtwerdenkönnen fühlt an der Außenseite so leichenhaft frostig sich an wie ein kalter Schweiß. Und freilich ist es gefährlich, wenn spröde Herzen erwarmen, denn alles Spröde wird durch Wärme — zumal die plötzlich herangebrachte — leicht gesprengt.

Wer die Hegel'sche Auffassung von der Ehe, nach welcher es auf persönliche Zuneigung vor derselben nicht sonderlich ankommen soll, weil solche sich schon hernach einstellen werde auf dem Wege der Gewohnheit und des Pflichtbewußtseins, ja, nach welcher jeder höhere Grad der geschlechtlichen Wahlverwandtschaft buchstäblich als bloße „Caprice" bezeichnet wird — wer, sage ich, diesen Standpunkt in seiner ganzen Roheit erkennen will, der studire eben jene Romane, deren Thema es ist, nachzuweisen, daß diese Einigung sich nicht einstellt und die mishandelte Natur deshalb — leicht genug freilich wiederum nur auf Irrwegen tappend — anderswo sich ihr

*) Vgl. „Nada", erschienen (1864 oder 1865) in der Revue des deux Mondes.

Recht sucht. Und wenn Lorenz Dieffenbach in seiner „Vorschule der Völkerkunde und Bildungsgeschichte“ hervorhebt, daß noch heute bei Juden und deutschen Großbauern die Eheschließung ohne sonderlich sichtbare Nachtheile für Treue und Befriedigung ein, solch nachträglicher Einigung vertrauendes, Contractgeschäft sei, bei welchem beiderseitige Berechnung den ordinären Vortheil zum pastor copulans bestellt: so legt das vorläufig nur ein nicht allzu günstiges Zeugniß ab für den in jenen Kreisen herrschenden Grad der Gemüthsinnigkeit (was allerdings bei Semiten weniger befremdet als bei Germanen). Aber vor einseitigem Absprechen warnt doch auch die danebenstehende Thatsache, daß in Familien, die auf solchem Wege gegründet sind, das Pietätsverhältniß zwischen Aeltern und Kindern ein, wenn auch nicht allzu zärtliches, doch überaus kräftiges sein kann. Die Stärke des kindlichen Gehorsams bei den Juden ist allgemein anerkannt und das Wort: „Der Mann wird Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen“, scheint gerade für sie am allerwenigsten gesagt. Danach könnte es scheinen, als ob „die Geschlechtsliebe mit eigensinniger Auswahl“ nur auf gewissen Culturstufen ihre volle Wahrheit hätte (Schopenhauer in seinem bekannten Kapitel rechnet ihre Abwesenheit ja auch unter die Formen der Gemeinheit und in seinem „Nachlaß“, S. 408, veröffentlicht Frauenstädt eine Stelle, nach welcher die Stärke dieses Wahlbedürfnisses nicht außer Beziehung zur intellectuellen Begabung steht). Allein dem widerspricht nicht nur die Literatur der Dorfgeschichten (deren angebliche „Naturwahrheit“ in vollem Umfange zu vertreten wir zwar keineswegs gesonnen sind), sondern auch das unantastbarere Zeugniß der erotischen Volkslieder aus allen Erdstrichen. So bleiben denn die erwähnten Ausnahmeverhältnisse als exceptionelle kenntlich, zu deren Erklärung man sich theils bei den ethnologischen Eigenthümlichkeiten und theils bei der Macht der Sitte in gewissen Volkskreisen nach den entscheidenden Bedingun-

gen umsehen mag. Und was davon in diesem Zusammenhang uns angeht, führt uns zugleich auf eine Ergänzung des besagten Kapitels, für dessen Schroffheit der „Nachlaß“ des Meisters auch eine Milderung nicht schuldig bleibt. Leider läßt uns der Herausgeber gerade darüber ohne Auskunft, in welchem der Manuscripte die a. a. O., S. 405, mitgetheilten Sätze sich finden: „Caritas und amor, auf dieselbe Person und gegenseitig gerichtet, geben eine glückliche Ehe. — Caritas und amor haben ganz in der Tiefe eine gemeinschaftliche Wurzel.“ — Wenn nämlich in „Senilia“ und unter einem diesseits 1858 liegenden Datum, so dürfte ich die Vermuthung wagen, sie seien angeregt durch einen ihm brieflich von mir geäußerten Gedanken: „Der amor kann sich zur caritas verklären und widerstreitet schon darum nicht unbedingt den Motiven der Selbstverneinung.“ Doch dem sei wie ihm wolle: hier liegt uns die Umkehrung desselben Gedankens noch näher: die caritas kann sich zum amor vergröbern. Denn: latet anguis sub herba — hinter dem Herzen lauern die Nerven! So weit sind ja doch auch die „sentimentalen“ Erotiker nicht in einer bloßen Täuschung befangen, als es wahr ist, daß was bei nur einigermaßen feinfühlenden Gemüthern vom entstehenden amor zuerst ins Bewußtsein tritt, nicht der sogenannte „grobsinnliche“, nackte Genitalreiz ist. Vielmehr thut sich — sogar bei solchen, die im übrigen keineswegs auf ihre „Herzensreinheit“ pochen dürfen — zunächst ein Gemüthsbedürfniß kund, welches sich schwerlich unterscheiden läßt von der Sehnsucht, mit der man nach der Nähe des vertrautesten Freundes und deren ungestörtem Genusse Verlangen trägt — die Vorstellung des eigentlichen „Besitzes“ steht noch ganz im Hintergrund — und thut das Scheiden gleich noch so weh, weil der Wunsch steten Beisammenseins so mächtig vorwiegt: es hat doch auch seine Ersatzmittel, ja seine ihm ganz allein eigenthümlichen Reize: der Wesensaustausch auf dem Wege der Briefe kann um so länger ohne allzu schmerzliches Gefühl des Entbehrens fortgesetzt werden, je

reicher die Austauschenden an innern Schätzen des Denkens und Fühlens sind — und wenn dem nicht so wäre, dann müßte ja der Inhalt von Liebesbriefen noch ungleich eintöniger und werthloser sein, als er der Regel nach wol wirklich ist — aber nicht weil es Liebesbriefe, sondern weil die Liebenden an Gemüth und Geist gleich arm sind. Wer nun aber diese primordiäre Erscheinungsweise dessen, was wir mit bezeichnendem und nicht blos zufälligem Doppelsinn „Liebe" nennen, im Auge behält, der kann sich über die Leichtigkeit der Täuschung gerade in den besten, zumal weiblichen Gemüthern nicht wundern. Der Lovelace verwendet Heiligstes zu Brückenständern für seine Belagerungskünste, und die Maske des berathenden Freundes oder gar des herzerleichternden Beichtigers ist die gefährlichste, welche die Verführerabsicht vornehmen kann. *)

---

*) Viel weniger sicher berückt die mitleidheischende Klage eines schmachtenden Werther. Denn diese begegnet einer eigenthümlichen Waffe des weiblichen Instincts. Wir glauben bisweilen, ein Weib herzloser Koketterie zeihen zu dürfen, weil es sich mit naivem Stolze rühmt, so und so viel Körbe ausgetheilt zu haben. Aber was dabei wie eine mitleidlose Schadenfreude sich äußert, kann harmloser sein als wonach es aussieht. Ein Weib, das nur auf den reichern oder vornehmern, glänzendern Freier wartet, hat zwar kein Recht, sich dessen zu rühmen, daß es den ärmern oder unscheinbaren verschmäht hat — aber eins, das der Versuchung, überhaupt „unter die Haube zu kommen", widerstanden, auch ohne schon einen bestimmten Andern im Herzen zu tragen: bei dem ist es kein schlechthin verwerfliches Selbstgefühl, wenn es offen von sich bekennt: ich harre noch des Rufs vom „Genius der Gattung" und nehme nicht den ersten besten, „der mir in den Weg gelaufen". Um die vielverhöhnte Phrase: „es muß nur der Rechte kommen", ist es freilich eine gar eigene Sache: da könnte nach dem „Rechten" einer kommen, der noch mehr der „Rechte" wäre, und zuletzt der „Allerrechteste", wie es in so manchen Salonromanen wirklich zugeht. Da ist es wirklich eine specifisch aristokratische Caprice, ein abstractes Spiel mit abstracten Idealen zum Deckmantel für die Souveränetät eines völlig haltlosen Herzensbeliebens zu nehmen — da gibt es gar keine Ahnung davon, daß man auch

Je demüthiger aber, je freier von eitelm Selbstgefühl ein Weib ist, desto mehr Chancen hat der unter solcher Larve heranschleichende Verführer. Dem wahrhaft beschei-

---

Vertragspflichten künftiger Resignation eingeht mit Werbung und freigegebenem Jawort. Wo — denn von solchen Fällen ist natürlich abzusehen — kein Zwang gewaltet hat, da muß nach allgemein ethischem Gesetze jeder die Folgen selbstgefaßter Entschlüsse auf sich nehmen und ihnen gemäß sein Leben einrichten. Und allerdings ist das das Wahre an der philiströsen Rede: „das andere findet sich hernach", daß alle diejenigen, welche überhaupt Nüchternheit genug besitzen, in aller Gemüthsruhe Ehepacten zu entwerfen und zu unterschreiben, hernach auch die Sache leicht als ein reines Rechtsgeschäft betrachten und behandeln werden, was bei leiblicher Gewissenhaftigkeit die Garantie einer glücklichen Ehe gibt, während Leidenschaft und Gemüthstiefe, wie wir auch anderswo noch sehen werden, gerade dem friedlichen Beisammenleben der Engstverbundenen die schlimmsten Gefahren bereitet. Auf Rechnung dessen ist es in der That wenigstens theilweise zu setzen, worauf sich Schopenhauer gegen Gwinner (S. 150) unter anderm berief, daß „die Hälfte aller Capitalverbrechen in England zwischen Ehegatten begangen werden". Die sich so vernünftig bereden miteinander oder durch Vermittelung von Aeltern und Basen, die haben sich nur vorzusehen, daß sie nicht „betrogen" werden, wie auf dem Wochenmarkt auch — da gibt es keine „Gemeinschaft der Güter", weder Mammons noch des Geistes und Gemüths — so verträgt und erträgt man sich unschwer. — Der Gemüthsmensch dagegen ist leichter verletzt und bleibt leichter unbefriedigt in seinen reichern und mannichfachern Bedürfnissen. Jedoch am allerübelsten ist er daran, wenn er um den Einsatz seines Herzens und Lebens nichts erhandelt als eine — „klug" resignirte Frau, der ihr „Rechter" entgangen. — Aber gerade weil für das Weib die wichtigste Wahlentscheidung, die es in seinem ganzen sittlichen Leben zu treffen hat, die über den künftigen Gatten ist, während der Mann zu Tausenden von malen in die Lage gebracht werden kann, sein ganzes Selbst einzusetzen: gerade deshalb steht ein Bewußtsein hierum dem Weibe so wohl an — und weil ihr das Liebesleben mehr ist als, nach jenem bekannten Worte, eine bloße „Episode", darum verzeihen wir ihr, was wir dem Mann als eine Härte anrechnen würden: nicht Mitleid zu haben mit dem Weibe, das ihn liebt und das er nicht wieder liebt (woraus Bürger sein „Problem" entnommen). Er ist auch noch auf anderm Schauplatz der Kämpe im Dienst des „Willens zum Leben", sein Wille geht nicht wie der des Weibes gänzlich auf in die bloße Botmäßigkeit unter dem „Genius der Gattung", gegen den unbedingt unterwürfig, dem harten

denen Sinne bleibt der Gedanke ganz fern, Reize zu besitzen, welche anlocken könnten; und daß solche echte Bescheidenheit so überaus selten gefunden wird, kann die Wahrheit der gemachten Folgerung nicht aufheben, wiewol sie allen unglaublich bleiben mag, deren „gesunde" Frivolität in ihrem Faust umsonst das Wort gelesen:

Du lieber Gott! was so ein Mann
Nicht alles alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da
Und sag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwissend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't;

— und wirklich ist ja, wie schon angedeutet, das „alles, alles denken können" nicht das plumpeste und gröbst gewobene unter den Netzen der Verführer. Wer aber gar noch des Mephistopheles Recept hinzunimmt:

Ich sing' ihr ein moralisch Lied,
Um sie gewisser zu bethören;

wer den Warner macht vor Anderer schlimmer Absicht; wer

Gotte eine ehrliche, in ihrem Thun und Lassen ihn und sein Recht predigende Priesterin geblieben zu sein, dem Weibe ein Bewußtsein ist, vor welchem das sonst ihr Geschlecht reichlicher zierende Mitleid verstummen muß. Dabei darf es nur nicht bis zur Neckerei des armen Verschmähten gehen, denn in solcher würde sich verrathen, daß mehr selbstsüchtige, individuelle Eitelkeit als daneben, und kaum noch indirect, der strenge, andere Opfer fordernde Genius einen Triumph sich bereitet hätte. Ganz in diesem Sinne setzt Schiller's „Spaziergang" die Gegensätze des tiefsten möglichen Abfalls von ihrer Treuepflicht auf seiten beider Geschlechter dicht nebeneinander:

Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke; die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.

Und wir können die Schärfe des Gegensatzes noch um etliche Grad steigern: für den Mann kann, selbst noch nach begonnener „Verneinung des Willens zum Leben" und gerade infolge dieser, die caritas zum letzten Kanal werden, mittels dessen der amor einen Zutritt in seine Adern findet.

sittliche Indignation heuchelt über den Mangel an Zartgefühl bei dritten; wer in den Zeiten trübseligster Rathlosigkeit als scheinbar uneigennützigster Helfer sich erbietet: wahrlich, der umgarnt nicht blos einen Sinn, dessen Einfalt für Einfältigkeit gelten könnte: nein, der macht wie gewisse Musikstücke den festen Willenskern allmählich zerfließen und stößt zuletzt den an den feinsten Nervenfäden gewetzten Dolch ins aufgeweichte Herz, die schon in anderm Zusammenhang erwähnte Polarität zum Spießgesellen nehmend: post moestissimam tristitiam avetur libido.

So meine ich das vorher gestellte Problem von der „Verführbarkeit edler, nach dem Besten trachtender Gemüther" nicht ohne eine Lösung gelassen zu haben und füge nur noch eine allgemeine Bemerkung hinzu über formal charakterologische Bedingungen auf beiden Seiten. Weil die Sphäre der Verführbarkeit Impressionabilität und Reagibilität sind, ist dieselbe auch mit langsamer Empfänglichkeit so wohl vereinbar, und die edelste Form des anämatischen Temperaments fällt ihr am öftesten zum Raube — am leichtesten vor dem heimtückischen Anlauf jener minengrabenden Lovelaces und Roquairols, welche, die Stärke ihrer Spontaneität verleugnend, ihrem cholerischen Ungestüm das Leitseil des Phlegmatikers anzulegen wissen, und wo jener dennoch durchbricht, selbigen als unschädlich sanguinisches Uebereilen beschönigen — bis das sicher gemachte Opfer daliegt und die Raben niedersteigen. Ein Sanguiniker kann den Don Juan wol nachäffen, aber nie die Rolle „durchführen", dazu fehlt es ihm an ausdauernder Stetigkeit. Und wer in unsrer Darstellung wieder lauter subjective Paradoxien finden will, dem mögen noch ein paar Zeugen dieselbe glaubhafter machen. An Goethe's:

> Doch wem nichts daran gelegen
> Scheinet, ob er reizt und rührt,
> Der beleidigt, der verführt,

und das verwandte: „On n'est pas séduit que par ce

qui trompe“ knüpft Melchior Meyr in „Ewige Liebe“, von tiefer charakterologischer Einsicht inspirirte Erläuterungen und insbesondere eine treffliche Ausführung des deteriora sequor an, aus welcher der Satz: „Hinter all der Liebe und Rührung steht doch ein Wille, der sich vorbehält zu thun, was ihm gefällt“, allerdings mehr die metaphysische Würdigung der Sache berührt, als einen directen Beleg zu dem liefert, worauf es uns hier zunächst ankam: nachzuweisen, wie unsicheres Selbstvertrauen einen wesentlichen Antheil an der hier besprochenen Form des Erliegens zu haben pflegt — eine Unsicherheit, welche unter andern Umständen bis zu jener Menschenscheu sich steigern kann, die in dem Wahn sich quält, keinen Freund zu haben, weil sie einem Freunde nichts bieten könne, und darüber zuletzt wirklich in eine allseitige Entfremdung und Isolirung hineingerathen kann, weil auch das Auge des ehrlich Wohlwollenden nicht immer scharf genug ist, um den wahren Grund solch scheuer Zurückhaltung in nichts anderm als in einer über den eigenen Werth geradezu verblendeten Demuth zu suchen — bei Beimischung von etwas Herbigkeit nimmt solche ja wirklich den Schein abstoßender Sprödigkeit an.

So heißt es denn bei diesem Abschnitt erst recht: tout comprendre c'est tout pardonner. Und dieses Wort führt uns zurück auf das bereits oben (S. 6 fg.) berührte Problem des Verzeihens, dem hier episodisch eine Specialbetrachtung gewidmet werden mag.

6. Schluß. d) Nach seiten der Versöhnlichkeit.

Es ist um das echte Verzeihen und die charakterologisch bedingte Fähigkeit und Geneigtheit dazu keine so einfache Sache. Soll es etwas anderes sein als Ausfluß der Annahme, das uns zugefügte Weh sei nur Folge einer „Verirrung“ gewesen, soll es einen moralischen Werth

haben und nicht blos aussagen: „ich will glauben, daß du besser bist, als es nach dieser deiner Handlung scheinen mußte“ — so muß es auf einer Selbstverleugnung beruhen, die nicht nach der Gutseins- oder Besserungsmöglichkeit des andern fragt, sondern das selbsterlittene Unrecht hinnimmt als ein von der Menschennatur dem Nebenmenschen zugefügtes, als willig getragenen Tribut an die gemeinsame Wesenheit, was allerdings schließlich auf eine Art von „Identificirung des Quälers und des Gequälten“ hinausläuft. So wird das Unrecht nicht als individuelle Schuld dieses Einzelnen gefühlt, sondern als Erscheinungsweise des mit uns homogenen Grundwesens. In solchem Sinn hören wir bei Schiller Maria Stuart (III, 4) sagen: „Seht, ich will alles eine Schickung nennen“, und Elisabeth ihre Unversöhnlichkeit aussprechen mit den Worten: „Nicht die Geschicke, euer schwarzes Herz klagt an! Nicht anders beruft sich schon bei den Alten Agamemnon zweimal zu seiner Entschuldigung auf das Verhängniß, sowol wo er dem Achill, als wo er dem Philoktet Abbitte thut. — Doch soll damit nicht geleugnet werden, daß es Erleichterungsmittel des Verzeihens gibt, die als solche zu einer wirklichen Versöhnung, welche ja allemal Gegenseitigkeit in sich schließt, führen können. Eine Vergebung, die mehr als ein Aeußerliches, als ein bloßes Ignoriren des Vergangenen bezeichnet, die also unser gemüthliches Verhalten gegen einen Menschen afficirt, stellt sich ganz von selber ein mit der Erkenntniß, daß wir gewisse Seiten des fremden empirischen Charakters zu hart gedeutet und jetzt erfahren haben, daß er auch edlern Motiven zugänglich ist, deſſen wir ihn früher nicht fähig hielten. Aber verdient solch eine, sozusagen mit logischer Nothwendigkeit eintretende Aenderung unsers Urtheils, daß man dabei rede von „der Idealität des Verzeihens“? Jene Aenderung knüpft ja — selbst im Dogma von der göttlichen Gnade, die nur dem Bußfertigen und Beichtigenden zutheil werden soll — überdies ihr Eintreten meistens an die oft harte Bedingung, welche dennoch als erste und uner-

laßliche festgehalten wird, daß ein aufrichtiges Geständniß der Schuld vorangehe; denn ein solches setzt so viel Ueberwindung des Egoismus voraus, als die voraufgegangene Schuld nicht für möglich halten ließ. Schwer aber ist's auch hierbei, die Grenze zwischen weicher, haltloser Sentimentalität leichtfließender Reuethränen und männlichem Zerknirschtsein zu finden, und manchmal wird ein Kennzeichen dieses letztern eine kleine Beigabe trotziger Reaction sein; dann ist gewiß die Besiegung des Egoismus wirkliche Selbstüberwindung, Verneinung, Brechen des Eigenwillens, also sittlich, während bloße Sentimentalität auch hier zunächst nichts mehr als ursprüngliche Schwäche indicirt. Ueberhaupt aber ist diese — recht eigentlich wunderbare — Thatsache des Verzeihens vielleicht wie keine andere geeignet, uns über das Verhältniß des Willens nach seinem Kern zu seinen einzelnen — nicht blos Affect- — Handlungen aufzuklären, und so mag es sich rechtfertigen, wenn wir mit noch längerm Excurs bei ihr verweilen. Auch ein langgenährter Groll kann wie eine einzelne Zorneswallung bereut und damit eine ehrliche und aufrichtige Versöhnung möglich gemacht werden. Es ist auch dann nicht einfach eine Trübung des Intellects gewesen, was den Haß so lange am Leben erhalten hat: vielmehr konnte eine fortlaufende Reihe von Affecthandlungen in der Wechselwirkung gegenseitigen Unrechtthuns sollicitirt sein, und es gibt in solchen Fällen kein besseres Heilmittel als eine längere Pause im Zusammensein, damit der stets von neuem auflodernden Erhitzung der Gemüther aneinander Zeit gelassen werde zu „verrauchen". Sonst thut man, was man eigentlich nicht thun will: reizt, weil man gereizt wird, und wird gereizt, weil man selber das Reizen nicht läßt; leitet andere irre über das eigene Wollen, weil diese uns irreleiten über das ihrige uns gegenüber, und in diesem Herüber und Hinüber ist es schwer, ein Ende zu finden; weil keiner von beiden die Initiative des Unrechts will verschuldet haben — (wie

leicht verliert sie sich auch in ganz unscheinbare, längst vergessene Anlässe!) — will auch keiner den ersten Schritt zur Versöhnung thun — (und dasselbe Wort muß sich dazu herbeilassen, die Nacktheit der Selbstsucht zu verrathen: ein jeder fürchtet: sich damit etwas zu „vergeben"!) — und nachher erscheint es als das eigentlich Wunderbare, daß man allmählich sich wirklich überzeugt, den andern strenger beurtheilt zu haben, als gerecht war — und das Verzeihen richtet sich dem zufolge zunächst vielleicht weniger auf das Haupt- oder Anfangsunrecht, als auf die kleinen Verletzungen später, die leichter als solche angesehen werden, welche nicht für unverfälschte Symptome des Charakters gelten konnten. So bleibt denn auch hier bestehen: Verzeihen, und vollends Vergessen, ist doppelt schwer, wo einmal ein gründlicher Verdacht gegen den Charakter gefaßt ist, — wir werden vielleicht auch nur einen Irrthum in unserer Auffassung und Beurtheilung gewahr hinsichtlich des Grades des Mangels an Edelsinn bei unserm Gegner: glaubten an ränkevolle Bosheit, wo nur rücksichtsloser Egoismus des Selbsterhaltungstriebes sein Wesen trieb, oder vermutheten bewußte Härte, wo nur Unbedachtsamkeit und Leichtsinn waltete u. dgl. m. Aber dem sei wie ihm wolle: auch die im Verzeihen sich bethätigende „Mäßigung" ist nicht einseitig und ausschließlich Sache des Intellects — dieser kann nicht Affecte niederschlagen, ohne daß hinter ihm ein besseres Streben desselben Willens steht, welches mittels des Intellects nur erst nach seinem eigenen wahren Inhalt handelt, und insofern haben wir auch hier keine wirkliche, sondern nur phänomenale, ja oft nur scheinbare Steigerungen, beziehungsweise Repressionen, der Willensaffectionen als Schwankungen um den feststehenden Kernpunkt des Charakters nach seinem Ansich zu constatiren.

„Entzweiung" setzt frühere Einigkeit, „Entfremdung" zerrissene Vertrautheit voraus — beide können also eigentlich zwischen von Grund aus egoistisch-isolirten Personen gar nicht eintreten. Diese aber ist schmerzlicher als jene:

sie spricht eine dauernde Trennung ursprünglich Zusammengehöriger aus, jene nur einen heilbaren Bruch, ein zeitweiliges Auseinandergehen. Die Sichentfremdeten „verstehen einander nicht mehr“ — so ist der Weg zu abermaliger Annäherung versperrt, denn Misdeutung verkennt auch das ehrlichste Entgegenkommen; man liebt es ja, Antonio und Tasso als die „classischen“ Beispiele solches Vorgangs anzuführen; nur dann mit Recht, wenn diejenigen richtig interpretiren, die bei Antonio viel Edelsinn heraus= oder hineinlesen.

Als der schlimmste Feind der Versöhnlichkeit mag hier schließlich auch noch die vorher erwähnte Besorgniß, man werde „sich selber etwas dabei vergeben“, eine kurze Analyse erfahren.

Es sind freilich präsumtiverweise die kleinlich angelegten Gemüther, welche am bereitesten sein werden, auf solche Selbstwarnung zu hören, wie es umgekehrt für ein Zeichen selbstgewisser Seelengröße gelten kann, dem Beleidiger alsbald die Hand der Versöhnung zu reichen. Allein es ist dies doch zugleich einer der Punkte, an welchen die Zufälligkeit der äußern Stellung, die einer bekleidet und deshalb auch zu „repräsentiren“ hat, nicht außer Acht gelassen werden darf. Je höher einer auf der gesellschaftlichen Scala steht, desto leichter ist es ihm gemacht, jenem Fürsten gleich zu handeln, welcher das gegen ihn selber gerichtete Pasquill den Augen des Volks zum bequemern Lesen tiefer herabrücken ließ. Ein Hausherr seinem Gesinde gegenüber ist weniger durch den unmittelbaren Nimbus seiner auf Treu und Glauben hingenommenen Autorität geschützt. Dennoch aber beruht auch seine Macht, wie überhaupt aller „Respect“ der niedern Volksklassen vor den höhern, wesentlich auf einem sozusagen moralischen Instinct der Untergebenen, welcher von der physischen Kraft ganz absieht, und deshalb müßte er dessen eingedenk bleiben, daß sie zunächst immer nur mit „moralischen“ Mitteln aufrecht zu erhalten ist und die vorzeitige Heran=

ziehung irgendeines physischen Zwanges und vollends die Application einer körperlichen Strafe — sei es auch nur eine ob ihrer „Naturwüchsigkeit" vielempfohlene Ohrfeige — ja, schon die bloße Androhung mit solcher ultima ratio, wie auch jede Anwendung von Schimpfreden der erste Schritt ist, mit welchem er sich jenem Instinct gegenüber etwas „vergibt"; denn damit stellt er sich gewissermaßen auf das Niveau der Fäuste und provocirt das Bewußtsein der Gleichheit oder gar Ueberlegenheit in den zur Brutalität neigenden „Leuten"; kurz: er erniedrigt sich selber auf ein Terrain, über welches ihn seine Stellung hinaushebt, und er büßt damit die Vortheile dieser zum Theil oder völlig ein. Umgekehrt ist das erhabenste aller Majestätsrechte das der Begnadigung — das weiß der von Haus aus nicht allzu schwer lenksame Pöbel so gut wie die Schuljugend — und wer sich von diesem Standpunkt der Erhabenheit hinabbegibt auf die Ebene des reinen Vertragsverhältnisses, hat sein Spiel so gut wie verloren. Ueberhaupt aber gehe, wer sich nicht sicher genug auf den eigenen Füßen weiß, jedem Anlaß aus dem Wege, bei dem nicht seine persönliche Ueberlegenheit — als welche je nach dem, was an jedem Orte gerade das Geltende und Vorwiegende ist, überall instinctive Anerkennung findet — sondern nur zufällige Attribute einer conventionellen Superiorität ihm die Behauptung seiner Würde garantiren. Nur wer nicht so groß ist, daß er unbedenklich andern vergeben kann, muß jeden Augenblick fürchten, sich selber etwas zu vergeben. Denn wir stehen hier auf dem Boden der bloßen Klugheitsmoral, soweit sie Behauptung der Würde empfiehlt — und sind damit eingeladen, nunmehr das Wesen des Selbstgefühls überhaupt ins Auge zu fassen.

Die Formen des Selbstgefühls.

1. Allgemeine Vorbetrachtung.

„Sage mir, worein du deinen Stolz setzest, und ich will dir sagen, wer du bist" — mit dieser einfachen Variation eines bekannten Wortes gewinnen wir in der That eine feste Scala für die Rangordnung dessen, was unter dem Namen „Menschenwürde" in Curs ist. — Das hohle Wesen der „Menschenwürde" in ihrer Abstractheit und insbesondere ihre Unbrauchbarkeit für den Unterbau eines ethischen Systems noch genauer nachweisen, hieße gethane Arbeit angreifen — zumal in dem Bisherigen oft genug eine solche Nachweisung implicite gegeben wurde — aber wie anderswo, so zeigt sich auch hier wieder charakterologisch sehr wohl verwendbar, was für die Ethik unzulänglich bleibt. Die Relativität des Begriffs Würde drängt wie von selber direct hin auf die Vergleichung mit den untermenschlichen Erscheinungsweisen des Willens — und insofern würde alles um so mehr Menschenwürde enthalten, je mehr specifisch Menschliches es zu seiner Voraussetzung hätte. Da bliebe denn aber kaum etwas übrig als die Befriedigung des reinen, praktischen Interessen abgewandten, Intellects. Denn die Beobachtung masturbirender Affen reicht hin, um uns zu überzeugen, daß nicht einmal die Fähigkeit, die Naturgrenzen des sinnlichen Bedürfnisses und seiner Befriedigungsweisen zu überschreiten, dem Menschen ausschließlich eigen ist. Ueber den Durst hinaus zu trinken und über den Hunger hinaus zu essen sind

freilich Menschheitsprivilegien, welche in gewissen Kreisen, die nicht zu den niedrigsten gezählt sein wollen, fast für die einzigen zu gelten scheinen — aber cum grano salis und zugleich mit der nöthigen Erweiterung verstanden, spricht doch Schiller das eigentliche Kriterium richtig aus in den Worten:

Die Kunst, o Mensch, hast du allein!

wobei das „Wissen vorgezogener Geister" vorläufig aus der Vergleichung gelassen werden kann.

So sehen wir die Demuth eines Gretchen ausbrechen in den Ruf des Staunens:

Was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!

und von keinem wird unerbittlicher Bescheidenheit gefordert als von dem in intellectueller Beziehung „Beschränkten" — wie umgekehrt es keinem leichter verziehen wird, das

Nur die Lumpe sind bescheiden!

zu seinem Leibspruch gewählt zu haben, als wie dem geistig Hochbegabten.

In ethischer Hinsicht ist jeder zu sehr an das „wir sind allzumal Sünder" gemahnt, als daß nicht Selbstzufriedenheit mit dem eigenen sittlichen Werth für ein Nichtkennen oder Misachten des höhern Maßstabs angesehen werden müßte. Insofern ziemt es auch dem größten Helden noch demüthig zu sein — und wenn auch das Christenthum diese Forderung verschärft hat, so liegt sie doch nicht minder der hellenischen Warnung vor der ὕβρις zu Grunde und hat im Christenthum nur die bestimmtere Beziehung auf die Heiligkeit Gottes bekommen. Deshalb scheint mir die Kant'sche Bestimmung der Demuth durch Schopenhauer („Aus seinem Nachlaß", S. 157 fg., coll. „Arthur Schopenhauer. Von ihm, über ihn". Von Lindner und Frauenstädt, S. 281 fg.) auch nur eine theilweise Berich-

tigung erfahren zu haben, und das Wahre mitten inne zwischen den Auffassungen beider zu liegen: die Demuth schätzen wir als Abwesenheit des Stolzes da, wo Anlaß und Bedingung zum Stolzsein vorhanden wären — mit andern Worten: Demuth schließt das Bewußtsein um die eigenen Vorzüge nicht aus, aber hält dieselben entweder für compensirt durch anderweitige Mängel (Defecte) des Wesens *), oder für nicht beträchtlich genug, schätzt sie nicht hoch genug, um daraus Ansprüche eines factischen Vorgezogenwerdens (sei es von seiten göttlicher Gerechtigkeit, sei es von seiten menschlichen Urtheils) herzuleiten; wogegen sich der blos Bescheidene der Abwesenheit jedes wirklichen Vorzugs bewußt ist. Dazu stimmt es denn auch, daß Bescheidenheit (vollends im engern Sinn, wo bescheiden heißt, wer von Dargebotenem nur wenig nimmt, also auch wenig zu begehren, geringe Ansprüche zu machen scheint) blos eine gesellige Tugend, Demuth eine rein sittliche, und zwar in der Richtung der Ascese liegende Eigenschaft, sozusagen ein Stück Selbstverneinung ist und dem entsprechende Bewunderung erregt, oder beim selbstsüchtigen Weltkind bestenfalls dieselbe Bemitleidung wie jede andere „Thorheit", welche zum Misbrauch einladet.

2. Die einzelnen Arten. a) Der Stolz ethisch gewürdigt.

Das gibt uns zugleich Licht für die ethische Würdigung des Stolzes. Vom Standpunkt der bloßen Ge-

*) Wie über den localen Schmerz einer körperlichen Wunde das Bewußtsein von der Gesundheit der übrigen Theile — ja, nicht einmal das von außergewöhnlicher Kräftigkeit eines andern Gliedes — nicht hinweghebt: so tröstet über eine sittliche Schwäche nicht das Bewußtsein sonstiger Charakterintegrität, ja, nicht einmal das einer hervorragenden Tugend: hier wie dort bleibt Blick und Gefühl haften an der leidenden Stelle.

rechtigkeit und jeder nicht entweder direct ascetischen oder auf die Theorie des crimen læsæ majestatis divinæ basirten theistischen Moral ist die Demuth ein supererogativum — jenseit des Indifferenzpunkts Gelegenes, ein Plus nur auf der negativen Seite. Und demgemäß kann die Gerechtigkeit als solche gegen einen wohlfundirten Stolz nichts einwenden — stempelt ihn vielmehr als solchen geradezu zu etwas **Berechtigtem**. Der Stolz verlangt zunächst nur, was Mephistopheles ihm garantirt:

> So ist es nicht gemeint,
> Dich unter das Pack zu stoßen;

und kein reiner Bild harmlosen Stolzes dürfte die Dichtkunst aufzuweisen haben als den „ersten Kürassier" in „Wallenstein's Lager", der sein ewig gültiges Urwort ausspricht, sammt seinem weiten Abstande von dem nach leeren Zeichen lüsternen Ehrgeiz, in den Worten:

> Wir, wir haben von seinem Glanz und Schimmer
> Nichts als die Müh' und als die Schmerzen,
> Und **wofür wir uns halten in unserm Herzen**;

dafür aber auch sagen darf:

> Will er zu hohen Ehren und Würden,
> Bück' er sich unter die goldenen Bürden;
> . . . .
> Frei will ich leben, und also sterben,
> Niemand berauben und niemand beerben,
> **Und auf das Gehudel unter mir**
> **Leicht wegschauen von meinem Thier.**

Wer also kein Saniassithum predigt, der hat auch kein Recht wider den Stolz zu poltern, sondern mag zu dem obigen vielberufenen Goethe'schen Wort sogleich die Fortsetzung vernehmen:

> Brave freuen sich der That.

Wen man nicht ins Kloster zu schicken gedenkt, dem muß man als einem „Freigeborenen" den Stolz kräftigen. Den

Uebermuth dämpfe, den Hochmuth demüthige, den Dünkel beschäme der Erzieher, aber den keimenden Stolz pflege er! Das ist wahrlich etwas ganz anderes, als den Ehrtrieb reizen, die „Ambition“ wecken und nähren. Der ambiens erniedrigt sein Selbst für den Augenblick, um hernach die ambiendo erlangte Stellung zur Erniedrigung anderer zu benutzen — wie energischer Stolz sich mit den conventionellen Formen der Amtsbewerbung abfindet, zeigt der Shakspeare'sche Coriolan. Einem Schüler, den die Ambition stachelt, wird für echte Pietät in seinem Herzen wenig Raum bleiben; ein Jüngling, dem Stolz ob des mittels ehrlichen Strebens Erreichten die Brust schwellt, wird denen Dankbarkeit bewahren, welche ihn auf seinem Pfade uneigennützig und wohlwollend gefördert haben — dem Ambitiösen waren sie nur Diener, die man gehen läßt, sobald das Saumthier aufgeschirrt ist. Der Ambitiöse sieht nur die Ehrenstaffel, die er noch nicht erklommen, und nirgends bleibt ihm die innere Ruhe, um einmal wirklich Rast zu halten — der Stolze läßt sich Zeit, dann und wann von einer Station aus zu überschlagen, wieviel des Weges er zurückgelegt und wieviel er noch vor sich hat — ungehetzt schreitet er fürbaß und verliert darum niemals in Ueberstürzung das Gleichgewicht der Würde; er tritt „frank und frei“ auf, d. h. mit Freimuth, nicht blos mit Unbefangenheit (denn während „frei“ blos den objectiven Gegensatz gegen das Gebundene und Gezwungene ausdrückt, enthält der Begriff „frank“ zugleich das Bewußtsein um dies äußere und innere Ungehemmtsein, sammt der Freude an der eigenen Freiheit — so hat Taillefer „gedient . . . als ein Ritter frank“). Ambition ist mit serviler Gesinnung, die gelegentlich „patzig aufmuckt“, sehr wohl vereinbar, während eine schöne, stolze Selbstgewißheit mit den liebenswürdigsten Formen ungeheuchelter Bescheidenheit, d. h. einer von jedem Sichvordrängen weit entfernten Zurückhaltung, aufs allerbeste sich verträgt. Und wer wissen will, wie sich in concreto die „Erziehungs-

resultate" nach den verschiedenen Richtungen ausnehmen, der vergleiche die vorwitzige, impertinente Jugend aus der Hauptstadt eines die Ambition auffütternden Militärstaats mit den Producten der von mir verfochtenen Individualitätspädagogik, wie sie etwa in den deutschen Hansestädten reifen — und er wird zugleich gewahren, daß unsere Mustertypen nicht aus Utopien geholt sind. Fest, gerade und doch biegsam wie junge Eichen stehen sie vor uns, nicht als erträumte Ideale, sondern als dralle „Jungens" von Fleisch und Blut — von feiner, manneswürdiger Sitte ohne jeden Anhauch eines knechtischen Geistes — immer höflich, nimmer höfisch — wohl sich neigend, nie sich beugend, — und stampfen so wenig „aufbegehrlich" mit den Füßen, wie sie je hündisch kriechen; den zur Servilität Angehaltenen und so Verschüchterten überlassen sie es, gelegentlich „unartig" zu werden und flegelhaft wider den Stachel zu lecken — selber kaum ahnend, was sie so gefestet: der erfolglos, schmeichelnd oder tosend, sie umflutende Strom zahlloser Versuchungen, vor dem weise Fürsorge sie wol gewarnt, von dessen Rand aber niemals blinder Eifer sie gewaltsam zurückgerissen. So wurden sie, was sie geworden, durch sich selber, fast ohne es selber zu merken; sind selbstbewußt und wissen selber nicht darum, wie sie es sind, nämlich in unermeßlich höherm Grade als wie ihre Altersgenossen da draußen, die nie eine Empfindung davon hatten, daß tief in die Rinde einschneidet der Bast, mit welchem man die Rebe ans Gelände bindet. Das Extrem solcher Eigenständigkeit haben wir an der independence des frechen, vorzeitig emancipirten Yankeebuben — aber gerade diese ist geeignet, als verzerrte Folie das schöne Gleichmaß in jenen deutschen Jünglingen um so heller ins Licht zu stellen. Es soll ja eben nicht der schrankenlosen „Ungezogenheit", der unbändigen Brutalität, sondern der Pflege eines echten Stolzes das Wort geredet werden.

Und gerade dem Deutschen thut eine solche sehr noth.

Weil er so viel berechtigte Ansprüche hat, muß er angehalten werden, nach der Weise echten Stolzes das Recht von Ansprüchen überhaupt nicht nach deren Realisirbarkeit zu bemessen, und sich gewöhnen, immer und überall da freudigen Beifall zu spenden, wo einer hoffnungslos zur Partei des Rechts und der Wahrheit steht — eventus magister stultorum, aber auch amussis mensuraque animi humillimi. — Ueberdies setzt den Deutschen das, was seinem Nationalcharakter vom Anämatiker beigegeben ist, einer besondern, die Entwickelung des Selbstgefühls beeinträchtigenden Gefahr aus: nichts ist für uns ansteckender als kleinliches Streben und Streiten. An das erbärmlichste Gezänk des Alltags verzetteln wir im Staats- wie Privatleben ein gut Theil unserer besten Kräfte, deren wahren Umfang an großen Verhältnissen zu messen den Allerwenigsten vergönnt ist. Das aber drückt auf das Selbstgefühl: wir müssen uns selber zuletzt als homines pusilluli vorkommen — und vollends wer verdammt ist, ausschließlich mit einer Umgebung zu verkehren, die aus lauter engherzigen und eigensinnigen Leuten besteht, entzieht sich auf die Dauer nicht dem Einschnürenden einer solchen Situation, wogegen es nicht einmal eine sichere Wehr ist, daß man sich in Schweigen hülle beim Gekläff „des bösen Nachbarn, dem es nun einmal nicht gefällt, Frieden zu halten“; denn jede Nachgiebigkeit wird dann ja nur misverstanden, als wär's eine Aufforderung, zu probiren, ob unsere Geduld gar nicht reißen könne — und ehe er sich dessen versieht, ist auch der stolze Sinn hineingezerrt in ein Gequengel um tausend Bagatellen; und ist's so weit gediehen, dann kann der Stolz an sich selber irre werden, weil es ihn verächtlich dünken muß, von kostbarer Kraft so viel an Quark vergeudet zu haben.

3. Fortsetzung. b) Die Selbstgenugsamkeit.

Das bloße abstracte Selbstbewußtsein — als das zur begrifflichen, Ich=unterscheidenden, Klarheit gelangte Selbstinnesein (Daseinsgefühl, Gemeingefühl) — gibt uns nur das Daß unserer individuellen Existenz, das Selbstgefühl auch das Was, das Quale des uns von andern Unterscheidenden — sei es als Schwäche, im Kleinmuth, oder als Stärke, im Stolz und Uebermuth; und nur was wir als Durchschnittsmaß mit der Mehrzahl gemein haben, erkennen wir am schwersten.

Nun aber fragt es sich, ob auf alle Formen des Selbstgefühls dessen Definition als eines Inneseins der eigenen Wirkungsfähigkeit zutrifft, welche bei einzelnen unter ihnen allerdings ein unbestreitbares Moment ausmacht. Und es ist diese Frage auch deshalb keine müßige, weil mit ihr zugleich eine zweite, die nach dem Verhältniß des Selbstgefühls zu fremder Anerkennung, entschieden wird. Formulire ich die Selbstprüfung, auf welche das Selbstgefühl zu antworten hat, so: welchen Werth hat der Inhalt meiner Individualität? dann ist damit allerdings eine Relativität mit gesetzt, welche über das reine Für=sich=sein hinausweist; denn jeder Werth setzt als solcher ein Verhältniß nicht blos zu andern Werthen, sondern auch eine Geltung für andere, eine, mehr oder weniger direct praktische, Bezogenheit auf andere Individuen voraus. Allein schon der einzige Begriff Selbstgenugsamkeit reicht hin, uns daran zu erinnern, daß es Formen des Selbstgefühls gibt, welche darauf verzichten, etwas für andere zu sein. Welche Motive zu solchem „Verzicht" geführt haben, kann vorläufig ungewiß bleiben — es genügt, diesen Ausdruck zu wählen, um die Vorstellung abzuweisen, als sei es der Selbstgenugsamkeit wesentlich, von vornherein nicht auf und für andere haben wirken zu wollen. Ein derartiges, rein egoistisches,

Sich-auf-sich-selbst-beschränken gehört so wenig zum Wesen der Selbstgenugsamkeit, daß diese fast allemal als ein durch bestimmte Anlässe bedingtes Ergebniß besonderer Umstände auftritt. — Und andererseits stehen innerhalb der Gruppe von denjenigen Formen des Selbstgefühls, welche unzweifelhaft die Wirkungsfähigkeit zum Inhalt haben, solche, die sich auf ruhende Eigenschaften gründen; ruhende, sofern dieselben keine eigentlichen Kraftbethätigungen von sich ausgehen lassen und ungeachtet dieser Inactualität zum Object des Selbstgefühls werden, wie körperliche Schönheit für den Eiteln, wobei die ganze Wirkungsfähigkeit darin besteht, andern ein Wohlgefallen an der äußern Gestalt abnöthigen zu können. — Von hier aus führt ein einziger Schritt hinüber zu den ganz nahe liegenden und verwandten Fällen, wo ein blos potenzielles Vermögen oder ein fertig angeborener Vorzug Gegenstand des Selbstgefühls ist. Denn die Erwägung der intelligibeln Aseität jeder Individualitätseigenschaft ist denn doch nicht weit genug vorgedrungen in die instinctive Abschätzung, um den Begriff des Verdienstlichen so völlig zu beseitigen, daß jeder Unterschied von Selbsterworbenem und in mühelosem Besitz Gehaltenem als verschwunden anzusehen wäre. Mag immerhin die Metaphysik dawider ihre Bedenken erheben: die empirische Betrachtung der factisch gemachten und festgehaltenen Rangabstufungen zwischen den Formen des Selbstgefühls ist es, selbst wenn von allem Ethischen abgesehen wird, schon allein dem Sprachgebrauch schuldig, das durch ihn Fixirte wenigstens auf seine charakterologische Bedeutsamkeit anzusehen und dabei nicht zu ignoriren, was der ethische Instinct an Beurtheilung, „Würdigung", hinzuthut. Und in ganz gleichem Verhältniß steht sie zu jener atomistischen Complextheorie, für welche das Zusammensein eben dieser individuellen Merkmale ein schlechthin Zufälliges, sozusagen Gegebenes, ja Geschenktes ist, und welche demgemäß nur den atomistischen Bestandtheilen in ihrer Vereinzelung eine

Aseität zugesteht, niemals aber ihrer lebendigen Totalität; sodaß sie nach ihrer vollen Consequenz durchaus gar nichts unter den Standpunkt des Verdienstes rücken dürfte, weder im empirischen noch im metaphysischen Verstande der Imputabilität.

Mit den bisher besprochenen Unterschieden verglichen, ist der nach theoretischen, ästhetischen und praktischen Vorzügen ein nahezu gleichgültiger und wegen seiner großen Flüssigkeit auch kaum irgendwo durchführbarer. Die Virtuosität eines Musikers und die Sagacität eines Logikers scheinen auf den ersten Anblick einer praktischen Einwirkungsmöglichkeit gleich fern zu stehen, und doch ist der Weg, auf welchem die eine zu einer solchen hinübergeleitet werden kann, beträchtlich kürzer als derjenige, auf welchem dies für die andere allein denkbar wäre — und die vergleichende Abschätzung der Dignität beider würde das schwerlich außer Acht lassen, ohne daß damit zugleich entschieden sein sollte, ob das intuitive Vermögen des Musikers oder das abstracte des Logikers an sich betrachtet das höherstehende wäre. Aber so lange beide praktisch wirkungslose blieben, wäre die eine so wenig wie die andere dazu angethan, einen Stolz bei ihrem Inhaber zu begründen; sie könnten diesen höchstens eitel machen. — Wer dagegen ein gediegenes Wissen zu verwerthen, — oder, nach einem Ausdruck moderner Staatswirthschaft: „nutzbar zu machen" — weiß (wobei natürlich nicht blos an banausische Zwecke gedacht werden darf) — der braucht mit seinem Stolz hinter keinem Thatenmanne zurückzustehen. Derjenige, von welchem die Menschheit irgendetwas empfangen hat, sei es eine Wohlthat in Hinsicht auf das unmittelbare physische Bedürfniß, sei es die Erkenntniß einer Wahrheit, also eine Befriedigung des metaphysischen Bedürfnisses, sei es ein Kunstwerk, also ein ästhetisches Geschenk — der hat ein Recht stolz zu sein — und hat es selbst dann, wenn entweder das Dargebotene nicht angenommen oder die darreichende Hand gelähmt ist, sodaß

die Actualisirung des Vermögens oder Wollens vereitelt wird.

Damit treten wir zurück an die Frage nach dem Verhalten des Selbstgefühls zur versagten Anerkennung. Es wurde schon angedeutet, daß ein so auf sich selbst zurückgetriebenes Selbstgefühl zur Selbstgenugsamkeit werden kann. Diese jedoch erhält ihre nähere Bestimmtheit aus den andern mitwirkenden charakterologischen Factoren. Selbstgenugsam ist der in contemplatives Grübeln versenkte Brahmane; selbstgenugsam der Fürstenhuld verschmähende, die Brillenschleiferei weiter treibende Spinoza; selbstgenugsam jeder Quietist, welcher der Wahrheitserforschung sich widmet, blos um für sich zu einer Gewißheit zu gelangen — und mag er daneben auch bis in die Nacht hinein beim Handwerk fronen, um nur für sich und die Seinen des Lebens Nothdurft zu erschwingen; selbstgenugsam jeder, der, mit sich, in sich zufrieden, an dem Gefühl seines Daseins, also einer sozusagen erweiterten geistigen Gemeinempfindung, sich genügen läßt; selbstgenugsam auch der Eroberer, der mit gesättigter Herrschsucht hinabschaut auf „alles, was ihm unterthänig“, und selbstgenugsam endlich ein Herostrat in der Gewißheit, ewig unvergessen zu sein. Aber ein Selbstgefühl, welches gänzlich auf fremde Anerkennung gestellt ist, kann niemals zum Frieden der Selbstgenugsamkeit sich herausarbeiten. Das ist das Schicksal des Eiteln, dessen ganze Wirkungsfähigkeit ja eben darin aufgeht, in irgendwelcher Weise die Anerkennung anderer zu gewinnen; der daneben nichts zu Stande bringt, was für sich eine Geltung hätte, also auch nichts, woran er für sich allein eine Freude, eine Befriedigung haben könnte; denn was andere nicht gelten lassen, hat ja gerade darum für ihn keinen Werth; das macht ja seine specifische Eigenheit aus, wie auch aus der anderweitigen Bedeutung des Worts „eitel“ erhellt, sofern dieses nämlich ein Nichtiges bezeichnet, das doch nach etwas aussieht, und demgemäß, auf den Charakter

übertragen, den, der das an sich Werthlose und nur scheinbar Werthhabende (Kleider, adelichen Namen, Titel, Locken u. dgl.) lieb und werth hält, zumeist weil er darauf rechnet, daß anderer Thorheit ein Gleiches thun werde.

Man braucht nicht expreß zu verachten, was man, wenn's sein muß, zu entbehren weiß, und die forcirte Geringschätzung fremden Urtheils über sich selber hat immer etwas Verdächtiges, das an die sauren Trauben erinnert — aber ruhiger Gleichgültigkeit gegen Verkennung und Unbeachtetbleiben ist ihr Antheil an der Schönheit aller Naivetät gesichert, und ohne eine gewisse Größe ist es nie, sich wirklich, im Herzen und nicht blos mit Worten, hinwegsetzen zu können über das Geschwätz der Menge und am eigenen Werth nicht irre zu werden, weil Ungerechtigkeit ihn secretirt. Und doppelte Bewunderung erweckt eine Größe, die, unter falsche Anklage gestellt, für das Gegentheil dessen ausgegeben wird, was sie wirklich ist, und dennoch den eigenen Werth nicht aufgibt, obgleich sie ihn in den Augen der Welt unwiederbringlich eingebüßt hat; also ganz allein für sich selber, nur dem eigenen Auge sichtbar eine Ehrenfahne hochhält, welche dem blöden Blick des profanum vulgus ohne Möglichkeit einer restitutio in integrum für schmählich gestrichen gilt. Um aber ganz zu ermessen, wie viel das besagt: einen Schild makellos zu bewahren, an dessen Reinheit, außer dem Träger, niemand mehr glauben will, muß man sich vergegenwärtigen, bis zu welchem Grade „Furcht vor Schande" eins der mächtigsten unter den Motiven ist und bleibt, die vor schändlichem Thun bewahren — ein starkes Fünftel nach Schopenhauer's Analyse des Vulgargewissens. In solchen Fällen zeigt es sich denn doch, daß ein Selbstgefühl ohne alles Streben nach Anerkennung keineswegs sofort eine contradictio in adjecto ist. Allein das überhebt uns nicht der weitern Betrachtung, wie selbst die Selbstgenugsamkeit meistens nur in einer relativen Unabhängigkeit von

fremder Meinung steht. Sie sucht sich doch gern einen Kreis Weniger, aus denen sie sich ein auserlesenes Tribunal bestellt, und wenn sie auch nur an das Urtheil eines Einzigen — vielleicht des eigenen Weibes oder Sohnes oder eines vertrauten Freundes — sich anlehnt, so würde sie doch solchen letzten Halt und Sporn, auf und für andere zu wirken, schmerzlich vermissen und strebt noch, erkannt zu werden, wo sie längst keine Hoffnung mehr hat, anerkannt zu werden. Sogar der misanthropische Egoist, der geflissentlich jede Gelegenheit benutzt, um zu zeigen, wie sehr er den Richtenden Trotz biete, verräth noch gerade in diesem seinem Haß gegen die, von welchen er sich nicht genug bewundert hält, wie sehr ihm die Anerkennung Bedürfniß ist; wäre sie ihm wirklich gar nichts werth, so würde er ja nicht gegen die erbittert und verbissen sein, die sie ihm nicht gewähren. (Beiläufig: schon um solchen leicht entstehenden Hasses willen, ist es eine Forderung der Sittlichkeit und nicht blos der klugen, auf Selbsterhaltung bedachten Berechnung, jeden bösen Schein zu meiden, solange dies nicht mit andern ethischen Postulaten in Collision geräth.) Denn wer anderer Anerkennung begehrt, erkennt damit implicite eben diese selbigen andern an, nämlich wenigstens als competent, ihn zu beurtheilen — und wer sich vornehm in das Bewußtsein seines Werthes mit Verachtung fremden Urtheils zurückziehen möchte, verengert damit gewöhnlich seine Anerkennung fremden Urtheils nur auf den kleinern Kreis derer, denen er nach ihrer eigenen Bedeutung Beruf und Fähigkeit zugesteht, ihn und seine Leistungen gehörig zu würdigen.

4. Fortsetzung. c) Eitelkeit und Ehrgeiz nebst Sippe.

Jede Form des Selbstgefühls stellt aber gewissermaßen ein besonderes Verlangen an die Art und Weise, in welcher fremde Anerkennung sich äußern soll, und darum

haben wir ein Eintheilungsprincip der verschiedenen Formen, welches bis zu einem gewissen Grad andere, an die man denken möchte — die innere Fülle des Kraftreichthums, die Energie und praktische Bedeutung der Wirkungsfähigkeit u. dgl. — in sich schließt. Der Eitle ist schon zufrieden, wenn er nur bemerkt — wer blos gesundes Ehrgefühl besitzt, wenn er nur nicht verachtet wird — der Ehrliebende hat schon das positive Streben, geachtet zu werden — der Ehrbegierige will „angesehen", der Prahler (nur nach ursprünglicher Wortbedeutung derjenige, welcher durch lautes Sprechen die Aufmerksamkeit auf sich zieht) gar angestaunt sein — im Ehrsüchtigen ist für andere Motive schon kein Raum mehr — der Ehrgeizige hütet den errafften Schatz mit eifersüchtigen Blicken, ihm ist es der schmerzlichste Verlust, Schaden zu nehmen an bereits erworbenen „Auszeichnungen" — er zittert vor nichts so sehr als vor dem Misfallen „hoher Vorgesetzter", als welches ihm bei dem Trachten nach noch mehr „Ehren" Abbruch thun müßte. Der Stolze will uns das Eingeständniß nicht erlassen, daß seine Vorzüge mit dem innersten Kern seines Wesens in Zusammenhang stehen — darauf beruht so gut der Ahnenstolz, wie der Mutterstolz einer Cornelia auf ihre Gracchensöhne — und selbst der Geldstolz hat nur einen Sinn als auf selbsterarbeiteten Reichthum gegründet — ererbter kann eigentlich nur Eitelkeit erzeugen. Dem edeln Selbstgenugsamen liegt gar nichts dran, ob man überhaupt von ihm Notiz nehme oder nicht, es sei denn, daß die Einsicht laut werde, er habe seine Individualität sammt allen ihn anerlebten und angebildeten sittlichen Kräften aus vernichtungdrohenden Kämpfen siegreich hindurchgeführt. — Wen es nach „Berühmtheit" gelüstet, der will besprochen, wer wahren Ruhm begehrt, gepriesen sein — jener sucht sein Publikum lediglich bei der Mitwelt — dieser auch bei der Nachwelt. — Der Eitle ist der Held des Salons, der Stolze der Held des Schlachtfeldes oder der Tribüne. Der Eitle will bewundert sein für was er

sein und thun könnte, der Stolze nur für das, was er wirklich ist und thut. Der Eitle weiß zu schmeicheln, damit ihm geschmeichelt werde (jede Schmeichlernatur wächst ja auf dem Boden der Selbstgefühllosigkeit, die vorkommendenfalls bereit ist, sich, d. h. ihr daseinwürdiges Selbst, „wegzuwerfen“, daranzusetzen an die Erwerbung nichtswürdiger Scheingüter, insbesondere blos äußerlicher Ehrenstellungen, wie sie etwa der Oberceremonienmeister und die Oberhofmarschallin einnehmen) — er fordert keinen Tribut, als den des conventionellen Compliments; — der Stolze schmeichelt nicht und duldet keine Schmeichelei — er wendet jedem die gebührende Achtung zu, um selber Achtung ansprechen zu können für seine Vorzüge; und seine Bewerbung um fremde Anerkennung ist eine indirecte, aber um so nachdrücklichere — nämlich die That; er weiß: er hat ein Recht darauf, und verschmäht es deshalb, darum zu betteln wie um eine Gnade — sein Wahlspruch ist überhaupt: ich will keine Gnade, ich will nur mein Recht! Der Stolz als solcher enthält sich, so gut wie die Selbstgenugsamkeit, jeden Eingriffs in fremde Existenz — er ist eine einfache Bejahung der eigenen, ohne irgendwie fremdes Wollen, fremde Individualität, blos weil sie für ihn Nicht-Ich ist, zu verneinen. Darum sind beide — wie auch die einfache Selbstliebe — sehr wohl des Mitleids fähig; sie unterscheiden sich nicht genug von andern, um die Zusammengehörigkeit mit diesen ausschließen oder gar aufheben zu wollen, während Eitelkeit, Hochmuth und Dünkel nichts so sehr meiden als „sich gemein zu machen“ und Gemeinschaft mit andern zu bekennen, ängstlich besorgt, daß sie schon allein dadurch „sich etwas vergeben“ würden.

5. Fortsetzung. d) Ruhmsucht und ihre allgemeinen charakterologischen Voraussetzungen.

Allein das Streben nach Anerkennung erheischt noch eine gesonderte Betrachtung, sofern dasselbe den Selbsterweiterungsdrang des Selbstgefühls ausdrückt. Das Individuum will die empirischen Schranken seines Selbstinneseins überschreiten, sich wissen im Bewußtsein anderer — und, nicht zufrieden mit einer sozusagen räumlichen Expansion, trachtet es danach, die Unendlichkeit der Zeit zu umspannen. In diesem Expansivtriebe gestaltet es sich zur Ruhmsucht. Der unvergleichliche Reiz, mit welchem der Ruhm gerade die kraftvollsten Charaktere anlockt, sodaß er als allermächtigste Triebfeder in aller Geschichte erscheint, muß wurzeln im tiefsten Kern des menschlichen Wollens überhaupt, im Wollen der Selbstbehauptung; im Reich des Ideellen soll erobert werden, was die Natur dem einzelnen Ich in seiner Realität ewig versagt hat. Weit hinaus über die örtliche Wirkungssphäre der Leiblichkeit und die persönliche Umgebung; weit hinaus „über Grab und Tod" will sich der Endliche seine Fernwirkung sichern: so konnten Nachruhm und Unsterblichkeit zu Wechselbegriffen werden, und die Glaubenslosigkeit klammerte sich, zum Ersatz für die aufgegebene Fortdauer der Persönlichkeit, an das Phantom des Forteristirens in den stetig fortgepflanzten Ueberlieferungen der Menschheit. Ohne Hoffnung, auf anderm Wege das eingepferchte Dasein erweitern zu können, suchte der „Sohn der Stunde" Trost in einem Surrogate, dessen Nichtigkeit früh schon dem Wägen der Weisen sich verrathen mußte. Der Vorgenuß schon des Ruhmes sollte eine Steigerung des Selbstgefühls sein, und sein Ursprung aus der Ichsucht, somit aus dem Grundtriebe des Individuums, läßt sich so wenig leugnen wie verkennen. Nur am unverhülltesten offenbart er diese seine Natur, wo er — der Eitelkeit verschwistert — als

das erscheint, woran der Welsche bei seiner Gloire denkt, d. h. als Streben nach Ausdehnung der bloßen Machtgrenzen, oder wo er mit dem nackten Schwerte des Kriegers seine Bahnen sich öffnet. Deshalb sind auch die Moralsysteme aller Zeiten und Völker in der Verdammung des bloßen Erobererruhms stets einstimmig gewesen, und allein die Schamlosigkeit roher Barbarenhorden hat sich offen zu einem Ziele bekannt, an das sie nicht anders als auf blutgetränkten Straßen gelangen konnte. Aber in noch reinerer Abstractheit tritt das Charakteristische an der Ruhmsucht da heraus, wo uns die für den ersten Anblick so befremdliche, ja räthselhafte Thatsache des brennenden Verlangens nach einem Herostratenruhm begegnet. Der Dianentempel zu Ephesus ist ja nicht das einzige Heiligthum, welches vor solcher Glut in Asche gesunken: die Altäre der Themis wie der Concordia, des Glaubens wie des Vertrauens sind nur zu oft schon von einer gleichen Brandfackel verzehrt. Unbekümmert um den sittlichen Inhalt seines Thuns; um den Preis des Abscheus der Mitwelt, des Entsetzens und des Fluchs der Nachwelt, allem, was für edel gilt oder Gewissen heißt, mit frecher Stirn ins Angesicht schlagend, wo nicht gar mit diabolischer Frivolität den herzlosesten Hohn entgegenschleudernd, verfolgt der Herostrat nur das eine Ziel: des Daseins Nichtigkeit zu eludiren durch die Gewißheit, daß er irgendwie fortlebe im Andenken der Menschheit. Es ist als hasche das gequälte Erdenkind nach irgendeinem Ersatze für sein endloses Ringen — nicht ganz umsonst will er sich abgemüht haben in unbelohnten Kämpfen; so gibt er sich zuletzt zufrieden mit dem Gedanken: es sei darum! Die mit so viel Schmerzen erkaufte Individualexistenz mag wenigstens das Eine eintragen, daß alle um sie wissen, alle „daran glauben“ — oder, wie es mit noch vernehmlicherer Drohung lautet: — „daran denken sollen!“ — So sich selber entleerend kehrt das Selbstgefühl zur Hohlheit des bloßen Selbstbewußtseins zurück, dieses ausdehnend auf den mög-

lich größten Kreis des Gekannt= oder mindestens Genanntwerdens und nicht mehr fragend nach dem Was dessen, so von ihm gesagt werde; denn ihm liegt nur daran, daß „so lange die Welt steht" sein Name nicht der Verschollenheit anheimfalle. Darum scheint eine solche Entleerung ohne die charakterologische Voraussetzung einer gewissen mit Bosheit verbundenen Dyskolie, ja einer — sei es auch nur ahnungsweise erfaßten — pessimistischen Einsicht in das Weltgesetz der Negativität, vollends unbegreiflich: ein zum Herostrat prädisponirter Charakter will, dieser Einsicht zum Trotz, den vielfachen Lebensschmerz nicht „für nichts und wieder nichts" durchgemacht, nicht „für nichts und wieder nichts" gelebt haben; das Irrationale, Unmotivirte des Menschenseins ekelt ihn an: so will er wenigstens andere und zuweilen wol auch sich selber mit dem Schein bethören: sein Dasein habe dennoch einen Zweck, eine Bedeutung gehabt; doch meistens wird er selber deren Realität nicht anerkennen; denn ihm ist alles gleich eitel: sein Zerstörungswerk selber wie das von ihm Zerstörte — und was er in seiner Blasirtheit bezweckt, belegt nur wieder den alten Satz: das Letzte, was den hinsterbenden Menschen verläßt, ist sein Geiz und seine Ruhmsucht, diese beiden sublimirtesten (um nicht zu sagen: „rectificirtesten") Destillate des abstracten „Willens zum Leben".

Daneben aber gibt es noch andere Erscheinungen desselben Dranges, welche jenen nahe kommen an Abstractheit, sofern sie sich genügen lassen an dem bloßen Bewußtsein des Könnens von etwas, ohne je zu dessen Actualisirung vorzugehen. Sehr deutlich offenbart sich das Gleiche in Phänomenen, welche „die Psychologie des Handelsgeistes" uns darbietet. Ja, die „Oppositionspartei im eigenen Kopfe" drängte Schopenhauer'n, seine einseitige Verurtheilung der Spielsucht als bloßen testimonii paupertatis des eigenen Geistes zu ergänzen durch eine hierauf zielende Erwägung: der Reiz des Hazards liegt in

dem raschen Wechsel von Furcht und Hoffnung, in einer zwecklosen Motion und Emotion des Willens, die sich an dem stolzen Gefühl erlabt, „des Erfolges Doppelheit“, wie Buddha es nannte, nicht Herr über sich werden zu lassen. *) Mancher Kaufmann wird durch einen gewissen Enthusiasmus für das „Geschäft“ als solches dem niedern Standpunkt des bloßen Verdienenwollens entrückt — aber leicht genug schlägt solche „Strebsamkeit“ (wie in den verrufenen Abschlüssen auf Lieferungszeit, den sogenannten Differenzgeschäften) um in Lust an einem Wetten, lustiger als irgendein Roulette- oder Farospiel, zu welchem jenes dennoch erfahrungsmäßig sehr oft die Vorschule wird. Aber es braucht so weit nicht zu kommen; es gibt auch Kaufleute, denen ihr „Speculiren“ einen weniger bedenklichen Kitzel erregt; sie treiben eine Art von Cultus mit ihren „Unternehmungen“. Das Geld ist solchen dann fast ein geweihter Apparat, nicht einmal mehr bloßes „Handwerkszeug“ — es im Kasten rosten lassen, dünkt sie schier ein Verrath am allgemeinen Verkehre; Verluste erleiden: das bringt das Geschäft einmal so mit sich — und es wird mit Gleichmuth ertragen — zuweilen sogar mit unbegreiflicher Gelassenheit — wenigstens in kurzer Zeit verschmerzt; — aber einen Moment unbenutzt gelassen zu haben, der eine besonders günstige Conjunctur zu bieten schien, das verzeiht sich der echte Kaufmann auch dann nicht, wenn spätere Ereignisse zeigen, daß die Spe-

*) Hierher läßt sich sogar die ethnologische Beobachtung ziehen, daß (nach Karl Andree's Globus) alle der Knechtschaft verfallene Völker leidenschaftlich Spiel und Lustbarkeiten lieben. Irgendwo will eben der Wille einen größern Spielraum haben, wozu anderswo die Politik zu dienen pflegt. Bekanntlich lieben auch Friedenssoldaten sehr das Hazardspiel — die Despotie wie der Kriegszufall sind ja die besten Seitenstücke zur launischen Göttin des Glücks.

Wir segeln auf der Fortuna ihrem Schiff

heißt es in Wallenstein's Lager.

culation würde fehlgeschlagen sein. Die Rabenmaxime: „ich hab' es nur, damit ich's habe", ist ihm unverständlich oder durchaus verächtlich; — er denkt bei seinem Erwerbe kaum an das, was er seiner Familie dafür zuwenden könne: er strebt nur nach Mitteln, „sich", d. h. den Kreis seiner Verbindungen, noch weiter auszudehnen. Seinen Abscheu erwecken diejenigen, welche Erwerb suchen, um sich noch bei gesundem Leibe „zur Ruhe zu setzen" — er schilt sie faule Zinsenfresser und träge Couponschneider — in seinen Adern ist kein Tropfen Blut von den Pariser épiciers, die sich jahrelang abmühen, um sich endlich aus der Hülle ihrer Düten zu Rentiers zu entpuppen. — Und wenn jene Erhebung des Geschäfts zum „Selbstzweck" zunächst in Hamburg beobachtet ist, so mag von ebendaher das Seitenstück entnommen werden aus der Gelehrtenwelt: ein Sammelfleiß, dessen Ergebnisse sich zu denen der übrigen Wissenschaften verhalten, wie das Register zum Buch, dem es angehängt ist: Archiv- und Bibliothekenkunde. Denn so ein Titelkenner läßt sich ja auch an dem Gefühl abstracten Könnens genügen: er weiß, wo all das Wissen zu finden wäre, welches ihn zum Polyhistor machen würde — und manch einer läßt sich ob seiner Belesenheit anstaunen, der nichts studirt hat als — Kataloge. — Sogar das Lessing'sche Paradoxon: das Forschen nach Wahrheit stehe dem Menschensohn besser an als das Erreichthaben der Wahrheit — ist hierher zu ziehen: ist es doch nur eine Abart derselben Verwechselung, aus welcher der für hoch sittlich sich ausgebende Trost stammt: der Zweck der Arbeit sei ethisch in die Arbeit selbst zu setzen. Weil sonst kein realiter werthvoller Endzweck der Erdenmühen abzusehen ist, wird er mit kühner Abstraction in deren blos formale Ueberwindung verlegt. Doch die Kühnheit jener Theorie ist nicht größer als ihre Kurzsichtigkeit. Denn alle diese, hier nach ihrer innern Wesensverwandtschaft zusammengruppirten, Verkehrtheiten (denen nach obiger Darstellung auch noch der Eigensinn sowie die Koketterie beizugesellen

ist) haben zwar das Gemeinsame, nur auf der Grundlage eines starken Abstractionsvermögens vorkommen zu können; aber dieses muß zugleich mit einer eigenthümlich starren Einseitigkeit des Blicks verbunden sein, vermöge welcher das abstracte Ins-Auge-fassen des einen der erforderlichen Mittel davon abzieht, auch die andern Mittel zur Verwirklichung des Zweckes, somit auch zur Verwendung erst eben dieses Mittels selber, zu gewahren und demnächst in Gebrauch zu nehmen — die den errungenen Besitz genießende Ruhe schwebt ewig nur als wesenloser Schemen vor — ein Bild freilich des ganzen Willensstrebens in seiner ewigen Rastlosigkeit — aber doch meistens nur eine unbewußt und unfreiwillig der pessimistischen Negativitätserkenntniß dargebrachte Huldigung. Und von allem das Wunderbarste (Schopenhauer würde gesagt haben: das Tollste) daran ist: daß aus so abstractem Boden so individuell concrete und lebendige Leidenschaften — so „dämonische" Gewalten — erwachsen können. Aber „Dämonen" gelten ja für „Geister", und das Geistigste in allem Geistigen ist die abstracteste Abstraction.

6. Schluß. e) Eigenliebe und Selbstliebe; Hochmuth und Eigendünkel; Selbstgefälligkeit.

Weil der Eitle sich im buchstäblichen wie metaphorischen Sinne gern bespiegelt, ist man geneigt, es schon bei kleinen Kindern für eine Ankündigung künftiger Eitelkeit zu halten, wenn sich dieselben gern vor den Spiegel heben lassen. Allein dies kann ein durchaus unverfängliches Verlangen sein, ohne die geringste Beimischung keimender Selbstgefälligkeit, und nur dieselbe Schaulust beweisend, welche auch nach dem Bilderbuch begehrt — nicht sich selbst, sondern nur das Bild, das es macht in dieser und jener Kleidung oder Verkleidung, will das Kind sehen und anstaunen. Ich sage: dies kann ganz unverfänglich sein;

denn es soll nicht geleugnet werden, daß auch in diesem Stück kleine Mädchen schon früh den Unterschied ihrer Instinctnatur von der der Knaben verrathen werden. Allein ein viel significanteres Erkennungszeichen von aufsprossenden Ansätzen des Selbstgefühls ist es, wenn die Kinder schon in den allerersten Lebensjahren bemüht sind, die Aufmerksamkeit anderer auf sich und ihr Thun zu lenken, mit sichtlichem Wohlbehagen ihre kleinen Kunststückchen produciren, kurz: gesehen, beachtet, applaudirt sein wollen — und was sich darin regt, kann später so gut zur Ruhmbegier wie zur vulgärsten Eitelkeit ausschlagen. Doch mag ein achtsames Auge immerhin schon hierbei versuchen, unsern obigen Kanon zu appliciren: es ist nicht gleichgültig, was das für Dinge sind, durch welche so ein Kind die fremden Blicke auf sich zu ziehen sucht: ob sein natürliches, harmlos spontanes Spiel oder andressirte Schaustellungen oder gar blos seine Toilette. Sogar daß Kinder so gern von ihren kleinen Erlebnissen Bericht erstatten, appellirt nicht blos an fremde Theilnahme, ist nicht blos einfacher Mittheilungsdrang, sondern man wird im guten wie schlimmen wahrnehmen, daß sie am liebsten von Dingen erzählen, bei denen es wesentlich auf ihr eigenes Benehmen ankam, mehr als auf das, was von außen, ganz ohne ihr Zuthun, an sie herantrat. Vielleicht erklärt es sich auch hieraus, wenn Kinder ungefragt und ohne den Ton der Reue oder des Beschämtseins ein Bekenntniß ablegen von verübten Unarten. Bedenklich freilich ist es, wo dies aus einem Mangel an Mitleid mit dem, andern an Gemüth oder Körper zugefügten, Weh hervorzugehen scheint oder auf den Gedanken bringt, es könne der Keim dessen sein, was später als Schamlosigkeit, als Selbstisolirung von allen ethischen Beziehungen, sich entfaltet. Allein, wer die Wahrnehmung solch kleiner „Bosheiten“ in Zusammenhang bringt mit dem Wesen des Muthwillens, der wird geneigt sein, als Worten einer tiefer blickenden Weisheit, dem Trost sein Ohr zu leihen: „möglicherweise

war — neben dem reinen Muthwillen — gar kein ander Motiv vorhanden, oder höchstens die Eitelkeit, einen Eclat zu machen, so winzig wie von einer hingeworfenen Knallerbse erzeugt, die einzige Triebfeder."

Dennoch bleibt ja allerdings zeitlebens ein Unterschied bestehen zwischen einem Narcissus, der sich harmlos der eigenen Schönheit als einer Göttergabe freut, und dem Stutzer, der sich seiner Verschönerungsmittel — entstellender mehr als erhöhender — zur Erreichung anderweitiger Zwecke bedient: an jenem ist die Selbstliebe zur Eigenliebe geworden, d. h. das unreflectirte Geltenlassen der eigenen Existenz hat sich zu einem bewußten Wohlgefallen an den auszeichnenden Merkmalen der eigenen Individualität erfüllt, jedoch ohne bereits, wie an diesem, zur Eitelkeit sich verzerrt zu haben, welche auf jene Merkmale, trotz deren blos potenziellen Charakters, schon ihre Ansprüche gründet. Ja, eine noch schärfere Sonderung könnte behaupten: die Selbstliebe hat vor dem bloßen Ichbewußtsein doch schon ein Wissen um die quantitative Erfülltheit des Inhalts im eigenen Selbst voraus und weiß sich nach dieser mit andern zu vergleichen und zu messen, während die Eigenliebe auch nach der qualitativ specifischen Bestimmtheit dieses Inhalts sich von andern unterscheidet. Die Selbstliebe kann die eigene Individualität stärker oder schwächer im Umfang ihrer Kräfte wissen als andere — aber sie verlangt darum noch nicht, für besser, für verdienstvoller, für schöner, für gelehrter, für geistreicher, für pikanter, für interessanter u. s. f. angesehen zu werden. — Der Eigenliebige, mag man sagen, ist in sich verliebt; der Eitle will, daß andere sich in ihn verlieben sollen; jener stellt sich vor den Spiegel, um sich selbst, den Anblick seiner selbst, zu genießen; dieser geht darauf aus, anderer Wohlgefallen zu erregen, und macht vor dem Spiegel Manöver, damit ihm dies Bemühen nicht fehlschlage — er führt ein Leben wie vor dem Spiegel — und hat er seinen Zweck erreicht, so läßt er, wie das gefallsüchtige Weib in seinem

Triumph, „die Leute vor Liebe crepiren". — Im Grunde also hegt der Eitle ein geheimes Mistrauen gegen die unmittelbare Wirksamkeit seines Auftretens und sucht derselben durch allerlei Künsteleien nachzuhelfen. Insofern strebt er über sich selbst und das Vermögen seines natürlichen Selbst hinaus. Und dem widerspricht nicht die Thatsache, daß bei näherm Zusehen keiner wünscht, ganz in fremder Haut zu stecken, und wer das Nachdenken über sich selbst zu Ende bringt, allemal zu dem Resultat kommt: ich tausche doch mit keinem, d. h. ich möchte mein Selbst sammt seinem ganzen Inhalt gegen kein fremdes austauschen. Diese Thatsache beruht nämlich nicht blos darauf, daß keiner anders sein kann, als er ist, sondern auch darauf, daß jeder nur eben der sein will, welcher er ist. Wünscht man sich also, zu den vorhandenen, einzelne Eigenschaften eines andern, welche man nicht besitzt, so wird das immer nur sein, weil man sie als Mittel vermißt, unentbehrlich, um äußerlich das zu erreichen, was man haben möchte, oder eben aus Eitelkeit, um damit glänzen zu können und so vielleicht indirect wieder hierdurch Vortheile zu erlangen. — Aus solchem Streben entspringt alles affectirte Wesen. Affectation und Affe haben mehr miteinander gemein als die Laute. Denn auch die Nachahmungssucht des Affen geht aus dem forcirten Trachten (ein solches drückt ja schon die Iterativ- und Intensitivform des lateinischen Verbs affectare aus) hervor, für etwas Besseres angesehen zu werden, als wozu die eigene Natur wirklich reicht, oder gar für sich selber den Schein zu erzeugen, man besitze die Kräfte, die man an sich eben vermißt. Allein gerade dies Streben lähmt dann (weil es Mangel an Selbstvertrauen nach sich ziehen muß, wie es aus solchem entstanden) die „freie" Aeußerung selbst der vorhandenen Kraft, und so verschwistert sich Affectirtheit mit Befangenheit und Verlegenheit, als deren Tochter sie aber ebenso oft anzusehen ist: denn ein schwaches Selbstgefühl hält leicht jede Wesensäußerungsweise für besser als die einfachste und natürlichste.

Darum werden auch nur diejenigen durch Schüchternheit zur Affectirtheit gebracht, welche zugleich die Eitelkeit besitzen, ihre Schüchternheit verleugnen zu wollen — die einfach Schüchternen dagegen können im Vollbestande lieblicher Anmuth bleiben. Und wie das affectirte Frauenzimmer nach seiner Eitelkeit das Gefallenwollen über das natürliche Vermögen hierzu poussirt, so der geckenhafte Witzehascher seine Späße weit über sein humoristisches Kapital.

Das ignoti nulla cupido hat nun aber auch den weitern Sinn, daß wir nur das wahrhaft kennen, was wir in uns selber haben; — was wir dagegen an andern lieben und bewundern, kennen wir nur nach und aus seinen Wirkungen, nicht in seinem Wesen — wir können es also auch nur entbehren, sofern wir möchten seine Wirkungen ausüben und uns dienstbar machen können. Wer z. B. trägen Geistes ist, kann sich größere Denkkraft nicht eigentlich wünschen; denn der Horizont seines Denkens reicht nicht weiter, als wie seine lahmen Bewegungen ihn tragen — und jenseit seines Horizonts liegt für jeden nur ein unbekanntes Nebelland, nach welchem die Sehnsucht nur von negativem Inhalt: aus dieser Enge hinaus! — sein kann. Dasselbe besagt eigentlich auch Larochefoucauld's Dictum: „Jedermann beklagt sich über sein Gedächtniß, niemand über seine Urtheilskraft.“ — Es kann eben niemand über sich selber, über seinen eigenen Kopf hinwegsehen (so wenig wie über seinen eigenen Schatten hinwegspringen); wohl aber kann jeder seine Hände — als das Organ seines körperlichen Fassungsvermögens — betrachten, und denen einen größern Umfang wünschen, damit sie mehr und größeres möchten umspannen und packen können, oder eine größere Stärke, damit sie mehr und schwereres zu tragen im Stande wären. — Sein ganzes eigenes Ich austauschen wollen ist, metaphysisch angesehen, genau so widersinnig, wie es juristisch eine Unmöglichkeit ist, sich selber in die Sklaverei zu verkaufen,

weil das die Voraussetzung jeder Vertragsfähigkeit, das Personsein, im Moment ihrer Bethätigung selber aufhebt; mit jenem Wollen würde der Boden weichen, auf welchem jedes Motiv, also auch das zu diesem Wollen selber, seinen Stützpunkt finden muß, um überhaupt wirksam zu werden.

Aber jenem „Sich über sein Wesen hinauswünschen" des Eiteln entspricht es, wenn sich der Eitle zuletzt, um nicht in Unbefriedigtsein zu verharren, so weit in sich selber einspinnt, daß er sich auf seine bloße Anlage etwas zugute thut und von andern darauf zugute gerechnet haben will. Nicht so der Stolze. Der Stolz ist das Bewußtsein der eigenen That mehr als der eigenen Qualität; er gründet sich auf die nicht alltägliche, eigene, solidere, nicht blos scheinbare, scheinende und schimmernde Kraft und deren selbstthätige Entwickelung, nicht auf bloße Talente, sondern erst auf deren Ausbildung, Bethätigung, Brauchbarkeit, Nützlichkeit. Und eben darum ist der Eitle so abhängig von fremder Anerkennung, weil erst in dieser ihm zum Bewußtsein kommt, was er etwa Prävalirendes besitzen mag, während der Stolze des Anerkanntwerdens nicht bedarf, weil er seine Befähigung aus ihren Wirkungen selber wahrnimmt — jener ist reich wie der Inhaber eines Wechsels, dessen Werth und Verwerthung dadurch bedingt ist, daß andere die ausgestellte Anweisung „honoriren"; dieser wie ein Kapitalist, der sein Vermögen baar oder in Realvaluten besitzt. Wo aber diese Form des Selbstgefühls sich steigernd fortgeht zur einseitigen Exclusivität, in der kein Raum bleibt für die Anerkennung fremder Vorzüge, und also durch deren Versagung ein gegen andere verletzendes Benehmen eintritt: da haben wir Hochmuth. Der Stolze fordert Achtung, der Hochmüthige Bewunderung und Huldigung, der Selbstgenugsame Ehrfurcht, wo nicht gar Gehorsam. Der Stolze kann gerecht, der Hochmüthige verachtend, der Selbstgenugsame wegwerfend den Eigenschaften anderer gegenüber sich äußern.

Wo aber Stolz oder gar Hochmuth aus einer bloßen

Illusion entsprungen, sei es indem einer sich nur einbildet, gewisse reale Vorzüge zu besitzen, sei es indem, was er wirklich besitzt, nur einen eingebildeten Werth hat: da heißen sie Eigendünkel. Und die geistige Vornirtheit, welche jede „Einbildung", jedes „Eingebildetsein", jedes Sich-etwas-dünken, jeder Dünkel immer voraussetzt, macht es zugleich natürlich, daß darin wieder die leere Aufgeblasenheit sich breit macht, welche, gleich der Eitelkeit, sich begnügt, im bloßen Sein, statt in den Thaten, sich zu bespiegeln. Danach lassen sich im Eigendünkel zwei Arten unterscheiden: diejenige, welche in einem Extrem der Eitelkeit, d. h. des Strebens nach fremdem Beifall, und diejenige, welche im Extrem des Hochmuths, d. h. der exclusiven Nichtachtung fremder Vorzüge, ihren Schwerpunkt hat. Jene hat ihr Kennzeichen an völliger Hohlheit, diese kann der inhaltvollen Selbstgenugsamkeit in ihrer Aeußerungsweise nahe treten.

Eine Schattirung nun zwischen Einbildung und Selbstgenugsamkeit, jedoch auf kleinerm Wappenfelde, und zugleich tingirt durch Beimischung von Eigensinn und Hartnäckigkeit, ist endlich noch dasjenige, was in einem engern Sinne Selbstgefälligkeit genannt wird. Dieselbe bezieht sich insbesondere auf eine vermeintliche Unfehlbarkeit des eigenen Urtheils. Der Selbstgefällige ist mit sich und seinem Können zufrieden, will keine (geistige) Superiorität anerkennen, sich nicht lenken noch weisen lassen; nimmt es übel, wenn ihn jemand eines Bessern belehren, oder auch nur Rath ertheilen will. Solche Selbstgefälligkeit macht in jungen Jahren, z. B. beim Schüler, empfindlich und demnächst rechthaberisch, und schließt jene Form der Bescheidenheit aus, die Tadel hinzunehmen versteht, von der Jean Paul sagt: „Wenn jemand bescheiden bleibt, nicht beim Lobe, sondern beim Tadel, dann ist er's" — ein Paradoxon, aber richtig, sofern, wer gelobt wird, es leicht hat, eine bescheidene Miene anzunehmen, da sein Selbstgefühl ja äußerlich doch schon, eben durch das Lob, gefestigt wird.

Fragen wir aber schließlich nach der Möglichkeit sol-

cher Selbsttäuschung, wie sie in Eitelkeit, Einbildung und Hochmuth hervortritt, so gibt uns die Antwort darauf zugleich den Schlüssel zur ethischen Würdigung aller naiven Formen des Selbstgefühls. Das intuitive Innesein unsers Wesensinhalts, dessen Organ wir eben Gefühl nennen, unterliegt nicht derselben Trüglichkeit, wie das abstracte Vorstellen, dessen Beziehung zum Realen und Anschaulichen die Wiege jedes Irrthums ist. Insofern könnte man den Ausdruck Selbstgefühl beschränken auf dessen naive Formen; allein die Verlegenheit, für die reflectirten einen andern Gesammtnamen zu finden, nöthigt dazu, den Gebrauch desselben auch auf diese auszudehnen. Wer sich etwas „vorstellt", hält es sich auch vor; das thut das naive Gefühl nicht und darum bedarf es auch all der Vehikel nicht, in welchen der Eitle, Ehrgeizige, Uebermüthige, Hochmüthige und Dünkelhafte den Reflex seiner innern Eigenschaften in sichtbaren Symbolen und Emblemen — in Ehrenerweisungen und Ehrenzeichen — vor sich will verkörpert sehen.

7. Der Zusammenhang der Selbstgefühlsformen mit den übrigen charakterologischen Factoren und das Streben nach äußern Steigerungsmitteln fürs Selbstgefühl in seinen verschiedenen Erscheinungsweisen.

Die Eitelkeit zählt man auch gern den „Jugendsünden" bei; mit Recht, sofern sie einen leeren, hohlen Intellect voraussetzt, welchem so viel Urtheil fehlt, als zu richtiger Abschätzung äußerlich scheinbarer und innerlich reeller Vorzüge gehört; mit Recht auch, sofern alte „Gecken" und Geckinnen vorzugsweise gern „Jugendlichkeit" affectiren; aber mit Unrecht, wenn damit gesagt sein sollte, die Jugend sei andern Formen des Ehrtriebs nicht zugänglich oder das höhere Alter schütze vor dieser „Thorheit". Wer als Knabe und Jüngling eitel ist, bringt es als Mann höchstens

zum Ehrgeiz; dagegen wer früh Ehrgeiz verräth, wird später vielleicht nur durch Ruhm befriedigt. Was im Staat die Rangordnung der Titel, das stellt in der Schule die Location mit Certiren dar, und den Geschmack an Ordenszeichen füttert das Unwesen der Schulprämien auf: wer eins davon nicht will, muß auch das andere verwerfen. Glücklicherweise widersteht das gesunde Urtheil des Knabenalters all diesen Lockungen meist länger, als es auf den ersten Anblick scheint. Man darf nämlich die naive, ruhige Freude an derlei „Auszeichnungen" noch nicht mit Symptomen keimender Ehrsucht verwechseln. Jene pflückt die ihr bequem am Wege hangenden Früchte und läßt sie sich schmecken — überklettert aber keinen Zaun darum; doch erst ein Trachten mit Selbstüberwindung, mit Zurückstellung anderer Wünsche, gibt das durchschlagende Motiv zu erkennen; und solange ein Junge unbeirrt auf seinem Pony sich tummelt, ob er darüber auch eine Nr. 1 verspielt, hat es mit krankhaft erregtem Ehrtriebe bei ihm noch keine Noth. Das Ephemere, Persönlichzufällige aller bloßen Ehrenzeichen hat nur für oberflächliche Naturen einen Reiz, für diese freilich einen so großen, daß sie es mit Schande bei der Nachwelt zu erkaufen bereit sind (wie alle jene Staatsmänner, die ihre „Ehre" darein setzten, die Gnade ihres Fürsten sich zu erhalten, unbekümmert um das Wohl der in ihre Hand gegebenen Nationen wie um das Verdict der Geschichte); dagegen für alle diejenigen, welche einmal die Hand nach einem echten Ruhmeskranze ausstreckten, so geringen Werth, daß sie es niemals als ein Surrogat erstrebten, wenn ihr höheres Trachten erfolglos blieb oder sie, etwa einer nähern Pflicht zu Liebe, freiwillig selber darauf Verzicht leisteten. Nur wenn ein Choleriker von großer Ausdauer ist, wird er Zeit und Geduld genug haben, auf Erwerbung von Ruhm bedacht zu sein; sicherer pflückt die spät reifende Frucht der Phlegmatiker, der zu warten und die flüchtige aura popularis zu verschmähen gelernt hat; niemals wird sie dem reinen Anämatiker, der ewig selbstlos oder

eitel bleibt, noch dem Sanguiniker zutheil, der sich am momentanen Erfolge genügen läßt. Wenn der Eitle das Ziel seiner Wünsche erreicht hat, so bläht ihn der Dünkel (Aufgeblasenheit) auf; bei dem Ehrgeizigen stellt sich im gleichen Falle, um so entschiedener, je mehr Egoismus dabei ist, Ueberhebung, Hochmuth, hoffärtige Nonchalance, frecher Uebermuth, brutale Anmaßung (Arroganz) ein; nur die Brust dessen, der sich für Ruhm begeistern konnte, wird von echtem Stolz geschwellt — auch dann, wenn er sich trösten mußte mit dem in magnis rebus voluisse sat est, denn ihn adelt schon das Streben selber. Umgekehrt verfällt der Sanguiniker, wenn er auf seiner Fahrt zum gesteckten Ziele scheitert, dem Mismuth, der Anämatiker dem Kleinmuth, der Choleriker der Verzweiflung oder Verzagtheit (denn dasselbe Herz, das trotzig, ist auch ein verzagtes Ding), während der Phlegmatiker sich im Hafen der Resignation, des Gleichmuths, zur Ruhe gibt.

Eine dieser parallele Stufenfolge ergeben die einzelnen Verletzungen des Selbstgefühls: der eitle Anämatiker wird unleidlich durch „Empfindlichkeit" und „mault" gleich; der Sanguiniker ist leicht „piquirt", doch ebenso rasch durch ein schmeichelhaftes Wort wieder versöhnt; der Choleriker braust auf bei „Beleidigungen" (so ist die Zahl der Injurienprocesse, Duelle und Raufereien eine feste Scala am ethnographischen Thermometer); am Gemüthsmenschen nagen die „Kränkungen" fort, auch dann noch, wenn er sie längst vergeben hat, — nicht als Gehässigkeit gegen den, der sie zufügte, aber als Erschütterungen des Glaubens an den eigenen Werth —; der Ruhmbegierige leidet nachhaltiger, und wo er zugleich Choleriker ist grimmiger, als diese alle, an versagter Anerkennung, und sein Schmollwinkel wird ihm zur Hölle, deren Qualen erst nachempfinden muß, wer z. B. die unversöhnliche Heftigkeit und Bitterkeit eines Schopenhauer gerecht beurtheilen will. Schmähsüchtig kann nicht allein eine ewig verdienstlose Thersitesnatur aus Neid und Misgunst und Gefühl der eigenen Nichtswürdigkeit werden;

auch die Nothwehr gegen diejenigen, welche fremdes Verdienst nicht gelten lassen wollten oder gar selber auf dem Wege der Intrigue absorbirten, kann dazu machen. Ist in jenem Fall egoistisch-schnöde Verkleinerungssucht (die „liebt das Strahlende zu schwärzen" — blos weil es strahlt — „und das Erhabne in den Staub zu ziehn" — blos weil es erhaben ist) die Triebfeder, so in diesem ein schändlich verletztes Rechtsgefühl, das zum Rechtsprechen in eigener Sache gedrängt wird, weil die bestellten Tribunale durch Corruption ihre Competenz verwirkt haben. Ist doch selbst das, was man Kindern als Neid anzurechnen pflegt, oft nichts als die Reaction des misachteten Anspruchs auf Gleichheit, wie evident wird, wenn diese angeblich neidischen Kinder bei andern Gelegenheiten ein Beispiel von Großmuth und Selbstverleugnung denen gegenüber geben, um derentwillen sie in ihrer Gleichberechtigung geschädigt wurden. —

Wenn die Hegel'sche Psychologie wähnte, sich eines gewaltigen Fortschritts rühmen zu dürfen, weil sie höhnend das „Schubfachwerk" der Seelenvermögen aufgab und dafür die Objecte, auf welche die psychischen Functionen sich richten, zum Eintheilungsgrund erhob, so bekundete sie damit nur jene Oberflächlichkeit, welche überall das Wesentliche und Zufällige, oder in Hegel'scher Sprechweise: das Substantielle und Accidentielle verwechselt oder vermengt. Denn danach würden es die äußern Umstände sein, welche den Charakter selber ausmachten, „bildeten" nicht blos im Sinne des formare, sondern auch des constituere; danach würden die „Kleider" wirklich „die Leute machen". Umgekehrt geht unser Streben darauf, zu ermitteln, was das identische Kernwesen in aller bunten Mannichfaltigkeit der Erscheinungen ist, das nur, je nach den äußern Impulsen, Gelegenheit bekommt, sich so oder so zu äußern (da heißt es: omnis causa est causa occasionalis). Nur so retten wir den echten, indem wir fahren lassen jenen Schein-Monismus, der aus der hohlen Abstraction psychischer Einheit alle Bethätigungen der Grund-

kraft nur wie die Farben aus dem Prisma quillen läßt. — Uns sind Könige und Bettler nicht „von Hause aus“ aus verschiedenem Teige geknetet: uns ist es dasselbe Charakterelement, welches aus dem Auge des Bettlers leuchtet, wenn des Tages Ertrag ungewöhnlich reichlich floß, und welches im Fürsten eine Steigerung erfährt, wenn er die Parade in blanker Rüstung an sich vorüberziehen sieht, weil er sich dabei sagt: das ist die sichtbar greifbare Verkörperung meiner Macht! Denn in den Heeren verleiblicht sich die Abstraction der Herrschergewalt. So erklärt sich die Liebhaberei selbst geistreicher Regenten für Uniformenprunk — es fließen darin die Gefühle zusammen, mit welchen der Einzelne im Muskelspiel sich seiner Stärke bewußt wird, und die, mit welchen er sich vor den Spiegel stellt, um der Wohlgestalt seiner Formen oder der Kleidsamkeit eines Garderobe- und Toilettenstücks sich zu freuen. Wenn das nackte Indianermädchen aufjubelt, weil ihr eine Schnur von bunten Bohnen um die Stirn gelegt ist, so ist sie nur in den nach conventionellem Werth bemessenen Dimensionen ihrer Mittel ärmer, als die Gebieterin im Reich der Mode, welche mit ihrem Finanzminister sich überwirft, weil diesem die schrankenlosen Ansprüche allerhöchster Prachtliebe unlösbare Verlegenheiten bereitet. Schon oben (I, 107) ward beiläufig der eroberungssüchtigen Koketten erwähnt. Wo diese sozusagen zünftig auftreten wie im — keineswegs blos pariser — Lorettenthum, geben sie ein ganz hierher gehöriges Bild. Nichts ist verkehrter, als die sexuelle Lüsternheit für das bei ihnen vorwiegende Pathos zu halten — das überlassen sie der von ihnen verächtlich angesehenen Prostitution, wie die gemüthliche Hingebung der verspotteten Grisette; sie selber sind herz- und in diesem Stück auch leidenschaftlos, und ihre Nüchternheit läßt auch nicht die „thörichte“, Zweck und Mittel verwechselnde Eitelkeit bei ihnen aufkommen — sondern ihr Seitenstück haben sie an den herrschbegierigen Männern: sie wollen die ersten ihres Standes sein, sich gegenseitig überbieten, „ausstechen“;

sie fühlen sich sozusagen als Vertreter ihres Geschlechts und seiner „Rechte" — treten deshalb auch gern etwas „emancipirt" auf — betrachten es als ihre Aufgabe, zu zeigen, wie weit die Männer in ihren, dem Weibercultus dargebrachten, Opfern zu gehen bereit sind — und je mehr sie deren „ruinirt", finanziell heruntergebracht haben, desto größer ist ihr „Triumph". In diesem Sinne ist viel Lorettenthum in unsern heutigen Ehen — manch Weib will mit ihrem Schmuck nicht sowol den eigenen Leib ausputzen, als vielmehr nur zeigen: so viel an mich zu wenden, weiß ich meinen Mann zu nöthigen, so „theuer" bin, oder vielmehr: werde ich ihm; — und wie die Lorette nicht nach jungen und schönen, sondern nach reichen und vornehmen Galanen begierig ist, so geht ein solches Weib nicht auf geschmackvolle, prächtige, sondern auf theuere, kostbare Kleiderstoffe aus. Nur eins verkennt und verleugnet sie: das, was der echte Mann vom echten Weibe fordert: Anspruchslosigkeit. Denn sobald das Weib Huldigung innerlich fordert oder solchen Anspruch gar mit Bewußtsein durchblicken läßt, hat es denselben eben dadurch schon verwirkt, empört wider sich den Mannesstolz, und nur Narren zahlen den so eingetriebenen Tribut. Solche Weiber verändern in Gegenwart eines Mannes ihr ganzes Benehmen, gerade so wie die meisten Menschen bei der Anwesenheit persönlicher Gegner eine gewisse forcirte Würde annehmen — sie wollen imponiren und verfallen eben damit der Lächerlichkeit, also gerade der Demüthigung, welcher sie entgehen wollen; denn nur durch ungezwungenes, unbefangenes Auftreten kann man in Respect setzen und erhalten.

Es ist allemal ein Zeichen kleinlich seichten Geistes, wenn ein Gewaltiger an der Entfaltung von Pracht um ihrer selber willen Lust hat; Stolz und Ruhmbegier lieben sich das durch Einfachheit Erhabene (man denke an Friedrich II. von Preußen im Vergleich mit seinem Großvater) und wo sie dennoch Pomp und Prunk nicht verschmähen, da ist er ihnen nur das Aushängeschild, ohne

welches dem Vulgus die sinnliche Anschaulichkeit der „Majestät“ fehlen würde; oder das Gepräge dient rein privaten Zwecken (wie Cäsar wol nur deshalb gern die Glatze mit dem Kranz verdeckte, damit ihm das „gealterte“ Ansehen nicht den Zutritt in gewisse Boudoirs erschwere). Also es bleibt dabei: die eigentliche Eitelkeit ist nur da eine Macht, wo Weiber und weibische Natur den Ausschlag geben — mithin auch bei den Despoten des Orients ältesten wie jüngsten Datums; und vielleicht gibt sich in nichts anderm so deutlich der Unterschied der Geschlechter kund, als in dem, was für die „Ehre“ eines jeden gilt; nicht etwa blos dem Grade der Empfindlichkeit, sondern auch dem Gegenstande nach.

8. Sittliche Abwege, auf welche das Selbstgefühl führen kann, nebst Excurs über Schamlosigkeit.

Ueberhaupt ist die Gerechtigkeit in nichts so schwer als in der Abschätzung fremden Selbstgefühls; denn jedes eigene ist der geborene Feind, wenigstens Grenzwächter, des fremden. — Der Egoismus in seiner Exclusivität ist ja nichts als der praktische Ausdruck des Selbstgefühls; und dennoch wird das edle Ich sein Selbst bewahren, ohne fremdes zu kränken; dennoch verlangt jede nicht-ascetische Moral sogar einen gewissen Grad von Selbstbehauptung, vielleicht aus demselben Grunde, aus welchem der Pädagog gern hat, wenn der Zögling „etwas auf sich hält“ — er ist dann „leichter zu nehmen“, läßt sich bequemer leiten und tractiren. Also auch hier gibt's Antinomien. Zunächst läßt sich so viel sagen: nur ein egoistisch gearteter Charakter wird seinen Diener, den Intellect, anspornen, ihm fortwährend den Spiegel seiner Eigenschaften vorzuhalten, blos damit er sich an seinen Vorzügen — echten oder vermeintlichen — selbstgefällig erfreue. Nur solche Selbstbespiegelung, nur solch reflectirtes Vorstellen seiner

selbst aber ist verwerflich — jedoch nicht als Quelle, sondern als Symptom „antimoralischer" Gesinnung. Wer umgekehrt sich selber gern an seine Schwächen erinnert, also dem Kleinmuth sich überläßt, ist darum noch nicht ohne Selbstsucht — wo es nicht eine Art Kasteiung ist, kann das indirecte Motiv der Wunsch sein, die eigene Thatlosigkeit (Trägheit) vor sich selber zu beschönigen. Ein rein hingebendes Gemüth kommt dagegen gar nicht dazu, so viel mit Selbstbetrachtung sich zu beschäftigen.

Ein anderes antinomisches Paar haben wir in Selbstgenugsamkeit und Schamlosigkeit. Jene, die sich unabhängig weiß und erhält von Anerkennung und Verkennung, Ruhm und Schande, respectirt man als ein Anzeichen innerer moralischer Tüchtigkeit, eines festen, unerschütterlichen Charakters; aber auch sie ist nur als Symptom, nicht als spontane Quelle, sittlicher Stärke zu beurtheilen. Selbstgewißheit, Selbstvertrauen lassen sich gegen äußere Schande nicht behaupten ohne das Bewußtsein, daß man nach andern Motiven als denen der Ehre und Schande gehandelt habe. Edel kann solche Selbstgenugsamkeit aber höchstens dann heißen, wenn sie den Irrthum der Verkennenden verzeiht, sei es auch nur, weil sie ihn als Irrthum begreift; blos gerecht, aber vielleicht zugleich bitter, ist eben dieselbe Sinnesart, wo sie nicht zu dieser Verzeihung fortgeht. — An sich ist auch die Freude an eigenen Vorzügen, sofern nicht Ansprüche darauf gegründet werden, nichts Unsittliches, sondern nur die Kehrseite des Schamgefühls, welches wir bei Fehlern und Lastern anderer Menschen empfinden, weil sich in ihnen die Niederträchtigkeit der Menschennatur überhaupt verräth. Und auch sonst ist Behauptung des individuellen Selbstgefühls mit wahrer Demuth sehr wohl vereinbar. Es glauben nur zu viele, zuvörderst für Demuth bei andern sorgen zu müssen — die kommt schon ohne sie und von selber, aber braucht deshalb nicht gleich vor jedem Unberufenen sich in den Staub zu werfen und besteht ebenso wenig darin, daß man sich von jedem

suffisanten Renommisten imponiren lasse. Es liegt so gut im Wesen echter Demuth wie echten Stolzes, ohne fremde Beihülfe für die eigene Nahrung zu sorgen.

Wie wir bei Besprechung des Gemüths an die Grenze gelangen werden, wo das Gefühl nicht mehr blos die Charakterologie, sondern die Ethik angeht, so streifen wir das ethische Gebiet auch bei Betrachtung der Schamhaftigkeit. Die mancherlei Rücksichten rein conventioneller Art, welche bei dieser vorkommen, und das Vorhandensein einer „falschen Scham" beweisen eine relative Unabhängigkeit von den rein ethischen Factoren und berechtigen uns wenigstens, sie auch hier in Betracht zu ziehen. An sich ist die Scham ein Affect des Selbstgefühls, sofern sie auf dem Gefühl beruht, welches sich mit der Vorstellung verbindet, daß unsere Schwäche — vor uns oder andern — zu Tage gekommen. Wo das Selbstgefühl, ohne rechte Stütze im eigenen Innern, sehr abhängig ist von fremder Anerkennung, kann auch der Unschuldige bei grundloser Bezichtigung Scham statt Zorn gegen den Verleumder empfinden; das bloße Erröthen ist aber hierfür noch kein sicheres Kennzeichen; denn das kann auch von der Indignation hervorgerufen sein. — Wir können uns jeder Schwäche unserer Kraft schämen, der physischen und intellectualen nicht minder als der charakterologischen, und mancher noch jener beiden, wenn betreffs dieser längst Unempfindlichkeit eingetreten ist. Man schämt sich einer „Dummheit", eines Verstoßes gegen irgendeine zufällige Correctheit des Accents oder der Prosodie, eines Mangels an Muskelkraft, ja oft am tiefsten einer bloßen „Unanständigkeit" aus dem Gebiet der naturalia quae non turpia. Wie aber kommen wir nun dazu, die Schamlosigkeit überhaupt als unzweifelhaftes Symptom eines moralisch schlechten Charakters anzusehen? Ist dies ein Urtheil berechnender Ueberlegung oder instinctiven Gefühls? Ist, mit andern Worten, die Schamlosigkeit blos zufälliges Accidens, ohne welches die gleiche moralische Verworfenheit bestehen kann, oder ist sie

sozusagen eine unmittelbar dem intelligibelen Charakter selbst angehörende Eigenschaft? Der Selbstgenugsamkeit ist sie nur in einem Moment, dem des Unbekümmertseins um fremdes Urtheil, ähnlich. Der Selbstgenugsame fühlt sich unabhängig von fremder Ergänzung; er sehnt sich vielleicht nach Liebe, kann sie aber, wenn es sein muß, doch auch entbehren. Der Schamlose dagegen durchbricht die Schranken der Zusammengehörigkeit mit der Gattung: er stellt sich in trotziger Isolirung auf sich selbst; ihm liegt an fremder Anerkennung nichts, weil er auch die Liebe verachtet; er will nur das Seine, und dabei ist es ihm gleichgültig, was andern widerfährt; es ist also Schamlosigkeit Symptom des rücksichtslosesten Egoismus, während der Selbstgenugsame nur an seiner eigenen Kraft genug hat, was ihn aber nicht hindert an der Bereitwilligkeit, andern mit dem Reichthum seiner Kraft zu helfen und zu dienen. Der Schamlose hat nicht einmal den Respect vor dem sittlichen Werth einer Handlung, dem selbst noch der Heuchler widerwillig huldigt, — er erkennt also eigentlich das Sittliche gar nicht an. Ebenso ist ihm jeder Schmuck des Geistes gleichgültig: in nacktem Egoismus trägt er seinen Mangel an Bildung zur Schau — oderint, dum metuant! ist seine Devise, und wo er obendrein „frech" ist, da verkehrt er das „Ehrprincip" darein, es zu verachten, setzt seinen Stolz eben in die Nichtachtung alles fremden Urtheils und zollt (wie der Heuchler der von ihm verschmähten Tugend) so der Kehrseite der Ehre seinen Tribut, sucht also doch auch seinerseits Ehre, d. h. Beachtetwerden von andern, aber nur die Umkehrung der gewöhnlichen — seine Ehrlosigkeit wird sein Stolz. — Daher renommiren rohere Verbrecher so gern mit ihrer That; sie wollen also doch in ihrer Furchtbarkeit, in dem, was sie auszeichnet, anerkannt sein, und es verdrießt sie nichts mehr, als wenn sie merken, nicht so viel „Aufsehen erregt zu haben", als sie gern gemacht hätten. Das „Grauen", das sie durch ihre „Grausamkeit" erregen, wollen sie erregen; sie wollen die fremde Existenz ver-

neinen; sie wollen mehr als blos die eigene bejahen. So kann sich der crasseste Egoismus noch sehr schamhaft zeigen, noch sehr zimperlich thun, schwerlich je auch die Bosheit. „Jeder Schande den Kopf abgebissen haben“, heißt eben: außerhalb des Complexes der menschlichen Gesellschaft sich seinen Platz nehmen; und das ist auch der tiefere Grund, warum honestum (von honor) bei den Römern das sittlich Gute heißt. Wenn aber ein Tiberius noch zu heucheln scheint, so widerspricht das diesem nicht; denn es ist sein Heucheln nur eine andere Form seiner Schamlosigkeit: er beabsichtigt gar nicht ernstlich, besser zu scheinen als er ist — es ist Sarkasmus, der seine Bosheit noch größer erscheinen läßt, daß er sich stellt, als wolle er andere glauben machen, ihm liege irgendetwas an ihrem Urtheil. Solch offener Spott ist höher potenzirte Verkehrung, weil es dabei gar nicht auf Täuschung abgesehen ist. — Die Theologen mögen unter sich ausmachen, ob nicht dies etwa unter die „Sünde wider den heiligen Geist“ fällt.

Die Scham endlich in sexuellen Verhältnissen ist so sehr sui generis, daß sie ohne ein Aufrühren der allertiefsten ethischen Probleme sich gar nicht abhandeln läßt.

Ethisches
und
Halbethisches.

1. Muth, Muthwille und Verwandtes.

Bei Bestimmung des Temperaments ist die Relativität der dasselbe constituirenden Momente hervorgehoben und wie jedes Temperament nur eine sozusagen innerhalb seiner selbst verbleibende Proportion ausdrücke, so daß unter eine und dieselbe Nummer nicht nur je nach Mitwirkung der übrigen Coëfficienten der Persönlichkeit, sondern auch ceteris paribus gar verschiedene Erscheinungen fallen können. Dem gegenüber sahen wir die Energiegrade die absolute Kräftigkeit der einzelnen Factoren ausdrücken. Endlich ward bei Betrachtung des Muthes und des Selbstgefühls ersichtlich, wie das Innesein der eigenen Kraft mancherlei Unsicherheit — Schwankungen und Selbsttäuschungen — ausgesetzt wäre, und es stellten sich damit unter den Begriff der „problematischen Natur" Thatsachen wie die, daß eine und dieselbe Individualität in der Gesammthaltung ihrer Reagibilität eine bewundernswerthe Stärke und zugleich in der Einzelreaction gegen ganz bestimmte, momentan einwirkende Motive eine nicht minder erstaunliche Schwäche an den Tag legen könnte.

Vermöge nun der vorhin wieder erwähnten Relativität kann z. B. die Spontaneität eines Cholerikers ziemlich stark, stark und sehr stark; die eines Anämatikers ziemlich schwach, schwach und sehr schwach; die Receptivität eines Phlegmatikers ziemlich langsam, langsam und sehr langsam sein, und so in unendlich vielen Abstufungen jedes einzelne Element sich mehr oder weniger vom Mittelmaß, wie es der Durchschnitt ergeben würde, entfernen. Davon gibt uns der Muthwille eins der einfachsten Beispiele und zugleich

einen der einleuchtendsten Belege dafür, wie all die abstract quantitativen oder formalen Ingredienzen der Individualität für sich allein noch kein Material für die ethische Abschätzung der Persönlichkeit liefern, sondern nur Bedingungen, über deren sittlich fördernde oder hemmende Natur erst nach Anderm entschieden werdem kann.

Eine Anmerkung auf S. 30 des 1. Bandes kündigte an: die reine Spontaneität erscheint in zweckloser Bethätigung unter Umständen als Muthwille, und der Choleriker wird leicht muthwillig sein — jedoch keineswegs immer. Hier nun stehen wir an der Frage: welches sind jene Umstände? oder was macht aus dieser „Facilität" eine Actualität? — Und der zunächst negative Bescheid lautet: vor allem ist vorausgesetzt, daß nicht andere charakterologische Elemente die Bethätigung der reinen Spontaneität hemmen; und da sind sogleich Dyskolie, tiefe Impressionabilität und überwiegendes Wohlwollen als solche reprimirende Factoren zu nennen. Affirmativ gewandt: nur bei einem ungewöhnlich hohen Grade von Energie der Spontaneität und bei einem diesem entsprechenden Kraftgefühl wird auch der ausgeprägteste Choleriker erst zum Muthwilligen werden können und dies auch dann nur, wenn er sich überdies ein „freies, frisches Wesen" und ungebrochene Elasticität bewahrt hat. Wer zu Scrupulosität neigt, begeht so leicht keinen „muthwilligen" Streich. Der Muthwillige als solcher nämlich führt eine That blos aus, um sich oder andern seine Kraft daran zu zeigen, beziehungsweise seinen „Muth", sofern Gefahr (etwa der Entdeckung und Strafe) damit verbunden ist. Insofern ist es nicht unrichtig, einen „muthwilligen Sünder" denjenigen zu nennen, der sündigt, weil ihm das Bewußtsein, ein Verbot zu übertreten, gewissermaßen Vergnügen macht. Aber weil es auch einen unschuldigen Muthwillen geben kann, so ist es nicht minder richtig, bei übersprudelnder Jugendkraft etwas damit zu entschuldigen, es sei „aus bloßem Muthwillen geschehen"; denn dies heißt ebenso viel als:

nicht aus böser Absicht, aus boshafter Gesinnung und Schadenfreude. Es weist nämlich diese Entschuldigung die Annahme zurück, als hätten sich vor Ausführung der That Wille und Intellect auf dem Wege der Ueberlegung miteinander verständigt. Der abwägende Intellect blieb vielmehr aus dem Spiel, weil im Muthwillen das Moment der Spontaneität, des Dranges zum Handeln überhaupt, rein für sich thätig war (wie denn in demselben Sinne ein Kind „wild" genannt wird, weil es in ungebändigter Kraftfreude umhertobt, wozu Kant's Unterscheidung stimmt: Mangel an Disciplin ist Wildheit, an Cultur: Roheit) — das zeigt sich eben in der Zwecklosigket des Thuns. Der Muthwillige als solcher hat ebenso wenig die Absicht, andern wehe zu thun oder Schaden zuzufügen als die, sich selber einen Vortheil zu verschaffen, — und wenn, im Unterschied vom bloßen Leichtsinn, mit welchem er den Mangel an Ueberlegung gemein hat, es beim Muthwillen dennoch gewöhnlich den Schein annimmt, als sei die eine oder andere dieser beiden Absichten vorhanden, so rührt das nur von dem Accidentellen der Motivation her: denn allerdings reizen vorzugsweise solche Dinge dazu, an ihnen „seinen Muthwillen auszulassen", seine Kraft zu probiren, welche dastehen als die sichtbare Summe aufgewendeter Kräfte, sei es der Natur oder der Menschenhand. Deshalb, und nicht allemal und direct aus Bosheit und Schadenfreude, äußert sich der Muthwille am liebsten in Zerstörungswerken: Blumen, Bäume, frisch getünchte Wände, Fenster- und Laternenscheiben, Einfriedigungen, Hausschilder, aber auch Bildsäulen, Grabdenkmäler und religiöse Ceremonien sind ja die Dinge, an denen seit den Tagen des Hermokopiden-Processes mit mehr oder weniger Tücke Jugendfrevel sein Müthchen zu kühlen pflegt — und all die bekannten Jugendstreiche des Alcibiades haben dem eigenthümlichen Ruhmesgenre solchen Gaminthums zu seinem welthistorischen Urbilde verholfen. — Es ist dies der Punkt, wo mittels der Grenzlinie, die zur ὕβρις hinüberführt, Muthwille und Frevelmuth aneinanderstoßen. So wirft

der Ordensmeister dem Drachentödter „freveln Muth“ vor, als Lust an gewaltsamer Verletzung des Gesetzes; und die Einheit beider Begriffe drückt die Verbindung: „frevelhafte Vermessenheit“ aus.

Aber dieselbe Kraft, dieselbe Gefahr, welche den Muthwillen provocirt, kann auch zu einem Kampf herausfordern, in welchem die Tollkühnheit einen Tummelplatz findet. In der Schlacht werden aus den ehedem Muthwilligen die „verwogenen Gesellen“, welche so wenig nach Ehre wie nach Schande fragen, aber ihre Lust daran haben, allemal da zu stehen, wo die Gefahr am größten. Man sollte ihnen deswegen auch nicht die Ehre anthun, ihre Thaten als absonderlich verdienstvoll zu preisen — wer als Bube gern auf den höchsten und zerbrechlichsten Baumast kletterte, blos um ein Vogelnest herunterzureißen, pflanzt beim Sturm auf eine Schanze die Fahne gern zuvorderst auf — eins so unüberlegt als das andere. Wer das nachher als etwas Großes ausposaunt, thut dem echten Heroismus unrecht; denn dieser setzt sich sehenden Auges um eines vernünftigen Zweckes willen den Gefahren aus, die jenen in seiner Blindheit fortreißen, sodaß er gar nicht zur Besinnung darüber kommt, wie schlimm die Sache für ihn auslaufen kann. Das ist die Antinomie im Wesen des Muthes, nach welcher auch Schopenhauer diesen bald als eine bloße „Unteroffiziertugend“ charakterisirt und bald als Manifestation des selbstvergessenen Edelsinns anerkennt (vgl. im „Nachlaß“, S. 403 fg. mit §. 111 der „Paralipomena“, 1. Aufl.).*)

*) Wo der Muth mehr ist als ein bloßes Trotzen auf physische Stärke, da schließt er allemal die eventuelle Bereitwilligkeit in sich, das eigene Selbst einer Schädigung auszusetzen. Allerdings kann nun auch dies lediglich im eigenen Interesse geschehen, und dann ist der Muth nur die der Furcht entgegengesetzte Form des Egoismus, in welcher dieser um möglichen Gewinnes willen auch möglichen Verlust riskiren will (was eben die „Aengstlichkeit“ und Unentschlossenheit und noch mehr die eigentliche Furcht nach Möglichkeit zu vermeiden sucht). Unterzieht man sich aber einer Gefahr theilweise

Der Heroismus kann sich ebenso gut in großartigen, „alles aufs Spiel setzenden" Unternehmungen, wie in den Wechselfällen eines physischen Kampfes bethätigen. Er unterscheidet sich von der desperaten Tollkühnheit durch seine Besonnenheit, von der bloßen Verwegenheit durch völlige Abwesenheit alles dessen, was an Trotz erinnern könnte. Er sucht die Gefahr nicht auf, blos weil es ihm Genugthuung gewährt, sie zu bestehen — aber er weicht ihr nirgends aus, wenn sie auf seiner Bahn ihm entgegentritt. Er begnügt sich niemals mit der bloßen Defensive; denn mit der Herzhaftigkeit theilt er die Lust an der Initiative, welcher möglichst aus dem Wege zu gehen das Wesen der Zaghaftigkeit ausmacht.*) Riesige Anstrengungen

---

oder ausschließlich um fremdes oder halbfremdes (wie des Vaterlandes) Wohl, so enthält der Muth ja ganz unverkennbar ein Element der Selbstverleugnung, welches eben als solches moralischen Werth hat und Hochachtung findet. Wie jedoch auch der egoistische Muth Achtung, Respect einflößen kann, wird noch im Folgenden zur Sprache kommen. Hier sei nur nochmals daran erinnert, wie sehr wohl „moralischer" Muth vorhanden sein kann, wo es an physischem gebricht, zumal wenn letzteres nur deshalb der Fall, weil die zu Gebote stehende physische Kraft zu schwach ist, um von ihrer Anwendung und Daransetzung einen auch nur einigermaßen entsprechenden Erfolg (für eigenes oder fremdes Wohl) erwarten zu lassen. Uebrigens ist es derjenige Muth, der unmittelbar im Dienst helfender Menschenliebe für fremde Rettung mit rascher Entschlossenheit eine That der Aufopferung vollbringt, was zum „braven Manne" macht; in diesem Sinne hat nicht nur Bürger sein „Lied vom braven Mann" gesungen, sondern läßt auch Schiller seinen Tell (I, 1) sagen:

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt;

und ein „braves Weib" ist ein wohlverdienter Ehrentitel, wo das dem andern Geschlecht natürlichere Zagen überwunden und aus Liebe mit „beherzten" Schritten Ungewöhnliches ausgeführt wurde.

*) Zaghaftigkeit — klangverwandt mit Zögern und Zaudern — bezeichnet gerade das Nicht-überwinden-können der Scheu vor dem ersten, an die Sache — die Handlung oder That — selbst hinanführenden, fast noch blos vorbereitenden Schritte — einer Scheu, welche der Beherzte, in medias res springend, beiseitewirft. Beide — Zaghaftigkeit wie Beherztsein — treten nur hervor in Situationen,

sind sein Lebenselement, denn er weiß sich mit einer Kraft ausgestattet, welcher pygmäenhafte Schritte nicht anstehen würden. Das Moment der Spontaneität in ihm treibt zum resoluten Handeln — aber Entschlossenheit ist nicht identisch mit berserkerartiger Ueberstürzung; denn jeder Entschluß ist ein vom Willen acceptirtes Facit vorangegangener Erwägung. Wo trotz Ueberraschungen, welche geeignet wären, eine Hemmung zwischen Intellect und Wille zu werfen, der Intellect prompt damit bei der Hand ist, dem Willen den richtigen Entschluß zu zeigen, da bewundern wir die Geistesgegenwart; wo der entgegengesetzte Fall eintritt und der Intellect andauernd sich unfähig zeigt, das von der Situation Indicirte in Vorschlag zu bringen, da sprechen wir von Kopflosigkeit (und sinnreich genug half sich die Sprache, um diesen Gegensatz anschaulich auszudrücken, da „Geistesabwesenheit" schon für eine andere Bedeutung occupirt war). Wo aber trotz angestellter Abwägung ein Misverhältniß bestehen bleibt zwischen Kraft und wahrscheinlichem Erfolg, wo auch geringere Stärke sich an größere Drohniß, wol gar aggressiv, heranwagt: da haben wir unsere Freude an der Keckheit. Keck antworten Mädchen und Jungfrauen auf unziemliche Zumuthungen, ihrem guten Gewissen vertrauend; keck tritt der Knabe dem fechtenden Vater an die Seite; keck stellt sich bei Schiller der Sohn Tell's hin, kein Glied rührend, damit der Pfeil des Apfels nicht fehle. Von einem kecken Manne sprechen wollen aber hieße etwa so viel als zu der Präsumtion sich bekennen, ein Untergebener habe eigentlich die Kraft nicht, der Ungerechtigkeit eines Vorgesetzten freimüthig zu opponiren. Es ist nämlich die Keckheit das

---

welche das Aufraffen zu einem bestimmten Entschluß, zu einer Initiative, fordern, während der Muth überhaupt sich auch als stetige Ausdauer bethätigen kann. Dem entsprechend zeigt sich die Unerschrockenheit ausschließlich angesichts einer schon in nächster Nähe drohenden Gefahr.

volle Gegentheil der Befangenheit und Verlegenheit — und bezeichnet also eine Eigenschaft, die man beim Manne für selbstverständlich ansieht. Von der Dreistigkeit, dem Gegensatz zu Schüchternheit und Blödigkeit, unterscheidet sich die Keckheit ungefähr durch dieselbe Nuance wie von der Kühnheit die Waghalsigkeit. Dreist und kühn zeigt sich einer in seinem ganzen Auftreten, keck oder als ein Wagehals nur in bestimmten Situationen, die eine Aufforderung zu entgegengesetztem Benehmen zu enthalten scheinen. Der Kühne verschmäht es, sich vorsichtig in der Reserve zu halten; er dringt vor, soweit seine Pflicht oder sein Wunsch ihn gehen heißt; er legt sich in der Rede keine Zurückhaltung auf und läßt alle „Zugeknöpften" weit hinter sich. Er mag nicht zuvor alle möglichen Gefahren berechnen, und eben da, wo die Gefahren sich nicht klar übersehen lassen, vielleicht geradezu unberechenbar sind, bewährt sich die Kühnheit am glänzendsten in fest bewahrter Ruhe. So kann der Arzt endlich kühn zu einem letzten Mittel greifen, an dessen Wirkung Leben und Tod hangen — er setzt sich hinweg über

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken;

aber er hat allemal einen zureichenden Grund für sein Wagniß. Nicht so der Waghalsige, der sich recht eigentlich „muthwillig" in Gefahr begibt und auch die bestbegründeten Warnungen in den Wind schlägt, wenn „er seinen Kopf daraufgesetzt hat" (denn es ist allemal etwas von Caprice mit im Spiel), irgend ein einzelnes Unternehmen auszuführen. Die Dreistigkeit ist von viel engerer Sphäre als die Keckheit und vollends die Kühnheit; denn sie bezieht sich beinahe ausschließlich auf den geselligen Verkehr und bezeichnet ein Ueberwinden oder Nichtswissen von jenem Beklemmtsein, in das conventionelle Rücksichten einschnüren. Der Dreiste läßt es auf einen „Repuls" ankommen; er weiß, daß man ihm „eins über den Schnabel

geben kann", aber darum „nimmt er doch kein Blatt vors Maul"; und solange noch der Freimuth in Ehren steht, wird man auch von einer edeln Dreistigkeit reden hören. Mit der „Dummdreistigkeit", diesem Privileg bornirter Unverschämtheit, aber stehen wir an der Grenze, welche die Dreistigkeit von der Frechheit scheidet. Vom Sich-geniren mögen sie alle nichts hören — aber der Freche spricht selbst der sittlichen Beschämung Hohn; läßt sich durch keine noch so gewisse Demüthigung zurückschrecken; weder von Pietät noch von Recht läßt er seinem „losen Maule" Schweigen gebieten (doch gibt's auch eine im Innern verharrende freche Gesinnung); während der Dreiste, Kecke und Kühne nur mit Bewußtsein (nicht wie der Dummdreiste aus intellectueller Kurzsichtigkeit) die Nachtheile außer Acht lassen, die ihnen aus ihrem Verhalten erwachsen können: das Misfallen der Mächtigen, die Gunstentziehung der „Großen"; darum macht der Stolz dreist, keck und kühn, weil ihm all dergleichen „nicht an die Schuhsohlen reicht". Der Kecke hält stand, wo der Furchtsame — wegen gleichen Kraftmangels auch ohne Vorwurf — „sich aus dem Staube macht" — wieviel mehr erst da, wo den Aengstlichen seine Angst von hinnen jagt (vgl. I, 70).

Daß aber Schüchternheit nicht mit Feigheit oder auch nur mit „Mangel an Courage" identisch sei, ließ sich schon aus frühern Andeutungen schließen. Und nicht selten setzt die Schüchternheit nach Ueberwindung des ersten Anlaufs in Erstaunen durch nachhaltige Kühnheit; dann ist sie „beherzt" geworden und gibt sich dem Strome der Thatsachen oder Worte unwiderstrebend hin. Ja, es ist eine richtige Beobachtung, daß eine Rede nur dann ihre volle Wirkung thue, wenn man dem Sprechenden anmerke, er müsse erst einen Anflug von Schüchternheit niederkämpfen, um in Fluß und Wärme zu kommen. Damit also ist andauerndes Bedrücktsein nicht zu verwechseln; denn wieder ganz anders wenden sich die charakterologischen Erscheinungen, wo die innere Kraft selber eine Hemmung, ihr Innesein eine Depression erfahren.

Dann bleibt die schwache Spontaneität thatlos, weil sie „verschüchtert“ ist — der träge Phlegmatiker und der Anämatiker verzehren sich in mattherzigem Groll; aber der Choleriker, den man geknebelt, knirscht in seinem Ingrimme noch mit den Zähnen und ballt die gefesselten Hände (denn dem Grimm ist es wesentlich, zwar verhalten zu sein, wie der Groll, aber doch gleichzeitig nach außen zu drängen), der Sanguiniker macht „Faust im Sack“ und schreitet fürbaß, weiter nicht belästigt von verbissenem Zorne; denn er hat ihm ja fürs eigene Bewußtsein genuggethan.

Der Antheil, welchen an diesen verschiedenen Gemüthszuständen die verschiedene Stärke der veranlassenden Motive hat, kann hier außer Betracht bleiben. Nicht ebenso vollständig auch bei den Unterschieden zwischen Zorn, Wuth und Raserei. Dennoch läßt sich cum grano salis behaupten: der losgebundene Groll wird maßlos sein wie die Wuth, der entfesselte Ingrimm schrankenlos wie die Raserei.

2. Fortsetzung. Concretionen von bestimmterm ethischen Gehalt.

Doch auch in der Sphäre friedlich bürgerlichen Lebens läßt sich ja eine parallele Scala verfolgen, deren Stufen nach Energiegraden und Temperamentsunterschieden sich voneinander abheben. Der „forsche Kerl“, der „fixe Junge“, der „stramme Bursche“ stehen zwar noch in der Positur der Kampfbereitschaft; aber der rüstige Arbeiter, die rührige Hausfrau, der biderbe Alte, der wackere Helfer, der biedere Mann, der mannhafte Dulder, der markige Westfale: sie alle sind doch auch nur denkbar auf der Grundlage willenskräftiger Spontaneität, einheitlichen Strebens. Selbst schon zur Treuherzigkeit und Ehrlichkeit gehört ein nicht leicht zu beugender Sinn — wo dieser den Namen der Unbeugsamkeit verdient, führt er in derselben

Vereinigung zur Biederkeit; aber damit er wacker heißen könne, muß er sich eines nachdrücklichen Handelns fähig erwiesen haben. Der Biedermann gewinnt allseitiges Vertrauen; und zwar vermöge seiner Redlichkeit, denn diese besteht darin, daß einer das in ihn gesetzte Vertrauen — sei es als Zuversicht auf seine Verschwiegenheit oder auf seine Ehrlichkeit bei irgendeinem Vertragsgeschäft — weder täuscht, noch misbraucht. So verbürgt die Redlichkeit allemal die fides, als Einheit von Treue und Gewissenhaftigkeit, entsprechend einer Etymologie, welche sie mit „binden" zusammenbringt, sodaß auch der „ἄπειστος" neuerdings als derjenige erkannt werden konnte, welcher sich nicht will binden lassen, sondern „ungebunden" bleiben. Wo aber die Treue sich verinnerlicht, da haben wir das Getreusein (wie in mehrern Wörtern die Vorsilbe ge- eine intensive Verstärkung ausdrückt, vgl. gestreng, geruhig u. a.). Will man die beiden Bestandtheile der Redlichkeit auseinanderhalten, so ist Treue unmittelbar Sache des Herzens, Gewissenhaftigkeit allemal vermittelt durch Principien. — Das Sich-nicht-irremachen-lassen gibt all diesen Aeußerungsweisen vorwiegender Spontaneität den wohlthuenden Charakter der Simplicität (und wo diese Einheitlichkeit zugleich ein in sich homogenes Wesen bezeichnet, den der Gediegenheit, als welche jede Beimischung von Schlacken, überhaupt von Werth herabsetzenden und innere Festigkeit gefährdenden Elementen ausschließt; alles Gediegene ist ja frei von unechten Zusätzen, unreinen Stoffen, werthlosem Füllsel). Insbesondere darf ihnen nicht die Concurrenz allzu großer Impressionabilität in die Quere kommen — so sind sie von einem Hauch erfrischender Kühle umflossen. Der wackere Freund macht nicht viel Redensarten, so wenig über die Leiden des andern, wie über die eigenen Opfer, welche er zu deren Heilung bringt, sondern schreitet ohne weiteres ein, wo es noththut. Er erhebt keinen Anspruch auf das, was man Gemüthsbeziehungen nennt, auf Aus-

tausch der Gefühle und Stimmungen, auf Vertraulichkeiten und Zärtelei. Er verhätschelt niemand, aber er „tritt vor den Riß", wo immer er kann.*) Auch der Biedermann gibt sich nicht gern mit bloßen Herzensangelegenheiten ab — ihn interessirt an allem nur die „praktische" Seite; mit Intriguen, auch wo sie guten Zwecken dienen, mag er nichts zu schaffen haben — sie dünken ihn „Schleichwege", und sein Geradsinn wittert sie überall, wo nicht alles nach dem Lineal vorwärts gehen kann. Und der rüstige Landmann wie die rührige Matrone wissen gleichfalls nicht viel von überfließenden Gefühlen — schelten sie wol gar überflüssig — aber „wenn es zum Stück kommt", lassen sie es nirgends an sich fehlen; denn Thätigsein ist ihre Lust — und Eigennutz ihnen nicht wesentlicher als das Gegentheil.

Was in solcher Weise frisch, weil kühl, ist, dem wohnt auch gern eine gewisse Strenge bei. Allein streng sein heißt im ethischen Sinne nichts anderes, als darauf halten, daß jeder seine Pflicht thue, fest aufs Recht bestehen und auf das Rechte; eine strenge Handhabung eines Gesetzes ist das Gegentheil einer laxen, d. h. einer solchen, die viel Ausnahmen zuläßt. Darum braucht zwar der Strenge als solcher nicht allemal auch gleich rauh zu sein oder hart; doch selbst bei großem Wohlwollen wird ein Choleriker selten milde auftreten, und „strenge" Wahrheitsliebe gibt sogar edelsten Frauencharakteren — wie Iphigenie und Cordelia — etwas „Herbes". Dafür aber macht, was strenge (anklingend an „abstringirend" wie an stramm und strenuus) schmeckt, nimmermehr den Eindruck des „Wabbeligen" (wie, mit Rückweis auf vomere und die dazu gehörende Sanskritwurzel, die niederdeutsche Sprache so anschaulich das widerlich Schale bezeichnet). Und der Strenge

*) So fordert Kant vom Erzieher, er solle „das Herz der Kinder nicht sowol weich machen ... als vielmehr wacker", nachdem er die Definition gegeben: „Ein Wackerer (strenuus) ist der, der Lust zum Wollen hat."

wird sicher auftreten, weil er auch für sein eigen Thun stets weiß, wie weit man gehen dürfe und könne — ein Gefühl der Sicherheit, das einigen angeboren scheint, das andere dagegen nur durch Erfahrung und Witzigung bekommen.

So ist es hier wiederum im Charakterologischen nicht anders als im Physischen: die extremen Endpunkte und die indifferente Mitte sind das Nichtsnutzige: zwischen Kälte und Hitze liegen die temperirten Zonen des Kühlen und Warmen — aber wo diese zur Lauheit zusammenfließen, ist das Unerquickliche zu Hause. Wie laues Wasser schwächend ist und fade, so wenden wir mit Ekel von jenen lauen Seelen uns ab, die selbst auf stärksten Anreiz ohne alle Spannkraft reagiren, weil sie von anhaltend schwacher Irritabilität sind — sogar die christliche Duldsamkeit hat bei ihnen ein Ende, denn sie „speit sie aus“ (Offenb. 3, 15 fg.: ὄφελον ψυχρὸς εἴης ἢ ζεστός). Kühle ist das Vorrecht edler Phlegmatiker und Anämatiker — bisweilen nur so, wie die Haut mancher subtropischer Völker kühl sich anfühlt: die Wärme ist in die Latenz des Innern zurückgezogen, und wie mit einer Ahnung hiervon behauptet die Volksregel: „kalte Hände, warme Herzen“. Nicht hohe Ideale pflegen es zu sein, an welche „kühle Naturen“ ihre Kraft setzen — denn solche sieht nur der in Enthusiasmus Erwärmte — aber die Ostpreußen mit ihrem „kaltverständigen“ Wesen, als sie sich um Stein scharten, wie die nüchternen Bewohner vielbesprochener „Nordmarken“, die ihre Eigenart nicht für wesenlose Hoffnungen, für die Chimären politischer Schwärmer aufgeben wollten, liefern den Beweis, daß kühle Rechtstreue auch ihre Größe hat. Den Kühlen kommt nichts an, was wie „fliegende Hitze“ aussieht; das leidenschaftlich Erregte hält er selbst den Verhältnissen fern, in welchen der Gemüthsmensch es ungern vermißt; aber er kann beides ersetzen als unermüdlich ausharrender Berather und, ist's ein Weib, als nie ermattende Pflegerin.

3. Die Waffen des Intellects; ihr Gebrauch und ihr Misbrauch.

Eine Spontaneität von niederm Grade kann durch bestimmte Lebenslagen rechtzeitig eine wirksame Anspornung erfahren; — das ist die Wahrheit des Satzes: „Noth erzeugt Kraft“ — indem nämlich „der Drang der Umstände“ selbst den trägen Willen vorwärts treibt, und dieser dann nach der vis inertiæ der Gewohnheit sich stetig fortbewegt. Allein selten tritt diese Erfahrung an der rein formalen Willensbethätigung hervor, und auch dann meist nur in frühern Jahren, denn das wenig gedrehte Schwungrad rostet zuletzt an, die unbewegte Schraube ein; — der gewöhnliche Fall ist vielmehr, daß der schläfrige Herr seinen mobilern Diener, der die Kunst versteht, am Platze zu bleiben und doch geschäftig zu sein, für sich arbeiten läßt — oder, nach unserer obigen Präcisirung des Schopenhauer'schen Bildes: wo der Mann nichts thun mag oder kann, muß die Frau um so fleißiger sein: der Intellect muß, wie das berathende Parlament, „Mittel und Wege“ schaffen, damit der Souverän zu leben habe und sich seiner Haut wehren könne: List muß ersetzen, was an Kraft gebricht. — Und gar mancherlei ist das Rüstzeug, das in dem Arsenal des Intellects aufgespeichert liegt: Schutz- und Trutzwaffen zu beliebiger Auswahl. Schon Spott, Hohn, Ironie, Satire, Sarkasmus ließen sich hierher rechnen; aber sie gehen uns nur an als die Armaturstücke des Charaktertypus, der sich ihrer bedient, also z. B. des Hämischen oder des tückischen Verleumders.

Auch auf diesem Gebiet ethisch-intellectueller Mischungen treffen wir zunächst sittlich als Adiaphora zu beurtheilende Eigenschaften an. Eine solche ist neben der Klugheit, Vorsicht und Umsicht die Schlauheit (so überwiegend zahlreich auch die Fälle sein werden, wo die Schlauheit nur dem „eigenen Wohle“, also der Selbstsucht

dient). Diese sämmtlich drücken nichts weiter aus, als die Fähigkeit des Intellects, für den Willen eine brauchbare μηχανή zu sein. Aber während die Klugheit die Wegweiserin für den ganzen Lebensgang ist, richtet sich die Schlauheit je nur auf die Erreichung bestimmter Einzelziele, und sofern diese meistens als ein Kleinliches dastehen, entbehrt die Schlauheit jeder Würde, welche der Klugheit sehr wohl eignen kann. Wo ausschließlich winzige Zwecke mit winzigen Mitteln erstrebt werden, tritt an die Stelle der Schlauheit sozusagen ihr Diminutiv: die Pfiffigkeit. An sich legt es noch keine von diesen dreien darauf an, die Mittel der Täuschung ins Spiel zu setzen, und ebenso wenig klebt ihren Zwecken etwas sittlich Anstößiges an: man kann auch zum Besten anderer klug, schlau oder pfiffig handeln. Dagegen ist es ein gemeinsames Merkmal der List und Tücke, auf Täuschenwollen auszugehen; verschieden aber sind diese beiden nach ihrem ethischen Charakter: die List steht im Dienst der Selbstsucht, die Tücke in dem der Bosheit. Der Listige will erschleichen, der Tückische beschleichen. Wie die Pfiffigkeit zur Schlauheit, steht die Verschmitztheit zur List. Für die Tücke scheint das entsprechende Glied zu fehlen, weil sie sich nicht gern mit kleinen Erfolgen begnügt (obgleich sie unter Umständen damit fürliebnimmt, andern einen recht empfindlichen „Schabernack" anzuthun, während die harmlosere Schlauheit sich darauf beschränkt, einem „einen Possen zu spielen") — doch kann gewissermaßen das hämische Wesen für einen Stellvertreter desselben gelten. Der Hämische hat allemal die ganz bestimmte Absicht, einem dadurch wehe zu thun, daß er ihn demüthigt; und wenn es ihm nicht gelingt, das Selbstgefühl seines Opfers zu drücken, so will er ihn wenigstens in den Augen anderer herabsetzen.*) Directe Verdächtigungen scheinen ihm hierzu

*) Dabei kann man die eigenthümliche Beobachtung machen, wie vorzugsweise tugendstolze Pharisäerseelen ihre Freude daran zu haben

nur selten das geeignete Mittel — er versucht es lieber auf dem Wege einer Verurtheilung, die sich für „Kritik" ausgibt, und dabei verfährt er nach einer Umkehrung des „alles zum Besten kehren". Nicht zufrieden damit, wirklich vorhandene Fehler oder Schwächen aufzustöbern, supponirt er auch jeder That das möglich schlechteste Motiv, präsumirt überall bösen Willen und legt die harmloseste Kleinigkeit zum übelsten aus. Vor dem Guten, das er nicht wegstreiten kann, schließt er absichtlich die Augen zu, und seine höchste Lust ist, einen „blamirt" zu haben. Aehnliche Befriedigung kann freilich auch empfinden, wem es gelungen, sich mit geschickten Zungenstreichen Feinde vom Halse zu schaffen. Aber einen solchen sollte man nicht „hämisch" nennen — bitter, „maliciös" mag er heißen; aber hämisch ist im strengern Verstande nur, wer ungereizt die Gelegenheit aufsucht, andere zu demüthigen, somit aus „uninteressirter" Bosheit. Deshalb fällt auch ein Verdächtigen zum Zweck der Selbstbeschönigung nicht direct unter das hämische Wesen. Wie die Rachsucht, selbst wo sie sich mit Grausamkeit verbindet, von reiner Bosheit verschieden ist, sofern der verletzte Egoismus es ist, der nach Wiedervergeltung trachtet, so steht gewissermaßen nur auf der Schwelle der Bosheit, wer unter Hinweisung auf anderer Bessersein getadelt wird und nun, weil er die Vorwürfe nicht direct abzuwehren vermag, es wenigstens versucht, dieser hinweisenden Vergleichung die Spitze abzubrechen, indem er allerlei Vermuthungen laut werden läßt, die das fremde Verdienst schmälern sollen. Dann wird z. B. gesprochen von unbekannten Hülfsquellen, die dem ob seiner Sparsamkeit Belobten zu Gebote stehen könnten, oder die Wohlfeilheit der Waare des Nachbarn soll vielleicht in schlechterer Qualität, wo nicht gar in unredlicher Erwerbsweise, ihren Grund haben. Der wirklich Hämische legt es darauf

---

scheinen, mit eifrigster Beflissenheit auf Belege für ihr Dogma von der „allgemeinen Sündhaftigkeit" aus zu sein.

an, dem andern schnöde zu begegnen. Was unberechtigter-, grundloserweise (diese Einschränkung ergibt sich aus der Sinnverwandtschaft von „eitel" und „schnöde", wo dieses das Werthlose bezeichnet) dem Menschen seine Persönlichkeit, sein unveräußerliches Recht antasten möchte, wogegen Stolz und Menschenwürde sich auflehnen: das empört als schnöde: schnöde Worte, schnöde Zumuthungen, schnöde Abfertigung, schnödes Nichtanerkennen, schnöde Verdächtigung, schnöder Undank, schnöde Angst, sie alle haben das Gemeinsame, daß sie berechtigten Erwartungen und Ansprüchen schnurstracks zuwiderlaufen und entweder den, gegen welchen sie sich richten, „entwürdigen" sollen, oder den selber schänden, welcher sich ihrer schuldig macht. So stimmt also das Schnöde ganz zu den Intentionen des Hämischen.

Schwerer von der Tücke zu unterscheiden scheint die Arglist, da es offenbar nicht genügt zu sagen: sie halte die Mitte zwischen jener und der List. Doch gehen wir wol nicht irre, wenn wir ihr Wesen dahin bestimmen, daß sie die mit Grausamkeit sich verbindende List sei. Wie es nämlich eine Bosheit gibt, die sich, ohne jede Beziehung auf das eigene Selbst und dessen Interessen, fremdes Weh zum Zweck macht, so auch die reine Tücke. Dagegen participirt schon jede Rachsucht zu gleichen Theilen an Egoismus und Grausamkeit, und ihr scheint recht eigentlich die Arglist das Werkzeug zu sein. So heißt es bei Schiller:

> Da lächelt der König mit arger List,

denn er will ja seine Rache dadurch schärfen, daß er den Freund mit ins Verderben zieht, und „schlachten der Opfer zweie!" (Vgl. „Maria Stuart", I, 6, Mortimer:

> Die Königin säumt noch
> — Aus arger List, daß man sie nöthige,

u. ebend., 7, Maria:

> Ich habe mich
> Durch Hatton's arge List verleiten lassen.)

Neben den bisher betrachteten primären Formen steht nun eine andere Reihe von solchen, die sich als secundäre bezeichnen lassen. Die angeborene Schlauheit wird im Gedränge der Welt, zumal im Gehetze großstädtischer Erwerbsconcurrenz, zur Geriebenheit, und aus der Hochschule listigen Gaunerthums geht der „raffinirte", zu deutsch buchstäblich: „abgefeimte", Betrüger hervor; wie schon Odysseus als der πολύτροπος zugleich der „verschlagene" im Sinne des versutus war. Wie zur angeborenen Behendigkeit die selbsterworbene Gewandtheit, so verhalten sich diese Begriffe zu den vorhin aufgestellten, deren feinere Nuancen sich in ihnen entweder verwischt haben oder doch zurücktreten gegen das Moment des erst An- und Ausgebildeten. Uebrigens stehen sie sämmtlich von Hause aus der Species List am nächsten. Ihr gemeinsamer Gegensatz ist die „Ehrlichkeit"; und es liegt ein tiefsinniger Humor darin, daß man von einer ehrlichen (und treuen) „Haut" spricht. Denn die Ehrlichkeit zeigt sich „wie sie von Gott geschaffen ist" in aller „Natürlichkeit". Dagegen die durchgeführte „Verstellung", die zur „andern Natur" gewordene und das ganze Gebaren beherrschende Simulation und Dissimulation, macht einen zum „Schauspieler", der eine „Rolle spielt", aber hinter antiker, also vorgebundener, oder moderner, also mit Farben aufgetragener, Maske, sodaß man nichts sieht von „native hue". Die Ahnung hiervon drückt das arglos redliche Gemüth so einfach wie vielsagend aus durch ein: „ich glaube, er ist falsch". Aber wie jeder Vertrags- oder Vertrauensbruch hat auch dieser seine Verdoppelung: der eine stellt sich blos freundlich und herzlich, wo er nur gleichgültig ist — er lügt blos einmal; der andere ist gemeint, wenn das Volk in Scherz und Ernst sagt: „das ist ein Filou"; so ein Scheinfreund begnügt sich nicht mit erheucheltem Interesse, er schleicht sich ein in fremdes Vertrauen, nicht blos aus Neugier und zum Zeitvertreib, sondern mit der Absicht, die ausgehorchten Plane zu kreuzen, wenn nicht gar, da zu verleumden oder zu

verdächtigen oder wenigstens mit vielsagendem Achselzucken zu warnen, wo man auf seinen Beistand, seine Empfehlung und fördernden Eifer zu rechnen durch vielverheißende, directe oder in ihrer Zweideutigkeit schwer zu durchschauende, Zusagen verleitet war. Das ist ein diabolisches Spiel mit fremden Hoffnungen, praktisch verderblicher und ethisch niederträchtiger als die grausamste Bosheit mit offenem Visir. Denn was anders ist Niederträchtigkeit als das mit Feigheit verborgene Minen grabende, schadenfrohe Uebelwollen? — als jene Gesinnung, die sich vor nichts und niemand schämt, am wenigsten bei der Wahl ihrer Mittel?

Was aber dem Muthigen das Schlachtfeld, das ist dem Schlauen der Ort, wo Intriguen eingefädelt, Cabalen angezettelt, Ränke geschmiedet werden: der hochwillkommene Tummelplatz seiner Specialkräfte. Der Kampflust geht die Ränkesucht zur Seite; nicht um eigenen Vortheils, sondern um ihrer selbst willen, zur Nahrung für das Selbstgefühl, eine Selbstbethätigung aufsuchend in zusagendem „Wirkungskreis". So gibt es Leute, die aus purem Behagen am Ränkespiel der Cabinete die diplomatische Carrière einschlagen — und so ziemlich jeder Kaffeecirkel wird Mitglieder in sich schließen, die es nicht lassen können, Verwickelungen anzuspinnen, deren Verlegenheiten andere zu tragen haben, blos damit sich die Anstifter an dem Bewußtsein erlustigen, die Situation mit all ihren komischen, tragikomischen und tragischen Scenen herbeigeführt zu haben. Im Grunde beruht jede Lust an Neckereien auf demselben Reize. Der Neckende sollicitirt das eigene Selbstgefühl, indem er seine eigene, sei es auch noch so momentane, Ueberlegenheit zu fühlen gibt. So neckt der verzogene Liebling die zurückgesetzten Geschwister in Gegenwart der verziehenden Aeltern, deren Beistands gewiß, sobald sich jene wehren würden. So neckt der Mensch das stärkere Thier, darauf vertrauend, durch dessen Käfig oder die eigene Waffe vor Rache geschützt zu sein. So neckt der Gescheite den Dummen, indem er ihm Unmögliches

glaublich macht. So neckt der kecke Franzose den unbeholfenen Deutschen, der Großstädter den treuherzigen Bauern, der Geriebene den Tolpatsch. Aber all dies Gehänsel und all dies Zum-Narren-machen wird erst diabolisch, wo der Hämische dazwischenkommt; denn der nennt es „zum besten haben", als ob das Beste in der Welt die reine Bosheit wäre, auf Kosten des Gefühls anderer sich einen Spaß zu machen.

4. Fortsetzung. Die Verächtlichkeit der List.

Doch zurück zur List und der Lust an Listen! Zur List greift nur, wer sich des Mangels an andern Kräften bewußt ist. Wieweit aber deshalb der Anwendung von List etwas Verächtliches anhaftet, das ist ein Problem, welches Schopenhauer nicht sowol behandelt oder auch nur gestellt, als vielmehr nur angeregt, provocirt hat. Die Stelle, welche ich im Auge habe, lautet („Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., I, S. 399): „Unrecht durch Gewalt ist für den Ausüber nicht so schimpflich, wie Unrecht durch List; weil jenes von physischer Kraft zeugt, welche, unter allen Umständen, dem Menschengeschlecht imponirt; dieses hingegen, durch Gebrauch des Umwegs, Schwäche verräth, und ihn also als physisches und moralisches Wesen zugleich herabsetzt; zudem, weil Lug und Trug nur dadurch gelingen kann, daß der sie ausübt zu gleicher Zeit selbst Abscheu und Verachtung dagegen äußern muß, um Zutrauen zu gewinnen, und sein Sieg darauf beruht, daß man ihm die Redlichkeit zutraut, die er nicht hat." — Die Worte hießen noch in der 2. Aufl., S. 382, kürzer: „weil jenes von Kraft, dieses, durch den Gebrauch des Umwegs, von Schwäche zeugt" u. s. w. Der Zusatz von letzter Hand ist mir als solcher interessant, weil er mir zu beweisen scheint, wie Schopenhauer selber die Unzulänglichkeit seines Erklärungsversuchs wohl gefühlt hat, ohne

doch dieselbe wirklich abzustellen. Denn das blos Imponirende kann ja als solches nimmermehr ein Unterscheidungszeichen von irgendwie ethischer Bedeutsamkeit sein, als welches doch im „schimpflich" liegen muß nach jeder andern Auffassung als der des „Codex der ritterlichen Ehre".*) Gegen diesen hat bekanntlich Schopenhauer wiederholt sich aufs allerberedteste ausgesprochen, und hier betreffen wir ihn auf einer Concession an ebendasselbe, sonst immer so energisch von ihm perhorrescirte, Princip. Dasselbe ist ihm sonst eine Ausgeburt der äußersten Thorheit — und doch ließe sich gerade vom Standpunkt der Schopenhauer'schen Metaphysik eine Auffassung begründen, nach welcher eine derartige Verurtheilung als Einseitigkeit und sogar Ungerechtigkeit erschiene, solange man nicht völlig den Maßstab der Lebensbejahung aufgibt und demgemäß ganz auf die Seite rein ascetischer Abschätzung hinübertritt. Denn was ließe sich dagegen einwenden, wenn die Vertreter des ritterlichen Ehrcodex für ihr Princip geltend machten: „wer, ohne sich zu wehren oder zu rächen, Schläge hinnimmt, setzt sich als phy-

*) Derselbe bleibt sich auch nur consequent, wenn er vorzugsweise bei „Ehrensachen" par excellence von einem „ehrenhaften" Benehmen spricht, und der studentische Pennalismus wirft schon darin seinen Schatten aufs Schulleben zurück, daß dieser dem Duell-Comment entlehnte Ausdruck bei obligater Begriffsunklarheit ein Lieblingswort der Primaner zu sein pflegt. Dennoch hat er als strictester Gegensatz zu „schimpflich" selbst in ethischer Beziehung seinen guten Sinn. Ehrenhaftigkeit kann nur demjenigen beigelegt werden, der auch auf der Mensur des Lebens keine versteckten „Binden und Bandagen" trägt, der so handelt, daß man sich auf ihn verlassen kann, er mache keine Winkelzüge und wolle sich nicht mit Hülfe sophistischer Schliche, trügerischer reservatio mentalis und leerer Beschönigung vor sich und andern verstecken, kurz: ehrenhaft im moralischen Sinne ist nur, wer mit all seinen Handlungen und Bestrebungen vor die Welt offen hintreten kann, ohne sich ihrer schämen zu müssen, und demgemäß allerdings überall mit offenem Visir kämpft und sich nicht auf Ränke und Hinterlist verlegt.

sisches Wesen herab?" Und was hat mit solcher Herabsetzung als physischen Wesens die Moral zu thun, wenn sie nicht einstimmen will in den anti-ascetischen, ja optimistischen Grundsatz: der Wille, so wie er ist in seiner Selbstbejahung, ist gut und seine Bejahung ist sein Recht? Der Leib sammt seiner Körperstärke ist die „unmittelbarste Objectität" des Willens — so wollen wir unsere argumentatio ad hominem weiter spinnen — deshalb ist jede directe Manifestation seiner Kraft die würdigste, weil ehrlichste, Form seiner Selbstbejahung — jeder Gebrauch seiner „secundären Efflorescenz", des Intellects, ist ein Umweg und als solcher schimpflich, denn er implicirt gewissermaßen, daß der unmittelbaren Selbstthätigkeit des Souveräns ein Mistrauensvotum gegeben werde. Und — nun fahre ich fort mit Sätzen der Schopenhauer'schen Metaphysik: — vermöge des Ἓν καὶ πᾶν, vermöge der All-Einheit des Willens, vermöge der Identität seines Wesens in allen Erscheinungen, vermöge des Tat twam asi und vermöge des ungetheilten Gegenwärtigseins des einen Urwillens in allen Individuen — vermöge alles dessen besteht eine unauflösliche Solidarität für die Bewahrung der Ehre dieses einen Willens in allen Einzelwesen, und jeder einzelne muß sich schämen, wenn ein anderer einzelner der directen Selbstbejahung dieses Urwesens dadurch ein Dementi gibt, daß er den Umweg durch den Intellect betritt. — Oder, eine parallele Schlußkette in gedrängterer Fassung, mit Ausläufern zu benachbarten Antinomien: ist physische Schwäche zu verrathen an sich schimpflich, so muß jeder Beweis von Energie, ja, von Körperkraft, als solcher ehrenvoll sein. Energie aber drückt das quantitative Maß der Individualexistenz aus — also ist das principium individuationis auch das Princip der Ehre und weist, sobald ihm ethische Bedeutsamkeit beigelegt wird, auf eine (selbst metaphysische) Realität ursprünglicher Individualdifferenzen zurück. Dann aber ist der Wille, wie in so manchen andern Widersprüchen, auch in dem Widerspruch befangen,

daß er zunächst nur sich bejaht und doch zugleich von andern Selbstbejahungsfähigkeit fordert, sofern er ja deren Abwesenheit an ihnen verachtet; und demgemäß wäre Verachtung, wenn man an der metaphysischen Einheit des Willens festhalten will, nichts anderes als die Scham des Willens im Individuum über die jämmerliche Rolle, welche derselbe Wille in andern Individuen spielt. So wäre in einem Athem die vorhin postulirte Ursprünglichkeit der Individualisation wieder aufgehoben und obendrein die Schwäche — auch die momentane des Leibes, in Krankheit und Ermattung — zu etwas ebenso direct Imputablem gemacht, wie die Güte und Bosheit der dauernden Gesinnung. Treten wir dann aber zurück auf den implicite gutgeheißenen Standpunkt der Bejahung des Einzelnen, so nimmt die Verachtung die Gestalt der Geringschätzung an, welche von der Erkenntniß fremder Schwäche sich provociren läßt, in deren Rechtssphäre einzubrechen. Und dazu würde es stimmen, daß der wahrhaft Edle kaum jemand und der Ascet vollends niemand verachtet, weder wegen einer unmittelbar im Willen (als Charakter) noch wegen einer im Product des Willens, dem Intellect, zu Tage kommenden Schwäche.

Schon diese einfache Consequenzenreihe wird sich eine deductio ad absurdum nennen dürfen. Aber die Unhaltbarkeit der ganzen Beweisführung wird noch anschaulicher, man möchte sagen: ad oculos, demonstrirt, wenn man den Blick auf die Thatsache hinlenkt: nur das Ausüben des Unrechts soll schimpflicher sein auf dem Wege der List als der Gewalt; ferner auf die zweite, daß derselbe Schopenhauer anderwärts, namentlich als Anwalt des bedingten Rechts zur Lüge, die Abwehr durch List durchaus nicht für etwas Schimpfliches will gelten lassen; und endlich auf die dritte und durchschlagende: die ganze Behauptung paßt nur auf Männer — für das schwächere Weib findet niemand etwas Unanständiges darin, sich der Waffen der List zu bedienen. Und ich meine, letzteres ist es, was am einfachsten ein Licht über

die ganze, unnöthigerweise verworrene, Sache verbreitet. Wer keine oder doch nicht zureichende (physische) Kraft hat, von dem kann man vernünftigerweise auch nicht verlangen, daß er solche zur Anwendung bringen solle. Und es mag deshalb hier wol der Ort sein, die Frage weiter zu fassen und dahin zu wenden: was ist überhaupt verächtlich? Schopenhauer sagt (in den „Paralipomenis", 1. Aufl., II, 477 fg.): Verachtung ist allemal Sache blos des Kopfes. Muß dann aber nicht von ihrem Gegentheil, der Achtung, die ja als solche der Liebe noch sehr fern steht, ganz dasselbe gelten? Verachtet wird, wen man nicht brauchen kann, darum insbesondere jeder, auf den kein Verlaß ist. Wo ein gewaltiger Bösewicht vor uns steht, kommt uns unwillkürlich der Gedanke: was hätte diese, jetzt blos furchtbare, Kraft leisten können, wenn es gelungen wäre, sie in den Dienst löblicher Zwecke zu ziehen? und dieser Gedanke erzeugt, selbst wo er fast unbewußt bleibt, ein der Achtung wenigstens nahe verwandtes Gefühl. Wir vergleichen nämlich im stillen die an selbstsüchtige oder gar boshafte Zwecke gesetzte Kraft mit dem kleinlich Engherzigen des Philisteregoismus, der sich jener Willenskraft so vollständig bar zeigt, welche für große, weiter greifende Zwecke kleine Wünsche aufzuopfern und, wenn es sein muß, das Leben einzusetzen bereit ist; und über diese Kleinsinnigkeit sehen wir das im Verbrechen Wirksame weit hinausragen. Und umgekehrt: achselzuckend betrachten wir Beweise eines Edelmuths, der zu schwach ist, standzuhalten den Lockungen eines, durch heuchlerische Niederträchtigkeit wach gerufenen, falschen Mitleids; denn wir sehen ihn zum Spielball der Schändlichkeit „entwürdigt", und haben bisweilen genug zu thun, um im Verdruß über getäuschte Zuversicht nicht das eigene Mitleid zu vergessen, auf welches er doch vor allem ein Anrecht hat. Es ist nämlich nicht jede Schwäche als solche verächtlich — sondern nur die, welche Erwartungen erregt, die hernach unerfüllt bleiben. Beim Mann wird Mannhaftigkeit präsumirt —

deshalb ist deren Abwesenheit im „Waschlappen" verächtlich — aber physische Kraft präsumirt nur der Barbar bei jedem Manne; civilisirte Völker wissen, daß sie fehlen, und doch große und höchst „respectable" Charakterfestigkeit vorhanden sein kann, deshalb fordern sie nur diese als Bedingung ihrer Achtung. Ein begangenes Verbrechen läßt auf ziemliche Willensstärke beim Verbrecher schließen; deshalb ist der „arme Sünder", der kläglich winselnd vor seinem Richter steht, die verächtlichste Figur, die sich denken läßt.*) Wer in gesunden Tagen mit seinem Unglauben

*) Selbst wenn uns der freche Trotz widerwärtig, weil der Gesellschaft gefährlich, ist, mit welchem sich ein Frevler auf das „Was ich gethan hab', das hab' ich gethan" stellt, hält er uns doch den Ekel fern, der uns eingeflößt wird beim Anblick jener Naturen, die à tout prix der Strafe entrinnen möchten und deshalb, vor den Richter gestellt, sofort ihre eigene Vergangenheit prostituirend preisgeben, nichts vertreten wollen von dem, was sie gethan. Solcher Caricaturen liefert vor den Schranken des Gerichts vielleicht kein Volk mehr als die Söhne Israels, die auch darin wieder den Mangel an verecundia beweisen, welchen ihnen Schopenhauer als ihr widerlichstes Attribut nachsagt. In solchen Fällen aber tritt er als das Aeußerste moralischer Feigheit zu Tage — es fehlt an der leisesten Bethätigung consequenter Kraft — und ohne solche Consequenz geht mit der letzten Spur der Würde auch jede Achtung unwiederbringlich verloren. Selbst der consequente Egoismus hat noch seine Würde und wird dieser, eben der Consequenz zu Liebe, wo es noththut, sogar ein augenblickliches Opfer bringen. Dagegen verächtlich ist jener engherzige, energielose Egoismus, der, wie der Cyrenaiker alles für die augenblickliche Lust, so alles für die momentane Abwendung eines drohenden Uebels hinzugeben sich bereit zeigt. Damit büßt er den letzten Rest der Ehre ein, die wesentlich auf Respect beruht. Respect aber wird nur da bewahrt, wo einer nach fest vorgezeichneten Linien der Consequenz unter Umständen ein rücksichtsloses Vorgehen in gleicher Richtung erwarten läßt; — so mischen sich Ehre (im Sinne der objectiv zugestandenen Meinung anderer von uns) und Respect mit einem Element von Furcht — ein beherzigenswerther Wink auch in Hinsicht auf Erhaltung der Autorität des Erziehers! Und daran knüpft sich von selber noch eine zweite episodische Bemerkung verwandten Inhalts. Sofern die Bewahrung aller Ehre nicht minder durch eventuelles Beweisen von Muth wie von bewährter

sich breit macht, erweckt das Vorurtheil, ein starker Geist, ein esprit fort, zu sein — deshalb verfällt er der Verachtung, wenn er angesichts des Todes oder großer Noth zum larmoyanten Frömmler wird — wiewol doch Frömmigkeit an sich, in ehrlicher Naivetät und zumal beim Weibe, nichts weniger als eine verächtliche Erscheinung ist. Nach demselben Gesetz, daß die vorhererregte Meinung wesentlich mitwirkt, ist auch der Feigling doppelt verächtlich, der sich vorher als Bramarbas gerirt hat — und so auch jede andere nicht Wort haltende Renommisterei. — Umgekehrt: denjenigen lerne ich achten, der allmählich mehr Kraft entwickelt, als ich anfangs bei ihm vermuthete; und weil jedem das am meisten „imponirt", wozu er sich selber nicht im Stande fühlt, so achte ich insbesondere denjenigen, „habe Respect vor ihm", der etwas kann, was ich selber nicht zu leisten vermag, aber möchte leisten können (denn Fähigkeiten, die mir werthlos scheinen, können so wenig meine Achtung wie meinen Neid erwecken).

Wahrheit und Ehrlichkeit bedingt ist und also einer ihrer wesentlichen Zwecke darin besteht, Respect, d. h. ein Vertrauen zur Kraft, welches unter Umständen zur Furcht werden muß, einzuflößen, damit man an seiner Ehre einen Schild gegen fremde Insulten hat — insofern scheint es auch unter die öfter besprochenen Verblendungen über das Verhältniß von Mittel und Zweck zu fallen, wenn man die Ehre durch seinen Tod zu wahren sucht, falls man bei einer Verpflichtung irgendwie sein Leben zum Pfand gesetzt, mag dies nun durch eine Zusage im eigentlichen Sinne, ein Versprechen im Interesse dritter oder durch eine eventuelle Selbstverpflichtung (wie sie z. B. der eingegangen sein kann, welcher mit einer eventuellen Selbsttödtung geprahlt hat) geschehen sein. Allein dabei kommt zweierlei in Betracht: einmal würde das Leben seinen Inhalt verloren haben, als vita vitalis unmöglich geworden sein, wo ein solcher Wortbruch eclatanterer Bedeutung eingetreten wäre — und zweitens constatirt sich in einem solchen Falle, daß doch die Wahrheit höhere Macht und einen unbedingt höhern Werth als das Individuum hat — also als einziger „kategorischer Imperativ" über diesem steht, wenigstens soweit nicht fremdes — zumal vielfaches — Leben und damit der Instinct der caritas als Zwischenmacht eintritt.

Deshalb kann auch die List, die Schlauheit mir Achtung abnöthigen, und die Lust an Listen ist insofern an sich nicht verächtlicher als etwa die Lust an körperlichen Uebungen des Turnplatzes oder Fechtsaals; es fragt sich nur, ob sie im einzelnen Falle ebenso unschuldig bleibt wie diese.

5. Weitere Fortsetzung. Nachwort über die Weisheit.

Hier nun wäre, auf dem Gipfel dieser Betrachtung, die Krone des zur Praxis gewandten Intellects, die Weisheit, zu beschreiben, und der Weise — in einem andern Sinne freilich als dem des stoischen Tugendideals — verdiente wohl ein recht ausführliches Kapitel — nicht gezeichnet in der Declamationsmanier à la Seneca, aber umrissen in scharfer Skizzirung wie jene Rafaelischen Cartons. Doch dazu versagt mir die Feder. Die Katechismusdefinition variiren: „allweise ist, wer zu den besten Zwecken stets die besten Mittel wählt", würde nicht viel helfen — und sie in concretere Bestimmungen übertragen kann jeder leicht selber. Wenn aber jemand durch sie möchte sich anleiten lassen, das Wesen der Weisheit darin zu suchen, daß sie ausschließlich den Zwecken der Heilsordnung sich widme, so verstrickte er sich leicht in eine tendenziöse Enge, welche der Theologie als privilegium odiosum überlassen bleiben muß. Wohl aber ist es beachtenswerth, daß die Weisheit vorzugsweise als Attribut der Regierenden auftritt — nicht blos für die φύλακες der Platonischen Republik — wir sprechen von weisen Fürsten, weisen Gesetzgebern und aus dem nämlichen Grunde auch von weisen Erziehern. Wir erkannten früher als das specifische Wesen der Thorheit das Irren in Hinsicht auf das eigene „Glück" — und auch in diesem Sinne stellt sich am „Gimpel" der Superlativ des Thoren dar — das kann uns, als dessen vollsten Gegensatz, den Begriff des Weisen verdeutlichen helfen: der Weise ist sich ganz klar

über das wahre Wohl des Menschen — und dazu stimmt gar trefflich der antithetische Kanon: dem Weisen ist das die ärgste Thorheit, was dem Thoren für höchste Weisheit gilt, und umgekehrt: dem Thoren des Weisen beste Weisheit die lächerlichste Thorheit. Die Weisheit hat etwas an sich, wodurch sie zur bloßen Klugheit in einer Art von Gegensatz steht — etwas von dem, „was kein Verstand der Verständigen sieht, doch in Einfalt übet ein kindlich Gemüth". Schopenhauer, welcher („Paralipomena", 1. Aufl., §. 339) anerkennt, daß die Weisheit einer der am schwersten zu definirenden Begriffe sei, betont anderswo („Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., II, 80 fg.; 2. Aufl., S. 74 fg.) die intuitive Natur aller Weisheit — aber intuitiv ist auch die bloße Klugheit. Man müßte also das Unterscheidende entweder in einer seltenen Vermählung des intuitiven Vermögens mit dem abstracten, der Genialität mit der Vernünftigkeit, suchen oder in einer gewissermaßen prophetischen Weitsichtigkeit, die hoch hinaus über den engen, man möchte sagen irdischen, Horizont der Klugheit den wahren Horizont, also buchstäblich die halbe Welt, d. h. die ganze diesseitige, alles was nicht den chthonischen Gewalten, den Mächten jenseit des Todes, unterthan ist, umspannt mit ihren Blicken. Aber gerade dieser Fernblick heißt die Weisheit oft zu Mitteln greifen, welche der bloßen Klugheit eine Thorheit oder dem Alltagsgewissen gar ein Unrecht zu sein dünken. Allein eben da, wo die größte Klugheit „mit ihrer Weisheit zu Ende ist", tritt die wahre Weisheit helfend ein. Wo alles Berechnen, Reflectiren und Nachdenken zu Schanden geworden, da schaut sie mit ihrem Seherauge hinab in die Tiefen, wo die Quellen der Rettung verborgen strömen. So gibt es ja Naturärzte, die mit einfachem Handgriff alsbald ins Gleiche brachten, woran alle Kunst gelehrter Mediciner sich erschöpft hatte. So verstand es ein Sokrates, Jünglinge an seine Brust zu ziehen, an deren Erziehung die übrige Welt längst verzweifelt war. So wußte ein Solon Rath,

wo eines Drakon Klugheit nur Aerger aus Arg gemacht hatte. So entwirrte ein Buddha das verschlungene Gespinst endloser Satzungen mit dem Zauberwort der Einfachheit; und so steht der Meister von Nazareth sieghaft da, gegenüber vernünftelnder Schulweisheit. — Das alles meinte Schiller mit seinem Zuruf:

Weisheit und Klugheit.

Willst du, Freund, die erhabensten Höh'n der Weisheit erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zurückflieht;
Jenes nicht, wo dereinst landet dein muthiger Flug.

6. Die praktischen Leute und die sogenannten Unpraktischen.

Klugheit macht es freilich allein nicht — können wir, an den Schlußsatz des Voraufgehenden anknüpfend, sagen, indem wir uns jetzt daran machen, die Requisiten aufzusuchen, welche die Elemente praktischer χρηστότης sind. Zur Umsicht muß der Ordnungssinn, zur Entschlossenheit die Pünktlichkeit, zur Wachsamkeit das Talent für secundenausbeutende Zeitökonomie *) und so noch gar vielerlei zu vielerlei hinzukommen, um das Bild eines Menschen herzustellen, dem im eminenten Sinne das Prädicat „praktisch" sich beilegen läßt. Deshalb sind wir auch gar nicht gewillt, jenen allseitig Praktischen unsere Reverenz zu versagen, welche in wirklich staunenerregender Weise das ne sutor ultra crepidam! Lügen strafen, jetzt in ihrer Werkstatt oder in ihrem Auditorium ihrer nächsten Berufspflicht

*) Wie wenig insbesondere diese Kunst festbestimmter Tageseintheilung dürfe unterschätzt werden, wird deutlich durch die bloße Erinnerung daran, daß ihr der fränkische Karl wie der preußische Fritz vielleicht zum größten Theil ihren Beinamen „der Große" verdankten.

untadelig Genüge leisten und in der nächsten Stunde den Verhandlungen der Communal- oder Staatsversammlungen Vorschläge, ja, bis ins einzelne ausgearbeitete Projecte unterbreiten, die durch sichere Beherrschung des technischen Details sofort auch die Stimme der Fachmänner für sich gewinnen. In wem so ein Stück vom „Tausendkünstler" steckt, der muß, wenn sein Thun nicht als ein In-alles-hinein-pfuschen bezeichnet werden darf, wirklich das sein, was man ein Universalgenie nennt, sofern dieser Begriff aus dem Gebiet der Ideen und deren Anschauung in das umsichtiger Verständigkeit sich depotenziren läßt.

In den kleinern Kreisen des gewöhnlichen Lebens gilt schon jeder Anstellige eo ipso für praktisch, und umgekehrt wird gern als unpraktisch verspottet, wessen Körper durch äußere Unbeholfenheit in die Augen fällt. Aber auch dies ist wieder einer der Fälle, in denen die Charakterologie mit einiger Aussicht auf Erfolg ihren Warnungsruf vor vorschnell aburtheilender Ungerechtigkeit erheben kann.

Da ist denn ihre erste Forderung wieder: werft alle unberechtigten Maßstäbe beiseite; beurtheilt den einzelnen nicht nach den Bedürfnissen der Stellung, in welche ein gnadenloser Zufall ihn geschleudert, sondern fragt zuvor: zu welcher Wirkungssphäre berief ihn sein Genius? — und dann werdet ihr innerhalb dieser kaum einen finden, der wirklich unpraktisch wäre. Freilich taugt ein Dichter nicht zum Packknecht, noch ein Philosoph zum Schuhputzer — beide nicht zum Geldverdienen — aber betraut ein wahrhaft poetisches Gemüth mit der Seelsorge bei zerschlagenen Herzen und setzt den Gedankenwecker auf den Lehrstuhl, wohin er gehört, so werden sich beide auch „praktisch" bewähren. — Leicht aber können sie beide darunter leiden, daß man mehr Packknechte braucht und Schuhputzer — und wenn Meister Ungeschickt gerad' die Laune danach hat, so verdoppelt er die Ironie und greift zwiefach fehl — woher kämen anders so viel Metaphysiker

auf den Schusterbock und so viel Flickschneider auf das Katheder? etwa jene, damit sie nach Erfahrung berichten können, wie die Menschheit der Schuh doch mehr drückt, als die andern in ihrem Optimismus sich träumen lassen? oder diese, damit sie am zerrissenen Weltgewande herumpfuschen — Stellvertreter für „des kranken Weltplans schlau erdachte Retter“? — Also nicht dahin wendet euch, wo ihr den Seufzer vernehmt: „Verfehltes Streben — verfehltes Leben!“ wenn ihr wissen wollt, ob einer sei „praktisch“ oder nicht. — Die meisten sind es — schon deshalb, weil Praktischsein im Grunde soviel heißt als: dem Verlangen des Willens gemäß existiren. Die „Krankheit“ des Akosmismus vollends tritt in Europa höchstens sporadisch auf; zur „Epidemie“ konnte sie nur werden unter Asiens drückenderer Sonne.

Die praktischen Leute thun „was ihres Amtes ist“ und thun es „ohne Murren“ — denn ein Praktikus hat ja gesagt: no use crying! und sein Echo geantwortet: make the best of it! Die eigentlich Unpraktischen sind nur die „unverbesserlichen“ Idealisten, die den Wahn nicht los werden können, sie dürften von einem Rechte, das sie sich erwarben, auch Gebrauch machen. — Praktischsein heißt oft genug nur soviel als die Kunst verstehen, „sein Schäfchen ins Trockene zu bringen“ und nicht „im Trocknen zu sitzen, wenn's Glück regnet“. Wie die Welt einmal ist, gehört es beinahe zu den unerlaßlichen Bedingungen praktischer Erfolge, daß man das Anstreben idealer Ziele ausdrücklich verachte und dafür verstehe, auf den bloßen Schein zu arbeiten, was aber leichtlich ein halbwegs edler Mensch verschmähen wird, weil es ihm nicht zusagt, das decipi vult mundus auszulegen wie jener russische Pope, der dazu die Paraphrase gab: „Um sein Glück zu machen in der Welt, muß man einem Thoren ähnlich sehen, aber doch weise sein.“ Die praktischen Leute sind zu „verständig“ und zu „gesund“, um nicht mit der Wirklichkeit ihren Frieden zu schließen und vorsichtig selbst den Schein zu meiden, als wären sie „muthwillige Queru-

lauten". Denn solcher Schein reicht schon hin, um einen „unbequem" zu machen — und wer unbequem ist, muß auch viel Unbequemlichkeiten ertragen. Den praktischen Mann „plagen überhaupt weder Scrupel noch Zweifel" — und so kommt er selten in Gefahr, die rechte Stunde zu verpassen — der Unpraktische dagegen findet sich leicht zur Unzeit ein, entweder zu früh oder zu spät, mit seiner Person und mit seinen Anliegen, wie mit seinem „Eingreifen" in irgendeine Angelegenheit — doch manchmal gänzlich ohne eigene Schuld. Denn auch dies darf man nicht vergessen: Manch einer steht blos deshalb im Ruf, unpraktisch zu sein, weil er zur Klasse jener gehört, deren Existenz sogar die nüchternen „Gesunden", als welche in ihrem pragmatischen Rationalismus nichts wissen wollen von besondern „Veranstaltungen im Schicksale des einzelnen", bestreiten, wie die des Vogels Phönix: zur Klasse der Unglücks- oder Pechvögel. Und dennoch: wundersam treibt bisweilen das Misgeschick seine Spiele und schleudert manch ehrlichem Manne einen Haufen Lumpe quer über die Lebensbahn, daß er keinen Schritt vorwärts kann. Doch ausführlichere Reflexionen über diese Thatsache gehören an einen andern Ort — hier mußte sie nur constatirt werden, um gewissen oft gehörten Ungerechtigkeiten vorzubauen. Und wiederum: wie oft sieht man einen „alten Praktikus" in Erstaunen gerathen, wenn einer, den er manchesmal seines „unpraktischen Wesens" halber belächelt hat, Dinge durchsetzt, vor denen jener zehnmal umgekehrt wäre, weil sie eben auf der breit getretenen Heerstraße des Alltäglichen nicht würden zu verwirklichen gewesen sein — dann kommt's dem „Unpraktischen" zugute, daß er sich nicht an die Gleise der Routine hat schmieden lassen, sondern sich die Freiheit bewahrt, seine „eigenen Wege" zu gehen — und er lächelt jetzt seinerseits des mit halbem Widerstreben ihm schmunzelnd gespendeten Beifalls — denn solchen zu entbehren lernte er, als ihm früher statt Billigung nur zugetragen wurde, was ihn hätte entmuthigen sollen, wo nicht gar

demüthigen. Und wo es gilt, Klarheit über allgemeine Gesichtspunkte zu gewinnen, da verschmäht sogar, wer sonst immer darauf pocht, nur ein Praktiker zu sein, nicht, sich um Rath zu wenden an einen „Gelehrten", in welchem er vorher nur einen „Verkehrten" gesehen, weil er eines Mannes „Tüchtigkeit" und „Brauchbarkeit" nicht anders zu tariren versteht, als nach dem Detail der Technik, welche natürlich dem „Sachverständigen" und „Fachmann" verbleiben muß.

Aber es gibt auch umgekehrt blos scheinpraktische Leute. Die thun sich was darauf zugute, immer beschäftigt zu sein, an alles selbst mit Hand anzulegen und stellen sich, laut oder im stillen, allen denen zum Muster auf, deren ruhige Stetigkeit nichts von geräuschvollem Fleiße wahrnehmen läßt, weil sie die Ergebnisse ihres innern und äußern Thuns nicht solchen zur Schau tragen, welche nun einmal kein Auge dafür haben. Jene, immer athemlos, möchten ihre ganze Umgebung in dasselbe Gehetze hineintreiben — es stachelt sie insgeheim die freilich niemals von ihnen bekannte, Einsicht, daß sie mit all ihrer „Hiddeligkeit" und mit einem Fleiße, der niemals zu sich selbst kommt, es doch zu nichts Rechtem bringen — so suchen sie ihre Genugthuung wenigstens darin, daß sie die andern, welche es nicht so machen, faul oder gar träge schelten; — und den wirklich Trägen und den geschäftigen Müßiggängern dienen sie zum Vorwand, daß bei aller Eifrigkeit doch nichts Befriedigendes herauskomme. Am übelsten aber sind diejenigen, welche wir (I, 9 fg.) als „kurzathmige Geister" bezeichnet haben, daran, wenn sie solchen Rastlosen in die Hände gerathen. Man wird diese Treiber namentlich unter den blos verständigen Naturen finden, die alles nur auf die nächste Wirkung zustellen, alles nur hiernach, nach den Erfolgen des Augenblicks, bemessen und keine Ahnung davon haben, daß ein überlegener Geist alles lautlos bewalten kann — sie verstehen ja nicht einmal den Sinn des Sprichworts: „des Herrn Auge macht die

Pferde fett.“ Wenn's nach ihnen ginge, so müßte jede Hand, die ihren Hausstand gut in Ordnung halten will, unablässig selber den Kehrwisch und das Bügeleisen führen — und bei Anwendung des ars non habet osorem nisi ignorantem auf ihre bisweilen nahezu fanatische Geringschätzung alles rein Geistigen kann es nicht wundernehmen, wenn eine so geartete Hausfrau nicht selten zum Hausdrachen, zum besenschwingenden „Racker“ oder „Rasmus“ wird. Wären sie wirklich nur ein bischen praktisch, so könnte sie jeder Bau- und Fabrikherr belehren, wie es nicht die Gewandtheit in einzelnen Handgriffen ist, wodurch der Leiter dem dienenden Arbeiter seine Ueberlegenheit zu beweisen hat; wie im Gegentheil etwas wie das, was der Maler nennt: „eine leichte Hand haben“, dazu gehört, um sich für eine geborene Herrschernatur halten zu dürfen. Sonst müßte ja die ganze Welt unter der schweren Hand der Pedanten, Drillmeister und Sklavenpeitscher sich krümmen und winden, um nicht aus den Fugen zu gehen. Vorläufig aber bleibt's dabei:

Der feine Griff und der rechte Ton,
Das lernt sich nur um des Feldherrn Person
. . . .
Aber sein Schenie, ich meine, sein Geist
Sich nicht auf der Wachtparade weis't.

Und wo ließe sich ein Lebensgebiet auffinden, für welches nicht analoge Gesetze Geltung hätten? In der Schule wollen vorzugsweise diejenigen für die praktischen Meister angesehen sein, welche tagein tagaus nach „bewährter“ Methode ihr „Einpauken“ betreiben — sie sind, an den wahren Zwecken des Geistes gemessen, die allerunpraktischesten. Sonst wäre der tüchtigste Polizeimeister der wahre Staatsmann, der versteinerte Bureaukrat der weiseste Regent, der längste Tambourmajor das Ideal eines Musikdirigenten.

7. Das echte und falsche Mitleid.

Da diesem ganzen Abschnitt die Aufgabe gestellt ist, die einzelnen Bausteine zu prüfen, welche zur Einfügung in das oben (I, 50—54) vorgezeichnete Fundament angeboten werden, so darf derselbe natürlich auch nicht an solchen Thatsachen vorübergehen, welche die Tragfähigkeit des dort angewiesenen Untergrundes selber verdächtig machen könnten; und insbesondere bedarf das von uns adoptirte ethische Princip des Mitleids einer Sicherstellung gegen Bedenken, wie sie oberflächliche Beobachtung reichlich an die Hand gibt. Dabei können wir der bisher befolgten Methode getreu bleiben, indem wir einerseits solche Instanzen, die in der Gestalt von Einzelerfahrungen eine scheinbare Widerlegung jenes Princips enthalten, als simple charakterologische Irrthümer beseitigen, andererseits eine Revision des Grundbegriffs selber — also hier des Mitleids — vornehmen.

Von ersterer Art sind Einwände wie der, daß ebenso oft barsches, „kurz angebundenes", Wesen mit herzlichstem Wohlwollen sich zusammenfinde, als hinter süßlicher Freundlichkeit nichts als ein herzloser Egoismus lauere; wie denn wirklich mancher den Ruf der Liebenswürdigkeit und eines „guten Herzens" lediglich einer gewissen glücklichen Organisation seiner Thränendrüsen verdankt. Aber wir brauchen ja nur in Hamlet's Notizbuch hineinzugucken, um schon darin den Satz verzeichnet zu finden:

that one may smile and smile and be a villain

— und doch ist eigentliche Heuchelei von solcher Discrepanz des Aeußern und Innern noch ziemlich weit verschieden.

Aber desgleichen das unweise Mitleid wie das dem suum cuique zuwiderhandelnde des heiligen Schusters

Crispin muß behufs der Aussonderung aller adulterirenden Elemente an seinen richtigen Platz gestellt werden.

Vor allem also werde das in der That nichtswürdige Bedauern seines edlern Namens entkleidet; denn dieses allein ist es, was die Einrede möglich machte: das bloße Mitleid als solches sei ein nicht nur werth- und würdeloses, sondern im Grunde ein der wahren Sittlichkeit verderbliches Gefühl. Dies Afterbild des Mitleids ist nämlich wirklich der schnödeste Prototyp eines bloßen leeren Sentiments, einer Gefühlsabzahlung, wie sie der sittlich Bankrotte macht, um mit seinem Gläubiger zu „accordiren". Deshalb ist denn allerdings nichts kläglicher als „bedauert" zu werden, vollends von Ehrenmännern; denn dies schließt in sich, daß man unter dem Niveau stehen muß, auf welchem man Mitleid verdienen würde. Einen bedauern, heißt ungefähr soviel, als ihn verachten — und die Phrase: „Ich bedaure sehr!" beinahe nichts anders als: Es ist mir ein rechter Spaß — scil: daß mir der Schabernack gelungen. Bedauern verhält sich zu echtem Mitleiden wie entwerthetes Papiergeld zu klingender Münze — oder wie ein protestirter Wechsel zu Realvaluten. Der Zwillingsbruder dazu heißt „leidthun" mit Aeußerungen wie: „der arme Schelm!" — „der arme Kerl!" Und selbst wo dergleichen ein ganz klein wenig was Besseres als eine Anstandsmaske der Schadenfreude ist, pflegt sich dahinter das Bekenntniß des Gefühls zu verstecken: „es freut mich doch, daß ich es nicht bin, den das Malheur betroffen."

Dennoch kann im Versagen des Mitleids auch ein Factor von unzweifelhaft ethischer Natur reagiren, nämlich die Gerechtigkeit. Diese sträubt sich, dem „Unwürdigen" dasselbe Mitleid zu erweisen wie dem unverschuldet Leidenden — und das: Richtet nicht! kann wohl zur Vorsicht im Urtheilen, ja zu gänzlicher Suspendirung unsers Votums ermahnen, indem es an die Trüglichkeit unsers Intellects erinnert — aber die Berechtigung jenes Widerstrebens an sich kann es nicht aufheben, so wenig wie die Richtigkeit

des Kanons, daß es nähere und fernere Pflichten gibt und die, welche wirklich unsere „Nächsten“ sind, Familie, Vaterland u. s. f. mit ihren Ansprüchen den Fernerstehenden vorangehen; — das Wort: „Jeder thue zuerst, was seines Amtes ist“, hat doch auch einen tief ethischen Sinn. Und soll nicht der selbst Liebevolle ein höheres Recht an unsere Hülfe haben als der Herzlose? oder soll es sittlich ebenso richtig sein, wenn wir unsere Liebeswerke, Almosen u. dgl. an Asoten recht eigentlich „vergeuden“, wie daß wir dem rechtschaffenen Arbeiter, wenn er in Noth ist, unter die Arme greifen? Insofern gibt es keine größere Verirrung des Mitleids als den blinden Eifer für die „armen Heiden“, während man die eigenen Kinder ungekämmt und den nächsten Nachbarn gleichgültig darben läßt. So kann das Mitleid nirgends der Weisheit als seiner berufenen Führerin entrathen — weder bei der Wahl seiner Mittel noch bei der Unterscheidung seiner Begünstigten. Freilich liegt der Fehler beim entgegengesetzten Falle nicht im Zweck oder im Willen selber — die Absicht kann gut sein, wie bei Crispin, der die Grenzen seiner Rechtssphäre irrthümlich zu weit steckt*), oder wie bei einem, der darin fehlt, daß er mit unzeitiger Weichherzigkeit zu Gunsten einzelner die Rechte einer Gesammtheit gefährdet — aber die phänomenale That verfällt dennoch unserm Tadel — wie z. B. auch die weichmüthige Schwäche der Erzieher, welche es nicht „übers Herz bringen können“, zur rechten Zeit eine

*) Uebrigens enthielten Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, Nr. 14, 1860, eine Geschichte, welche nicht nur als Beleg dafür interessant ist, daß es eine Grenze der Mitleidlosigkeit so gut wie der Liebe gibt, sondern auch als Seitenstück zur Crispin-Legende und zum Karl-Moor-Charakter. Danach wurde ein berüchtigter und sonst mit äußerster Rücksichtslosigkeit Verderben bringender Raubmörder vom Anblick einer darbenden Witwe so gerührt, daß er für sie rasch einen kühnen Diebstahl unternahm, zu dessen Ausführung er kurz zuvor, solange er nur im eigenen Interesse daran dachte, noch keinen Rath gewußt hatte.

fühlbare Züchtigung zu appliciren — zum Wohl des Zöglings selber, der dadurch vor späterm größern Unheil soll geschützt werden. Sonst wird das weiche Gefühl zum weichlichen Zerfließen, in welchem kein Kern zurückbleibt, während sich Weichheit sehr wohl mit Zähigkeit verträgt.

Mitleid bleibt darum doch die einzig zuverlässige Quelle edler Thaten, wenngleich die Richtung, in welche die ihr entströmenden Handlungen sich ergießen sollen, dem Zweifel und dem Irrthum ausgesetzt ist — ja, in directe Schuld verfallen kann, wer sie in ein verkehrtes Flußbette lenkt. Deshalb muß die prüfende, abwägende Vernunft dem blinden, dunkeln Gefühl zur Seite stehen bei der Wahlentscheidung — man möchte sagen: das männliche Princip dem weiblichen!

8. Fortsetzung. Etwas zur Casuistik der Wahrhaftigkeitspflicht mit Ausläufer über ethische Teleologie.

Selbst eine Formel für den oft vermißten Kanon zur Erledigung der Frage, wo Unwahrheit erlaubt sei, läßt sich hieraus schöpfen. Die abstracte Vorschrift: die höhere Pflicht der Liebe ertheile jeder Lüge den sittlichen Freipaß, erweist sich als nicht ausreichend — denn sie schließt den Misbrauch nicht aus — nach ihr würde z. B. die systematische Verdummung ganzer Völker durch Unterdrückung jeder Wahrheitsforschung nicht als Unrecht erkannt. Es muß deswegen der Zusatz gemacht werden: nur die weise Liebe hat dies Recht — die Liebe, welche um nichts bringt, kein Recht schädigt, also z. B. auch nicht das Recht des Sterbenden, sich auf seine letzten Augenblicke vorzubereiten (— denn dies steht unbedingt höher, als die Rücksicht auf die Gefahr, sein Leben durch Offenheit um ein paar Athemzüge abzukürzen) — eine Liebe somit, welche nur Segen, nirgends auch nur die Möglichkeit einer Benachtheiligung an realen Gütern mit sich führt — (und zu solchen zählt doch wol

auch die Nichtgefährdung des unbeschränkten Zutrauens zur Wahrhaftigkeit der mit uns Engstverbundenen, welches unvermeidlich Schaden nimmt, wo ein einziges mal einer auf Unaufrichtigkeit ertappt wurde). Kurz: nur diejenige Unwahrheit ist erlaubt, welche in keiner irgendwie denkbaren Beziehung schadet, also auch nicht, sei es noch so indirect, gegen das echte Mitleid verstößt. Denn um das vermeintliche Gutesstiften ist es ein so mislich Ding, daß die Vorsicht nicht groß genug sein kann bei Anwendung dieses zweischneidigen Rechtes. — Aber ganz dieselbe Zweischneidigkeit macht auch die Aufrichtigkeit selber zu einem höchst gefährlichen Operationsinstrument: in ungeschickter Hand kann in ein Werk der Grausamkeit ausschlagen, was aus Mitleid geschehen sollte — und der Bemitleidete trägt vielleicht nichts als seine unheilbare Wunde davon — dem Gewissen des Verletzers aber gewährt es dann keinen sichern Schild gegen die Bisse der Reue, daß er sich das Zeugniß gibt, Sittliches beabsichtigt zu haben, wo die That selber ganz wie etwas Schlechtes, nämlich Schmerz bereitend, gewirkt hat. So kann das unbedingte Gesetz der Offenheit gegen die wirklich Vertrautesten des eigenen Herzens antreiben, der Entstehung irgendeines süßen Wahns entgegenzuwirken, blos damit für die ungewisse Folgezeit der Schmerz der Enttäuschung erspart bleibe — und das Messer, welches die Keimansätze der Illusion ausschneiden soll, verwundet das engstbefreundete Herz durch verletzende — und, für den Augenblick wenigstens, völlig überflüssige, eines weitern Zwecks gänzlich bare — Enthüllungen und hält nicht einmal inne, wenn das zerfleischte zuckend in die Klage ausbricht: Ich habe ja nicht danach gefragt — so unbewußt der Pflicht zur Aufrichtigkeit mit sicherstem Instinct die Grenzen steckend. Dann verräth sich's, daß mehr egoistischer Drang nach der Beruhigung einer Absolution, als echtes Mitleid die Triebfeder zu solchem Beichtbekenntniß gewesen. Der wahrhaft Edle wird auch hierin schwerere Selbstverleugnung üben und nach der Maxime

handeln: lieber das heimlich nagende, verschwiegene Sündenbewußtsein allein weiter tragen, als sich davon erleichtern, indem man andern wehe thut — und diese, nicht jene leichtere und directere, Form wird dann gewählt, um zum Gefühle der einzigen tiefsittlichen Genugthuung zu gelangen: zum Bewußtsein, gebüßt zu haben.

Wir stehen hiermit inmitten des Gedränges einer Casuistik, die an Schwierigkeit der Entwirrung vielleicht nirgendwo anders ihresgleichen hat.

Es sind ja sogar Situationen nicht blos denkbar, sondern aus der Erfahrung nachweisbar, wo Rücksichten des Mitleids festbannen an Verhältnisse, deren weitere Entwickelung mit unentrinnbarer Gravitation in schwere Verschuldung verstrickt. Soll man alsdann die ganze Wucht daran sich heftender tragischer Folgen an den kleinen Haken hängen, welchen die schwache Argumentation darbietet: es war die Sache vorsichtig abwägender Klugheit, auch die allerunwahrscheinlichste Möglichkeit, daß Verführbarkeit sich einstelle, den Ausschlag geben zu lassen und demgemäß jenen an sich sittlichen Motiven nicht nachzugeben? Aber reicht irgendein Menschenblick so weit? oder stehen wir hier nicht vielmehr vor jenen Thatsachen, welche im Griechenvolk den Glauben an eine verblendende Ἄτη erzeugten? Und kaum ist es eine andere Anschauung, welche aus der Anklage des Goethe'schen Harfners wider die „himmlischen Mächte" spricht:

> Ihr führt ins Leben uns hinein,
> Ihr laßt den Armen schuldig werden;
> Dann überlaßt ihr ihn der Pein —

und welche auch dem Dichter des „Wallenstein", der anderswo vom Sänger sagt:

> Er saß in der Götter urältestem Rath
> Und behorchte der Dinge geheimste Saat,

die Worte eingab von seiner Kunst:

> Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
> Und wälzt die größ're Hälfte seiner Schuld
> Den unglückseligen Gestirnen zu.

Denn neben der Teleologie der natürlichen Dinge geht eine der ethischen Verhältnisse her, welche mit gleicher Unabweisbarkeit einer unité de plan nachspüren heißt und auch wirklich eine findet — nur freilich eine, die öfter jeden Trost in die Räthsel eines außerzeitlichen Jenseits verweist, als dem, von der Einsicht in sie geängstigten, Herzen irgendeine Beruhigung darbietet. Denn dessen schwerste Qual besteht gerade darin, daß die gelegenheitgebende Constellation der Motive sich einen Theil der Imputabilität, welcher eben damit für den Charakter in Abzug käme, nicht will zuweisen lassen. Wir sahen schon früher: das Gewissen läßt sich zuletzt nicht wegdemonstriren — aber eine befriedigende Antwort auf die Frage nach dem letzten Zwecke seiner Forderungen bekommt es sowenig zu hören, wie der Naturforscher, wenn er über die Thatsache physischer Zweckmäßigkeit hinaus fragt: wozu denn diese ganze Veranstaltung selber? Und derselbe Cirkel, in welchem dieser sich gefangen sieht mit dem Bescheide: die physische Welt ist da, um dazusein — umfängt zuletzt auch den Ethiker: die der sittlichen Kraft gelegten Erprobungsschlingen sind dazu da, damit die „ethische Bedeutsamkeit der Welt" daran offenbar werde.*) Der Theismus macht sich's hier wie immer am leichtesten: er nennt

*) Aus solcher Anschauung stammen Aeußerungen wie folgende Seneca's (de Providentia, III fg.): Nihil mihi videtur infelicius eo cui nihil unquam evenit adversi ... Fortuna fortissimos sibi pares quaerit, quosdam fastidio transit ... Prospera in plebem ac vilia ingenia deveniunt. ... Semper vero esse felicem et sine morsu animi transire vitam, ignorare est rerum naturæ alteram partem ... Miserum te judico, quod nunquam fuisti miser. Transisti sine adversario vitam. Nemo sciet, quid potueris: ne tu quidem ipse. Opus est enim ad notitiam sui experimento. Quod quisque posset, nisi tentando non didicit ... Languida ingenia et in somnum itura aut in vigiliam somno

es ein vorwitziges Forschen nach den Geheimnissen einer allweisen Weltregierung:

Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehen.

Und Schopenhauer's Auslegung des „Führe uns nicht in Versuchung!" als hieße dies nur: laß mich nicht sehen, was in mir ist! erweist sich als unzureichend — es liegt darin auch der Wunsch: möge nichts an mich heran und in mich hinein gebracht werden, was ich im Grunde meines Herzens lieber nicht will und mir lieber fern gehalten sehe! Denn in der That erweisen jene außer uns stehenden Mächte dem einen sich gnädiger, dem andern feindselig; sie bewahren vor innerm Unfrieden manch schwaches Herz, das Dante unter seinen „Trägen" würde gefunden haben,

die sonder Schmach gelebt und sonder Ehre,

und schleudern manch starkes und doch von jeder ὕβρις weit entferntes tief hinab. Sie erscheinen als die Helfershelfer jener „ethischen Bedeutung der Welt", eigens dazu bestellt, da und dort zu vernehmlicher Predigt ein schwer Exempel zu statuiren — als hätten sie ihre Lust daran, ethische Conflicte anzuzetteln, und wären immer darauf bedacht, bestimmte Individuen unbestehbaren Prüfungen zu unterwerfen — Genossen jener Vorgänge in der physischen Welt, für die kein anderer Zweck erfindbar ist, als daß der Pessimismus recht behalte; ohne andere erkennbare Absicht, als daß es Schmerzen gebe für die einen und Gewissensbisse für die andern. Im bloßen Willen zum Leben an sich kann die Nöthigung hierzu nicht liegen: sonst müßte auch das Thier demselben Fluche unterworfen sein. Nicht daß der eine mehr und besser Brot und Braten

---

simillimam inertibus nectuntur elementis: ut efficiatur vir cum cura dicendus fortiore fato opus est. . . . Nati sunt in exemplar.

hat als der andere, erscheint als die verletzendste Ungerechtigkeit des Weltlaufs, sondern daß dem einen das Leben mit collisionsreichen Situationen sauer gemacht wird und der andere seine gerade Straße ziehen darf. Freilich wirkt hierbei die Individualität mit: ohne tiefere Durchlebung des Erlebten sieht oft die Mehrzahl gar keine Collisionen, wo der inniger Empfindende mit zerrissenem Herzen steht. So ein geradliniger Mensch pflegt auch einen geradlinigen Lebensweg zu haben. Jene „Glücklichen“, die in ungestörter Naivetät dahinschwimmen, wie der Strom sie treibt, sind vor den meisten Klippen sicher, an welche die Selbstverinnerlichung schleudert — es ist, als ob diese den Stoff des Daseins specifisch schwerer mache und ihn so tiefer in die Fluten hineinreichen lasse als jene leichten, unbeladenen Fahrzeuge. Insofern ist's unmöglich, daß gewisse Leute gewisse Dinge erleben. — Den Hamletsnaturen kreuzen tausend große und kleine Zufälligkeiten ihren Pfad, und die ungewöhnlichen Schicksale ungewöhnlicher Menschen erklären sich zum Theil schon daraus, daß über sie die Urtheile der andern nothwendig von selber viel weiter auseinandergehen als über die „Fabrikwaare der Natur“ — denn so durch sein bloßes Dasein schon Anlaß zum Hader zwischen dritten zu geben, kann nicht ohne tiefgreifende Folgen für die ganze, äußere wie innere, Lebensgestaltung bleiben. Die sozusagen windschiefe Stellung zur wuchtigen Menge macht ihnen das Vordringen an sich schon nahezu unmöglich — und das Fatum thut das Uebrige. Man kann vollständig anerkennen, daß die „Geradlinigen“ vielleicht „reinern Herzens“ sind als diejenigen, deren Leben „über ein Wehr gegangen“ ist, „einen Bruch in sich erfahren“ hat. Aber jene gehen auch straightway auf ihre etwaigen Ziele des Egoismus und der Bosheit zu. Deshalb haben sie um so weniger ein Recht zu irgendwelchem pharisäischen Dünkel, als es ihnen denn doch auch im Guten leichter gemacht

ist, auf ihrer geraden Straße zu bleiben. Das schließt nicht aus, daß sie mancherlei Schmerzliches erlebt, herbe Verluste erlitten und fremdem Leiden warmes Mitgefühl erwiesen haben. Aber wie ihnen selber das Allerschwerste — sittliche Collisionen — erspart geblieben, so bleiben sie auch unfähig, sich mit rechtem Verständniß in dieses hineinzuversetzen, wo sie es an andern gewahren: sie, qua „Gesunde" und „Glückliche", die sich noch niemals vom Gewissen gleichzeitig nach zwei entgegengesetzten Richtungen gezogen gefühlt haben, sind eben als solche, qua Nochnichtbewährte, weniger zur Gerechtigkeit prädisponirt, weniger zum moralischen Richteramt berufen als wie jene „Unglücklichen", die in solchem Zwiespalt auseinanderbrachen, also zwar auch nicht sich „bewährten", aber dafür wenigstens wissen, wie einem zu Muthe ist, der zwischen zwei Pflichten gestellt ist, und die darum keinen Stein aufheben wider die „Gefallenen".

Und die Möglichkeit selber, daß das instinctive Mitleid, welchem der Maßstab des Rechts und Unrechts fehlt, zum Spielball des Teufels werde, läßt sich gewissermaßen nur auf dem Standpunkt dieser, von grausen Räthseln schwangern, Teleologie begreifen. In der Hand des seelenkennerischen Verführers wird edeln Naturen gegenüber die Appellation an dies, nicht zur Besinnung kommende und darum prüfungslose, Mitleid zum furchtbar wirksamen Hebel — an dieser Handhabe zieht man Götterbilder in den Schlamm. Und wen das übertrieben dünkt, der vergegenwärtige sich die Stellung der Motive zueinander bei den im engern Sinne sogenannten Verführungsgeschichten: auf seiten des Mannes sprechen alle Motive des Mitleids gegen die Forderung, dem egoistischen „Verlangen" nachzugeben — auf seiten des Weibes alle Antriebe selbstvergessener Liebe dafür, daß die eigene Gefahr und Schande, ja vielleicht auch die eigene Abneigung, hintangestellt werde dem Wunsche, dem Geliebten „zu Willen zu sein". — Oder wer solche Instanz zu „schlüpfrig" finden will, weil

sie über die glatte, abschüssige Straße des mächtigsten Willensreizes führt und die Physiologen einander widersprechen bei jener Frage, die Tiresias entscheiden sollte, nachdem er eine Zeit lang Weib gewesen (Ovid Metam., III, 316—335): der entsinne sich, wie die Verführerlist auch zu berücken weiß durch Mitleid mit einem dritten, für den nothleidenden Vater oder die bekümmerte Mutter ihres Opfers Rettung verspricht. Kann doch auch einer ohne solch nichtswürdige Absicht sich in einer Lage sehen, wo er bei dem Bestreben, einen andern mit einem augenblicklichen Schmerze zu verschonen, diesen in große peinigende Schuld hineintreibt. Und ähnliche Gefühlscollisionen kostet der gewissenhafte Arzt durch, wenn er vor der Frage steht: darf ich dem Unheilbaren die Qual verkürzen — dem von Tollwuth Befallenen Blausäure, dem in gräßlichsten Schmerzen sich Windenden einen „Gnadenstoß" geben?*)

9. Schlußbetrachtung über das Mitgefühl überhaupt und das Wesen des Taktes.

Ueberdies ist bei der Analyse des Mitgefühls ein leicht misdeutetes Moment ins Auge zu fassen, wenn wir die Frage nach der Identificirung des fremden Selbst mit dem eigenen darin klar entscheiden wollen. Allerdings fühlen wir das fremde Leiden als fremdes zugleich auch als eigenes, und zwar nicht blos auf dem Wege, daß wir mittels der Einbildungskraft uns erst in die Lage des Leidenden hineinversetzen müßten. Allein der Grad, die Intensität, des Mitleids ist dennoch nicht unabhängig von solchem Imaginationsvermögen, jener „in fremde Gemüther

*) Nachträglich finde ich, daß schon in Schopenhauer's Jugendmanuscripten sich Keimansätze der obigen Gedankenreihe gefunden haben; man vgl. „Aus Schopenhauer's Nachlaß", S. 140, letzte Note die auch den Ausdruck „Teleologie der Moral" hat.

auf Visiten gehenden Phantasie“ Jean Paul’s. Um zu ermessen, wie tief der andere sein Weh empfinden mag, fragen wir uns, wie wir unter den gleichen Umständen empfinden würden, und hierbei faßt die vergleichende Einbildungskraft die concreten, individuellen Verhältnisse scharf genug auf: wenn ein Freund uns den Tod seines Vaters erzählt, so bemessen wir seinen Schmerz nicht direct nach dem, welchen wir im gleichen Fall erlitten, sondern nach dem, welchen wir gefühlt haben würden, wenn unser Vater uns nicht mehr und nicht weniger gewesen wäre, als ihm der seinige. Jedoch jeder solchen Berechnung oder Vergleichung geht unser unmittelbares Innewerden seines schmerzlichen Afficirtseins voraus, und noch ehe wir dessen Grad kennen oder berücksichtigen, fühlen wir sympathisch mit — gerade so wie beim eigenen Schmerz die nachträgliche Abschätzung von der Größe des wirklichen Verlustes das Schmerzgefühl steigert oder mindert.

Eine andere Schranke des Mitgefühls errichtet die individuelle Lebenserfahrung. Gerade denjenigen vermögen wir am lebhaftesten zu bemitleiden, dessen Schmerzen uns aus eigenem, gleichviel ob vergangenem oder noch gegenwärtigem, Erleben „persönliche Bekannte“ sind, und auch sogenanntes selbstverschuldetes Leiden wird bei dem leichter Mitleid wecken, der aus seinem eigenen Innern weiß, welche Charaktereigenthümlichkeiten dazu prädisponiren. Ob solche persönliche Bemessung allemal aus einem egoistischen Streben (etwa der Selbstbeschönigung *]) hervorgehe, läßt sich so brevi manu nicht entscheiden — von der ganzen Strenge einer Guion aus leidet es freilich wol keinen Zweifel. Wer z. B. „von Natur“ ehrlich ist, wird bei Beurtheilung eines schwindlerischen Gauners nicht so leicht

*) Tröstlich ist es, an berühmten Weisen,
Angestaunten Helden zu entdecken
Zwischen ihrem Götterglanz die Flecken,
Die uns ihre Sterblichkeit beweisen.

Mitleid vorwalten lassen, als etwa bei einer Verführungsgeschichte derjenige, welcher selbst solche „Schwächen" in sich angelegt fühlt. Das tout comprendre c'est tout pardonner ist nichts weniger als eine Maxime der Frivolität; pflegt doch der Frivole nur mit der Selbstabsolvirung rasch bei der Hand zu sein, um desto intoleranter seine Verachtung über alle auszuströmen, die nicht seines Gelichters sind.

Der metaphysische Hintergrund des Mitgefühls aber fordert dazu auf, hier noch eine allgemeine Besprechung des Verhältnisses der Psychologie im gemeinen Verstande zur Ethik anzuknüpfen. Jene kann nur die Grundzüge zu einer Ethik des „natürlichen Menschen" liefern, der es nicht über die Beschränkung des Einzelegoismus durch den Egoismus aller, d. h. nicht über die abstracte Gerechtigkeit, hinausbringt. Bezeichnend heißt er im Neuen Testament der ἄνϑρωπος ψυχικός, denn die ψυχή ist das eigentliche principium individuationis, das Individualitätsbewußtsein — gegenüber dem πνεῦμα, als der mystischen Durchbrechung dieser Schranke, im Allbewußtsein. Die Psychologie hat es zu thun mit diesem ἄνϑρωπος ψυχικός, die eigentliche Ethik mit dem ἄνϑρωπος πνευματικός. Jener allein gehört auch die Idee der Gleichheit an, die den Egoismus nur mildert durch B e r e c h n u n g pro rata, nicht aber ihn aufhebt. Droßbach *) sagt mit Recht: „Wer liebt, rechnet nicht, und wer rechnet, liebt nicht." Das wahre, reine Mitleid ist rein von allen Nebenrücksichten, das blos gerechte Mitgefühl läßt auch dem Neide und der Schadenfreude einen Raum; der Edle ist dieser beiden Gefühle unter keiner Bedingung fähig. Dennoch ist es zuviel, wenn Schopenhauer die Schadenfreude blos teuflisch nennt; auch sie ist menschlich, verzeihlich, wo sie mit der Befriedigung des Rechtsgefühls durch geleistete Sühne zusammenfällt, sofern

*) Die Harmonie der Ergebnisse der Naturforschung mit den Forderungen des menschlichen Gemüths oder die persönliche Unsterblichkeit als Folge der atomistischen Verfassung der Natur (Leipzig, 1858).

einen Frevler „die gerechte Strafe ereilt" hat — aber der wahrhaft Hochherzige verschmäht jede solche „Genugthuung" — er duldet willig auch Unrecht, und der blos Gerechte bleibt immer au fond ein Egoist und kann in seiner Strenge und Rigorosität sogar hartherzig, ja grausam werden, weil er immer nur das einzelne Individuum, gleichviel ob das eigene oder fremde, im Auge hat. Bloße Gerechtigkeit kann mit Groll, Bitterkeit erfüllen und mancher, der sich eines „heiligen Zornes" rühmt, trägt doch vergiftete Pfeile im Köcher seines Spottes. Und wie Schopenhauer (in der Ethik) als Wurzel der Maxime des kategorischen Imperativs einen selbstsüchtigen Grund nachweist, so sehen wir die theoretischen Verfechter einer rigoristischen Moral à la Kant meistens mit einer gewissen Gemüthshärte behaftet, ganz entsprechend jener ausdrücklichen Perhorrescirung sympathischer Motive beim Meister, welche schon Schiller's Distichon persiflirt hat. Sie sind es, die keiner heterogenen Natur gerecht zu werden wissen; sie steifen sich mit ihrer Schablonenmoral auf jenen Philisterstandpunkt, der sich auch so oft schon an Schopenhauer den Ritterschlag hat holen wollen, wenn jene Ludwig Noacks und Julian Schmidts sich gar weise däuchten, weil sie wähnten, Pessimismus, Misanthropie und Ascese aus einem glücklich aufgespürten Jugendskandal abhaspeln zu können. Und wir kommen in diesem Zusammenhang auf sie zu sprechen, weil es dieselben Leute sind, die, jedes Zartgefühls und Taktes bar, auch nichts wissen von jener „Urbanitas", wie Platen sie preiset als die „Beseligerin der Gefühle". Sie greifen mit plumper Roheit an die heiligsten Wunden — wider sie ergrimmt ruft Dingelstedt in „Letzte Liebe":

> Spei' ihnen ins Gesicht, den Pharisäern,
> Und schließe dich in deine stille Kammer,
> . . . .
> Und selbst die Wunde — glaub's — wird dich beglücken,
> Wenn fremder Tölpel Fäuste sie nicht drücken.

Der Takt *), als „Verstand des Herzens" ist eben auch nur zu Hause in der Communionsprovinz, und dem entspricht es, daß Germar aus dem Gedanken: das Gefühl ist ein Mittelglied, wo Wissen und Wollen gegenseitig ineinander hinüberspielen, ein ganzes Buch „Ueber Wissen und Glauben" herausgesponnen hat. **)

An sich ist der Begriff „Takt" offenbar ein un-, wo nicht gar schlechthin antisystematischer — aber ihn dennoch zum Princip theoretischer und praktischer Philosophie, sozusagen zum sittlichen „Urphänomen", zu machen, ist im Grunde doch nicht widersinniger, als ein Versuch, die gesammten Naturwissenschaften teleologisch einheitlich zu construiren. Denn das „blinde Zweckwalten" der causae finales ist gerade so ein Räthsel des unbewußten Bewußtseins und der bewußten Unbewußtheit. Beides ist Ausdruck desselben Bedürfnisses, unter irgendeinem Namen ein

---

*) Man sollte endlich auch von der Einseitigkeit zurückkommen, zu meinen, daß bei „Takt" zumeist an die musikalische Bedeutung dieses Worts, also an das Innehalten des rechten Zeitpunkts, zu denken sei — tactus war den Alten (besonders Lucrez) der Tastsinn und metaphorisch bezeichnet er den Tastsinn der Seele, des Gemüths — sozusagen das Aus-sich-heraus- und das In-fremde-Stimmungen-sich-Hineinfühlen. Uebrigens haben selbst die starren Römer ein Wort, das unter Umständen einzig mit „Zartgefühl" wiedergegeben werden kann: verecundia, worin sie Zier (ornamentum) und Seele aller Freundschaft erkannten (Cic. Lael., XXII, 82 coll. de Off., I, 28, 99) und hat Schopenhauer recht, so muß dem Hebräer mit dem Begriff und der Sache auch das Wort fehlen für dies Gegentheil von allem „indiscreten", zudringlichen Wesen.

**) Es mag wol für ein „Zeichen der Zeit" gelten, daß gleichzeitig — um die Mitte des vorigen Decenniums — mehrere philosophische Werke erschienen, welche sich von der abstracten Erkenntniß der Vernunft zur anschaulichen des Gefühls wendeten — so dieser Germar'sche Versuch, das „Glauben" auf den Takt zurückzuführen, von Theodor Wittmaack verschiedene Analysen, Genealogien sozusagen, und Geschichten der „Seelengefühle" und vom Herbart'schen Standpunkt aus bald nachher eine Monographie über den Takt von Lazarus.

alles Wollen dunkel Bestimmendes zu fixiren — ein Ergebniß des Schwankens, welches einerseits zwar vom „Primat des Willens im Selbstbewußtsein" sich hat überzeugen lassen, andererseits aber auch von dem Versuche nicht lassen mag, das Ethische auf ein, freilich nicht klar erkanntes, Intellectuelles zurückzuführen und es, wenngleich nur in indefinabeln, so doch irgendwie in Begriffen darzustellen. Jedoch bei aller Concession behalten solche Namen ihr Ungenügendes daran, daß jeder von ihnen nur eine bestimmte Erscheinungsweise des unbestimmbar bleibenden Grundagens zur Besprechung bringt.

Wie viel Theil am Takt das Wollen hat, ergibt sich aus der Einschränkung, welche in Hinsicht auf eine begangene „Taktlosigkeit" Schopenhauer's Behauptung („Ethik", 2. Aufl., S. 51; 1. Aufl., S. 53) erleidet: Jugendthorheiten beschämen nicht mehr im Alter; denn die Erinnerung an eine Beschämung, die wir uns im Knaben- oder Jünglingsalter zugezogen haben, behält ihr Peinigendes, sobald ein Irrthum im Spiel war, der zu Mangel an Takt verleitete.

Ja, der sittliche Takt ist schließlich wirklich der einzige Kompaß, der uns zwischen den Klippen pedantischer Buchstäblerei und laxer Moral hindurchführt — das letzte Tribunal, von dem herab wir die Entscheidung holen müssen über Adiaphora und Verbotenes; kurz: das anschauliche, intuitive Wissen des Rechten und Guten, welches die Grenze zieht auch zwischen „Aehrenraufen", wie es den Jüngern gestattet war, und Obstdiebstahl, wie er im Strafcodex steht; und es gehört unter die Aufgaben der „Revision des Criminalrechts" auch diesen Richter zu Rathe zu ziehen.

Doch mehr hierüber hieße ganz in die Ethik abschweifen, da wir an dieser Stelle doch nur die „natürliche" Gerechtigkeit gegenüber dem rein sittlichen Mitgefühl betrachten wollten, und dazu mögen noch folgende Sätze dienen. Ueber die Engherzigkeit des, so oder so, am Einzelwesen kleben bleibenden Gerechtigkeitsrigorismus wahr-

haft hinaus ist nur die Herzensgüte, die Menschenliebe als Caritas. Aber durch mannichfache Vermischungen der Gefühle sind auch hierbei die Abstufungen überall unmerklich, und schwer, ein sicheres Kriterium zwischen dem „härenen Kleide der Gerechtigkeit" und dem „Mantel der Liebe" zu finden. Die Liebe vergißt das Individuum auch im Geliebten, liebt in ihm immer die ganze Menschheit, nur ist gegen den einzelnen die Liebe actu, die gegen „alle" nur potentiâ vorhanden*) — abgesehen von der gleichfalls halbegoistischen Liebe, wie sie in den meisten Freundschafts- und ähnlichen „Verhältnissen" zu sein pflegt.

Endlich sei auch noch der „Neid" einen Augenblick dem Maßstabe der oben angegebenen Individualitätsbemessung unterstellt. Nämlich auch bei ihm ist es nicht, wie der gleichheitssüchtige ἄνθρωπος ψυχικός so gern vermeint, das abstracte Mittelmaß, was die determinirende Schranke für das ethisch Zulässige abgibt, sondern der erfüllte concrete Durchschnitt. So kann der Talentmensch, der mit seinen geistigen Gaben weit über dem Niveau der Mittelmäßigkeit steht, doch seiner bewundernden Hochachtung für das Genie ein Theil Neid einfließen lassen, ohne sich ethisch darum niedriger zu stellen. Wie das? sofern er zu gleicher Zeit auf andere Güter verzichten, sich in anderer Beziehung mit einem Untermittelmaß zufrieden geben kann. — Ein lebendiger, und doch realer Widerspruch aber ist es, einen andern um seine sittlichen Tugenden zu beneiden; nicht um ihre beglückenden Folgen, etwa das Wohlgefühl des guten Gewissens, sondern um ihren Besitz selber. Da ist dann sogar der Neid selber etwas sittlich Schönes —

*) Darum kann sogar das ganz Fingirte, das rein Sagenhafte im Dichtwerk uns rühren, weil eben „was sich nie und nirgends hat begeben" — vom Dichter mit der Wahrheit des Allmenschlichen umkleidet wird, mit andern Namen und Umständen wirklich ist, re vera zum Menschenelend gehört.

eben das, was beim gläubig Frommen dem Streben nach immer größerer „Gottähnlichkeit“ zu Grunde liegt. Wie oft ist dasjenige, was wir „für eine Persönlichkeit schwärmen“ nennen, nichts als ein solcher Neid und zugleich damit eine „contrapunktische Modulation des Stimmungsgrundtons“, welche zu voller Harmonie anschwellend erklingt, wo solche Gravitation der Seelenaffinität ihr „seliges“ Genüge findet in einem Bunde innigster Hingebung. So wird uns die Schwelle am Ausgangsthor dieses Kapitels kenntlich als der Verbindungsbalken, über den wir unmittelbar in einen weitern Saal treten können.

Die Antinomien des Gemüths.

1. Allgemeine Gegensätze.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Geht an das sich kräuselnde Meer, wenn der Mond darüber blinkt — da seht ihr quer vom Mondesspiegelbild herüber zu euch an den Strand einen Lichtstreifen gezogen — der begleitet den Wandelnden fast wie ein um das Centrum sich drehender Radius — Radius ist ja auch Strahl! Jeder Wandelnde hat so seinen eigenen Strahl, wie jeder Zuschauer seinen eigenen Regenbogen. Aber der Wandelnde, der Zuschauer bleibt ewig in der Peripherie, und nur eine gerade Linie führt hellflimmernd zum Centrum — alles andere liegt dunkel daneben — und nur für alle insgesammt, die im Kreise umherstünden, wäre das ganze Meer erleuchtet. So erkennen wir den eigenen wie den fremden Charakter immer nur strichweise, gurtweise — nie in seiner Totalität, und nur successive läßt sich der ganze umwandeln. — Und auch nur bei günstiger Beleuchtung — das Gestirn darf nicht allzu niedrig, noch allzu hoch stehen! — führt die Linie bis ans Centrum; sonst spielen nur fragmentarische Reflexe am diesseitigen oder jenseitigen Ufer hin und wieder. — Wie der Standort des Betrachtenden wechselt das Motiv in ungewisser Folge, von der einzelnen That aber fällt solch ein Schlaglicht auf das Wesen des Menschen; — doch die Menge geht gedankenlos am Gestade hin, nichts merkend von

dieser Spiegelung oder ihrer nicht achtend, die im Grunde ein Symbol ist aller Art und Weise menschlichen Erkennens. — Und noch in anderm Sinne ist all unsere Menschenkenntniß unter die Gesetze des „Reflectirten" gestellt: wie Gemälde, besonders Landschaftsbilder, im Spiegel gesehen hellere, klarere Farben zeigen, so erscheinen Charaktere deutlicher im Reflex eines andern und seiner Auffassung — ja selbst in der unserer eigenen Träume, wie es der reproducirenden Einbildungskraft meistens viel leichter gelingt, einmal im Traum geschaute Gestalten aus der Wirklichkeit sich innerlich zu vergegenwärtigen, als solche, die uns noch nie im Traum erschienen. So ist es vielleicht auch eine doppelte Strahlenbrechung, welche im Traum die Zukunft deutlicher erkennen läßt als im Wachen. Aber man braucht die fatidike Seite des Traumlebens noch gar nicht hereinzuziehen, um die Erfahrung zuzugestehen, daß uns im Traume oft ein wunderbarer Aufschluß gegeben wird über den Charakter eines uns persönlich Bekannten. Nachdem sich die abstract combinirende Vermuthung lange vergebens bemüht hat, Einsicht zu gewinnen in die Motive, von denen andere sich leiten lassen, kann uns in einem Traum plötzlich „ein Licht darüber aufgehen" — vermöge jener Zauberkraft, nach welcher gewisse Arten von Träumen in der Weise des Genies „den Dingen auf den Grund sehen", hinter dem Accidentellen das Essentielle schauen. (Darüber, wie jeder so mit seinem „Traumorgane" einen Shakspeare in sich trägt, vergleiche man nicht nur die Abhandlung „Ueber Geistersehen" in den „Parergis", sondern auch aus Schopenhauer's „Nachlaß" Stellen wie S. 363 fg. und 368 fg. Dem eine Erinnerung daran hinzuzufügen, wie auch hierin der Traum seine trügliche, ironische und vieldeutige Natur nicht verleugnet, wird kaum nöthig sein; denn freilich: verlassen kann man sich nicht auf die Wahrhaftigkeit so empfangener Offenbarungen und Enthüllungen; oft genug schlägt solche „Revelation" nur den einen Vorhang zurück, um dahinter einen noch bunter bemalten zu zeigen.)

Wer also möchte sich vermessen, mit „Definitionen" die Abgründe des „Gemüths" zu umspannen? eine Chorographie oder Topographie mag man wagen — aber keine Arealvermessung. — Begeisterung, Enthusiasmus, Seelenrausch, Ekstase — sie haben ihr Heim im Gemüth; aber auch Naivetät, Selbstanklagen, Scrupel und tausendfältiger Widerstreit — eins durchwebt das andere in „unaussprechlichen" Stimmungen.

Das Gemüth raubt unserm Verhalten — sei es beim praktischen Thun, gleichviel ob nach abstracten oder anschaulichen Motiven, sei es beim theoretischen Urtheil — die „Objectivität"*), macht es „subjectiv" und parteiisch — denn „subjectiv sich verhalten" heißt: die eigene Person nicht gänzlich aus dem Spiele lassen, auf sie das Vorliegende beziehen mit irgendwelchem „Interesse". Die Methode eines Baco von Verulam ist *wesentlich* gemüthlos; der Respect vor matter of fact durch die leiseste Gemüthsregung alsbald gefährdet — und doch wieder: pectus est, quod facit philosophum! — Reflexion zerfrißt es, zuletzt mit dem qualvollsten aller Zweifel, dem an der Echtheit seines eigenen Inhalts — aber ganz verzehren kann sie es dennoch nie: der Kampf bleibt ewig:

> Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
> Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.

Die modernen Menschen bringen jede Empfindung unter diese Lupe, die antiken höchstens ihre Gedanken. Das Mikroskop aber dient gleichzeitig zur Vergrößerung und zum anatomischen Zergliedern. Ja, ein Jean Paul**) setzt uns bisweilen eine so scharfe Brille auf, daß das so dichte, glatte Gewebe der Liebe uns erscheint als dunkle, kurzgeschorene Fäden, welche die selbstbetrügerische Phantasie

---

*) S. weiter unten das Genauere über diesen Gegensatz.

**) Vgl. (I, 433 fg.) über Sentiment und echtes Gefühl bei Besprechung der Velleitäten.

aus dem Egoismus gesponnen. — Im Kriege fallen auch auf der Seite, die das Recht vertritt, viel nichtsnutzige Gesellen: als solche geben wir preis, was Wahres enthalten ist in Ludwig Noacks „Psyche", Jahrg. 2, 1859, S. 361 fg.; und für die ganze einschlagende Rede und Gegenrede könnte man aus Schiller's „Maria Stuart", I, 1, die Worte zum Motto nehmen:

Kennedy.

. . . .
In großes Unglück lehrt ein edles Herz
Sich endlich finden; aber wehe thut's,
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.

Paulet.

Sie wenden nur das Herz dem Eiteln zu.*)

---

*) Etwas verschieden, doch nicht ohne einige Wesensverwandtschaft steht zu diesem Gegensatz ein anderer. Es ist nämlich ein gewöhnlicher Irrthum, zu meinen, physische Entbehrungen ließen sich durch moralische Kraft leichter überwinden als Einbußen mehr abstracter (um nicht zu sagen: idealer) Güter — deutlicher gesprochen: Theater und andere Kunstgenüsse, eine edle Geselligkeit u. s. w. würden von edeln Gemüthern direct schmerzlicher vermißt als gut Essen und Trinken u. dgl. In solchen Dingen darf man nicht abstracterweise das Gewohntsein außer Anschlag lassen. Wer an nahrhafte und würzige Kost, guten Wein, Kaffee, Taback und allerlei Comfort gewöhnt ist, der braucht noch gar nicht in so etwas „ganz aufzugehen", um den Ausfall davon ebenso fühlbar zu empfinden, wie etwa ein Unbemittelter den Mangel an irgendeinem nöthigen Kleidungsstück. Man sollte also — ganz abgesehen davon, daß bereits Aristoteles die Feinheit des Geschmacksinns in Zusammenhang gebracht hat mit der Feinsinnigkeit überhaupt — nicht immer damit bei der Hand sein, die Zumuthung auf eine derartige Verzichtleistung als etwas so gar Leichtes darzustellen und wol gar als etwas zu fordern, das eigentlich nicht der Rede werth wäre. Wer niemals den Reiz des Luxus gekostet, hat gar kein Recht mitzusprechen, wo es sich darum handelt, ihm entsagen zu sollen. Wer plötzlich Cichorienwasser statt Mokka trinken muß, hat dabei ebenso gut eine Schmerzempfindung als der, den's an die Füße friert, weil er das Loch im Schuh oder Strumpf nicht stopfen kann; — und zu sagen: es thut nicht weh!

Denn jene Liebe für das Kleinleben, jene Treue der Erinnerung, jener Cultus des Andenkens ist noch durchaus keine Garantie für sittliches Fühlen, oft genug nur in-

---

ist eitel stoische Renommage, denn die abstracteste Reflexion bleibt gegen die Thatsache des Wehthuns schlechthin wirkungslos — was sie vermag, ist nur die Ueberwindung der Macht des Schmerzes über die geistige Thätigkeit, nicht die Annihilation seiner Existenz. — Man kann sagen: auch in diesem Sinne sei es wahr: niemand wandelt ungestraft unter Palmen — aber deshalb ist's dem Hindu nicht wohler in unserm „grünangestrichenen Winter". Gegen eiteln Kleiderstand mag man eifern, wenn er blos erstrebt wird, weil er so im Modejournal steht; aber wo das Wohlgefallen an einem kleidsamen Anzug auf wahrem Schönheitssinn beruht, da ist es grausam, zu verlangen, es solle einer ohne Entbehrungsgefühl sich oder seine Kinder in einen missfarbigen und missgestaltenen Kittel stecken lassen. Man mag auch versuchen, einem die Nichtigkeit rein conventioneller Geselligkeit vorzudemonstriren; jedoch solche Argumentation wird nur da einen Boden finden, wo hinreichend Selbstgenugsamkeit vorhanden ist, um des Verkehrs mit der „Fabrikwaare der Natur", oder der Delicatessen beim Symposion — ja, des „sokratischen Bechers" (Klopstock) selber entrathen zu können. Aber ein noch so mächtiger Intellect bleibt ohnmächtig gegen das Gefühl der vorhin erwähnten Entbehrungen — wird diesem Gefühl wol gar ein Bundesgenosse, sofern er erkennt, wie sehr auch das geistige Aufgelegtsein abhängig ist von glücklicher Diät, rechtzeitigem Schlaf, behaglicher Zimmerluft u. dgl. Daher können gemeine Naturen die edeln so leicht übertreffen an physischer Bedürfnißlosigkeit; finden aber dafür keine Kraft in sich, von ihren Capricen zu lassen. Am anschaulichsten läßt sich dies Paradoxon so ausdrücken: ein zartorganisirtes Weib von edlerm Charakter wird viel leichter auf Schmuck und Spiel und Schmeichelei und Zerstreuung verzichten, als auf ein unmittelbar leibliches Genießen oder Ausruhen; während es einem gemeinen Weibe — gemein, sofern es blos sein Geschlecht repräsentirt und ohne Individualität dasteht — am schwersten ankommt, nicht mehr mit modischem Staat sich putzen zu sollen — viel lieber hungert es einige Tage in der Woche. Doch verwechsele man damit nicht den Wunsch auch des edeln Weibes, nicht „aufzufallen" durch seine Kleidung; denn solcher stammt aus der, dem Weibe tief eingepflanzten, instinctiven Gebundenheit an die Sitte, mag diese auch zur bloßen Mode sich verflacht haben. — Immer aber bleibt solide Einfachheit und unscheinbare Echtheit die Wahlfarbe des wahren Adels.

directe Selbstvergötterung, das Gegentheil von Selbstverleugnung, refractorische Selbstbespiegelung. Aber damit ist noch lange die Ironie nicht gutgeheißen, welche mit Vorliebe eine Ottilie Wildermuth gerade gegen derartige „Verirrungen" richtet; denn solch hausbackener Verherrlichung praktischer Tüchtigkeit liegt eine platt eudämonistische Weltanschauung zu Grunde, die, aller „Discretion" bar, nicht zu unterscheiden weiß zwischen quietistischer Ascese und selbstgefälliger Vernachlässigung nächster Pflichten — und solcher Prosa gegenüber behält die „Rührung" recht, mit der wir an jener Pietät Wohlgefallen haben, weil sie zart und Empfänglichkeit für Mitleid indicirend ist. — Wir bestreiten darum den „geradlinigen", von keiner „Sentimentalität" beirrten Naturen den Werth nicht, welchen sie für die Oekonomie des Gesellschaftsbaues haben; sie sind daran die nothwendigen Grundpfeiler und Ecksteine (— an denen sich manch einer „stoßen" muß, der „weichere" Formen lieber hätte) — die in freien Curven ausgeschweiften dienen dagegen vielleicht nur zur Ornamentik, zur Belebung der Contouren, wenn nicht zur Verwirklichung jenes architektonischen „Gegenstrebens", das selbst dem Tempel erst seinen ästhetischen, erhabenen Charakter verleiht — aber sollten sie deshalb nicht „berechtigt" sein?

In Gemäßheit der Einsicht, es zu einer völlig adäquaten Definition nicht bringen zu können, müssen wir versuchen, auf dem Wege einer blos limitirenden Methode das mögliche Approximative wenigstens nach Kräften genau zu eruiren, ohne Bedenken, Umwege einzuschlagen, die sich den Zickzacklinien der Laufgräben vor einer Festung vergleichen lassen. Hierzu muß uns vor allem die Synonymik, wenn auch nur in negativer Form, das Material liefern. Da sind denn offenbar sogleich: gemüthlos, mitleidlos, herzlos eine aufsteigende Klimax. Den Herzlosen denken wir uns allemal als grausam, mit positiver Lust an fremdem Weh; den Mitleidlosen als Egoisten, der sich nicht daran kehrt, ob er bei Verfolgung seiner eigenen

Zwecke fremdes Wohl opfert, er geht eben „rücksichtslos“ vorwärts; dagegen ist „gemüthlos“ in noch reinerer Weise ein blos privativer Begriff — drückt die, sittlich indifferente, Gleichgültigkeit gegen die Gefühlswelt überhaupt aus. — Die Abwesenheit des Moments der Spontaneität im Begriff Gemüth erkennen wir am leichtesten aus der Vergleichung mit dem Umfang des Begriffes Sinn. Die Fülle der Epitheta, welche sich mit diesen beiden Wörtern verbinden lassen, scheint sich einer gewissen Klassifikation dennoch nicht gänzlich zu entziehen. Was am „Gemüth“ augenscheinlich präponderirt, ist die Impressionabilität; während der „Sinn“, wo das Wort nicht identisch steht mit direct ethischem Charakter (gerechter, gütiger, menschenfreundlicher, hochherziger, edelmüthiger, grausamer, gehässiger, feindlicher, misgünstiger, treuloser, ruchloser, verworfener, verbrecherischer, ehrlicher, rechtschaffener, braver, billiger, tückischer, hinterlistiger, falscher, rachsüchtiger, milder, strenger) oder den Grad der Willensfestigkeit anzeigt (wie in: unerschütterlicher, unbezwingbarer, starrer, trotziger, fester, unerbittlicher, beweglicher, wankelmüthiger, veränderlicher, schwankender, ungetreuer, gleichmüthiger, bedächtiger, träger, gelassener, tapferer, gewissenhafter, unversöhnlicher, nachträgerischer, beharrlicher, kräftiger, nüchterner, nachgiebiger, standhafter), entweder mit Merkmalen prädicirt wird, die einen Strebensinhalt angeben, oder mit solchen, die das Selbstgefühl und insbesondere das Verhalten zur Ehre charakterisiren. Ersteres wird belegt durch folgende Reihe: patriotischer, bürgerlicher, republikanischer, kriegerischer, kampflustiger, herrschsüchtiger, friedlicher, unparteiischer, lügenhafter, windiger, wahrheitsliebender, kleinlicher, niedriger, kindischer, erhabener, ernster, alberner, ordinärer, gemeiner, hochstrebender, und mit Uebergang zum posodynischen Inhalt: munterer, heiterer, froher, vergnügter, betrübter, trauriger, vorsichtiger, harmonischer, unersättlicher, gleichgültiger, kleinmüthiger, leichter, sorgloser, argloser, verdrossener, niedergeschlagener, naiver Sinn, wie letzteres

durch folgende: stolzer, hochmüthiger, übermüthiger, würdiger, demüthiger, ehrgeiziger, bescheidener, frommer, entschlossener, frischer, gesunder, männlicher, königlicher, ritterlicher, fürstlicher, adelicher, nobler, vornehmer, aristokratischer, hoher, sklavischer, hündischer, weibischer Sinn.

Manche dieser Adjective behalten dieselbe Bedeutung, wo sie mit „Gesinnung“, andere, wo sie mit „Sinnesart“ zusammen auftreten. — Aber nur wenige kommen auch als Eigenschaften des „Gemüths“ vor und dann fast immer mit etwas nuancirtem Inhalt. Doch gerade solche sind für unser inductives Verfahren von besonderer Wichtigkeit, und neben ihnen die Synonyma, welche je nur dem einen von beiden zugetheilt werden. Ein naiver Sinn ist etwas anderes als ein naives Gemüth — jener lebt in den Tag hinein, herzhaft zugreifend, dieses bringt den Menschen ungestörtes Vertrauen entgegen; der Sinn ist harmlos, das Gemüth arglos; der Sinn ist standhaft und zuverlässig, das Gemüth treu; das Gemüth tief, der Sinn klar; der Sinn ist brav, das Gemüth unschuldig; der Sinn lauter, das Gemüth rein; der Sinn ist gläubig, das Gemüth religiös; der Sinn orthodox, das Gemüth fromm; der Sinn tolerant, das Gemüth duldsam; der Sinn verträglich, das Gemüth versöhnlich; der Sinn erkenntlich, das Gemüth dankbar; der Sinn ist milde, das Gemüth weich; der Sinn ist hart, das Gemüth kalt; der Sinn verstockt, das Gemüth abgestumpft; der Sinn ist nachgiebig, das Gemüth sanft; der Sinn unbefangen, das Gemüth offen; der Sinn ehrenhaft, das Gemüth ehrlich; der Sinn ist unzugänglich, das Gemüth verschlossen; der Sinn feige, das Gemüth scheu; der Sinn ängstlich, das Gemüth furchtsam; der Sinn mädchenhaft, das Gemüth jungfräulich; der Sinn kindisch, das Gemüth kindlich; der Sinn weibisch, das Gemüth weiblich; der Sinn nobel, das Gemüth edel; der Sinn menschenfreundlich, das Gemüth zärtlich; der Sinn grausam, das Gemüth boshaft; der Sinn gütig,

das Gemüth wohlwollend; der Sinn misgünstig, das Gemüth neidisch; der Sinn tückisch, das Gemüth hämisch; der Sinn rauh, das Gemüth herb; der Sinn hochmüthig, das Gemüth stolz; der Sinn leutselig, das Gemüth herzlich; der Sinn freundlich, das Gemüth hingebend; der Sinn stumpf, das Gemüth leer; der Sinn starr, das Gemüth verhärtet; der Sinn verrucht, das Gemüth verdorben; der Sinn sorgsam, das Gemüth besorgt; der Sinn verdrießlich, das Gemüth verstimmt; der Sinn störrisch, das Gemüth spröde; der Sinn trotzig, das Gemüth verbittert; der Sinn wird beleidigt, das Gemüth gekränkt; der Sinn wehrt sich, das Gemüth sträubt sich; der Sinn erträgt, das Gemüth duldet; der patriotische Sinn hat Vaterlandsliebe, das Gemüth Heimweh; der Sinn empört sich im Grimm, das Gemüth verzehrt sich im Gram; der Sinn begehrt, trägt Verlangen, das Gemüth hegt Sehnsucht; der Sinn verzichtet, resignirt, das Gemüth entsagt; der Sinn flößt uns Vertrauen ein durch seine Schlichtheit, das Gemüth gewinnt unser Herz durch seine Einfalt; eine Sinnesänderung kann es geben, indem einige Eigenschaften mit ihren Wirkungen zurück-, andere hervortreten; aber eine Umwandlung des Gemüths mit seinem tiefsten Inhalt ist schwerlich je denkbar, denn selbst die μετάνοια geht nur in der durch das Erkennen bestimmbaren Sphäre, nicht im innersten Willenskern, vor sich. Aber wozu die Contrastbeispiele noch weiter häufen? Das Angeführte bezeugt schon sattsam, wie bei Sinn allemal das nach außen hin Wirkende, bei Gemüth das in sich Verharrende vorschwebt; oder weniger genau ausgedrückt: der Sinn ist activer als das Gemüth, das Gemüth passiver als der Sinn; oder: der Sinn hat etwas Aggressives, das Gemüth tritt niemals aus der Defensive heraus; ein bescheidener Sinn enthält sich der Uebergriffe in fremde Ansprüche, ein bescheidenes Gemüth begehrt nichts vom Fremden; wer frommen Sinnes ist, versäumt den „Gottesdienst" nicht, ein frommes Gemüth unterwirft sich in Demuth der Schickung von oben.

„behält" etwas, die Erinnerung „bewahrt es auf", wie ein Kleinod im Schrein; das Gedächtniß „bereichert" sich mit werthvollem Stoff, der Erinnerung sind die werthlosen „Andenken" meist die theuersten. (Durch dies Seitenthürchen hat ja sogar das unerbittliche „Recht" den Ansprüchen des Gemüths einen Zutritt gewährt, als es ein pretium affectionis anerkannte. Von so schmaler Operationsbasis aus hat das Gemüth sich allmählich in der juristischen Codification ein breiteres Terrain erobert, seitdem die germanische Sitte mit dem römischen jus nicht mehr ganz erfolglos kämpfte. Daß aber die zerrbildliche Kehrseite nicht fehle, dafür sorgt eine wohllöbliche Polizei; wenn sie das „Gewerbe" der Musikbanden und lärmenden Schausteller oder Gänsehändler schützt gegen die Ansprüche der Kranken und Trauernden und selbst der Lehrenden, die ihre Lunge im Kampf gegen Trommeln, Trompeten, Schweine-, Schaf- und Rinderkehlen stärken mögen; was unter Umständen allerdings recht „ungemüthliche" Situationen ergeben

Mahnung, der Thaten der Väter eingedenk sein, nämlich, um unser Handeln danach einzurichten — neben dem drohenden: „das werde ich dir gedenken!" Dazu mag man endlich noch das dänische „Minde", gegenüber dem „huske" stellen. Auffallend ist es allerdings, daß das „Vergessen" ebenso sehr den Gegensatz zur Erinnerung, wie zum Gedächtniß ausdrückt. Doch steht es ja mit mehr als bloßer Alliteration neben dem Vergeben, und Never mind! bittet der Engländer, wenn er wünscht, man möge eine erlittene Unbill nicht nachtragen im „Gemüth", wofür the mind ein nahezu congruenter Begriff ist. Selbst das „ich weiß nicht mehr" bezeichnet wenigstens nicht ausschließlich blos das aus dem Gedächtniß Entschwundene; „das Kind weiß nichts mehr davon", kann z. B. geradezu auf etwas gehen, was nicht in den Kreis seiner Erinnerung fällt — und eine ähnliche Indifferenz hat das lateinische oblivisci (von oblinere — auswischen?). Sicherer lassen sich auseinanderhalten: ich besinne mich — auf ein „mir entfallenes" Gedächtnißobject — ich entsinne mich einer Thatsache, bei der ich als Zeuge zugegen war, die ich also auf dem Wege der Anschauung, nicht der abstracten Mittheilung, erfahren habe. Wie wichtig diese Unterscheidungen für die richtige Abschätzung der „Köpfe" sind, wurde schon in den inductorischen Vorbetrachtungen berührt.

kann. Mit der Starrheit der Strafgesetzgebung wider die Entheiligung des Sabbat hat aber, trotz ihrem religiösen Ursprung, das Gemüth vollends gar nichts zu schaffen.) Und daß man uns nicht subjectiver Willkür bei unsern Distinctionen zeihe, berufen wir uns hier, wie wir uns anderswo für lange vorher Selbstgefundenes auf Flattich berufen haben, auf Giesebrecht in den ersten Heften seiner „Damaris", der seinerseits sich wieder auf Jean Paul in der „Levana" *) stützt für die Behauptung: Gedächtniß und Erinnerung stehen in einem polaren Gegensatz zueinander; sodaß es nur als eine Paraphrase dieser erscheint, wenn wir sagen: das Gedächtniß hat keinen schlimmern Feind als die Erinnerung — und nichts anderes liegt auch jenem „sinnigen" Volksglauben zu Grunde, nach welchem das Lesen von Grabschriften dem Gedächtniß schaden soll (dieser „Aberglaube" irrt, wie manch anderer auch, nur in der Causalitätsverknüpfung: er leitet Dinge voneinander ab, die nur Wirkung einer gemeinsamen Ursache sind: Todtengartenbesuche und Gedächtnißschwäche, beide herbeigeführt durch Gefühlsinnigkeit) — denn Erinnerung bewahrt das Anschauliche, einschließlich der Gefühle, Gedächtniß hält Begriffe fest, einschließlich Namen und Zahlen. Das Gedächtniß ist eine Vorrathskammer, die Erinnerung ein Todtengewölbe. — Der gern bei sich selber einkehrende Melancholiker bringt dem, was in keiner Beziehung zu seinem Gemüth steht, keine lebhafte Receptivität entgegen, derartiges haftet also auch nicht in solchem „Träumer"; dafür aber um so unauslöschlicher ein scheinbar kleinlich Aeußerliches: das Gericht, welches auf seinen Tisch getragen war, als ihm eine Todesbotschaft kam, ist hinfort für ihn von Leichenduft umweht (man mag dabei sogar an den oft besprochenen Rapport zwischen Erinnerung und

*) Eine ähnliche Stelle findet sich auch im „Quintus Fixlein" mit noch bestimmterer Beziehung auf das gleich zu erwähnende Grabschriftenlesen.

Geruchssinn denken und damit die Volkssitte in Zusammenhang bringen, bestimmte Festtage durch bestimmte Speisen auszuzeichnen) — und er läßt es darum doch nicht unberührt, denn es ist ihm ein Stück Cultus, ein Gedächtnißmahl geworden. — Dennoch ist auch dies eine der Beziehungen, in welchen das Wort seine Wahrheit hat: „des Menschen Hölle, das ist sein Gemüth" — in diesem Ἄδυτον hausen Reue und Trauer nebeneinander. Das Gemüth weiht uns die stillen Plätze einstigen Beisammenseins; das Gemüth scheucht uns von hinnen, wenn die Schatten einstiger Zwietracht sich regen; und eines stößt hart an das andere, schlägt in sein Gegentheil um, ehe wir uns dessen versehen: Segen in Fluch, aber auch wieder Grauen in selige Wonne. Darum sind auch die Gemüthsmenschen oft ihrer nächsten Umgebung unleidlich, weil sie launenhaft wenigstens scheinen — und nur Halbfremden liebenswürdig, weil solche höchstens streifen können, was ihre Brust dem minder zutraulichen Blick verschließt. Was einer sei, was er in sich trägt an Härte und Weichmuth, das wissen nur die „intimsten" Freunde — die übrigen sehen nur eins *oder* das andere — und danach lauten über keinen die Urtheile so widersprechend als eben über den Gemüthsmenschen.

Was alles Sprechen von einer Sache nicht vermag, weil solches zunächst nur das Gedächtniß beschäftigt — das bewirkt mit voller Kraft das leiseste Vorüberschweben einer *anschaulichen* Aehnlichkeit. Aug', Ohr und andere Sinne (wie wir schon sahen, auch Geschmack und Geruch) müssen die Krücken fassen, auf welche die lahm gewordene Erinnerung sich stützen will — das öffnet die Schleusen gehemmter Gefühle, und reichen Stromes ergießt sich danach das eingedämmte Gemüthsleben. So entscheidet der winzigste Zufall darüber, ob wir starr und stumpf bleiben oder mächtig erschüttert werden, und was man die „Passivität" des Gemüths nennt, bekommt den bestimmtern Sinn, daß über dessen Belebung die Spontaneität viel

weniger entscheidet als die Receptivität; und selbst Impressionabilität und Reagibilität verhalten sich in solchen Fällen zur Receptivität als bloße bedingende Voraussetzungen, sind nicht einmal die eigentlichen Medien der Belebung, geschweige active Factoren der Initiative.

Der Erinnerung wollte Themistokles entfliehen, als er dem Simonides entgegnete: „lehre mich vergessen!" — die Erinnerung, ihr „Sehnen all und Denken", durften die Todten „in des Lethe stillen Strom versenken", — das Gedächtniß, selber ein Schatten, konnte ihr Schattendasein nicht stören. Und dem Worte Jean Paul's: „die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus welchem wir nicht vertrieben werden können", mag man die Ergänzung hinzufügen: „aber auch die einzige Hölle, aus welcher es keine Erlösung gibt".

Und daß Gemüthserinnerung und Vorstellungsgedächtniß in umgekehrter Proportion zueinander zu stehen pflegen, wird noch aus mehr Gründen erklärlich: jene ruft ein allgemeines Weben des Gefühls zurück, und die daran etwa sich anschließenden „Reflexionen" verhalten sich zur Grundstimmung wie ausführende Variationen zu ihrem musikalischen Thema. Dagegen reproducirt der Gedächtnißmensch wesentlich Einzelheiten und wird leicht so wenig für das Gesammtgefühl oder die intuitive Einheit eines Totalbildes, wie für das logisch beherrschende Denken zu einer Zusammenfassung gelangen. Eins stärkt sich gern nur auf Kosten des andern; mancher ist gemüthsarm, eben weil er gedächtnißstark ist, und der Gemüthvolle gedächtnißschwach, weil er sich dem Ganzen, Universellen hingegeben, worin das Detail sich verwischt, sobald seine Relation zur Totalität sich verdunkelt. Wo dagegen diese durchblickt, da sind der Gemüthsmensch und sein Gedächtniß wie seine Erinnerung treu auch im Kleinen und Kleinsten, und daß er diesem sein Recht wahrt, ohne je von der Beziehung zum Allgemeinen zu lassen, kann ihm philosophische Begabung verleihen. Unerlaßlich aber ist jene

Vereinigung dem Genius *); denn die „Gattung darstellenden" Individuen sind eben darin und dadurch (künstlerisch, schöpferisch) groß, daß bei ihnen die eine Stärke nicht die andere beeinträchtigt, sie also das Gegentheil von aller Einseitigkeit, „ganze Menschen" sind.

3. Der weitere Antheil des Gemüths an der Communionsprovinz.

Das Gemüth ist tief, darum auch dunkel, nicht selten gar düster und finster. Unergründlich sind seine Geheimnisse, unauflöslich seine Räthsel. — Aber die Tiefe lockt den Forscher, weiter hinabzusteigen, ohne die Hoffnung, daß, wie des Posilippo Grotte, das andere Ende zum Licht den Rückweg öffne; er kann beim flackernden Fackellicht unermüdlich der ewig neu sich aufthuenden Wunder nimmer sich satt sehen.

Wie widerspruchsvoll ist nicht das Gesetz, nach welchem längst entschwundene, verwischt geglaubte Eindrücke plötzlich aus dem Abgrund des Gemüths wieder auftauchen können, während gern gerufene Bilder oft hartnäckig

*) Wenn es auch nur ein hingeworfener Einfall Schopenhauer's ist, was aus dessen „Nachlaß", S. 360, Frauenstädt mittheilt, so mag es hier doch seinen Platz finden als ein Zeugniß mehr, daß weder es dem Vielverkannten überhaupt an Gemüth gefehlt habe, noch er insbesondere sich der Anerkennung verschlossen, wie Gemeingefühl und Phantasie als das künstlerisch und philosophisch (intuitiv) schöpferische Vermögen von einer wunderbaren Wesensverwandtschaft, wenn nicht gar Wesensidentität, sind: „Ob nicht alles Genie seine Wurzel hat in der Vollkommenheit und Lebhaftigkeit der Rückerinnerung des eigenen Lebenslaufs? Denn nur vermöge dieser, die eigentlich unser Leben zu einem großen Ganzen verbindet, erlangen wir ein umfassenderes und tieferes Verständniß desselben, als die übrigen haben." Das Organ dieser Rückerinnerung sind ja aber die Identität des Gemeingefühls und des zu diesem in dem angegebenen Verhältniß stehenden Gemüths.

widerstreben, an die Oberfläche sich bescheiden zu lassen. Einzig und allein eine richtige Erkenntniß von dem wirklichen Verhältniß zwischen Intellect und Willen könnte hier Licht schaffen *), wenn nur nicht eben hier der Wille häufiger noch als sonst seine eigene Zwiespältigkeit, ja Doppelheit verriethe. Bald erlaubt er, bald verbietet er, schmerzensreiche Bilder zu reproduciren. Manchmal scheint's, er wolle dann Ruhe haben um jeden Preis, wenn er sich schon ermattet hat in der Hingebung an einen mächtigen Schmerz. Zu andern Zeiten sehen wir dieselbe Polarität wirksam, wenn nach längerer Ruhe und „Zerstreuung" den Gebieter die Lust anwandelt, sich zu laben an der Erneuerung des alten Wehs. Eine Art von Teleologie für diesen „Eigensinn" der Erinnerung ist freilich leicht genug aufzustellen: diese Starre, in welcher das Erinnern jede dem Wunsch folgsame Flüssigkeit verloren und selbst die Zahl der reproducirbar bleibenden Bilder auf immer wenigere einschränkt, während es andere in ewiger Nacht begraben hält: sie muß darauf zurückgeführt werden, daß es den Organismus noch rascher zerrütten würde, wenn sie alle freien

*) Hier ein ganz kleines Scherflein dazu: fremde Menschen sehen wir an mit der Objectivität des Künstlerauges — können sie sogar „ins Auge fassen", sie betrachten und beobachten, und mit einer gewissen Sicherheit imprimirt sich uns ihr Bild — aber je näher einer unserm Herzen steht und je mehr er fast einen Theil unsers eigenen Selbst ausmacht: desto weniger sehen wir die plastischen Umrisse seiner Gestalt, desto reiner lassen wir den unmittelbar seelischen, in Linien und Farben nicht fixirten, Ausdruck auf uns wirken — behalten höchstens den Totaleffect davon und haben das Bedürfniß, der reproducirenden Einbildungskraft mit einem Conterfei zu Hülfe zu kommen, welches dann aber seinerseits um so weniger genügt, je mehr es nur — wie Photographien — ein momentan Zufälliges wiedergibt — vielleicht also sogar mehr verwirrende als sichernde Leitepunkte für die Erinnerung darbietet. Umgekehrt sieht oft das an künstlerisches Anschauen gewöhnte Auge „den Wald vor lauter Bäumen" nicht, verweilt zu lange bei dem Detail, um einen klaren Gesammteindruck zu gewinnen. Vollends aber weiß ja niemand von sich selber, „wie er gestaltet ist". (Jak. 1, 23 und 24.)

Spielraum behielten — und eine, sozusagen gegen unsere eigene Noluntas, unser eigenes Nichtwollen längerer Daseinsdauer, fortwirkende, Selbsterhaltung verschließt den übrigen den Zugang.*) Doch im einzelnen complicirt sich dies immer unentwirrbarer: der Wille als Körper kann sich aufs heftigste sehnen nach Thränen, um sich zu erleichtern: aber die Imagination weigert sich beharrlich, die Vorstellungen hervorzubringen, auf welche erst die Thränen fließen, und führt unablässig die allergleichgültigsten Erinnerungen vor. Da ist's — nach Schopenhauer'scher Voraussetzung — im letzten Grunde wol wieder derselbe Wille, der jene „Ideenassociation" untersagt; scheint's ja doch, als sei deren Gebiet das einzige, wo — soweit wir die Sinnesorgane äußern Eindrücken verschließen — der Kern des Selbstbewußtseins in souveräner Machtvollkommenheit waltet. — Aber so wenig wie der Wille ohne den Intellect des Schmerzes inne wird, ebenso wenig der Intellect ohne den Willen — denn ich kann in abstracto wissen, mir vorhalten, daß dieses oder jenes Leiden mich betroffen hat, und doch ganz kalt und ruhig bleiben — erst, wenn Intellect und Wille in ihrer Communionsprovinz sich begegnen, miteinander verschmelzen, „coincidiren", fühle ich den Schmerz, hört dieser auf, wirkungslos zu sein, fängt an, zu nagen, zu zerren, zu drücken an meinem Herzen. Solange der Wille sich jenem Begegnen entzieht, so lange hält den Schmerz die zweite Polarhälfte

---

*) Auch Schopenhauer selber sieht sich ja an verschiedenen Stellen dazu gedrängt, noch inmitten der Mortification der Ascese nicht blos ein doketistisches Weitervegetiren des Leibes, sondern sogar eine Wiederanfachungsmöglichkeit, ja ein Fortglühen im „Brennpunkt des Willens, in den Genitalien" einzuräumen; wogegen seine Auslegung des Psyche-Mythos ein schwaches Auskunftsmittel ist, das sich vollends verkünstelt ausnimmt gegen den derb naiven Triumph, mit welchem Luther in den Tischreden (De conjugio, fol. 430, Jena 1591) die Klagen der „heiligen Väter" über die verrätherischen Ausflüsse solch unwillkürlichen Lebenswillens citirt.

des Willens sozusagen im Zustande der Latenz nieder. Besagt aber dieses Latentsein etwa, daß die Wirkungslosigkeit nur eine phänomenale sei? zehrt der Schmerz im stillen, recht eigentlich „unvermerkt", weiter, nur nicht so rasch oder nur nicht so sichtbar, wie wenn er bewußt ist?

4. Innere Doppelheit des Fühlens und Wollens.

Ehe dies Latentsein — auf dem Wege allmählichen Ermattens, dem deshalb auch gern sofortiger Schlaf nachfolgt (wie denn überhaupt der hier beschriebene Vorgang viel Analoges mit dem Zustand des Einschlafens hat), — vollständig eintritt, und solange noch das Nachzittern des bewußten Schmerzes auf den bewußten Willen einwirkt, kämpft sozusagen der latent werdende Schmerz um seine Selbsterhaltung gegen den Willen, der andere Vorstellungen vorschiebt, um jenen zum Latentwerden zu nöthigen. Da aber in beiden der Wille das Strebende, Bestimmende ist, so kann man sagen: die zuletzt an der Oberfläche activ gewesene und dort von Schmerz afficirte Seite des Willens wendet sich wider das Heraufströmen der bisher im unbewußten Abgrund latent gewesenen Willensseite.*)

*) Schnöde genug behandelt der Wille ja überhaupt seinen „Sklaven"; der „kann gehen, sobald er seine Schuldigkeit gethan". Sowie ein Phantasma ausgedient hat, d. h. der Zweck erreicht ist, einen Affect oder die Leidenschaft zu entzünden: sogleich ist es auch aus dem Bewußtsein verschwunden, und der Traum, der soeben noch alle Nerven durchzitterte, läßt sich mit keiner Anstrengung mehr zurückzaubern. Es ist ja dies kein anderes Gesetz, als welches, ethisch gewandt, Schiller so ausdrückt:

Ein andres Antlitz, ehe sie geschehen,
Ein andres zeigt die vollbrachte That!

Und dabei bedarf es gar nicht einmal immer der Mitwirkung zurückgedrängter und wieder in Wirksamkeit gesetzter Polaritäten: es sind nicht allemal die Bilder der Reue, die an die Stelle der Lockung

So kann unter diesem Schaukeln sozusagen zweier sich gegeneinander stemmenden Willensschichten es geschehen, daß der Intellect, wie ganz emancipirt von beiden Willensstrebungen, weil diese einander auf Augenblicke compensiren, freies Feld gewinnt, blos zu spielen und seine eigenen Wege zu gehen, d. h. unter die Necessität von außen auf ihn wirkender sinnlicher Eindrücke zu treten, bestimmt durch irgendetwas zufällig dann Gehörtes oder Erblicktes.*) Daraus ist dann das seltsame Phänomen zu erklären, dessen Darstellung in Jean Paul ebenso sehr einen Liebhaber wie einen Meister gefunden hat: daß uns inmitten des tiefsten Schmerzes unwiderstehlich Komisches „einfallen" kann, oder wir das Kleinlichste und Gleichgültigste in unserer Nähe nicht nur mit klarem Bewußtsein bemerken (— wie Lenette das Loch im Strumpf des Siebenkäs) —, sondern auch so fest uns imprimiren, wie zu gewöhnlichen Zeiten gewiß nicht; sodaß wir noch nach Jahren die Figuren des Teppichs innerlich sehen, auf dem in

---

treten, sondern es bleibt zuweilen ein reines vacuum; nur das soeben prävalirende Bild ist versunken, sobald es als Reizmotiv zum Zweck geführt hat.

*) Hiervon liefert uns Lessing in seiner „Minna von Barnhelm" ein treffliches Beispiel, das von tiefempfundenem Verständniß für dies Gesetz zeugt. In der sechsten Scene des vierten Acts weicht Tellheim, der unter den Worten der Minna „vertieft und unbeweglich mit starren Augen immer auf eine Stelle gesehen", endlich („zerstreut") von den Gegensätzen seines Seelenkampfes aus zu etwas, was ihm der Lage der Dinge nach für den Augenblick ganz gleichgültig sein muß: weil „der Mohr von Venedig" erwähnt ist, spinnt sein Intellect, um nur nicht länger in den Abgrund seines Willenszwiespalts blicken zu müssen, diese Vorstellung fort zu der Frage: „Warum vermiethete er seinen Arm und sein Blut einem fremden Staate?" — allerdings eine Aeußerung, welche auch im Grundstock seiner gesammten Gefühlsweise wurzelt und insofern zugleich beweist, daß Lessing „mit seinem Verstand wohl herauszupumpen wußte", was sonst nur dem Seherauge des Genies sich offenbart, aber im Verhältniß zum Zunächstvorliegenden doch unzweifelhaft eine Ablenkung im hier besprochenen Sinne.

solchen Momenten unser Blick haftete, ja, an den er recht eigentlich geheftet und gebannt war.*) — Aber solche Freiheit wird dem Intellect eben auch nur unter den heftigsten Gemüthserschütterungen und wol auch nur bei sehr sensibeln und tiefen Gemüthern zutheil — die platte Alltagsnatur mit ihrem oberflächlichen Empfinden, das nie die Tiefen aufwühlt, findet solches Sich-abziehen-lassen wol gar gemein, meint daran die Unechtheit der „Sentiments", wo nicht gar die Herzlosigkeit bestätigt zu sehen — „bestätigt", weil es ihr zusagt, sie allemal zu präsu-

*) Nach einem etwas andern Gesetze vollzieht es sich, wenn der Wille sich vom Intellect die Mahnung an kleine Pflichten vorrücken läßt, um die Ausführung größerer hinausschieben zu dürfen. Dabei wirken selbstverständlich Temperament und Energiegrade mit: es ist meistens — wie wir bei Betrachtung der Charakterschwäche schon gesehen haben — der zur Initiative unlustige Charakter, welcher in solchen Fällen gern den Pedanten spielt und Capricen als Vorwände benutzt, um ernstern Aufgaben sich entziehen zu können — Fragen, die über das ganze Leben entscheiden, zurückstellt hinter „Obliegenheiten" des Augenblicks, oder hinter ein bloßes Vorhaben, einen Ausgang, eine Visite, ein Toilettenarrangement, eine Reparatur, die jahrelang gewartet hat, oder dergleichen Dinge, an deren Versäumniß gar nichts oder äußerst wenig gelegen. — Schon früher war davon die Rede, wie die Dyskolie solche Zauberer mache — sie kann ihre ganze Macht ausüben, wo wir nur „mit halbem Herzen" an eine Sache gehen und diese mehr nur als opus operatum auf fremden Impuls, andern zu Gefallen, anfassen. Doch rettet sich der Wille auch zuweilen aus tiefstschneidenden Conflicten auf solche Ruhepunkte — freilich kann es ihm dann begegnen, daß Mitbetheiligten solch ein „Abspringen" Krampflachen erregt, weil die sich sehnen, die Sache zum Abschluß zu bringen und nicht länger in so entsetzlicher Schwebe gehalten zu werden. Aber daß auch der Abspringende selber dadurch nicht zur Ruhe gelangt, sich also sein Versuch als Selbsttäuschung erweist, gibt eben Derartigem den Charakter des vollen, ganzen Zwiespalts, des wirklichen Doppelwillens — und daß das an sich kleinere Motiv so leicht durchschlägt, ließ dies Factum desgleichen bei den Antinomien des Eigensinns berühren. Ja, noch mehr: was uns ganz mürbe macht, das macht uns auch ganz hart; deshalb sind wir oft im tiefsten Herzeleid so reizbar und — rücksichtslos.

miren — und hält so, was gerade Symptom der allergrößten Erregbarkeit ist, für das Gegentheil.*) Denn es leuchtet ja ein, daß wirklich beides zugleich im Willen vorhanden ist: das Festhalten-wollen und das Nicht-repro-

---

*) Hierher gehört, was Frauenstädt (Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. S. 196) aus einem Gespräche Schopenhauer's mittheilt von einem zum Tode Verurtheilten, der vor der Abführung zum Schaffot eifrig beschäftigt war, die Nägel im Gefängniß zu zählen. Auch Dante hat an diesem Problem nicht vorübergehen können, weil ja sein Gedicht die Riesenscala der ethischen Werthe in anschaulichen Gruppen aufzurichten sich vermaß. Demgemäß muß er, was uns eins der antinomischen Wunder des Gemüths ist, zu einem mythischen Zauber verkörpern, und thut es, wo er von dem Doppellaufe jenes Gewässers erzählt, welches als Lethe die Erinnerung an vergangene Sünden tilgt und als Eunoe die an unsere guten Werke auffrischt, wie das gasteiner Wasser verwelkte Blätter und Blumen. Aber ganz aus der Tiefe hypostasenlosen Erlebens quillen die Worte des Dichters, der uns hierfür, wie meines Wissens kein anderer, den locus classicus geliefert hat, Hebbel's, in seinem „Dem Schmerz sein Recht", woraus ich nur folgende Zeilen hersetzen will, damit keiner zweifeln könne, daß es sich hier um mehr als flaches Sentiment handle:

Alle Wunden hören auf, zu bluten,
Alle Schmerzen hören auf, zu brennen,
Doch, entkrochen seines Jammers Fluten,
Kann der Mensch sich selbst nicht mehr erkennen,
Mund und Augen sind ihm zugefroren,
Selbst des Abgrunds Tiefe ist vergessen,
Und ihm ist, als hätt' er nichts verloren,
Aber auch, als hätt' er nichts besessen.

. . . .

Ja, ein Weh' gibt's, das man nicht ertrüge,
Wenn es nicht sein eig'nes Maß zerbräche,
Und, wie einer abgeschmackten Lüge,
Der Erinn'rung selber widerspräche.
Dann, vergessend in der innern Oede,
Daß einst frisch das Herz geschlagen habe,
Ist ein Mensch der Nessel gleich, die schnöde
Wuchert über seinem eig'nen Grabe.

Und dazu:

Doch sie, die Welt, die das verbrach,
Sie schändet meinen stummen Schmerz,
Sie wagt die allerhöchste Schmach
Und ruft, nachdem sie's selbst durchstach,
Mir höhnend zu: du hast kein Herz!

duciren-lassen des Schmerzes. Es wirft dies ein höchst belehrendes Licht sowol auf die Natur der sogenannten gemischten Gefühle, wie auf die jener Selbstentzweiung des Willens ganz entsprechende Doppelheit des ethischen Inhalts in einem gegebenen Charakter. In gewissen Gefühlsmischungen nämlich — wie sie Kant in der „Kritik der ästhetischen Urtheilskraft" (Ausgabe von 1790, S. 220) anführt — z. B. im Mit-sich-unzufrieden-sein über gegenwärtige Lustempfindungen haben wir denn doch wol eine schlechthinnige Gleichzeitigkeit, keine bloße Alternation einander widerstrebender Gefühle (beiläufig: damit zugleich einen Beweis, daß das Bewußtsein als solches ein zeitloses, über die Zeitschranke hinausgestelltes, intensiv ewiges sei) — und mit diesem Gefühlswiderspruch durchaus gleichartig ist jene Reue, welche weder mit dem zusammenfällt, was Schopenhauer so nennt, noch mit dem, was er davon unter dem Namen „Gewissensbisse" unterscheidet. Es ist vielleicht ein zwischen diesem beiden in der Mitte liegendes Schmerzgefühl — soll's einmal einen Namen haben, so mag man es „Zerknirschung" nennen — es offenbart uns: „zwei Seelen wohnen, ach, in unsrer Brust — die eine möcht' sich von der andern trennen" — und das doppelte „Gesetz", das dem Paulus so viele Seufzer abpreßt (Röm. 7, 15 fg.), verräth uns, wie wir beides gewollt haben: die Sünde und das Nichtsündigen. Es ist weder die Reue, welche beklagt, gethan zu haben, was sie nicht wollte, noch die Gewissensangst, die sich bewußt ist, im Grunde noch dasselbe zu wollen; sondern ein Mittleres, worin wir inne werden, etwas zugleich zu wollen und nicht zu wollen — und nicht etwa: je nach Umständen dies oder jenes, sondern schlechthin gleichzeitig beides zumal. — Darum ist's auch so leicht möglich, daß wir uns selber wahrhaft, nicht blos eingebildeter- oder selbstbeschönigendermaßen, unrecht thun. Einmal schon, wenn wir von jener Doppelheit des Wollens nur die schlimme Seite dem Bewußtsein zukehren — aber auch in

10*

complicirterer Weise. Was wir nämlich für Scham vor andern halten, ist näher besehen doch oft Scham vor uns selber (an sich schon so ein Januskopf von Gefühl!). Das zeigt sich, wenn ein solches Motiv uns von einer That zurückhält. Denn wenn die Folgen im Urtheil anderer über uns auch ganz ebenso ausfallen würden bei einer Handlungsweise, welche unsere eigene sittliche Billigung für sich hätte, so fürchten wir den alsdann daraus möglicherweise entstehenden bösen Schein doch durchaus nicht, verachten ihn vielleicht im Gefühl unsers „guten Gewissens" ausdrücklich und freuen uns wol gar unsers Muthes, der demselben Trotz bietet. Wo aber fremde und eigene Verurtheilung zusammenfallen, da wirkt auch jene als ein fühlbares Gewicht mit, das die schwankende Schale hinabdrückt, und es kann der Irrthum entstehen, als ob wir nur jene allein auf uns hätten wirken lassen, in welchem Falle wir unsern Charakter für schlechter halten können, als wie er wirklich ist, also uns in Wahrheit unrecht thun. Q. E. D. Wie aber nur ein Gemüthvoller in solche Verlegenheit gerathen könne, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden. *)

---

*) Nur einem Gemüthsmenschen verständlich ist auch der Satz: „Denen geben wir am wenigsten recht — oder gestehen es ihnen doch am schwersten — die uns die Geheimisse verrathen, welche wir vor uns selber haben." Was der Wille dem Intellect zu erkennen verbieten möchte, dagegen heißt er ihn auch sich auflehnen, wenn es von außen an ihn herangebracht wird. Dasselbe bestätigt sich nicht nur, wo wir andern ihre eigenen, sondern auch wo wir ihnen die Fehler solcher aufdecken, über die sie sich gern weiter täuschen möchten, obgleich sie dieselben eigentlich längst schon durchschaut haben. Ueberdies gibt es auch im Gemüth Triebfedern, die sich vor uns selber verstecken möchten, aber stetig, wie die eingezwängte Spiralfeder der Uhr (und nicht stoßweise, wie die Leidenschaft, welcher man freien Lauf läßt) Dinge nach außen pressen, welche scheinbar von ganz andern Motiven hervorgerufen sind. In dieser Weise können z. B. verhaltener Zorn und reprimirter Sexualdrang wirken.

5. Großmuth und ihre Geschwister.

Und solcher dem Gemüthsmenschen eigenthümlicher Verlegenheiten gibt es noch gar manche. Es ist z. B. gar kein so seltener Fall, daß zwei Menschen — besonders wenn sie durch volle Lebensgemeinschaft in engster Berührung miteinander stehen — sich ernstlich blos deshalb entzweien, weil einer dem andern es an Selbstverleugnung in kleinen Handreichungen zuvorthun und jeder das Vorrecht genießen will, dem andern mehr von der Mühe des Daseins abzunehmen, als wie dieser ihm. Wenn zwei sich so „aus lauter Liebe in die Haare kommen", findet es blos „lächerlich" — und das heißt ihm soviel wie „kindisch thöricht" — der „Gesunde"; dagegen dem zuschauenden Gemüthsmenschen ist es ein Cabinetsstück echt humoristischer Situation.*) Es sind das so ziemlich dieselben Fälle wie die, in welchen Gatten oder Geschwister u. s. w. voneinander nie anders als mit dem Zusatz „mein guter —", „meine gute —" sprechen — hol' der Teufel dies Gut-sein — denn ihm gehört es doch von Anfang an! In noch stärkerm Maße als wie schon das „mein guter Freund", im Vergleich zu dem ehrenden „mein Freund", einen Beigeschmack von Verächtlichkeit hat, wohnt diesem epitheton — nicht sowol ornans, als significans — der gehässige Nebengedanke bei: „— an dem ich doch so sehr viel auszusetzen habe, der doch soviel besser sein sollte." Wir

*) Ein ganz anders gearteter Fall ist der, wo man sich über „Liebeswerke" verfeindet — wo nämlich zwei Wohlthätigkeitsvereine zu gleichem Zwecke sich Concurrenz machen und es dann gemeiniglich nicht ohne eifersüchtelnde Gehässigkeiten abgeht — das fällt gänzlich unter die niedere Komik — denn da ist nichts mehr von Würde zuzusetzen — die Liebe gibt kaum noch den Namen dazu her — das wahre Getriebe dabei sind die allererbärmlichsten Motive: Eitelkeit, Neid, Rachsucht u. dgl. — und selbst es „Parteihader" zu nennen, wär' noch zu glimpflich — es ist die ordinärste Cliquenspaltung!

wollen es nicht geradezu als Heuchelei brandmarken — aber zum einen Theil ist es wirklich nichts als ein Tribut an die Convenienz und zum andern Theil schließt es das Zugeständniß in sich, man sei dem andern doch immerhin zu manchem Dank verpflichtet und wolle ihm den — in allerwohlfeilster Form — nicht vorenthalten. Es spielt also etwas von dem bedenklichen Charakter jeder „Großmuth" mit hinein. Denn „großmüthig" kann nur handeln wollen, wer sich dem, welchem er seine Großmuth erweist, irgendwie überlegen weiß — der Großmüthige hat etwas von dem Egoismus, andere sich verbunden wissen, sich verbindlich machen zu wollen — so hat jede großmüthige Handlung ihr Correlat an einer Demüthigung; denn mehr annehmen zu müssen, als das Recht gibt, macht so oder so zum Knecht.*) Nicht so die Hochherzigkeit. Der Hochherzige überwindet die Regungen in sich, welche ihn antreiben möchten, das Gegentheil von dem zu thun, was er wirklich thut. Bei der Großmuth dagegen bedarf es gar nicht erst solchen Sieges über anti-egoistische Motive — der Stolz selber, diese Steigerung des Selbstgefühls, ist es, was darin dem Mitleid unter die Arme greift: man weiß sich mit Selbstbefriedigung mächtiger oder reicher als den Begnadigten oder Beschenkten und dünkt sich obendrein sittlich erhabener als er, da man ja den allersimpelsten Antrieben der Eigensucht, der Racheluft oder dem Geize nicht nachgegeben — wenn aber irgendwo, so gilt hier das „sie haben ihren Lohn dahin"! Gäbe es

*) Die Dankbarkeit ist ja überhaupt ein Streben, das Gleichgewicht zwischen uns und unserm Wohlthäter herzustellen; ist insofern also eine Sache der Menschenwürde, der Selbstbehauptung; deshalb ist die Undankbarkeit etwas Ehrloses, sozusagen Sklavisches, verächtliche Nichtachtung der eigenen Selbständigkeit — denn auch wo die thätige Erweisung der Dankbarkeit uns unmöglich gemacht ist, enthält schon das Geschenk unserer Liebe, d. h. unsere Bereitwilligkeit zur Annäherung, zur Hingebung, ein Streben nach Compensation, nach Ausgleichung zwischen Empfangenem und Zurückgegebenem.

keine beschämende Großmuth, so würde Perikles wol nicht die Beobachtung gemacht haben, daß diejenigen uns am abgeneigtesten zu sein pflegen, welche von uns Wohlthaten empfangen haben, wozu Tacitus nur die Kehrseite schrieb mit dem Satze: odisse, quem læseris, proprium est ingenii humani — beide bitter genug, um der Zustimmung des „misanthropischen" Pessimisten gewiß zu sein. Irgendwie will sich der blos Großmüthige eben doch bezahlt machen, wie Alexander I. von Rußland — ein rechter Typus für jene Sorte von Großmüthigen! — für seine einstige „Freundschaft" hernach das Bewußtsein einstrich, der zertretene Nachbar müsse sich nun auch seine „Gönnerschaft" gefallen lassen. Der Großmüthige bringt es über sich, zu „vergeben", aber nicht zu „vergessen" — und hat er die Gelegenheit, so peinigt er wol noch nach Jahren den, welchem er eine andere Strafe erlassen, mit der Frage: „wie kamst du damals nur dazu, so zu handeln?" — und ist er ein Charakterolog, so läßt er sich die Antwort zur Bereicherung seiner Menschenkenntniß als spät eingetriebenen Preis seines Verzeihens erstatten. Doch kann dem unwiderstehlichen Drange zu solchem Forschen selber auch seinerseits eine Antinomie im Gemüth des Inquirirenden zu Grunde liegen. Es braucht nicht allemal eine grausame Härte, eine Lust an fremder Qual, oder auch nur eine abstracte Wißbegierde zu sein, was dabei das Motiv ausmacht — es ist zuweilen umgekehrt das Bedürfniß, das heiße Verlangen, trotz alledem von dem, welcher einst schuldig geworden, eine bessere Meinung sich zu bewahren dadurch, daß man alle Umstände erfährt, die ihn zu dem brachten, wofür ein Verzeihen nöthig geworden — und am liebsten käme man zu der Einsicht, so etwas läge im Grunde gar nicht oder nur in allerläßlichster Art vor. Und wenn aus einem solchen Wunsche, sich sein Ideal zu conserviren, es sich nicht zerstören zu lassen, jenes immer erneuerte „auf den Grund kommen wollen" hervorgeht, so haben wir darin einen Specialbeleg für eine bestimmte

wollen es nicht geradezu als Heuchelei brandmarken — aber zum einen Theil ist es wirklich nichts als ein Tribut an die Convenienz und zum andern Theil schließt es das Zugeständniß in sich, man sei dem andern doch immerhin zu manchem Dank verpflichtet und wolle ihm den — in allerwohlfeilster Form — nicht vorenthalten. Es spielt also etwas von dem bedenklichen Charakter jeder „Großmuth" mit hinein. Denn „großmüthig" kann nur handeln wollen, wer sich dem, welchem er seine Großmuth erweist, irgendwie überlegen weiß — der Großmüthige hat etwas von dem Egoismus, andere sich verbunden wissen, sich verbindlich machen zu wollen — so hat jede großmüthige Handlung ihr Correlat an einer Demüthigung; denn mehr annehmen zu müssen, als das Recht gibt, macht so oder so zum Knecht.*) Nicht so die Hochherzigkeit. Der Hochherzige überwindet die Regungen in sich, welche ihn antreiben möchten, das Gegentheil von dem zu thun, was er wirklich thut. Bei der Großmuth dagegen bedarf es gar nicht erst solchen Sieges über anti-egoistische Motive — der Stolz selber, diese Steigerung des Selbstgefühls, ist es, was darin dem Mitleid unter die Arme greift: man weiß sich mit Selbstbefriedigung mächtiger oder reicher als den Begnadigten oder Beschenkten und dünkt sich obendrein sittlich erhabener als er, da man ja den allersimpelsten Antrieben der Eigensucht, der Racheluft oder dem Geize nicht nachgegeben — wenn aber irgendwo, so gilt hier das „sie haben ihren Lohn dahin"! Gäbe es

*) Die Dankbarkeit ist ja überhaupt ein Streben, das Gleichgewicht zwischen uns und unserm Wohlthäter herzustellen; ist insofern also eine Sache der Menschenwürde, der Selbstbehauptung; deshalb ist die Undankbarkeit etwas Ehrloses, sozusagen Sklavisches, verächtliche Nichtachtung der eigenen Selbständigkeit — denn auch wo die thätige Erweisung der Dankbarkeit uns unmöglich gemacht ist, enthält schon das Geschenk unserer Liebe, d. h. unsere Bereitwilligkeit zur Annäherung, zur Hingebung, ein Streben nach Compensation, nach Ausgleichung zwischen Empfangenem und Zurückgegebenem.

keine beschämende Großmuth, so würde Perikles wol nicht die Beobachtung gemacht haben, daß diejenigen uns am abgeneigtesten zu sein pflegen, welche von uns Wohlthaten empfangen haben, wozu Tacitus nur die Kehrseite schrieb mit dem Satze: odisse, quem læseris, proprium est ingenii humani — beide bitter genug, um der Zustimmung des „misanthropischen" Pessimisten gewiß zu sein. Irgendwie will sich der blos Großmüthige eben doch bezahlt machen, wie Alexander I. von Rußland — ein rechter Typus für jene Sorte von Großmüthigen! — für seine einstige „Freundschaft" hernach das Bewußtsein einstrich, der zertretene Nachbar müsse sich nun auch seine „Gönnerschaft" gefallen lassen. Der Großmüthige bringt es über sich, zu „vergeben", aber nicht zu „vergessen" — und hat er die Gelegenheit, so peinigt er wol noch nach Jahren den, welchem er eine andere Strafe erlassen, mit der Frage: „wie kamst du damals nur dazu, so zu handeln?" — und ist er ein Charakterolog, so läßt er sich die Antwort zur Bereicherung seiner Menschenkenntniß als spät eingetriebenen Preis seines Verzeihens erstatten. Doch kann dem unwiderstehlichen Drange zu solchem Forschen selber auch seinerseits eine Antinomie im Gemüth des Inquirirenden zu Grunde liegen. Es braucht nicht allemal eine grausame Härte, eine Lust an fremder Qual, oder auch nur eine abstracte Wißbegierde zu sein, was dabei das Motiv ausmacht — es ist zuweilen umgekehrt das Bedürfniß, das heiße Verlangen, trotz alledem von dem, welcher einst schuldig geworden, eine bessere Meinung sich zu bewahren dadurch, daß man alle Umstände erfährt, die ihn zu dem brachten, wofür ein Verzeihen nöthig geworden — und am liebsten käme man zu der Einsicht, so etwas läge im Grunde gar nicht oder nur in allerläßlichster Art vor. Und wenn aus einem solchen Wunsche, sich sein Ideal zu conserviren, es sich nicht zerstören zu lassen, jenes immer erneuerte „auf den Grund kommen wollen" hervorgeht, so haben wir darin einen Specialbeleg für eine bestimmte

Art von Idealismus, welche in Gefahr bringt, über hohe Anforderungen an die Verwirklichung sittlicher Ideen selber zum Egoisten zu werden, und welche ebenfalls ganz unter die Gemüths-Antinomien fällt.

6. Das egoistische Ingrediens in jedem praktischen Idealismus.

Wer gewohnt ist, hohe Maßstäbe anzulegen, braucht darüber noch kein herzloser Rigorist zu werden, kann aber leicht in eine gewisse Intoleranz hineingerathen — ja, der ideale Sinn kann es sein, was einen „unverträglich“ oder gar zänkisch und streitsüchtiig erscheinen läßt; die Großheit der Lebensauffassung, was den Vorwurf kleinlichen Haders zuzieht. Dem gemüthvollen Idealisten, der in Alles sein ganzes Fühlen hineintragen kann, verschwindet ohnehin leicht der Unterschied von Groß und Klein, Wichtig und Unbedeutend — sein Maßstab ist ja nicht der des materiellen Werthes, sondern der der Bezogenheit aufs Ganze und Große, und deshalb verlangt er, daß auch das scheinbar Geringfügigste dem höchsten Gesetze untergeordnet werde — und weil er das Richtige in allem möchte durchgeführt sehen, so setzt er sich der Gefahr aus, dem animus pusillus des engherzigsten Anämatikers gleichgestellt zu werden; denn auch ihm sind Unordnungen an den Windelzipfeln unserer kläglichen Baby-Existenz ein Greuel, und wie man der Heiligkeit auch des Zornes, der sich wider derartiges richtet, gerecht bleiben muß, kommt noch unten beim Ungeziefer im Heiligthum zur Erwägung, wo z. B. davor zu warnen ist, daß nicht für niedrigsten Geiz gehalten werde, was ein Verfechten zartesten Pietätswerthes gegen eine, jeden Zartgefühls bare, Misachtung desselben ist — die Nichtverstehenden nennen es gern „unerträglich-eigensein.“ — So ist denn freilich solch ein idealistisch gemüthreicher Dyskolos von nichts so weit entfernt als von der

Zufriedenheit und Genügsamkeit eines „Hans im Glück“, in jener wahrhaft tiefsinnigen Volkssatire auf die Gedankenlosigkeit vulgären Frohsinns und die Nichtigkeit alles Lebensinhalts mit der klaren Schlußmoral: „wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Es bleibt also jener Unzufriedenheit gegenüber, in welche der idealistische Gemüthsmensch so leicht als in eine habituelle Stimmung verfällt, zu bedenken, daß nur diejenige Unzufriedenheit ethisch verwerflich ist, welche aus Begehrlichkeit entspringt. Dieselbe verräth diesen ihren Ursprung durch ungestümes Verlangen und trotziges Zurückweisen des Dargereichten, wo ihr dieses zu klein ist. Doch bleibt auch hiervon ein Refusiren von Gaben allzu geringer Qualität wohl zu unterscheiden; denn es kann auch die Genügsamkeit selber etwas Gemeines haben (wie in Wessel's Komödie „Liebe ohne Strümpfe“ das Fürliebnehmen mit einem schlechtern Manne, blos weil man überhaupt einen haben will). Eine edle Resignation mag es verschmähen, auf eine schnöde Abfindung einzugehen mit der schnöden 'Ανάγκη — selbst das aut Caesar, aut nihil! kann unter Umständen wahrhaft groß sein. Dagegen jener Trotz greift nachträglich denn doch gern verstohlenerweise noch zu und läßt sich genügen an dem, was er eben haben kann; — er wollte nur ein Mehrgeben erzwingen, und als das fehlschlug, kam er als ganz größeloser Egoismus nackt zum Vorschein. Und kann es denn nicht auch eine Unzufriedenheit geben, die, ganz des eigenen Geschicks vergessend, nur das allgemeine Menschenlos beklagt? Wer so glücklich ist, durch kein unerreichtes und unerreichbares Ideal seine Freude an der Wirklichkeit beeinträchtigt zu sehen: der gibt sich leicht zufrieden; denn seine Ansprüche sind nicht höher, d. h. so niedrig, als die Realität des Alltags. Und wer nicht seinem Streben ein höher Ziel gesteckt hat, als was die handwerksmäßige Routine erreichen kann, wird auch nicht trostlosem Verzagen an der eigenen Kraft zum Raube fallen. Oder dürfen wir von Selbstsucht

sprechen bei einem, der zu irgendeiner Stellung hohe Begriffe, auch von seinen eigenen Pflichten, mitbringt und sich gegen die Einsicht sträubt, daß es bei seinen Mitcontrahenten einzig auf ein jämmerliches Compromiß und nebenher darauf abgesehen war, der Welt Sand in die Augen zu streuen? und ist die Auflehnung wider so etwas ein unberechtigt Mäkeln eines in seiner Individualität, also in seiner Selbstsucht, verletzten Egoismus? Oder mochte, wer ermahnte:

Drum paart zu eurem schönsten Glück
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick!

nicht auch jener gedenken, die nach bitterer Enttäuschung verzweifelnd beim Gegentheil dessen, was sie bisher verfolgten, Rettung suchten, und die, weil die Verwirklichung der logischen Consequenzen, wie sie in hoffender Jugendzeit sie gezogen hatten, ausblieb oder beim Toben des entfesselten Pöbels in Trümmer ging, von allem Streben nach Entwickelung sich abwandten, aus dem Denken zum Glauben, aus der Freiheit zur Sicherheit der Sklavenketten sich flüchtend? Man sollte also Anstand nehmen, das: „er ist ein unzufriedener Mensch" in demselben Tone auszusprechen wie etwa: „er ist ein Egoist." *)

---

*) Diese Betrachtung wendet sich natürlich mit gleicher Schärfe gegen das Lob, welches man so oft der Eukolie als „Zufriedenheit" spenden hört, weil das kleine, niedrige Streben, das man euphemistisch lieber ein bescheidenes nennt, im Laufe jedes Tages viele seiner Wünsche erfüllt findet, zumal solange die Gesundheit vorhält, aber selbst in Zeiten der Krankheit und Reconvalescenz, wo die physischen Bedürfnisse, nach längerm Entbehren, sogar mit größerer Intensität sich fühlbar machen. Da fehlt's denn freilich der Eukolie nicht an Nahrung, und Dankbarkeit ist dann eine wohlfeile Tugend. So bleibt's dabei: Optimismus ist entweder als Gesinnung ruchlos oder als Urtheil ein Zeichen der Flachheit des Denkens wie Fühlens.

7. Fortsetzung. Das Gemüth als Quelle der Begeisterung und seine „gesunden" Feinde.

Einer dieser Niebefriedigten ist auch Schiller gewesen (der selber gesagt hat: Idealismus macht intolerant), und doch zugleich eine jener priesterlichen Naturen, die den himmlischen Glauben bewahren:

> Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
> Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!

Ja, nur unter den „Gemüthsmenschen" findet ihr diese Hüter des Heils, diese Tempelwächter des Ideals, die in aller Erdenmisère nie aufhören, am Götterbilde der Vollkommenheit zu meißeln — ich meine natürlich nicht jene abstracten Tugendhelden, deren „Fischblut" keiner höhern Wallung fähig, noch jene wasserreichen Tugendprediger, die so viel von Immerbesserwerden schwatzen; vielmehr jene demüthigen Klosterbrüder und grauen Schwestern, deren ganzes Leben ein einziger Hymnus ist vom Ewigen; — meine nicht jene kampflosen Kinder der „Unschuld", die in ihrer Naivetät gläsernen Bildsäulen auf thönernem Sockel gleichen, weil sie ebenso zerbrechlich wie durchsichtig sind; sondern jene stillen Dulder, deren Lebensfluten „über ein Wehr gegangen" und die doch nicht untergingen in ihrer Verschuldung — (vgl. „Schiller. Eine Gedächtnißrede von Dr. Julius Bahnsen", S. 13), die aus den Tiefen des Strudels den Hort zurückzubringen stark genug waren. Oder kennt ihr sie besser unter dem Namen des Sehers und der Seherin, des vates, Veda-Lesers, Wissenden?

Dann vergesset nur darüber nicht, sie auch aufzusuchen in der Häuslichkeit heiliger Klause, als wachende Mütter, sorgliche Gattinnen, pflegende Töchter! Dort auch glüht das nie verbrennende Vestafeuer der Begei-

sterung, das nur erlischt unter dem kalten Bade der Nüchternheit. — Um ihrer „Besonnenheit“ willen sollen wir die Nüchternen, unsere „gesunden“ Freunde, bewundern, wol gar beneiden — aber sie wissen nichts von jener höhern σωφροσύνη, die mit einem edeln Enthusiasmus so wohl vereinbar. Sie warnen uns immerfort, „um einer Idee willen uns nicht in Ungelegenheiten zu stürzen — es hülfe ja doch nichts“ — sie kennen die Grenze nicht zwischen „exaltirtem Wesen“ und warmer Parteinahme für die Sache des Rechts — ihnen ist ja selbst Cato von Utica zum Don Quixote, das victrix causa placuit Deis, victa Catoni zur Marotte eines überspannten Gehirns geworden; — sie können's nicht reimen, wenn selbst ein Pessimist trotz all seiner Hoffnungslosigkeit beim Kampf der „aufeinanderplatzenden Geister“ in Hutten's Ruf einstimmen möchte: „es ist eine Lust zu leben!“ Das dünkt sie eitel Inconsequenz und ein leeres Seitenstück zur Declamation jenes andern Schwärmers: „das Leben ist doch schön!“ Aber gäb' es denn überhaupt einen Pessimismus ohne „ideale Ansprüche?“ — machte es der Jammer des Daseins allein, so müßten ja auch alle Thiere Pessimisten sein, unter denen doch nur das höchste, der Orang-Utang, es zur Dyskolie gebracht; blickt's nicht draus hervor wie das seufzende Sehnen: „wäre ich doch ein Mensch und hätte erreicht, was mir als Ideal vor Augen steht, dessen Verwirklichung aber versagt bleibt!“ — wie uns Menschenkindern selber ein höher hinausliegendes Ziel hoffnungslose Klagen entpreßt? Ja, lacht und witzelt nur, ihr allzeit Klugen, die ihr nie mehr als das „Erreichbare“ wolltet — vielleicht rührt ihr doch lieber die Waffen nicht an, die wir selber so unbedenklich euch in die Hand geben, und unterdrückt den wohlfeilen Hohn: „so ist denn der Pessimismus eine Affenweisheit“.

Wenn auch an euch das letzte Blatt verweht,
Die letzte Blüte schal und taub verdorrt,

Und doch der Stamm, anstatt zu stürzen, steht — —
Dann scherzt ihr, dann nicht mehr mit jenem Wort!

Auch ihr hattet ja doch euere Jugendträume, — auch ihr saht „bescheidener" Wünsche Erfüllung zerstieben — auch ihr kämpftet im Dienst einer „Idee" — wenn auch nur der euers Magens und andern leiblichen Wohlseins — und das „Iß und trink', liebe Seele, denn morgen bist du todt!" hat auch euch nicht immer standgehalten. — Auch ihr seid Führern gefolgt, die groß genug dachten, um von euerm in klingender Münze ihnen ausgezahlten Dank nichts anzunehmen, als — die Idee des „guten Willens". — Spracht ihr auch da nur von Thorheit? oder riß in solchen Momenten auch euch der Sturmhauch der Begeisterung die Kappe vom zahlengefüllten Schädel herunter, daß ihr staunend dreingafftet und fragtet: „Was will das heißen?" Nun, ich will es euch sagen: es plauderte die euch so unbequeme Wahrheit aus, daß auch das Gemüth zuweilen „praktisch", sogar sehr praktisch sein — daß im Herzen eines echten Volksfreundes selbst die Zinsrechnung sich mit ihm vertragen kann. Es gibt auch Priester des Zahltisches — und wirklich: „auch die Arbeit hat ihre Poesie" — sogar eine viel bessere als die nach dem Recept des „kritischen" Freundes euch einer zusammengebraut hat aus den Columnen und unter den Titeln der „doppelten Buchführung". Da fanden die Luise Eisolds keinen Einlaß — denn es sollte undeutsche, welsche Ketzerei sein, daß ein Mädchenherz so widerspruchsvoll und so selbstvergessen lieben könne wie eine — Grisette. So zogen die Ritter — nicht vom Geist, aber von der Gesundheit — in den heiligen Krieg wider „französisirende Unnatur" — die „Nußknacker" wider die „Waschlappen" — und wir sahen die Kämpen der Nüchternheit angethan mit dem Harnisch des Fanatismus — erhitzte Bilderstürmer des Verstandes, die von ihrem Todfeind das Rüstzeug des trunkenen Wahns sich erborgt. — Aber das deutsche Gemüth blieb fest, denn es war weich und nicht

spröde — und aus dem Schlachtgetümmel stieg eine weiße Taube gen Himmel, abgesandt von denen, welche die Heerstraßen und Blitzdräthe besetzt gefunden hatten von den Dienern des Mammon — sie wollten den Verkehr mit dem Ewigen sich nicht abschneiden lassen — sie setzten dessen Vermittler wieder ein in den vacant gewordenen Posten des Götterboten — statt des bestochenen Mercur wählten sie die jungfräuliche Iris, die buntfarbene, lichterzeugte, ätherdurchwobene.

8. Das Ungeziefer im Heiligthum.

Aber wie Eulen und Fledermäuse in Kirchthürmen, so haust das Ungeziefer der Verdrießlichkeiten und das Gewürm des vulgären Aergers in den dunkeln Seitenräumen des Gemüths, in dessen Allerheiligstes wir soeben einen verstohlen flüchtigen Blick geworfen — und die es darin sumsen hören, begreifen nicht, wie es hineingekommen — noch weniger, daß es nicht sofort ausgekehrt werde. Aber die Hostie selber zieht die Würmer, die Altardecke die Motten an — und durch die Risse der geborstenen Tempelmauer hat das Geschmeiß freien Einzug — was wundert ihr euch denn, daß das zerrissene Herz auch gegen Nadelstiche empfindlicher ist als das gesunde? Wenn ein kleinlicher, zu seiner Wirkung scheinbar in gar keinem Verhältniß stehender Anlaß uns aufs heftigste und stürmischste in unsern Leidenschaften aufregt, so liegt das eben in seiner Natur als causa occasionalis: nicht der Tropfen als Tropfen macht das Gefäß überfließen, sondern der accidentelle Umstand, daß er der letzte war; und wenn die schweren Felsblöcke tragischer Schuld und tragischen Elends, die auf uns gewälzt sind, uns nicht erdrücken, solange wir nur noch keuchend darunter athmen können, aber die kleinen Steinchen, die auf uns die Alltäglichkeit schleudert, uns zu Boden drücken, sodaß wir

ihnen zu erliegen scheinen, weil wir winselnd und blutend uns darunter krümmen: so ist das Kraftraubende ja nicht das winzige Gewicht der einzelnen Stücke — es ist die von der Wucht schwererer Lasten zermürbte Haut, welche leichter jetzt zerreißt beim Anprall der scharfen und spitzen Ecken, sodaß Blut, Eiter und Thränen hervorbrechen: der Eiter, welcher verborgen war in den Quetschwunden, die uns die großen Felsen beibrachten, indem sie innerlich, aber nicht äußerlich, die Saftkanäle uns sprengten, sodaß die Säfte stagnirend in Fäulniß geriethen. Und die von einem würdelosen Schmerz sprechen, weil selbst im Trauerhause der Alltag noch sein Recht behält, und die meinen, über das Große müsse all das Kleine ungefühlt bleiben, vergessen nur eins: am Kleinsten kann das Größte hangen — jener Fetzen, der neben der Papierasche liegt, verräth euch noch, daß hier der Reichthum einer ganzen Familie verbrannt ist — jene versalzene Suppe, über die ihr den gramgebeugten Vater wettern hört, setzte das Leben seines einzigen Kindes aufs Spiel; ist also darum sein Gram minder echt, weil er dem äußerlich Unbedeutendsten sich nicht verschloß, sobald es in Verbindung stand mit dem Theuersten, um dessentwillen allein er es sich abgewonnen, weiter zu leben? Und gibt es nicht Tausende solcher Stege, wo Kummer und Unmuth, Sorge und Schelten, heiliger Zorn und Verdruß ganz dicht beisammenliegen? Konnte nicht eine einzige Unachtsamkeit einer Magd, ein einziger unbewachter Griff eines Kindes die ganze Geistes- und Herzensarbeit langer leidgedehnter Jahre zerstören? oder kennt ihr nur solche Werthpapiere, die auf Geldzahlung lauten, nicht „unschätzbare" Zettelchen, in denen die „Anweisung" auf die Unsterblichkeit unterging?

Auch der Choleriker kann nachhaltig reagiren auf sogenannte kleine Motive, was sonst mehr Sache des Anämatikers ist; jenem jedoch bleibt vor diesem immer die Stärke der Spontaneität als Vorzug. — Allerdings findet der Anämatiker leichter im Kleinen ein Symbol des Großen — ihm haben

leichter die unscheinbarsten Vorgänge eine „principielle Bedeutung“ — und wie er leichter zum ehrlichen „Principienreiter“ wird, so muß ihm in seiner Seelenkleinheit ein sogenannter Grundsatz auch oft nur den Vorwand herleihen für sein kleinliches Feilschen. Also fein aufgepaßt, ehe ihr das Schmollen der Modedame um eine zerrissene Blonde, das Zanken der Keiferin um ein zerschlagenes Küchengeräth gleichachtet dem Aufbrausen über die Besudelung einer unersetzlichen Reliquie; selbst seine Thorheit theilt das Gemüth mit dem Geize: es kann sich nicht entschließen, die heiligen Gefäße für das in seinem Dienst vergossene Opferblut zu vernichten, und doch ebenso wenig den Gedanken ertragen, daß einst von fremder Frevler Neugier prostituirt werde, worin das Grundgeheimniß seines Lebens gelegen.

Und dennoch: ohne Gemüth gibt's auch kein ordinäres Maulen, keine „spitzen“ Reden des „Piquirtseins“, kein Mäkeln um Kleinlichstes — denn der „Gesunde“ macht sich aus dem allen nichts — und es kommt nur darauf an, was für Mitbewohner die andern Herzkammern beherbergen: ob anämatische Reizbarkeit, oder erhabenes Phlegma — ob Liebe oder Gehässigkeit — ob Dyskolie oder Eukolie. Kurz: es gibt allerdings auch unedle Gemüther, solche, die nach dem Goethe'schen Wort

> sich verzehren
> In ung'nügender Selbstsucht;

für ihr eigenes Fühlen Schonung fordern, aber keine üben wollen gegen fremdes; immer glauben, daß ihnen selber unrecht geschehen, aber niemals bereit sind einzugestehen, daß auch sie unrecht gethan. Sie haben auch wol ein Bedürfniß der Hingebung, aber es ist mit Eitelkeit versetzt, oder Eigensinn preßt ihnen die Lippen zusammen; und wo das edle Gemüth Liebe vermißt und darum trauert in stillem Gekränktsein, da zeigt sich das unedle nur verletzt und voll Bitterkeit — sein patho-

gnomischer Ausdruck besteht deshalb auch darin, daß es „ein Gesicht aufsetzt wie die theure Zeit“ — die Caricaturmaske der edeln Duldermiene. Ein Rest von Schamgefühl im Bewußtsein von dem Unwürdigen ihres Gemüthsinhalts gibt solchen Zwitternaturen etwas Verschlossenes — aber diese Verschlossenheit hat einen gewissen trotzigen Charakter, und allzu durchsichtig bleibt die Beschönigung, hinter die sie sich gern retiriren, wenn ehrliche Freunde sich über solche Zurückhaltung beschweren: des Herzens Kleinod solle nicht unberufenen Blicken bloßgelegt werden — gegen sie recht eigentlich ist Schiller's Wort gerichtet:

— Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn.

Denn wo wirklich Edles im Busen wohnt, da wird es irgendwie sich äußern, sei es auch nur in einem Blick oder im Zucken der Mundwinkel. Jene haben gar keinen Vertrauten, auch unter den Nächsten nicht — deshalb findet sich von ihnen auch bald zurückgescheucht, wer einmal mit seinem Vertrauen an sie sich verirrt hat. Aus der Wahrheit: das Innere ist nicht für alle Welt! machen sie: alle Welt bleibe ausgeschlossen von meinem Herzen! — Demgemäß ist man bei solchen Naturen vor eigentlicher Simulation allerdings sicherer, als vor consequentester Dissimulation, die sich bei ihnen gern unter dem Namen „taktvoller“, weiser Reservirtheit in Curs gebracht sehen möchte.

Doch auch der Kleinigkeitskrämer ist „mit seinem Herzen dabei“, wenn er „außer sich geräth“ über des Nachbars neue Thürklinke — und beim heimwehmüthigen Allgäuer kann der Geruch von Knödeln wirken wie bei andern Sterblichen der von Zwiebeln — auf die Thränendrüse. Schwestern, die sich jahrelang gegenseitig mit wahrer Affenliebe gehätschelt haben, können sich bei der Erbtheilung ernstlich entzweien über eine lahme Blumenscherbe — weil jede von ihnen behauptet, für sie habe dieselbe

das größere pretium affectionis. Und aus dem Gemüth quillt es, wenn ein wonneseliges Ehepaar sich die Honigmonate verbittert, weil Er zu Haus am Sylvesterabend ein schlesisches, Sie ein westfälisches Gebäck gewohnt war und nun jedes dem andern seine Tradition zum Opfer bringen möchte — sie sind ja beide Deutsche! Und ist's ein bloßer Zufall, daß der deutscheste der deutschen Stämme — die Schwaben — sich selber nicht eintheilt nach seinen Höhen und Thälern, sondern in Suppeles- und Knödelesschwaben? — ein Zufall, daß gerade Uhland ein Metzelsuppenlied gedichtet? Aber seitdem auch Norddeutschland seinen Jean Paul (Fritz Reuter) — auch Friesland seinen Hebel (Klaus Groth) aufzuweisen hat — bedarf es noch weniger eines weitern Herbeischleppens von Exemplaren aus diesem wunderbaren Naturaliencabinet, wo die Palme neben dem Moose, der Gaul neben dem Schmetterling, der Elefant neben der Wespe Platz hat in demselben Schrein — dem deutschen Herzen — noch aus diesem Nationalmuseum, wo Albrecht Dürer's Apostelgestalten an derselben Wand hangen mit Paul Potter's pissender Kuh, Fitzlipuzli mit der Ludovisischen Juno die Console theilt — und (damit auch du recht behaltest, großer Seelenmetzger von Gießen, Einschlachter des Meisters von Nazareth wie des Weisen von Frankfurt — furchtbarer Ludwig Noack!) die Rondaninische Meduse hinstarrt über das astragalenspielende Mädchen.

Der sinnige Kleinmaler Jean Paul muß an das „nervös machende“ Schwirren hier besprochener Fliegen gedacht haben, als er die weise Vorschrift gab: „Freunde sollen alles miteinander theilen — nur nicht das Zimmer.“

9. Objectivität und Subjectivismus.

Wo bleibt da die Fähigkeit zu objectivem Betrachten, Denken und Darstellen? rufen wieder die „Gesunden“

drein; und es ist wahr: die Gemüthsmenschen sind überaus „subjectiv“.*) Aber was ist im Grunde das Wesen dieses so viel besprochenen Unterschiedes der Methoden? Schopenhauer's „vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ lehrt uns ihn kennen. Objectiv verfährt, wer sein Anschauen, Urtheilen, Combiniren u. s. f. bestimmt werden läßt durch den Seins-, Werde- und Erkenntnißgrund; subjectiv, wer daneben auch der reinen Motivation, dem Willensgrunde, Wirksamkeit gestattet. Es scheint freilich „erhabener“, seine Vorstellungsreihen nur aufmarschiren zu lassen am Faden der reinen Anschauung, der Zeit, des Raumes, der Causalität, der logischen und metalogischen Denkgesetze — es sieht aus wie eine Emancipation vom Willenszwange, nur von jenen sich beherrschen zu lassen. Aber wie mislich es darum steht, davon erzählt das Kapitel „Vom Primat des Willens im Selbstbewußtsein“ („Die Welt als Wille und Vorstellung“, II) gar hübsche Geschichtchen — nicht einmal beim Rechnen sind wir sicher, daß uns das „Interesse“ nicht dreinrede. Daß freilich der Wille hierbei nicht der allmächtige „Zauberer“ sei, der alles heraufbeschwören könne, was ihm beliebt, daß gerade das Geliebteste sich oft am schwersten reproduciren lasse, — das wissen wir schon; aus der Betrachtung der Antinomien der Erinnerung kennen wir jene geheime Polizei im Willen, welche von gewissen Häfen den Deckel nicht will abthun lassen und darum den Bemühungen der Sehnsucht versteckt entgegenarbeitet mit einem unbewußten Nichtwollen der Aufregung und Beunruhigung, die dem Gelingen der erstrebten Reproduction nachfolgen könnte, und welche deshalb andern, von außen wirkenden, Motiven zu anderer Reproduction das Uebergewicht gibt; — sodaß es also doch schließlich wieder die Spontaneität selber ist, was in einem Conflict seiner eigenen Strebungen sich neutralisirt. — Doch hier meinen wir nicht jene neuen Ab-

*) Vgl. S. 127.

das größere pretium affectionis. Und aus dem Gemüth quillt es, wenn ein wonneseliges Ehepaar sich die Honigmonate verbittert, weil Er zu Haus am Sylvesterabend ein schlesisches, Sie ein westfälisches Gebäck gewohnt war und nun jedes dem andern seine Tradition zum Opfer bringen möchte — sie sind ja beide Deutsche! Und ist's ein bloßer Zufall, daß der deutscheste der deutschen Stämme — die Schwaben — sich selber nicht eintheilt nach seinen Höhen und Thälern, sondern in Suppeles- und Knödelesschwaben? — ein Zufall, daß gerade Uhland ein Metzelsuppenlied gedichtet? Aber seitdem auch Norddeutschland seinen Jean Paul (Fritz Reuter) — auch Friesland seinen Hebel (Klaus Groth) aufzuweisen hat — bedarf es noch weniger eines weitern Herbeischleppens von Exemplaren aus diesem wunderbaren Naturaliencabinet, wo die Palme neben dem Moose, der Gaul neben dem Schmetterling, der Elefant neben der Wespe Platz hat in demselben Schrein — dem deutschen Herzen — noch aus diesem Nationalmuseum, wo Albrecht Dürer's Apostelgestalten an derselben Wand hangen mit Paul Potter's pissender Kuh, Fitzlipuzli mit der Ludovisischen Juno die Console theilt — und (damit auch du recht behaltest, großer Seelenmetzger von Gießen, Einschlachter des Meisters von Nazareth wie des Weisen von Frankfurt — furchtbarer Ludwig Noack!) die Rondaninische Meduse hinstarrt über das astragalenspielende Mädchen.

Der sinnige Kleinmaler Jean Paul muß an das „nervös machende" Schwirren hier besprochener Fliegen gedacht haben, als er die weise Vorschrift gab: „Freunde sollen alles miteinander theilen — nur nicht das Zimmer."

9. Objectivität und Subjectivismus.

Wo bleibt da die Fähigkeit zu objectivem Betrachten, Denken und Darstellen? rufen wieder die „Gesunden"

drein; und es ist wahr: die Gemüthsmenschen sind überaus „subjectiv".*) Aber was ist im Grunde das Wesen dieses so viel besprochenen Unterschiedes der Methoden? Schopenhauer's „vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" lehrt uns ihn kennen. Objectiv verfährt, wer sein Anschauen, Urtheilen, Combiniren u. s. f. bestimmt werden läßt durch den Seins-, Werde- und Erkenntnißgrund; subjectiv, wer daneben auch der reinen Motivation, dem Willensgrunde, Wirksamkeit gestattet. Es scheint freilich „erhabener", seine Vorstellungsreihen nur aufmarschiren zu lassen am Faden der reinen Anschauung, der Zeit, des Raumes, der Causalität, der logischen und metalogischen Denkgesetze — es sieht aus wie eine Emancipation vom Willenszwange, nur von jenen sich beherrschen zu lassen. Aber wie mislich es darum steht, davon erzählt das Kapitel „Vom Primat des Willens im Selbstbewußtsein" („Die Welt als Wille und Vorstellung", II) gar hübsche Geschichtchen — nicht einmal beim Rechnen sind wir sicher, daß uns das „Interesse" nicht dreinrede. Daß freilich der Wille hierbei nicht der allmächtige „Zauberer" sei, der alles heraufbeschwören könne, was ihm beliebt, daß gerade das Geliebteste sich oft am schwersten reproduciren lasse, — das wissen wir schon; aus der Betrachtung der Antinomien der Erinnerung kennen wir jene geheime Polizei im Willen, welche von gewissen Häfen den Deckel nicht will abthun lassen und darum den Bemühungen der Sehnsucht versteckt entgegenarbeitet mit einem unbewußten Nichtwollen der Aufregung und Beunruhigung, die dem Gelingen der erstrebten Reproduction nachfolgen könnte, und welche deshalb andern, von außen wirkenden, Motiven zu anderer Reproduction das Uebergewicht gibt; — sodaß es also doch schließlich wieder die Spontaneität selber ist, was in einem Conflict seiner eigenen Strebungen sich neutralisirt. — Doch hier meinen wir nicht jene neuen Ab-

*) Vgl. S. 127.

gründe, welche die Tiefe erschließt, sondern die Mitbetheiligung des Willens überhaupt in der Association der Vorstellungen, den Inhalt des eigenen Wollens als Hebel für die in die Latenz versenkten Bilder und Begriffe. Heute bei dieser Stimmung verknüpfen sich mit einer „gegebenen" Anschauung in mir ganz andere „Ideen", als wie gestern bei einer andern; — dem Dyskolos sind andere Analogien zur Hand als wie dem Eukolos; dem in Liebe Schmachtenden thun sich andere Bildersäle in seiner Brust auf als wie dem Haßerfüllten; — der Sanguiniker läßt auf der Bühne seiner Erinnerung die Reigen in anderm Tempo tanzen als wie der Phlegmatiker; das Naturell des Lüstlings leiht seinen Puppen ein anderes Costüm als wie das des im Erkennen sein Genüge suchenden Denkers den seinigen; — unter dem Leichentuch des Grams bewegt sich ein ander Völkchen als wie vor dem Thyrsusstab der Freude; — durch die Nacht der Sorge huschen andere Gespenster als wie an dem bebenden Auge der Angst vorüber; — und selbst die objectiven Zufälligkeiten der zeitlichen und räumlichen Verbindung, der Antithesen und Aehnlichkeiten bleiben machtlos, wenn das Auge geschlossen oder das Hirn präoccupirt ist von bestimmten Phantasmen oder Reflexionen, die standhalten jeder Lockung, an einem Anknüpfungspunkt der Außenwelt den Faden weiter zu spinnen. Und was aus all diesem Gewirr zu Tage tritt, das nennt man „subjectiv gedacht" — wie jener berliner Schneider den modeemancipirten Frack — aber wie auch solche „subjective Anschauungen" mehr sein können und weniger chaotisch als ein Brockentanz am Herensabbat, das kann der Meister uns zeigen, der es selber seinen „Kniff" genannt, daß er die Fähigkeit besessen, mitten in der Glut des Empfindens ein Sturzbad des Denkens über sich zu gießen.

10. Recapitulirendes.

Auch nicht blos inactiv, contemplativ ist das Gemüth; es hat auch seine Schnellkraft, seinen Thatendrang: von ihm fortgerissen sehen wir einen Alexander die Welt erobern, und selbst in die römische Verstandessouveränetät regnete es einmal als kolossale Anomalie hinein in Gestalt jenes Scipio mit dem Schwärmerauge und dem Dichtersinne, der in Hispanien Priester des Hymen ward und gebrochenen Herzens das Testament schrieb: ne ossa quidem habebis; — es ist nicht „ganz Impressionabilität“ — gibt seine Spontaneität nicht völlig dran; — es schwelgt nicht blos in Gefühlen einer thatlosen Sentimentalität; es legt auch Hand ans Werk, eilt als barmherzige Schwester ans Krankenbett, aufs Schlachtfeld, und nicht „um Gottes willen“ in frommer Schwärmerei, sondern aus Menschenliebe. Es kennt auch andere Verzückungen als die der Ekstase, die so leicht in Ernüchterung matt und lahm wird — es läßt seine Bewunderung gern zu Begeisterung durchglühen von jenem Funken, der aufsprüht im Contact von Wille und Intellect, wo die kalte Bewunderung des Aesthetikers für das Schöne und Erhabene, vom Pulsschlag des Herzens durchzuckt, in chemischer Galvanisation sich umsetzt in Begeisterung für das Gute und Heilige — und den, der die Kette zu schließen versteht, heißen wir einen Gemüthsdichter. — Ueberall hat es das Bedürfniß, das Aeußere zu „verinnerlichen“ — darum kann es auch so still sein, so ganz vom eigenen Reichthum zehrend, so ruhig „treuherzig“, so „zuthulich“ und wieder so „menschenscheu“, so mimosenhaft zurückbebend vor jedem neugierigen Betasten, denn die Hand der Brutalität, seines rohesten Feindes, kann es nur zerknittern; — so „ungebrochen“ naiv und wieder so tief in sich zerklüftet, so zerrissen — denn je inniger das Empfinden, das Fühlen, auf desto tiefern Boden gehen auch die „Zerwürfnisse“

hinab — flickt und leimt was und wo ihr wollt, nur nicht an getrennten Herzen — die müssen wieder zusammenwachsen — so mögt ihr den Gärtner fragen, wie er den abgeknickten Ast, den zerspaltenen Stamm verbindet mit Baumwachs, damit aus zwei wieder eins werde — und Bast und Baumwachs holt von den fleißigen Bienen: der unermüdlichen Liebe, der unwankenden Treue!

11. Das Gemüth in der Religion.

Aus dem Gemüth steigt jedes Vorgefühl auf, jede Ahnung *), frohe wie bange. Ohne Gemüth gäbe es keinen Glauben und keinen Aberglauben — keinen Fanatismus und keine Toleranz. Aber das blos überlieferte Glauben, die blos traditionsmäßige Superstition, wie sie sogar ganze Völker voneinander entlehnen (z. B. die Römer von den Etruskern) sammt allem traditionell-officiellen Hokuspokus von Auspicien, Haruspicien, Augurien ist ein bloßes Destillat ursprünglichen Gemüthsinhalts, in kalte, trockene Köpfe gegossen. Nur der rein individuell sozusagen anerlebte „Aberglaube", Tagewählerei und Beachtung nur ganz bestimmter, gewissermaßen congenialer Vorzeichen, ist ein Sohn des Gemüths — geboren aus der Opposition gegen den deistischen Mechanismus eines verflachten Rationalismus. „Verflachten" sage ich, weil der echte, ursprüngliche Rationalismus seinerseits ein Kind ist des Pietismus, dieser gemüthsinnigen Auflehnung wider die versteinerten Systeme eines jeder Gemüthsbeziehung bar gewordenen Orthodoxismus. Als die „Geistlichkeit" selber ihr „χάρισμα" säcularisirt und sich degradirt hatte

*) Und jener Doppelsinn des einen Wortes, den die Doppelschreibung „ahnen" und „ahnden" aufheben sollte, er findet seine Vermittelung in dem Ausdruck „zu Gemüthe führen", wie ja auch das früher (I, 71) erwähnte schwäbische „ahnd thun" für „sehnen" und „bangen" einen Gemüthszustand bezeichnet.

zu Zolleinnehmern an den Schlagbäumen des Lebens, blos auf Sporteln und sonstige „Gerechtsame" ihrer Pfründen bedacht: da erzeugten Glaube und Gemüth miteinander den Protestantismus; — als das Apostolat zu theologischen Schulen, d. i. Dogmenfabriken, erniedrigt war und die Kirche sich nicht mehr schämte, sich selber ein „Etablissement" („Established Church") zu nennen: da rettete sich das Gemüth ins Independententhum; als die Bigoterie zum Hofton geworden, flüchtete sich das Gemüth zu den Jansenisten und in den Quietismus; als die Orthodoxie alle Keime innerlicher pietas mit Indifferentismus überschüttet hatte, lebte das Herz wieder auf in Conventikeln — und der Satz Gutzkow's in der neuen Vorrede zur Wally: „der Phrenolog müßte am Atheisten ein ausgebildetes Organ für Religion entdecken können", ist mehr als ein leeres Paradoxon; denn das Echte und Wahre an jedem religiösen Gefühl — das metaphysische Bedürfniß — bleibt unentwickelt nur am indifferenten Philister und am — doctrinären Theologen, der alles mit scholastischen Formeln, also mit dem Kopfe, abthut. Wie ehrwürdig ist dagegen gehalten selbst noch der schalste Rationalismus! Der wurzelt doch wenigstens in einem, wenn auch noch so oberflächlichen, noch so wenig in die Tiefe packenden, ethischen Erleben — und ohne ein solches gibt es gar keine Religion, es sei denn die der bloßen Furcht und Superstition. So erklärt es sich auch, daß die Casualreden der Theologen „von etwas freierer Richtung" meistens, und zwar auch im Abstand von den sonntäglichen Allgemeinproben ihrer eigenen Beredsamkeit, sich durch An- und Ausklänge tiefern Mitempfindens aufs vortheilhafteste auszeichnen vor den dogmatischen Ruminationen der „streng kirchlichen" Geistlichen bei gleichen Gelegenheiten. Mag auch der rationalismus vulgaris neben der Kritik moderner Philosophie sich ausnehmen wie alte Oellampen, die man inmitten neuer Gasflammen brennen läßt: er steht doch an Ehrlichkeit unendlich hoch über der Laternen-Auslöscher-

Gilde der heimtückischen Obscuranten. Mag solch düster glimmender Docht auch zunächst nur dienen, den Contrast zum neuen Licht anschaulich zu machen, so soll man darüber doch nicht der schuldigen Dankbarkeit vergessen und drin die nützliche Mahnung erkennen, daß man auch vorher *nicht ganz* im Dunkeln tappte. Denn mag auch der moralisirende Rationalist zu den theologischen Detaillisten gehören, so ist er doch als solcher noch unendlich viel respectabler, als der vulgäre Orthodoxe, der theologische Bankier, der mit lauter Papier, mit bloßen Schein-Valuten, operirt — denn man soll niemand einen Vorwurf daraus machen, wenn er es nicht bis zur ersten Zunftklasse, zum Grossirer oder Mystiker, bringen konnte — dazu gehört ein gutes Erbtheil oder „Speculation" ins Große und Weite. — Die gewöhnlichen Pfarrer und Theologieprofessoren könnte man gar bloße Spediteure der Religion nennen.

Im Gemüth liegt endlich auch der Unterschied zwischen Gleichgültigkeit und Duldsamkeit, deren gemeinsamer Gegensatz der Fanatismus ist. Der Fanatiker — in Staat wie Kirche — muß einen „harten Kopf" haben, unfähig, je einer Individualität gerecht zu werden. Deswegen hat man gemeint, der Fanatismus sei überhaupt und ausschließlich nur Sache des Kopfes. Allein dem kann nicht so sein, weil der völlige Mangel an Objectivität ohne eine Willensbetheiligung nicht denkbar ist. Denn auch dem bornirtesten Intellect muß noch der Wille den Riegel vorschieben, um ihn zur einen Hälfte der Voraussetzung alles Fanatismus geeignet zu machen. Der *blos* Bornirte wird indifferent, nicht fanatisch sein. Und umgekehrt: wo Gemüth und Wille ins Spiel kommen, kann selbst der erleuchtete Kopf dem Fanatismus anheimfallen (Beispiele: Paulus schon als Saulus, Luther, Cromwell, Robespierre, Proudhon). Der zweite Bestandtheil des Fanatismus ist die Engherzigkeit, die Unfähigkeit, sich über den Umfang der eigenen Persönlichkeit hinaus und in fremde Anschauun-

gen, Ueberzeugungen, Stimmungen und Gesinnungen hineinzuversetzen. Insofern hat die Fähigkeit zur Toleranz etwas Verwandtes mit der künstlerischen Gestaltungskraft, insbesondere mit der seit Solger sogenannten Ironie des Dichters; und es leuchtet ein: fanatisches Versessensein auf irgendein Parteien-Credo ist mit wahrhaft freier Kunstschöpfung im Grunde unvereinbar — das ist die Schranke Calderon's wie der heutigen Prärafaeliten oder Nazarener unter den Malern. Deshalb ist auch echter Kunstgenuß schwer verträglich mit Intoleranz in irgendwelcher Form. Darum haben alle wirklichen Fanatiker eine gewisse instinctive Scheu vor dem Freiheitsgeist des wahren Dichters — denn der kann blos beschämen oder muß tauben Ohren predigen, wo es sogar an so viel Objectivität fehlt, als erforderlich ist, um zu begreifen, daß viele Wege nach Rom führen, daß auch die disparatesten Meinungen sich noch irgendwie werden einordnen lassen in den allgemeinen sittlichen Kanon. — Jede tendenziöse Kunst, die als solche Propaganda machen will, widerstreitet also schon dem Princip der Toleranz; denn diese trägt kein Verlangen zu nivelliren, hält nicht in abstoßender Selbstgefälligkeit unbedingt den eigenen Standpunkt für den einzig richtigen — hat vielmehr Sinn für das „Eigenartige" in fremder Natur und Auffassung. Drum steht den Deutschen mit ihrer kosmopolitischen Gerechtigkeit — einem Ausfluß, nicht einem Gegenstück ihres nationalen Gemüths — ein Zug von Fanatismus am allerwenigsten an. Als sie die Inquisitionsrichter verjagten, blieben sie sich selbst getreu — und Luther's Gemeinde braucht nicht wie die Calvin's Buße zu thun in der Asche eines Scheiterhaufens. — Wenn aber Jean Paul sagt, die wahre Toleranz sei auch tolerant gegen die Intoleranz, so sei uns das eine Aufforderung, auch unsere fanaticuli mit nicht schärfern Waffen als denen des Humors uns vom Leibe zu halten.

12. Das Gemüth in der Schule.

Mit all dem vielen Gerede deutscher Erziehungsschriften und pädagogischer Journale über „Gemüthsbildung“ auf und ohne Schindler'sche Preisfragen ist nichts Sonderliches erreicht worden. Entweder lief das Ganze hinaus auf die Frage nach dem, was man auf Neudeutsch die „erziehliche“ Seite des Unterrichts nennt — gehört also unter das Modificabilitätsproblem — oder auf einen mehr oder minder fanatischen Angriff gegen die sogenannte einseitige Verstandesbildung und ihre katechetische oder pseudo-sokratische Methode — und da sollte denn auf dem Wege des Memorirens der religiöse „Stoff“ „an-, ein- und durcherlebt“ werden.

Dies ephemere Gezänk sei nur erwähnt, um hiermit zugleich an seinen Ort gestellt zu sein. Das Gemüth in der Schule ist etwas ganz anderes. Das ist ein lebendiges Verhältniß zwischen all ihren Gliedern, das Gegentheil von allem kalten bloßen Miethlingswesen der Stundenhalter und Einpauker — denn im Vergleich mit dem heutigen „Einpauken“ war weiland das „Einbläuen“ noch ein höchst „gemüthlicher“ Ausdruck patriarchalischer Zusammengehörigkeit.

Wollt ihr wissen, was Gemüth in der Schule ist, so seht dem Lehrer ins Auge, wenn sein Blick hinschweift über die junge Schar und er die innere Ahnungsstimme aushorcht: was wird aus dem oder aus der da einst werden? Und zuweilen kommt's dann über ihn wie mit einer wunderbaren Sehergabe: dann schaut er vielleicht die farbenprächtigsten Blumen zuerst hingemäht, — nicht blos von der mildern Sichel des Schnitters, der da Tod heißt, — nein, geknickt vom Hagelschauer oder vergiftet vom Melthau der bösen, bösen freta anni (so nennt Lucrez die Uebergänge zwischen den Jahreszeiten) und andere, die jetzt wie struppig Dorngebüsch auf dem weichen

bunten Wiesenteppich dastehen, sieht er im Geiste erstarkt zu harten Eichen — von Sturm und Feindschaft nur fester gewurzelt. Aber auch andere, mehr persönliche Vorgefühle beschleichen das Herz des Erfahrenen: er weiß, was es auf sich hat mit Schülerdank — die verhätschelten Lieblinge lohnen dem Lehrer nicht anders wie den Aeltern: freundliches Wohlwollen für Schwäche nehmend, misbrauchten sie es zu Tücke und Schabernack. Doch, wie zur Ausgleichung, hält auch der trotzig danebensitzende Murrkopf dem nicht Wort, was jetzt aus seinen Mienen zu sprechen scheint: „einst wird kommen der Tag", dann bricht bei ihm die Einsicht durch: „man meinte es doch gut mit mir — an mir lag's, daß mir nicht freundlicher begegnet ward" — und er geht an das Grab des längst zur letzten Ruhe Gebetteten — und die herbe Manneszähre, die dort den spärlichen Rasen netzt, ist ein später Dankeszoll, köstlicher denn Edelgestein und — silberne Pokale. — Doch zuweilen labt uns Lehrer noch bei Lebzeiten auf einer der Wüstenstationen eine süße saftige Frucht, welche eine uns fast fremd gewordene Hand darreicht, und wir vernehmen dabei Worte, die das hindorrende Herz erfrischen: „Sie wuchs aus einem Samenkorn, das du einst hinstreutest, dessen nicht achtend, ob blos ein steinicht Erdreich dich umgebe — und ich habe sie gehegt in einem treuen dankbaren Herzen, der Stunde harrend, wo ich dich damit erquicken könnte. Langsam ist der Baum herangewachsen auf dem entlegenen Ackerfelde, langsam gereift, was er getragen — aber zum Gastgeschenk für dich ist's nicht zu spät geworden." Und wem einmal also geschehen ist, dem mögt ihr's gönnen, daß er glaube, es gebe noch andere Erdenflecke, die er nie berührt auf seiner Reise durch die Daseinsöde und wo doch auch solch süße Labe ihn empfangen würde — denn solcher Glaube hält den Muth aufrecht im Verzagenwollen, wenn nur Stein und Kies uns zu umstarren scheinen. — Uebrigens gibt es ja keinen andern Stand, an dessen Augen so anschaulich wie an dem des

Lehrers vorübergeht, was schon Homer gesungen (Iliad., VI, 146 fg.):

> οἵη περ φύλλων γενεή, τοιήδε καὶ ἀνδρῶν.
> φύλλα τὰ μέν τ' ἄνεμος χαμάδις χέει, ἄλλα δέ θ' ὕλη
> τηλεθόωσα φύει· ἔαρος δ' ἐπιγίγνεται ὥρη·
> ὣς ἀνδρῶν γενεὴ ἡμὲν φύει, ἠδ' ἀπολήγει.

und noch Freiligrath ihm nachgesprochen:

> Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
> Und nun und nimmer träger Stillestand;
> Man sieht sie auf-, man sieht sie niederwehen —

und wer wissen will, was das mit dem Gemüth zu thun habe, der schlage seinen Hamlet auf, um zu erkennen, wie Treue gegen alles, was geschieden ist, heißer noch im Herzen glüht, als frische Lust am Gegenwärtigen. Es geschieht nicht blos zwischen Lehrern und Schülern, daß das geknüpfte Freundschaftsband erst zum Bewußtsein kommt, wenn Trennung durch Raum oder Zeit ihr Zerren dran begonnen: Briefe pflegen eifrigere Freundschaftszeugen zu sein als Gespräche.

So kann denn auch in den Unterricht als solchen ein Gemüthselement nur durch die Beziehung auf lebendige Verhältnisse hineinkommen, und es ist von selber klar, daß der eine Unterrichtsstoff hierzu mehr, der andere weniger Gelegenheit bietet — die Mathematik in abstracter Reinheit z. B. gar keine. Aber der Stoff allein macht es wahrlich auch nicht, sondern jene Methode, von welcher man gesagt hat, sie bestehe in der Persönlichkeit des Lehrers selber. *) Was die bloße Dressur zu Wege

*) Dahinter sind sogar schon die Engländer, trotz ihrer matter-of-fact-education gekommen. So habe ich irgendwo (wenn ich mich recht entsinne, in den ersten Jahrgängen von Boz-Dickens' Household-Words) unter der Ueberschrift School-keeping die Sätze gefunden: „There is no method that may call itself the method of education. . . . Every teacher must work for himself as every man of the world works for himself. In the school as in

bringt, darüber mag man aus Goethe's „Egmont" zwei einander ergänzende Aeußerungen vernehmen: Jetter's Schilderung der aufmarschirenden Spanier: „Diese Kerle sind wie Maschinen, in denen ein Teufel sitzt", und des zum Tode schreitenden Helden Zuruf: „Diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüth." Wie es einen Religionsunterricht gibt, der blos dem entspricht, was das vorige Kapitel über Kopfreligion sagt, so versündigen sich auch nicht allein zahllose Geschichtslehrer an dem jugendlichen Gemüth durch einseitiges Tractiren des Gedächtnißmäßigen oder Pragmatischen, sondern ebenso viel Lehrer des Deutschen begeben sich sogar in den Lektürestunden mit ihrer Interpretation auf Abwege in die dürren Heiden der blos grammatischen, stilistischen, rhetorischen oder meinetwegen auch ästhetischen — wo nicht gar kritischen — Erklärungsweise. Daß z. B. „Die Kraniche des Ibycus" noch zu etwas anderm gut sind, als um einen Excurs über das antike Theater und die Choraufstellung nach Aeschylus dabei anzubringen — was man denn wol „ästhetische" Behandlung nennt — davon hat mancher Philologe so wenig eine Vorstellung als mancher Becker-Wurst-Schüler davon, daß sich ans prosaische Lesestück auch noch etwas anderes an-

---

the world every man must be himself, if he would have more than a spurious success: he must be modelled upon nobody ... another man's plan, that he approves, he must assimilate to the nature of his own mind and of his own school before he can adopt it. . . . Each teacher should take pains not to make an abstraction of himself; but to throw the whole of his individuality into his work, to think out for himself a system that shall be himself; that shall be animated by his heart and brain, naturally and in every part; that shall beat as it were with his own pulse, breathe his own breath, and, in short, be alive. . . . No man can be a good teacher who is a cut and dried man without any particular character: his individuality must be strongly marked. . . . He must honour a child or he cannot educate it. . . . Anything cannot be made of any boy or girl, but something can be made of every child, which shall be satisfactory, and good, and useful.

knüpfen lasse als eine Erörterung über das Verhältniß der Satz- und Periodenglieder zueinander. Und wie ängstlich hat man in den historischen Stunden das Parallelenziehen verpönt, als müßten die Jungens gleich zu Rebellen werden, sobald man ihnen etwa einmal die secessio plebis mit einem modernen Arbeiterstrike vergleicht und dadurch erst der Fabel des Menenius wirklich Leben und Verständlichkeit verleiht. Und wie diejenige Naturbetrachtung auf das Gemüth wirkt, welche am Seelenleben der Thiere die Menschenähnlichkeit, an der Pflanze die fast unerschöpfliche Symbolik herauskehrt, das mag man sich vom Meister Masius lehren lassen — und ein paar Beispiele aus der sinnigen Metempsychosenlehre der Hindu können dabei zu weiterer Illustration dienen.

Die Summe aber alles dessen, was vom Gemüth in der Schule sich sagen läßt, ist befaßt in die Worte Petrarca's: „Jede Lehre greift um so tiefer ins Herz der Zuhörer, je geliebter der Lehrer ist.“

13. Fortsetzung. Das Gemüth in seiner potenziellen Ursprünglichkeit und actuell als Product der Civilisation.

Wenn es nun aber nach allem Bisherigen nicht zweifelhaft sein kann, daß uns das Gemüth mehr ist als ein bloßes Product der Einzelerziehung, so ist damit doch noch nicht die andere Frage erledigt, welche Theodor Waitz in seiner „Anthropologie der Naturvölker“ so entschieden zu bejahen scheint: ob es denn nicht wenigstens für ein Product der Civilisation zu halten sei. Und so viel läßt sich allerdings nicht verkennen: der Unterschied zwischen der elementar-einfachen Charakterologie der uncultivirten sowie aller ältern Völker und der der modernen Persönlichkeiten tritt ja so stark im Gemüthsleben als wie in der Differenz intellectueller Ausbildung hervor. Was in Hinsicht hierauf Waitz vorbringt, z. B. über die historischen Voraus-

setzungen gewisser ethischer Verhältnisse: festes Eigenthum, geschlossenes Familienleben u. s. f., bleibt aller Beachtung werth, sofern dadurch nachgewiesen wird, daß dem einzelnen der Inhalt seiner Individualität nur in einigermaßen complicirten Lebensverhältnissen zum Bewußtsein kommen kann; in diesem Sinne spricht man ja von einem „reichen Erleben". Aber das implicirt noch keineswegs die Conclusion, welche Waitz daraus folgern möchte: die Capacität für solchen Lebensgehalt sei bei allen Rassen und Völkern als eine ursprünglich nicht ungleiche anzusehen.

Die naiven Naturvölker haben offenbar eine simplere Charakterologie als wie die „raffinirtern" Nationen einer modernen Civilisation — schon der Sprachvorrath der verschiedenen Stämme und Rassen deutet auf eine derartige Verschiedenheit — noch deutlicher beweist ihn die Geschichte der einzelnen Sprachen — auch die in ihrer äußern Gestaltung schon abgeschlossene Sprache greift zu immer neuen Metaphern für die Bezeichnung psychischer Zustände und Merkmale — es gibt solcher Bezeichnungen nicht wenig, deren Entstehung nachweisbar nicht über dies Jahrhundert hinausreicht, andere, welche erst in der gegenwärtigen Generation aufgekommen sind. (Der jetzige Gebrauch des Wortes „Humor" findet sich in seinen ersten Spuren nicht vor Shakspeare's Zeitalter — „sentimental" und dessen Uebersetzung „empfindsam" stammen aus dem vorigen, „zerrissen", „blasirt" gar erst aus unserm Jahrhundert.) Aehnliches läßt sich am Lateinischen nachweisen — die augusteische und nachaugusteische Zeit, die man deshalb die „subjectivere" nennt, durchbrach in Dichtern wie Ovid und Psychologen wie Seneca manche Schranken, welche der Geradlinigkeit des altrömischen Wesens unüberwindlich gewesen waren — und manche, wie man meinen sollte, ziemlich einfache charakterologische Ausdrucksweisen fehlten dem Latein gänzlich (sein „animus" bleibt unserm „Gemüth", sein „pectus" unserm „Herz" sehr fern), während es gewisser Nuancen mächtig war, die uns abgehen — so

gibt z. B. unser „wild" das Gemeinsame von sævus und atrox nur sehr unzureichend wieder. — Zu einer Vergleichung der modernen Sprachen untereinander nach diesem Gesichtspunkt mag hier nur aufgefordert werden — die Details gehören in die vergleichende Ethnographie — und an dieser Stelle kam es nur darauf an zu constatiren, wie das Gemüth in seiner potenziellen Existenz von seiner Actualität zu unterscheiden ist.

Gewissermaßen ist das Gemüth überall nur ein Potenzielles und verhält sich als solches zum actuellen Einzelgefühl wie der Trieb zur wirklichen Empfindung; oder genauer: das Gemüth ist ebenso ein Streben nach Gefühlen, wie der Trieb ein Streben nach Empfindungen. Als solche Anlage angesehen können wir aber so wenig geneigt sein, allen Völkern in gleichem Grade Gemüth beizulegen, daß sogar innerhalb einer und derselben Nation derartige Differenzen von uns behauptet werden. Die Erwägung der verschiedenen Naturbedingungen kann uns hieran nicht irre machen — und nicht etwa blos sein freundliches Hügelland ist es, was den Schwaben zu sichtlicherer Gemüthserweisung anregt als wie den kältern Norddeutschen seine Tiefebene. Die benachbarten alemannischen, fränkischen und bairischen Stämme theilen sich wenigstens strichweise mit dem schwäbischen in ganz ähnliche Naturverhältnisse, während ihre eigenen Wohnsitze in diesem Betracht gar sehr variiren — und doch bleiben die wesentlichen Merkmale jedes einzelnen Stammes auch unter den mannichfaltigsten Abweichungen ihrer Naturumgebung (Hochgebirge, Plateau, Tiefthäler u. s. f.) im ganzen constant..

Ueberdies darf man nicht ohne weiteres an den äußern Zeichen des Gemüthslebens auf dessen intensive Natur schließen: da greifen Sitte, Tradition und Convenienz weit hinein, und schon der Säugling steht unter deren Einfluß, wenn er so oder so die Liebkosungen erwidert, die ihm zutheil werden. Zartere Formen sind nicht allemal ein zuverlässiges Zeugniß für größere Zärtlichkeit.

Wenn die hysterische Salondame ihr Kind verhätscheln läßt, so ist das kein sicheres Symptom für innigere Liebe, als wenn die Indianermutter ihren Säugling huckepack durchs Felsengebirge trägt. Und der gedankenlose Jubel, mit welchem manch eitler Vater die Geburt des „Stammhalters“ begrüßt, verräth wahrlich kein tieferes Gemüth als wie jene Wehklage, mit welcher einst der „barbarische“ Thrazier und noch heute die „wilde“ Rothhaut den Neugeborenen empfangen. — Die Erfindsamkeit für neue Caressen aller Art in unsern Tagen streift ohnehin schon an die Unnatur überreizter Nervosität und damit an höchst bedenkliche Thatsachen des sogenannten Culturlebens.

Wie das sittliche Wollen, so kann auch das Gemüth durch Erziehung, Beispiel, Bildungsatmosphäre wohl geweckt, aber nicht geschaffen werden. Und insbesondere sollten diejenigen, welche uns gern an die „Roheit“ der sogenannten niedern Stände verweisen, nicht vergessen, daß was aus jenen Regionen an die uns sichtbare Oberfläche dringt, eben nur die wildern Elemente zu sein pflegen.

So ist es denn freilich nicht gleichgültig für die „Gemüthsbildung“, ob man in Geschichte, Geographie und Naturbeschreibung nur trockene Nomenclaturen, Data und deren locale oder causale Beziehung zueinander vornimmt, oder etwa in der Zoologie das Seelische am Thiere, in der Botanik das Symbolische an der Pflanzenwelt mit berücksichtigt; und die Erträge einer Fußtour sind andere, je nachdem man dieselbe blos als Marschübung betrachtet, oder die Gelegenheit wahrnimmt, das Auge an das „leihende“ Beseelen der Landschaft zu gewöhnen, was noch viel mehr dem Gemüthe als der blos ästhetischen Anregung zugute kommt. Denn das Gemüth ist der Prediger des Pantheismus in uns — in ihm zittert klarer oder dunkler bewußt das: „in allen Räumen eines nur.“ Das Sich-wieder-erkennen in allem Seienden — das Tat twam asi der Brahmanen — belebt schon das Kind in seinem Spielen mit der Puppe oder deren Surrogat, wenn es dahin

zurückträgt, was es für sich selber erfahren. Das Gemüth ist es, was den Dichter in uns antreibt, alles zu personificiren — den harten Stein erwärmend zu beleben und auch noch die kahlste Abstraction zu hypostasiren — im Gemüth haben alle anthropomorphischen und alle anthropopathischen Attribute der unbelebten Natur wie der Götterwesen ihre Quelle. — Und wie das Gemüth so sich ins andere hinausversetzt, so will es auch das andere in sich hereinnehmen: darum ist das Gemüth die unermüdliche Triebfeder psychologischer Beobachtungen. Weil er Gemüthsmensch ist, muß Hamlet alles, was ihm vor Augen kommt, bereflectiren: die Kunst des Schauspielers wie das Gewerbe des Todtengräbers, Horatio's erhabenen Gleichmuth wie der Mutter Verführbarkeit, Laertes' Schmerz um die Schwester wie — sein eigenes Thun und Lassen, und aller seiner Studien Ziel faßt er viel bündiger als Schiller's „Schlüssel" in das kurze Wort zusammen (V, 2):

to know a man well, were to know himself.

Weil aber

Nie erfreute sich des Lebens,
Wer in seine Tiefen blickt,

so steht tiefe Gemüthsdyskolie zur Menschenkenntniß zugleich im Verhältniß des Nährenden und des Genährten.

14. Das Gemüth als Form des Geselligkeitstriebes.

Selbst noch in der abgeblaßtesten Erscheinungsweise des Gemüths tritt diese Natur eines Bedürfnisses nach homogener, unserm eigenen Wesen gleichartiger Umgebung an ihm hervor. „Gemüthlich" fühlt sich jeder nur unter seinesgleichen, wo er in seinem Esse (nicht blos: à son aise) ist — und der vollendetste Comfort kann die Behaglichkeit nicht ersetzen, welche nur aus derjenigen Geselligkeit uns entgegenweht, die

uns zusagenden Gemüthsstoff im Gespräch behandelt. Denn was anders ist das Gefühl des Behagens, als diejenige Stimmung, welche den Wunsch mit sich bringt, in dem gegenwärtigen Zustande verbleiben zu können, wozu die Abwesenheit äußerer und innerer Unruhe wie jeder Art von Unbequemlichkeit die unerlaßliche Vorbedingung ausmacht? Dem flotten Bruder Studio ist seine rauchdurchwölkte „Kneipe“ das gemüthlichste, weil's da zum Glase die Neuigkeiten von der Mensur und dem jüngsten Straßenunfug gibt; dem philiströsen Kannegießer seine Bierbank, weil da von allen Seiten raisonnirt wird; dem gemüthlichen Grobian, dieser in gewissen Strichen Deutschlands üppig wuchernden Schlingpflanze, jede Gesellschaft, in der er „kein Blatt vors Maul zu nehmen“ braucht; dem treuen Hausvater sein Familientisch, weil da der Kinder Freud' und Leid zur Sprache kommt; dem Schöngeist der ästhet'sche Thee, weil da Kritik und Witz sich üben; dem kokettirenden Backfisch der Lieutenantsball, weil es da Faditäten regnet; der médisanten Frau Base der Nachbarin Kaffee, weil da der neueste Klatsch aufgetischt und durchgekaut wird; dem Verliebten des Freundes Herz, weil hier man austauscht,

> Was, von Menschen nicht gewußt
> Oder nicht bedacht,
> Durch das Labyrinth der Brust
> Wandelt in der Nacht —

und einem Sokrates die Nachfeier des Symposium, wann die Schwätzer schlafen, aber Diotima wacht.

Danach könnte es scheinen, als ob die „gemüthliche“ Geselligkeit den einfachen Gegensatz zur langweiligen bildete; allein gerade die „Langweiligkeit“ der conventionellen „Gesellschaften“ hat zum Theil ihren Grund mit an deren „Steifheit“. Ein jeder fühlt sich da ungemüthlich, wo er durch Formalitäten beengt, durch Beobachtetwerden von allen Seiten sich „genirt“ weiß. Wo

selbst die edle, jeder Roheit abgesagte Individualität sich lästigen Zwang anthun muß, da waltet das Gegentheil der Gemüthlichkeit, woraus es sich zugleich erklärt, daß diese für den rohen Menschen allerdings mit wilder Zügellosigkeit und ungebundenem Lärmen zusammenfällt — wie etwa auf Tanzböden für Matrosen und diesen ebenbürtige Frauenzimmer. Nur gleichgestimmte Gemüther können auf traulichem und vertraulichem Fuße miteinander verkehren; aber

jede Würde, jede Höhe,
Entfernet die Vertraulichkeit;

denn wenn jene auch nicht allemal Respect, Achtung oder gar Hochachtung hervorruft, so bringt sie doch sicherlich das zu Wege, was uns — mehr noch als den Franzosen selber — der Ausdruck „sich geniren müssen" besagt. (Bezeichnenderweise fehlt dem Engländer ein dem entsprechendes Wort gänzlich.) — Es ist aber dieselbe Wirkung in entgegengesetzter Richtung, daß es dem feinen, im besten Sinne „nobeln" Sinne nicht geheuer ist, wo kecke Gemeinheit ihren frechen Herausforderungen freien Lauf lassen darf.

Diese Seite des Gemüths, nach welcher es als Bedürfniß sich kundthut, den Inhalt des eigenen Gefühls mitzutheilen an fremdes Mitgefühl, unterliegt, wie sich von selber begreift, am leichtesten einer Verkümmerung; denn ihre Entfaltung ist von tausend Zufälligkeiten abhängig. Schon mancher glaubte sich im Gewühl der Großstädte

unter Larven die einzige fühlende Brust,

vielleicht in demselben Augenblicke, wo seinen Arm einer streifte, der in gleicher Seeleneinsamkeit sich verzehrte; — schon manchen trieb die Weihnachtsabendstimmung mit ihrem unerträglichen Heimweh in die „Ressource", die so zum Lazareth unzähliger Heimatlosen wurde — aber die Addition negativer Größen gibt nun und nimmer eine positive — tausend Vereinsamte machen zusammen doch noch keine Gesellschaft aus — es muß ein Multiplicator

da sein, und dazu genügt vollkommen die Verdoppelung — aber das Löthmetall der edeln Amalgame bleibt ewig nur — das Gemüth. Blos die gemeinen Mischungen können solchen Menstruums entrathen.

Was aber auf seiten des Subjects hierbei das Gemüth ist, das drückt als Beiwort des objectiven Verhältnisses das ebenso einzig dastehende deutsche „traut" aus. — Denn anklingend an „treu" und true bezeichnet es dasjenige, wobei es unserm Gemüth wohl und heimisch ist, weil es im Schose gegenseitigen Vertrauens sitzt. So gibt es nicht blos traute Freunde und eine traute Heimat, sondern auch traute Stunden und ein trautes Beisammensein, und keine passendere Verwendung konnte es geben als in Max von Schenkendorf's „Muttersprache".

Wem aber das Glück die Gunst versagt, daß er den Widerhall finde in fremder Brust, der muß sich in sich selber verhärten. Da gibt es den bittern Bodensatz des Unverstandenseins, der niemals sich niederschlagen kann in einem von Hause aus gemüthlosen Menschen. Weh dem,

dem Balsam zu Gift ward
. . . .
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eigenen Werth.

15. Die sogenannte Seelenverwandtschaft.

Wir Deutsche vertrauen der Hoffnung, gleichgestimmte „schöne" Seelen zu finden — der Franzmann behauptet: les beaux esprits se rencontrent — hat er keine „Seele" oder meint er etwas anderes? Will er nur sagen, daß Witzbolde manchmal in zierlichen Einfällen zusammentreffen, so gehen uns hier solche Aeußerungen des bloßen Intellects, an denen Zufälligkeiten der Zeit und Umstände auch ihren Antheil haben, gar nichts an.

Etwas Tiefergehendes umfaßt schon die „Congenialität“; sie ist nicht blos Sache des Kopfes, denn sie hat auch Gleichheit directer Willensstrebungen zur Voraussetzung — sie ruht auf einem Vorwalten desselben Grundgefühls und damit auf der Uebereinstimmung der ganzen Weltanschauung wenigstens in einigen wesentlichen Stücken, mögen auch andere — und nicht minder wesentliche — beträchtliche Unterschiede ergeben — sie äußert sich z. B. in der gleichen Lust an bestimmter Methode und bestimmten Gegenständen der Beobachtung — ist ohne ein bis zu gewissem Grade gleiches Hassen und Lieben nicht denkbar und scheint insbesondere in posodynischem Betracht allzu große Divergenz auszuschließen. So sind z. B. Schopenhauer und Flattich in Sachen des Primats des Willens congeniale Naturen und deshalb vielfach im Entdecken derselben Gesetze, im Auffinden derselben Gesichtspunkte, zusammengetroffen, so verschieden auch beider Auslegung des Koheleth sein mag.

Was aber der Deutsche mit dem so zart klingenden „Seele“ zusammenfassen will, soll uns in diesem Falle kein Kant'scher Paralogismus der reinen Vernunft zerpflücken — denn kann er es auch nicht gleich definiren, so fühlt doch jeder, daß es ein inniges Lob ist, wenn es von einem heißt: „das ist eine Seele von Mensch“ — und dieser Inbegriff wohlgefälliger Eigenschaften hat ja sein Zwillingskind gerade am deutschen, ebenso schwer zu definirenden als zu übersetzenden „Gemüth“.

Haben diejenigen recht, welche wie Haecker*) im aristotelischen Sprachgebrauch θυμός als Ausdruck für den negativ abwehrenden, ἐπιθυμία als den für den spontan begehrenden Willen bestimmen, so scheint in gewisser Beziehung „Gemüth“ das zwischen beiden neutrale, beiden entgegengesetzte Streben nach Selbsthingebung zu bezeichnen,

*) Programm des Kölnischen Realgymnasiums zu Berlin, 1863, Ueber die aristotelische Tugendreihe.

sozusagen die active Lust an dem Sich-passiv-verhalten; wie auch das homerische φίλον ἦτορ in der Selbstanrede vorzugsweise als dies Organ der Leidentlichkeit erscheint. So enthält es, wenngleich zunächst auch nur in negativer Fassung, eine weitere Nuance des Begriffs, daß wir unter „Gemüthsmenschen" uns solche vorstellen, welche die Isolirung nicht ertragen. Dies ergibt aber alsbald die affirmative Bestimmung: Gemüth ist die Vorbedingung jeder wirklichen Freundschaft im Unterschiede von der bloßen Association, gleichviel für was immer für Zwecke. Wer z. B. von seinen „politischen Freunden" spricht, kann ebenso gut wie derjenige, welcher nur „gute Freunde", d. h. Genossen geselliger Verbindungen, hat, zu denjenigen gehören, die vorneweg auszuscheiden sind, wo es sich um die Fähigkeit des Freundseins handelt. Hierzu genügt deshalb auch keineswegs die Gleichheit abstracter moralischer Qualitäten, auch der edelsten nicht. Manch hochherziger Mann blieb ebenso vereinsamt, weil „unverstanden", wie der selbstgenugsamste Egoist, der mit Richard Gloster sich sagt:

I have no brother, I am like no brother.
. . . .
I am myself alone
(Shakspeare, Third part of King Henry VI., Act V, Sc. 6.)

und aus demselben Gefühle heraus:

Richard loves Richard; that is, I am I.
(King Richard III., Act V, Sc. 3.)

Denn was hinzutreten muß, sind eben die Voraussetzungen für das gegenseitige „Sich-verstehen", und dieses fußt auf der materiellen Homogeneität, um nicht zu sagen Identität, der qualitativen Objecte individueller, „subjectiver", Neigungen; eine solche erzeugt praktisch Sympathie, Liebe, Zuneigung — theoretisch ein ästhetisches Wohlgefallen; simile simili *gaudet* ist eigentlich ein ästhetischer, „gleich und gleich gesellt sich gern" ein praktisch-ethischer Kanon;

und indem wir noch hinzufügen: gleiches wird nur von gleichem erkannt, mag auch der nordamerikanische Kritiker zu Worte kommen, welcher von dem Verfasser einer Geschichte seines Vaterlandes als Deutschem zu rühmen wußte: „er ist uns hinreichend ähnlich, um uns verstehen, und hinreichend unähnlich, um uns beurtheilen zu können.“ Die Kehrseite hierzu aber bietet die Erfahrung, daß wir im Verhältniß zu bloßen Gegnern manchmal leichter in einen subjectivistischen Eifer hineingerathen als eigentlichen Feinden gegenüber; denn Feindschaft kann in bloßen Situationen ihren Ursprung haben, Gegnerschaft aber geht hervor aus Differenzen der Ueberzeugung oder Gesinnung, und in diesem Stück von uns selber schlägt auch die Freundschaft ihre Wurzeln. So sehen wir auf deutschen Hochschulen jene Freundschaften entstehen, welche zwar keineswegs auf Commilitonen derselben Facultät beschränkt sind, wohl aber ein gleiches Interesse an allgemeinen Wahrheitsformen, bei aller Divergenz der Ansichten, Meinungen und Urtheile, zur Voraussetzung haben. So sehen wir im spätern Leben diejenigen einander näher treten, welche, trotz aller Abweichung in der doctrinären Fassung, auf dem gemeinsamen Grunde ähnlicher „Weltanschauung“ stehen. So schließen sich, trotz allen sonstigen Unterschieden, diejenigen inniger aneinander, welche einen beiderseits gleich tiefempfundenen Verlust — sei es in der Weite patriotischen Ringens, sei es in der Enge des Privatkreises — beklagen. So sehen wir über die Schranken von Alter, Geschlecht und Stand hinweg sich Hände fassen, welche nur ein tiefgeheimes Einssein ineinander legen konnte. Ja, es scheint „Seelen“ zu geben so universellen Wesens, daß wie mit Radien aus allen Richtungen vermöge eines allgemeinen Vertrauens die disparatesten Naturen zu diesem einen Centrum hin gravitiren.

Wir möchten diesen Kern, um welchen sich die sympathischen Elemente lagern, in einem speciellen Sinne und im Unterschied vom moralischen Charakter einer Indivi=

dualität, deren ästhetischen Gehalt nennen, zumal die Perception desselben sich auch auf einem analogen Wege vollzieht, wie die gemeinhin ästhetisch genannte. Denn meistens genügt ja schon der erste physio- und pathognomische Eindruck, um über Sympathie oder Antipathie zu entscheiden — und fast noch wunderbarer scheint's, daß dabei gewöhnlich sich gegenseitig Gleichartiges fühlbar macht, ja, nur derjenige dabei einer schließlichen Täuschung sich ausgesetzt zu finden pflegt, der den ersten Eindruck vergaß oder verwischen ließ durch spätere. — Hierbei möge man durchaus nicht etwa blos an die Mysterien der Geschlechtsliebe denken — für deren Ergründung Schopenhauer unbestreitbar mindestens die Bahn gebrochen — sondern an die Wurzel all jener scheinbar unmotivirten Zu- und Abneigungen, Herzlichkeit oder Malice, die wir sogleich für oder gegen gewisse Personen — und diese dann für oder wider uns — fassen, während die größere Mehrzahl kein aus der Gleichgültigkeit sich differentirendes Gefühl erweckt.*) Manchem ist manches Nähe drückend, unbehaglich, unheimlich, ohne daß er selber oder unparteiische dritte einen genügenden Erklärungsgrund anzugeben wüßten. Ein anderer gewinnt sofort unser „ganzes Herz", und wir möchten vor ihm dessen sämmtliche Falten auseinander-

*) Darum sollte nie dem Worte: Jugendfreundschaften sind die dauerhaftesten — seine Kehrseite als Ergänzung fehlen: in der Jugendzeit entstandene Feindschaften versöhnt wol kaum je das spätere Leben. — Die naive Empfänglichkeit der Jugend öffnet sich nicht blos weiter und tiefer der fremden Liebe, als das mistrauischer gewordene Mannesalter: das in der Jugend durch schroffe Abweisung einmal verletzte Gemüth hält sich zeitlebens mit kaum überwindlicher Scheu dem fern, von welchem ihm so einschneidende Härte der Behandlung widerfahren, und noch der Mann kann's dem nicht vergessen, der ihn einst als Knabe oder Jüngling tief gekränkt hat; während zwischen Leuten völlig gereiften Alters entstandene Mishelligkeiten, weil meist mehr äußerlich und oberflächlich bleibend, leichter eine — natürlich ebenso wenig durchgreifende — Ausgleichung zulassen.

schlagen. Dann wird sozusagen einer dem andern zum Farbenprisma, das alle Strahlen des Charakters sammelt, um sie zu buntem Spectrum wieder auseinanderzubreiten.

Was innerlich sich fremd ist, bringt das Leben, vollends das „Zusammenleben" und ein gemeinsamer Wirkungskreis, nur immer weiter auseinander; dann treten Unaufrichtigkeit und Mistrauen in unselige Wechselwirkung: jene verschweigt, und dieses thut, weil es sich etwas verschwiegen weiß, kränkende Fragen, die noch versteckter und verstockter machen. Umgekehrt muß alles dazu beitragen, zusammengehörige Gemüther fester miteinander zu verketten — selbst vorübergehende Differenzen können nur diesen Erfolg haben. Wo die Wurzeln zweier Gemüther fest in- und umeinander verschlungen sind, da wirken schwere und leichte Zerwürfnisse wie Stürme auf nebeneinanderstehende starke Bäume: sie festigen nur das Band der Einheit; und es wird als eine Wohlthat empfunden, wenn nach wiedergefundener Verständigung die Einigkeit um so besser garantirt ersteht: man hat alsdann erkannt, wie die Trennung ein bloßer Schein, lediglich Folge eines augenblicklichen Misverständnisses war, und ist der Harmonie in allen Tiefen um so gewisser geworden — fühlt sich einander enger verbunden als jemals. Man mag das in Analogie stellen zu der Ergänzung, welche neuerdings Châteaubriand's Ausspruch: „Vor der Religion sind Reue und Unschuld Schwestern", gefunden hat: „der wahrhaft reuige Mensch ist von dem Unrecht weiter entfernt, als er vor seinem Vergehen war": denn wie die Erfahrung im eigenen Schuldbewußtsein den Abscheu vor dem im innersten Wollen Nichtgewollten und Dochgethanen verschärft, so steigert sich nach einer echten Versöhnung zwischen tiefinnig verbundenen Naturen das Bewußtsein um all den gemeinsamen Inhalt beiderseitigen Fühlens, den momentane Einzelabweichungen nicht zu schädigen vermögen. Dagegen Klammern, welche zwei Bäume nur in der Krone zusam-

menschließen, halten nicht in Unwetter — dann stürzen die abgeknickten Aeste zerstreut zu Boden und die kahlen Stämme vereinigt nichts mehr. Jenes andere sind Trübungen wie Wolken, hinter denen die Sonne am Himmel stehen bleibt — bis sie untergeht in die Nacht des Todes. Je individueller aber die Zusammengehörigkeit zweier Menschen ist, je mehr sie, weil sie nicht sowol gleichförmig als symmetrisch sind in all ihren Umrißlinien, sich ineinanderschieben lassen wie zwei vielkantig verzahnte Hölzer, je mehr sie ganz und gar „zueinanderpassen", nicht etwa blos mit ein paar accidentellen Falten, sondern mit dem Allereigenthümlichsten in den Ecken und Flächen sozusagen ihrer charakterologischen Figur, sodaß sie einmal ineinander „gefügt" ein ursprüngliches Ganzes zu bilden scheinen, zu einer Gesammtform sich ergänzend, wie kreuz und quer ausgeschnittene Hälften zu einem Würfel: desto tiefer pflanzt sich auch die leiseste Erschütterung des einen fort auf den andern, und desto weher thut vollends ein Zerren des einen durch den andern. Dasselbe gilt ja sogar verallgemeinert: Menschen von flacherer Empfindungsweise können mit all ihrem Verletzenden uns gar nicht so ans innerste Seelenmark dringen, wie diejenigen, mit denen wir irgendein Heiligstes unsers Innern in gleichem Gefühl zu theilen uns bewußt sind. — Das ist es, was Hader zwischen Geschwistern, Ehegatten und sonstigen „Angehörigen" so viel giftiger macht als zwischen Fremden — und was unheilbar „entzweite" Freunde so viel weiter auseinander wirft, als wie von Hause aus einander Gleichgültige sich jemals trennen können. Und wiederum ist es hierzu nur die Kehrseite, daß auch die wohlmeinendste Theilnahme der glücklichern Gesunden und Geradlinigen uns wenig Erquickung, keine rechte Herzstärkung, zu bieten vermag, ohne daß damit ihr Mitgefühl oder ihr Gefühl überhaupt für ein oberflächliches soll ausgegeben werden.

Unverkennbar wirkt bei der „geistigen Verwandtschaft" das bestimmte Mischungsverhältniß und Mischungsproduct

schlagen. Dann wird sozusagen einer dem andern zum Farbenprisma, das alle Strahlen des Charakters sammelt, um sie zu buntem Spectrum wieder auseinanderzubreiten.

Was innerlich sich fremd ist, bringt das Leben, vollends das „Zusammenleben" und ein gemeinsamer Wirkungskreis, nur immer weiter auseinander; dann treten Unaufrichtigkeit und Mistrauen in unselige Wechselwirkung: jene verschweigt, und dieses thut, weil es sich etwas verschwiegen weiß, kränkende Fragen, die noch versteckter und verstockter machen. Umgekehrt muß alles dazu beitragen, zusammengehörige Gemüther fester miteinander zu verketten — selbst vorübergehende Differenzen können nur diesen Erfolg haben. Wo die Wurzeln zweier Gemüther fest in- und umeinander verschlungen sind, da wirken schwere und leichte Zerwürfnisse wie Stürme auf nebeneinanderstehende starke Bäume: sie festigen nur das Band der Einheit; und es wird als eine Wohlthat empfunden, wenn nach wiedergefundener Verständigung die Einigkeit um so besser garantirt ersteht: man hat alsdann erkannt, wie die Trennung ein bloßer Schein, lediglich Folge eines augenblicklichen Misverständnisses war, und ist der Harmonie in allen Tiefen um so gewisser geworden — fühlt sich einander enger verbunden als jemals. Man mag das in Analogie stellen zu der Ergänzung, welche neuerdings Châteaubriand's Ausspruch: „Vor der Religion sind Reue und Unschuld Schwestern", gefunden hat: „der wahrhaft reuige Mensch ist von dem Unrecht weiter entfernt, als er vor seinem Vergehen war": denn wie die Erfahrung im eigenen Schuldbewußtsein den Abscheu vor dem im innersten Wollen Nichtgewollten und Dochgethanen verschärft, so steigert sich nach einer echten Versöhnung zwischen tiefinnig verbundenen Naturen das Bewußtsein um all den gemeinsamen Inhalt beiderseitigen Fühlens, den momentane Einzelabweichungen nicht zu schädigen vermögen. Dagegen Klammern, welche zwei Bäume nur in der Krone zusam-

menschließen, halten nicht in Unwetter — dann stürzen die abgeknickten Aeste zerstreut zu Boden und die kahlen Stämme vereinigt nichts mehr. Jenes andere sind Trübungen wie Wolken, hinter denen die Sonne am Himmel stehen bleibt — bis sie untergeht in die Nacht des Todes. Je individueller aber die Zusammengehörigkeit zweier Menschen ist, je mehr sie, weil sie nicht sowol gleichförmig als symmetrisch sind in all ihren Umrißlinien, sich ineinanderschieben lassen wie zwei vielkantig verzahnte Hölzer, je mehr sie ganz und gar „zueinanderpassen", nicht etwa blos mit ein paar accidentellen Falten, sondern mit dem Allereigenthümlichsten in den Ecken und Flächen sozusagen ihrer charakterologischen Figur, sodaß sie einmal ineinander „gefügt" *ein* ursprüngliches Ganzes zu bilden scheinen, zu *einer* Gesammtform sich ergänzend, wie kreuz und quer ausgeschnittene Hälften zu einem Würfel: desto tiefer pflanzt sich auch die leiseste Erschütterung des einen fort auf den andern, und desto weher thut vollends ein Zerren des einen durch den andern. Dasselbe gilt ja sogar verallgemeinert: Menschen von flacherer Empfindungsweise können mit all ihrem Verletzenden uns gar nicht so ans innerste Seelenmark dringen, wie diejenigen, mit denen wir irgendein Heiligstes unsers Innern in gleichem Gefühl zu theilen uns bewußt sind. — Das ist es, was Hader zwischen Geschwistern, Ehegatten und sonstigen „Angehörigen" so viel giftiger macht als zwischen Fremden — und was unheilbar „entzweite" Freunde so viel weiter auseinander wirft, als wie von Hause aus einander Gleichgültige sich jemals trennen können. Und wiederum ist es hierzu nur die Kehrseite, daß auch die wohlmeinendste Theilnahme der glücklichern Gesunden und Geradlinigen uns wenig Erquickung, keine rechte Herzstärkung, zu bieten vermag, ohne daß damit ihr Mitgefühl oder ihr Gefühl überhaupt für ein oberflächliches soll ausgegeben werden.

Unverkennbar wirkt bei der „geistigen Verwandtschaft" das bestimmte Mischungsverhältniß und Mischungsproduct

dieses bestimmten Willens mit dieser bestimmten Intellects-erfüllung wesentlich mit; aber wenn wir uns auch keineswegs getrauen, in das hier doppelt misliche Detail weiter einzugehen, und uns bescheiden müssen, nur Möglichkeiten anzudeuten, so wird doch wol angenommen werden dürfen, daß z. B. auch ceteris paribus ein unverbesserlicher Eukolos und ein lebengefesteter Dyskolos auf die Dauer nicht zusammenpassen werden, vielmehr hier das similis simili gaudet in mehr als einer Beziehung störend zu seinem Rechte kommen müßte; schon weil, von anderm abgesehen, mit verstockter Eukolie eine gewisse Oberflächlichkeit so unzertrennlich verbunden sein wird, wie für die Länge solch ein Eukolos dem Ernst des Dyskolos unfehlbar als einem „langweiligen" (monotonen) zu entrinnen sich bemüht.

Aber dazu kommt noch ein anderes: eine Mitgift vom Gemüth nannten wir vorher eine conditio sine qua non bei jeder Freundschaft; — in ihrer energieärmsten Form macht sie „gemüthliche" Menschen, jene überall gern gesehenen Gesellschafter, die keinem „den Spaß verderben", verträglich sind, ohne irgendeine markirte „Eigenheit", aber deshalb auch jedes wirklichen Verdienstes untheilhaft. Wie viel prägnanter aber ist der Begriff eines „Gemüthsmenschen" im höhern Sinne! Jene zartern Naturen meine ich, in welchen allerdings das Mitgefühl das Selbstgefühl überwiegt und welche jenes doch wenig oder gar nicht zur praktischen Aeußerung bringen und sich eben dadurch als Phlegmatiker charakterisiren. Aber ihre Ruhe hätte nicht etwas so Wohlthuendes, Krampfstillendes für jeden Leidenden oder Trauernden, wenn sie dem fremden Weh nicht jenes Verständniß entgegenbrächten, welches dem Eukolos ewig unmöglich bleibt. Der Eukolos mit seinem seinsollenden Troste, der zum Vertrauen auf Gott auffordert, oder von dem χρόνος ἰατρὸς πάσης λύπης viel zu erzählen weiß, wird bei allem guten Willen das verwundete Herz mehr verletzen als laben, wie der cholerische Dyskolos, in seinem Ungestüm zufahrend, dem-

selben leicht schmerzhaft ätzende Gifttropfen einflößen; und alles Studium Florence Nightingale'scher Vorschriften über Krankenpflege wird diesem nicht die Ruhelosigkeit abgewöhnen, welche die ruhebedürftige Seele quält, wo sie erquicken möchte. — Daß aber dennoch jene vom Hause aus mehr zur Passivität neigenden „Gemüthsmenschen" auch ein Feld eines ihnen eigenthümlichen Heroismus haben, beweisen instar omnium die „barmherzigen Schwestern", wo dieser Name Wahrheit und nicht blos Ordenstitel ist, der zur Maske allergrausamsten Confessionszwanges hat werden können. An diese „Gemüthsmenschen" muß auch Schiller gedacht haben, als er schrieb:

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind *);

was „bedenklich" nur finden konnte, wer es nicht verstand; und verstehen konnte es freilich nicht, wer nie in eigener Brust den Segen gespürt, welcher ausströmt von dem Gefühle, daß es doch noch „gute Menschen" gibt, mitfühlende Herzen, die unsere Thränen nicht schelten, vielmehr schon

---

*) Erläutert wird dies nicht nur durch das parallele

Das Werthe und das Würdige.

Hast du etwas, so theile mir's mit, und ich zahle, was recht ist;
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus!

sondern schon durch das alte Wort Seneca's (Consolatio ad Helviam, 16): multum illi dabis, etiamsi nihil dederis praeter exemplum. Und der alte liebe Gellert hat gleichfalls einen ähnlichen Gedanken gehabt und in hausbackene Verse gebracht. Selbst über weite Fernen hin kann solche Wirkung eines segensreichen Zusammenhangs sich erstrecken, oft sogar noch erst durch dritte als vermittelnde Leiter hindurchgehend. Das bloße Aussprechen von Rathschlägen, Besorgnissen, Wünschen oder Vermuthungen ist unter Umständen eine werthvollere „Zahlung" als eigentliches oder direct eingreifendes Handeln. Jenes schärft dem verwandten Gemüthe die Beobachtung, und jede von solch wahrhaft befreundeter Seite her ergehende Billigung erhöht wohlthuend die Zuversicht und Selbstgewißheit dessen, der zum Handeln selber berufen ist.

dadurch sie trocknen helfen, daß sie still dabei sitzen und ruhig rinnen lassen ihren „vergeblichen Lauf". Nur halte man den Irrthum fern: dies wundersam unsichtbare Fäden ziehende Weben sei mit des Kopfes Klarheit unvereinbar; es ist nichts Undenkbares, daß in einer und derselben Individualität große Intensität des „verständigen" Elements und eine gleich große des gemüthlichen nebeneinander bestehe, ein Gleichgewicht zwischen beiden nichts Unmögliches; kaum ein anderer der neuern Dichter ist so sehr zugleich kritischer Denker wie Friedrich Hebbel, und doch hat wol auch kein anderer so viel Klänge aus diesem geheimnißvollen Reiche der Seelen an unser Ohr getragen als wie eben dieser (es sei nur an „Auf ein altes Mädchen" und „An eine Unbekannte" erinnert). Und bekundet nicht auch das schon angezogene Werk der Miß Nightingale („On Nursery") in jeder Zeile einen Verstand von seltenster Selbstgewißheit! Also nicht so vornehm die Achseln gezuckt, ihr superklugen „Gesunden", wenn es von einem heißt: er ist ganz (oder wol gar: allzu sehr) „Gemüthsmensch" — er bedarf nicht erst den Freipaß euerer einmal toleranten Laune, den ihr ihm dennoch nicht ohne einen Rest von „Bedauern" visirt habt: er schreitet in seiner armen Blöße dennoch mit reicherm Schatz durchs wüste Leben, als ihr durch die sonnigen Auen mit euerm ärmlichen „Glück", das die Götter niemals einer Trübung gewürdigt, weil es Tand ist und Flitter! Vielleicht verschmäht ihr einst dennoch nicht den „Theilnehmenden", wenn euere Fenster verhangen sind, weil draußen das Tageslicht euers Schmerzes zu spotten scheint — vielleicht sprecht auch ihr noch einmal: „Der arme Schelm hatte am Ende recht mit seinem verdrehten Lieblingssatze, daß Leben Leiden sei, womit er uns selbst in den Jubelstunden ernüchtern wollte!*)

---

*) Freilich kann solch Bekehrtwerden auch mit anderm, keinen Dank bekennenden Erfolge zu Stande kommen; davon weiß Mephistopheles zu erzählen (Faust, 2. Theil):

Man soll den Tag doch nicht vor Abend loben.“ Dann wird euch zum Ekel der „lustige Gesell“, der so verzerrte Grimassen schneidet, wo der Anstand fordert, das Gesicht in Trauerfalten zu legen — dann mögt ihr nicht gemahnt sein an Tollheiten aus „schönern Zeiten“ — dann werdet ihr inne, daß Freundschaft und Freundschaft zweierlei ist.*)

Danach wagen wir sogar einen Schritt weiter auf dem Wege der „Paradoxien“: die „Negativität“ des Glücks läßt als positiven Inhalt des Gefühls nur den Schmerz bestehen, macht also jeden „Gefühlvollen“ schon eo ipso zum Dyskolos.

Daß bei dem, wenigstens mit der Velleität des Helfenwollens ausgestatteten, Mitgefühle die ethische Qualität des gemüthreichen Individuums betheiligt ist, liegt auf der Hand. — Aber auch auf seiten der intellectuellen Begabung ist ein bestimmtes Vermögen nahezu unerlaßlich: Jean Paul spricht ja irgendwo von der Fähigkeit, in andern Seelen auf Visiten zu gehen. — Es ist das eine specielle Aeußerungsform der Phantasie — selbst im künstlerischen Verstande.**) Denn wie der Dichter nicht Charaktere

---

Wenn man der Jugend reine Wahrheit sagt,
Die gelben Schnäbeln keineswegs behagt,
Sie aber hinterdrein nach Jahren
Das alles derb an eigener Haut erfahren,
Dann dünkeln sie, es käm' aus eignem Schopf:
Der Meister war ein Tropf.

*) Einen eigenthümlichen, man möchte sagen: tragikomischen, Anblick gewähren gewisse Umgangsverhältnisse, die als das Schattenbild einer überlebten Freundschaft fortgesponnen werden, meistens aus Pietät gegen ererbte Familienverbindungen. Da genirt man sich beiderseits, offen miteinander sich zu überwerfen, obgleich man im Grunde gegenseitig „sich nicht ausstehen kann“. Bei solchen Gelegenheiten häufen sich leicht ganze Berge von Bitterkeit auf; denn einer nimmt noch immer stillschweigend des andern Theilnahme in Anspruch und grollt, weil die Erweisungen echten Mitgefühls doch immer wieder ausbleiben.

**) Daher mag die häufige Verwechselung von „sentimentalen“, „romantischen“ und „poetischen Naturen“ im täglichen Sprachgebrauch mit herrühren.

gestalten kann, ohne zu wissen, wie ihnen in jeder Situation „zu Muthe sein muß“ (er muß es sie ja aussprechen lassen), so kann sich niemand ohne einen Keim derselben Anlage „in fremde Stimmungen hineinversetzen“. Eben dies ist ja auch das Geheimniß des Zartgefühls: wir legen es demjenigen bei, der den Eindruck vorausempfindet, welchen sein oder anderer Thun auf eine fremde Seele ausüben wird, und mit dieser Anticipationsfähigkeit den guten Willen verbindet (eins ohne das andere kommt selten vor — öfter noch der gute Wille ohne das Vermögen), alles das zu vermeiden, was dem Gemüth wehe thut, sei es als schmerzliche Erinnerung, sei es als schonungslose Verletzung seines heiligsten Strebens, sei es auch nur als leise Kränkung fremden Selbstgefühls, wie durch unzart aufgedrungene Wohlthaten (überhaupt ist die manchem so schwere Kunst, in rechter Weise Geschenke zu machen, eine der zartesten Proben des Zartgefühls). Jenes fällt unter das Sprichwort: „im Hause des Gehängten spricht man nicht vom Strick“ — dieses unter das Vermeiden frivoler Späße. Wo das gleiche Vermögen als „Verstand des Herzens“ so sehr das ganze Benehmen bestimmt, daß alles Unzeitige vermieden wird, sprechen wir ja eben vom Takt.

Mancher hat in abstracto wohl Mitleid — aber mit jedem Leiden, sei es wie es wolle, immer dasselbe, unbestimmte — deshalb so leicht unzart, ja plump die wunden Stellen betastende. Der Gemüthvolle dagegen bringt jeder Situation eine andersgeartete Sympathie zu: dem körperlich kranken Kinde eine andere als der betrübten Braut, welche den Geliebten im heiligen Kampfe verlor — u. s. f. — leider ins Unendliche! — Und der Sympathie entspricht die Behandlungsweise. (Derartiges macht ja auch die Meister der Psychiatrie, die jeden „zu nehmen wissen, wie er genommen sein will“ — aber vor allem es an Entschlossenheit und Wohlwollen jedem zuvorthun müssen!) Dagegen sind es die prosaischen, phantasielosen

Praktiker, welche die Leidensformen höchstens nach Ellenmaß und Pfundgewicht zu unterscheiden wissen und stets nur mit rein äußerlichen Vergleichungen zur Hand sind, als ob nicht auch ein Duo si idem patiuntur non est idem seine bittere Wahrheit hätte.

16. Die Sprache und Symptomatologie des Gemüths.

Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.

So klagt verzagend schier ob des Wortes Entadelung der eine Dichter, derselbe, der es gewußt, daß:

Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr;

während der andere aus tiefster Hoffnungslosigkeit sich aufrankt an dem einzigen Troste:

Nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt. — Und mir noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide!

Darf dazwischen auch noch der lyrische Seufzer des Romantikers (L. Tieck) erklingen:

Liebe denkt in süßen Tönen;
Die Gedanken stehn zu fern!?

Der Lippe Unzulänglichkeit wenigstens mag er bezeugen helfen; zumal ihr der Kuß — auch in seiner reinsten Gestalt: auf die Stirn gepreßt — meistens, und nicht blos von der Convenienz, versagt bleibt.

Des Gemüthes Sichtbarkeit heißt Anmuth; Blick, Thräne, Seufzer, Dichtkunst und Musik sind seine Redner *) — und auf deren Kraft vertrauend spricht es selbst

---

*) Wie der Gruß, vielleicht in der symbolischen Gestalt einer Blume, sein Bote. Es ist nur allzu bezeichnend für die fortschreitende Gemüthsentleerung der heutigen Welt, daß des Grußes Symbolik so unverständlich geworden ist — nicht nur im Ceremoniell der Begrüßung, sondern auch im Zuruf an Abwesende. Andererseits thut sich freilich eine gewisse Ehrlichkeit darin kund, daß das Grüßenlassen in den Verkehr zwischen Freunden und Angehörigen sich geflüchtet hat — dem Fremden, Fernstehenden läßt man seine „Empfehlung machen" (auch eine dem Franzmann entlehnte Redensart, so gut wie „Besuch machen" im Unterschied von „besuchen"). Aber keine andere Form des gesendeten Grußes scheint mir dessen ursprüngliche Absicht so rein und unverfälscht auszudrücken, wie des Engländers „remember me to him". Dies enthält allerdings gar nichts mehr vom Heilanwünschen, was vom salutare, saluer immerhin noch in den deutschen Gruß als einen Anruf sich hineinlegen ließe — aber ganz ebenso ausschließlich auf die subjective Seite des Empfangenden stellt sich ja auch das Willkommen-heißen, wogegen abermals das bienvenu sich ausschließlich auf die objective Seite des Begrüßten legt. Dem Gemüth aber ist es eigenthümlich, von sich ausgehend mit einem Act der Hingebung zu beginnen — dann versteht sich das Weitere schon von selber: wer wünscht, beim andern nicht vergessen zu sein, oder wer ihn empfängt mit der Versicherung: sein Kommen sei ihm lieb, der braucht nicht erst der Worte, um es glaubhaft zu machen, daß er für den andern auch die besten Wünsche hege. Und umgekehrt: wer sich vom Grüßfuß, auf dem er bisher mit einem gestanden, zurückzieht, gibt dadurch deutlich genug zu erkennen, daß er am liebsten an den andern gar nicht mehr erinnert sein möchte. — We are not more upon greeting terms besagt vernehmlich genug, daß früher bestandene Gemüthsbeziehungen abgebrochen sind — denn dem blos Gleichgültigen wird man das dann ebenfalls gleichgültige Höflichkeitszeichen nicht versagen. Dies Gleichgewicht drückt die volksthümliche Redensart aus: „Wir wünschen einander guten Tag und guten Weg". Selbst die Unsitte der Condolenz- und Gratulationsvisiten ist ein dem Gemüth dargebrachter Tribut — dessen Empfangnahme, wo die Bezahlung zum leeren Convenienzzwang entartet, demselben freilich lästig genug werden kann. (Sehr ungenau drückt unser „Glückwünschen" die Absicht des gratulari aus — wie die Gelegenheiten, bei denen es laut wird, zeigen, soll es der reine Gegensatz

mit, wo die Vernunft ihr Machtwort erlassen. Dann tönt's herüber von unsichtbarem Geisterchor:

> Weh! weh!
> Du hast sie zerstört,
> Die schöne Welt,
> Mit mächtiger Faust;
> Sie stürzt, sie zerfällt!
> Ein Halbgott hat sie zerschlagen!

Und das sind die, welche Mephistopheles nennt:

> die Kleinen
> Von den Meinen.

Die erlahmte Verzweiflung berührt wie Antäus den mütterlichen Boden, das Gemüth, Kraft aus ihm saugend, den verlorenen Kampf von neuem zu beginnen.

Humboldt beschreibt im „Kosmos" (1. Aufl., I, 224) den Eindruck des ersten selbsterlebten Erdbebens — ihm entspricht genau die Stimmung, von welcher das bis dahin gläubige Gemüth ergriffen wird angesichts des ersten tiefgreifenden und unabweisbaren Zweifels. Es ist auch diesem dabei zu Muthe, als müsse die Welt untergehen, wenn kein Gott in seinen Händen sie trage. Daß sie in sich selber ruhen, auf sich selber stehen könne, scheint nicht denkbar, weil der Mensch gewohnt ist alles, auch das Dasein selber, auf Grund und Ursache zu beziehen. Und wie beim Erdbeben die Schäden und Risse des Bodens, auf den wir solange getrost unsere Füße gestemmt, sich uns verrathen, so gewahrt auch erst der, dem kein theistisches Vorurtheil mehr die Augen hält, daß diese Welt

---

zum „Beileid", die Bezeigung der Mitfreude sein — aber wie der Mensch einmal ist, wünscht er allerdings leichter mit aufrichtigem Herzen einem Leidenden more luck other time, als daß er fremdes Glückgefühl rein mitempfindet — insofern hat der deutsche Ausdruck wieder etwas Ehrlicheres). Ueberhaupt läßt sich sagen: alle höhere Höflichkeit feinerer Gesellschaftsformen ist ebenfalls solch ein Tribut — mag er noch so heuchlerisch entrichtet werden.

nicht die beste der möglichen, daß sie vielmehr eine dem blinden Ungefähr der elementaren Mächte garantielos preisgegebene ist. Die Hohlheit aller Verhältnisse wird erst dem offenbar, der aufgehört, die Leere im Innern mit einem imaginären soliden Kerne auszufüllen; die Proletarierexistenz unserer Mutter Erde wie unser selbst thut sich erst dem auf, dem der „unerschöpfliche Born ewiger Gnade" zum Gespött geworden — und bitterster Sarkasmus wird der aufrichtigste Ausdruck der gründlichsten aller Enttäuschungen. — „Blasphemien" athmet aus, wer nahe dran ist, zu ersticken im Qualm des Lebensjammers, wenn ihm dazwischen nun doch noch immer der Sauerstoff gläubiger Tröstungen eingeblasen wird — man lasse ihm seinen Dunstkreis unvermischt und man wird nicht über „Frivolität" zu klagen haben — aber husten muß, wem man die Kehle reizt, und jener Sauerstoff ist solch ein Reizmittel. Dagegen wer auf vulkanischem Boden geboren ist, der gewöhnt sich — wie Humboldt ebendaselbst bezeugt — leicht an dies Gefühl der Unsicherheit, der wiegt sich ein in Beruhigungsträume, der läßt sich sein Brot schmecken, auch wenn der Vorrath dran nicht weiter reicht, als von der Hand zum Munde: so auch der glaubenslose Pessimist: er lernt zuletzt die hohen Ansprüche und Hoffnungen auf Glück, welche die harmlose Kindheit erhob, vergessen — er lernt entsagen — und wenn's der alten Lügenmutter Hoffnung doch noch wieder einmal gelingt, ihm sinnberückend einen Streich zu spielen: so entladet sich die gewitterschwere Atmosphäre in ein paar kräftigen „Faust"-schlägen, und „des Daseins Bürde wird weiter geschleppt", sodaß es schier aussieht, als hätt' er sich bethören lassen vom schmeichelnden Zuruf:

Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!

Neuen Lebenslauf
Beginne,
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Und vielleicht meint' er es selber nicht anders, weil ja das Herz „ein trotzig und verzagtes Ding" ist — aber neue Stöße werden nicht ausbleiben — die Hütte stürzt zusammen, und aus den Trümmern winselt ehrliche Klage! Dem Hörer markerschütternd — denn wie man chirurgische Operationen viel leichter ohne Handzittern an sich selber als wie an andern vornehmen, oder auch nur vollziehen sehen, kann, so dünkt uns die Verzweifelung ungleich grausiger, wenn wir ihre Stimme bei andern vernehmen, als wenn wir selbst mitten darin stecken — das ist's ja, was uns die Thränen hervorruft bei fremder Schilderung unserer eigenen Leiden — hört oder liest man solche, so begreift man sich selber kaum, wie man dabei noch das Leben prästiren könne. Und vielleicht kann man's auch blos deswegen, weil der Alltag sicher Aerger bringt und Verdruß, dies allerprobateste Gegengift wider Verzweiflung, Schmerzensschwelgerei und Sentimentalität. Das Schelten zwischen das Stöhnen macht dann die Dissonanz noch schriller, so schrill fast wie das Lachen, das des Trauernden, ja schon eines jeden Dyskolos, Zwerchfell heftiger erschüttert, als das der „Frohnatur" — wie die Nase des Nichtschnupfers gegen den Taback mit lauter Eruption und Explosion reagirt, weil er es nicht gewohnt ist.

Drum laßt euch nicht täuschen vom Wahn, das Weh sei verwunden, wenn ihr den Leidtragenden erst einmal wieder und, wie ihr meint, „so recht aus vollem Herzen" habt lachen hören — denn:

Wenn das Glück zu unsern Füßen hingeschmissen,
So bleibt uns doch das schöne gelle Lachen!

Und wenn in der Seelen Tiefe ein großer Schmerz haftet, der auf Augenblicke von lärmender Heiterkeit übertäubt

wird, so bricht er sicher um so mächtiger hervor, wenn die Einsamkeit und ihre Stille wiederkehrt.*) Mag sein, daß er sich dann zuweilen in sanftes Weinen löst — aber gewöhnlich schüttelt uns solcher Rückschlag wie ein Fieber der Seele. Also nur kurzsichtige Thorheit, die nichts weiß von dem

süßesten Glück für die trauernde Brust
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust,

kann dem unheilbar verwundeten Herzen gewaltsame Zerstreuungen verordnen wollen.

Derartiges wirkt wie ein Linderungsmittel, das eine Wunde gegen den Zutritt der Fäulniß fördernden Luft verschließen soll, aber damit das fressende Gift nur tiefer ins Innere treibt — wie ein Pflaster, das doch wieder mit heftigem Ruck muß abgerissen werden, ehe etwas darunter verharschen konnte. Was überhaupt heilbar ist, schließt nur dann sich am schnellsten und schmerzlosesten, wenn man ihm Zeit läßt, still und ungestört allmählich zu vernarben.

Nein, es ist so kurz und einfach nicht, dies Kapitel zur Pathologie und Therapie des Herzens! — An gebrochenem Herzen sterben, heißt rasch und leicht enden; selbst sechsmonatliche Kinder können vor Sehnsucht nach ihrer Pflegerin sterben, wie Thiere vor Heimweh — die Obduc-

*) Schon Seneca sagt (Consolatio ad Helviam, 16): Dolor . . . qui aut delusus voluptatibus aut occupationibus abductus est, resurgit, et ipsa quiete impetum ad saeviendum colligit.... Non sum itaque tibi monstraturus illa, quibus usos multos esse scio, ut peregrinatione te vel longa detineas vel amoena delectes; ut rationum accipiendarum diligentia, patrimonii administratione multum occupes temporis; ut semper novo te aliquo negotio implices: omnia ista ad exiguum momentum prosunt, nec remedia doloris, sed impedimenta sunt: ego autem malo illum desinere, quam decipi. Damit mag man aus modernem Munde vergleichen: Goethe's „An Mignon" und Justinus Kerner's „Stille Thränen".

tion ergibt dann ein Bersten des Herzgehäuses. — Zu welken und einzuschrumpfen „wie trockenes Leder“ ist am Herzen ein Beweis großer Zähigkeit. Aber es gibt ein drittes, furchtbarer als beides: nach einem wilden Krampf und Aufzucken starr werden — in dumpfes Hinbrüten regungslos versinken — so wälzt nach dem Sturme das Meer seine kleinsten Wellen da, wo es am allertiefsten ist. Dann vereitert abzehrend langsam das Herz in sich — und wie für die eiternde Wunde der äußern Haut gibt's nur ein grausam Mittel: nicht zur Heilung, noch weniger zur Linderung, aber zur Conservirung des Bestandes: wie man Eisklumpen auflegt, um das Weiterfressen des wilden Fleisches, des „kalten Brandes“, zu hemmen, so kann man das Gemüth durch ganz occupirende Beschäftigung künstlich am Leben erhalten. Aber da sind die armen Weiber schlimmer dran als der Mann mit seinem „Außenleben“ — für sie gibt es so wenig von derartiger Thätigkeit; denn ihre gewöhnliche mechanische Handarbeit und Haushaltungssorge läßt den „Gedanken“ („Sehniren“ oder „Simniren“ nennt sie der Schwab) doch freien Spielraum — und was man „Divertissements“ nennt, fruchtet ebenso wenig, weil es für die Stunden der Abspannung zuviel Muße freihält. — Herzerhebende, ruhige Lektüre, doch möglichst ohne alle Beziehung auf das eigene Leiden (aber freilich, wo würde die nicht gefunden! man stößt sich ja immer gerad' an den wunden Finger, und auch das geschundene Herz fährt allüberall an scharfe Ecken und Kanten, die quetschend in das kaum Bekrustete stechen und schneiden!) scheint noch der relativ schützendste Verband zu sein.

17. Das Gemüth in der Defensive.

Wer sich so schlecht auf aggressive Taktik versteht, wie seinem Wesen nach das Gemüth, der wird auch in der

Abwehr- und Vertheidigungsstellung eigenthümliche Schwächen verrathen. Doch kann er seine Geheimnisse der Rückzugsstrategie haben und hinter unnahbare Verschanzungen oder in Wüstenasyle sich retten, wohin kein Verfolger nachzudringen vermag. Und wirklich macht das Gemüth es gern wie der Steppenbewohner: er hinterläßt dem plünderungslustigen Feinde verödete Gegenden und steckt, wenn's sein muß, die eigenen Heiligthümer und Schatzkammern in Brand, nur um sie vor verruchter Frevelhand zu schützen. So sehen wir edle Gemüther sich ihrer eigenen Vorzüge entkleiden, um nur den Neid zu entwaffnen, seinen hämischen Anzapfungen zu entkommen — wie nach jenem Blumenmärchen im Stile Hans Christian Andersen's das bescheidene Immergrün die Fee bittet, ihr Geschenk, die blauen Blüten, zurückzunehmen, damit nur Nachbar Vergißmeinnicht keine Ursach mehr habe, von alter Freundschaft aus Misgunst sich zurückzuziehen. Ob aber alle Bescheidenen, selbstlos des eigenen Schmucks sich Entäußernden, dafür auch gleicher Unverwelklichkeit, immergrüner Unsterblichkeit theilhaftig werden? In *dieser* Welt schwerlich! Doch danach fragt auch echte Demuth nicht, da sie von Ruhmsucht und dem Streben zeitlicher und räumlicher Erweiterung des eigenen Selbst und seiner Dauer so wenig etwas weiß wie von dem Gegentheil, dem Druck der Schande. So ist es zu verstehen, wenn aus dem Munde vielgeschmähter Unschuld wir die Worte gehen hören: lieber will ich doch noch selber beschämt werden, als andern eine Beschämung bereiten. Das ist freilich eine Maxime, die für des Lebens Kämpfe schlecht nur taugt, für die Ehrenbahn nicht paßt, auf der es heißt und heißen muß: bescheiden sind nur Lumpe! Wer auf dieser seinen Posten hat, den dünkt solche Selbstlosigkeit verächtliche Schwäche zu sein — zum Misbrauch herausfordernd jeden Tyrannen; der ahnet nichts davon, daß es erhabenster Stolz ist, woraus diese Nichtachtung fremden Urtheils entkeimt, jener Stolz, der sich fragt: *werd'* ich denn

schlechter, wenn andere dafür mich halten? Wer das sich bejahen muß, der allerdings mag sich vorsehen, daß nicht die einzigen Stützen seiner „Moralität" morsch zusammenbrechen unter dem Scheidewasser der Verleumdung — dem puren Golde kann es nichts anhaben.

Zwar enthält schon das Bisherige implicite eine Hinweisung auf das „Bedenkliche" jedes blos gemüthsmäßigen Verhaltens zur „Welt", wie jeder einseitigen Förderung des Gemüthslebens seitens des Erziehers, als welche, wo viel Anlage für gemüthliche Empfänglichkeit von Hause aus schon vorhanden ist, durch deren „Pflege" die junge Seele statt weich leicht weichlich, statt zart — verzärtelt macht. Allein wenn dies auch meistens die praktische Zweckmäßigkeit eines solchen Verfahrens in Hinsicht auf die Brauchbarkeit fürs „Leben" und nicht die direct ethische Dignität selber zum Maßstab nimmt, so nöthigt uns doch die dialektische Methode, auf welche jede Besprechung von „Antinomien" angewiesen ist, dazu, die Kehrseite der Betrachtungsweise noch voller zu Worte kommen zu lassen.

An diesem Punkte concentrirt sich der Widerstreit in dem Verhältniß der abstracten, ans Gleichgewicht gebundenen, Gerechtigkeit zur freien Liebe.

Noch innerhalb der Rechtssphäre selber vertritt das Gemüth, ein abgesagter Feind jeder Chicane, die Principien der Billigkeit. Aber es greift so weit über die Grenzen der bloßen Rechtssphäre hinaus, daß deren Gesetze zu ihm in ein direct feindseliges Verhältniß treten können. Man hat von einer Pectoralpolitik, wie von einer Pectoraltheologie, gesprochen. Die Wahrheit ist, daß nicht blos in Geldsachen und Finanzfragen, sondern bei allen Haupt- und Staatsactionen der gesammten, innern wie äußern, Politik „die Gemüthlichkeit ganz und gar aufhört". — Die Maxime der Staatsgerechtigkeit sagt: Suum cuique! und es ist nicht nur Recht, sondern, um der andern willen, auch Pflicht, daß im Staate der einzelne Bürger „das Seine" nicht blos gebe und angewiesen bekomme, sondern

auch wirklich es annehme. Das Gemüth dagegen ist unter Umständen bereit, etwas damit völlig Unverträgliches zu thun, nämlich bittern Ernst zu machen mit Erfüllung des Gebots: „so reiche den andern Backen auch dar!" unbekümmert um die Frage, ob damit auch vielleicht fremdem Recht, ja eigener Wirkungsfähigkeit „etwas vergeben" werde. — Der rechtschaffene Politiker folgt, wenn es sein muß, der Fahne mit der Aufschrift: Fiat justitia, pereat mundus! Das Gemüth, nicht beirrt durch die Ansprüche τοῦ κόσμου τούτου, replicirt: „Unrecht leiden ist besser, denn Unrecht thun." — Vollends aber will der blos Gerechte nichts wissen von der Entäußerung des eigenen, nicht verwirkten Ehrenschmuckes und er setzt der Scheu davor, andere beschämt zu sehen, eine Argumentation wie diese entgegen: sich bei andern die Achtung zu bewahren, ist eine sine qua non für jede „gedeihliche" und „ersprießliche" Thätigkeit innerhalb der „Gesellschaft". Nur das Sichere und Gefestete kann uns Achtung einflößen — nie und nimmer das Schwankende und Garantielose, also auch jene „Liebenswürdigkeit" nicht, deren Lob das Gemüth auf Kosten der Selbstbehauptung sich erwirbt. Sie ist nicht achtungswerther, also (eine beachtenswerthe Schlußfolge!) nicht besser als jene Gutmüthigkeit, welcher ihr Recht wird, wenn man sie „hänselt" oder mit Füßen tritt. (Man merkt schon hier: der Phlegmatiker c wird mit dem „waschlappigen" Anämatiker d von solchem Staatsmann und Staatsmann ganz über einen Kamm geschoren!) Wer mit zudringlicher Gefälligkeit sich eine wohlfeile „Beliebtheit" erwirbt und sich, d. h. sein Selbst, wegwirft, der kann sich nicht beklagen, wenn auch andere als werthlos behandeln, was ihm selber nichts zu gelten scheint. Die achtunggebietende Natur muß neben der Milde ein gutes Portiönchen Herbigkeit, d. h. klares, energisches Selbstgefühl, mitgebracht haben. Ein Mitgefühl, welches das Selbstgefühl überwiegt (— nun bricht endlich die langverhaltene „gesunde" Reaction gegen alles „senti-

mentale Wesen" ganz unverhohlen hervor), „kann uns gestohlen werden". Solche Leute, die „aus Liebe", d. h. in solchem Falle allemal nur aus unmotivirtem Mitleid, zu allem erbötig sind, können nur den Egoisten entzücken, der ihre Schwäche ausbeuten will — „was ein ordentlicher Kerl ist", mag mit ihnen nichts zu schaffen haben — der wahre Mann muß sie verachten, trotz allem bestechenden Schein hoher Aufopferungsfähigkeit, denn sie sind nicht blos selbstsuchtslos, sondern total selbstlos, und das ist immer und überall „vom Uebel" — denn das heißt: ihrem Wesen fehlt jeder Kern (?!) — sie sind der Spielball eigener wie fremder Laune, — und an sie verschwendet man das schöne Wort „gemüthvoll" — aber Lovelace umstrickt sie nur mit seinen Schmeicheleien, indem er von ihrem „herrlichen Gemüth" ihnen vorschwärmt. Werke der Liebe — wie ihr es zu nennen beliebt, wenn einer die Perlen vor die Säue trägt — bringen überhaupt nur dann Segen, wenn auch so viel Selbstliebe dabei ist, daß der liebevoll Handelnde sich nicht zum würdelosen Werkzeug fremden Begehrens erniedrigt; und wenn Jesus von Nazareth und euer vielbewunderter Buddha anders gedacht und gelehrt haben, so bestätigen sie damit nur ihren praktisch unbrauchbaren Akosmismus — sie haben ja auch selber gesagt: ihr Reich sei nicht von dieser Welt. Und endlich gar euer Paradestück vom Immergrün und Nichtbeschämenwollen — c'est une faute pis qu'un crime — nicht blos eine baare Narrheit, sondern eine flagrante Verletzung des Gerechtigkeitsprincips. Seht's euch nur einmal näher darauf an! Jemand beschämen heißt noch nicht ihm Unrecht thun — au contraire: es ist oft unsere „verfluchte Schuldigkeit", es einem nicht zu „schenken", wenn er's verdient hat, beschämt zu werden. Aber freilich: es ist solche Strafexecution auch ein Act des berechtigten Selbstgefühls, gegen den sich euer schwächliches Mitgefühl sträubt. Indeß, man soll sich auch nicht selber unrecht thun, wie es geschieht, wenn man sich einer unver-

dienten Beschämung unterwirft, noch dazu, ohne für andere irgendeine Sühne, wie wahre Gerechtigkeit sie heischt, durchzusetzen — man versündigt sich also doppelt an der Gerechtigkeit — und das nennt ihr Heroismus? Das ist ja wahnwitzige Selbstkasteiung, oder, wie es in eurem Munde vornehmer klingt: sinnlose Ascese; denn das Selberbeschämtwerden ist eine Depression des Selbstgefühls, in der eure verd..... Bescheidenheit oder nichtsnutzige Demuth ja wol noch gar ein besonderes Behagen fühlt! — Hol's der Teufel! Ihr wollt damit zuletzt doch nur das Selbstbedauern, das Mitleid mit euch selber, worin eure Empfindsamkeit so gerne schwelgt, aufrufen und nebenbei das Mitgefühl der andern, euch verwandten, „edeln Seelen“ erschleichen. Uns bleibt damit vom Leibe — uns „rührt“ ihr damit doch nicht. — Die „Gemüthlichkeit“ in allen Ehren — beim Glase Wein und beim Tarok! Aber eure Gemüthsseligkeit mögt ihr in die Bude der Gefühlskrämer tragen und in Maroquin mit Goldschnitt binden lassen — das ist das Gemüth auf der Spitze, wo es in sein Gegentheil umschlagen will und anfängt, höchst ungemüthlich zu werden.

So weit der Interlocutor — der, wenn das Gemüth, wie eine verschüchterte Schnecke in ihr Gehäuse ganz, nicht blos mit ihren Fühlfäden, stumm sich davor zurückzieht, ihm noch nachruft: da haben wir eure Standhaftigkeit — nun nehmt ihr reißaus! — so wenig hat Gemüth mit Muth zu thun! Spectator aber spricht: das ist das Los des Schönen auf der Erde! — und Nichtverstandensein Gemüthes herbster Schmerz! — Und der Clown declamirt:

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch!
Nur wo wir im Koth uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich!

accompagnirt vom applaudirenden Papa Praktikus:

Mutter, die verfluchten Bücher
Müssen ihr den Kopf verdrehn.

. . . .

Konnten wir uns je verstehn?

. . . .

Mutter, hör' die dumme Trine,
Hör' doch was es Neues gibt!
Haben wir uns je geachtet,
Haben wir uns je geliebt?

. . . .

Punktum, und das Lied ist aus.

Der Vorhang fällt — aber „hinter der Scene" spielt die Lebenstragödie weiter — alle Tage bis an der Welt Ende.

18. Das in sich gekehrte Gemüth.

Die wahre Andacht kennt nicht, wer die Andacht nur aus dem Tempel kennt. In sich versunken, nur sich selber angehörend, begeht das Gemüth seine heiligen Feierstunden überall, wo es, einer einzigen Gefühlsrichtung hingegeben, nur innern Antrieben folgt. Andächtig kniet der Gläubige vor dem Götter- oder Heiligenbilde, aber andächtig läßt auch der Liebende von der Geliebten Nähe sich durchglühen; Andacht ist es, was die Seele des Beschauenden fesselt an die vom Kunstwerk ausströmende Stimmungsweihe; aber Andacht muß auch jene Stille heißen, in der einer zum letzten male an der Stätte weilt, wo er so viel hat durchgemacht, sei's Vaterhaus, sei's Muttergrab, sei's Buchenschatten, der bräutliches Gekose barg, sei's Sterberaum, durch den noch letztes Aechzen flattert.

Drum gibt's der echten Andacht nichts Feindseligeres als angelernte Ceremonien. Wohl ist es wahr: es lernen Hand und Lippe wie eine aufgezogene Uhr das Kreuz zu schlagen und den Rosenkranz zu drehen — und vom Geleier weit ab schweift die Seele — denn solcher Doppelheit ist unser Wesen mächtig — das Fühlen geht, das

Thun geht seine Wege, und eines stört das andere nicht. Doch ist es würdig, so sich zu zersplittern? und kommt das Innere dabei ganz zur Ruhe? Wie anders, wenn, in unbewußtem Drang, die Hand sich faltet, sich das Auge senkt oder hebt, und aus dem Busen Seufzer steigen, gerufen nicht und nicht gehemmt! So bildet sich die Sitte, die den Händedruck zum Boten machte für des Herzens Inbrunst, das Haupt zum Gruße neigt und dem Erharrten froh entgegeneilt. Nicht so das Ritual — das ist Symbolik, errechnet und „gemacht" — der „Wissenden" geheimnißvolle Vorschrift — dem Kopf entstammt sie, nimmer dem Gemüthe — und ihrer lacht zuletzt der Augur selber —; sie wirft nach Außen, was im Innern wuchs — bleibt jedem Fremdling wirr und ohne Sinn — sie ist kein Wort aus jener Sprache aller, die niemand nicht versteht, der menschlich je empfunden — und nur zerstreuen muß sie jeden, der sie nicht theilt. *)

---

*) Nichts kann „feierlich" wirken, was irgendwie zu einer Gewohnheit geworden; schon darum kann nicht jeder Alltag ein Sabbat sein — nur das Außergewöhnliche behält die Kraft, das Gemüth ganz an sich selber hinzugeben, und schon die erste Wiederholung nimmt tiefstem Empfinden seinen Schmelz — das wahrhaft Große ist nur einmal da, auch fürs Herz; jedes schon einmal Dagewesene ist damit in gewissem Sinne auch abgethan:

> Begeisterung ist keine Waare
> Die sich einpökeln läßt auf viele Jahre!

Und wenn dennoch selbst bloßen Andachtsgewohnheiten — wie regelmäßigem Lesen in der Bibel und andern „Andachtsbüchern" — eine gewisse Läuterungskraft innewohnt, so ruht deren Wirksamkeit auf einem ganz andern Gesetze, nämlich darauf, daß, während sie vorgenommen werden, nichts anderes geschehen kann und dabei das etwa erregte Innere Zeit gewinnt, aus Affecten sich zu sammeln — vorausgesetzt, daß es nicht ganz gedankenlose opera operata sind. — Aber Beschwichtigungsmittel gibt es ja auch sonst noch: Einer ladet jeden, der leidenschaftlich bei ihm eintritt, zuvor zum Sitzen ein, ehe er irgendeine Verhandlung mit ihm beginnt; ein anderer zündet in ähnlichem Falle erst seine Pfeife an.

O stört die Zwiesprach nicht, die eine Seele mit den Lüften pflegt! Schreit nicht drein, wenn einer tiefer=athmend Dichterworten lauscht! Zieht keinen ab mit schalen Rufen ungefühlter Bewunderung, wenn Maler oder Bildner dem Auge ihre Predigt halten! Geht still vorüber, wo ein Beter kniet, auch wenn kein Altar euch den Boden heiligt! „Des Lebens nichtiges Getöse verstumme", wo die Todten ruhen!

> Trocknet nicht, trocknet nicht
> Thränen unglücklicher Liebe!

Und

> Wo still ein Herz vor Liebe glüht,
> O rühret, rühret nicht daran!

Denn

> manches, das sich blutend schloß,
> Schrie laut nach Luft in seiner Noth,
> Und warf sich in den Staub der Welt, —
> Der schöne Gott in ihm war todt.

Was dagegen keine Schonung verdient, ist die eitle Selbstbespiegelung, in der die geöffnete Brust vor dem Refractorium und Reflector des Kopfes steht und die bunten Strahlenbüschel auffängt zu chromatropischen Belustigungen — Sonette nennen's die Verskünstler und rufen die gaffende Menge herein zum Staunen ob der wesenlosen Herrlichkeit.

Dieser Abweg vor allem ist es, was das Gemüth in Miscredit gebracht hat bei den „Gesunden"; denn diese theilen mit der Naivetät unleugbar das einfache, in sich ungebrochene, ganze Fühlen. Jede in diesem Sinne gesunde Natur macht ihre eigenen Herzensangelegenheiten am liebsten rein mit sich selber ab und verlangt von andern ein gleiches. In tiefster Seele zuwider ist ihnen jedes „Armesünder=Bewußtsein", und weil sie die Grenzen so wenig zu ziehen wissen zwischen einfachem und reflectirtem Gefühl (— wirklich stehen ja auch manche Leute, wie so viele Dichter, mit einem Fuß auf diesem und mit dem

andern auf jenem) — wie zwischen hochherziger Beichte und kläglichem Gewinsel der gemeinen Furcht vor Strafe: so werfen sie eins mit dem andern in die verachtete Litaneienbüchse. Ihnen selber freilich liegt es so fern wie möglich, dem edeln, demüthigen Gemüthe gleich, in erster Linie immer nur sich selber anzuklagen, sich selber für den schuldigern Theil zu halten und alle Schuld auf sich zu nehmen, wo zwischen zweien gewaltet jene „himmlischen Mächte", von denen geschrieben steht:

Ihr laßt den Armen schuldig werden!

Ohne Rachegefühl im Herzen zu tragen, dürfen solche in stummem Schmerz „verglühende" und „verkohlende" Herzen mit mehr als bloßer Katechismus-Reminiscenz von sich sagen: „Ich hasse niemand, ich hasse nur das Unrecht" — so Thäter und That scheidend wie die Himmelsgnade selber — und lieber in sich selber der Verschuldung Gefühl verschließend, als Erleichterung suchend auf Kosten fremder Seelenruhe. Das ist der Mignon-Schmerz:

Heiß' mich nicht reden; heiß' mich schweigen,
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht!

19. Das wider sich selber gekehrte Gemüth oder der Humor.

Auch der Communionsharz, worein Kopf und Gemüth sich theilen, hat seinen Blocks- und Rammelsberg, wo oben die Hexen tanzen und unten die Schätze in der Tiefe ruhen. Aber von Angesicht zu Angesicht kennen den neckischen Bergesalten, Rübezahl und sein Koboldgefolge, nur die „Sonntagskinder" — die Alltagsmenschen fürchten sich mehr vor seiner Minirarbeit, als daß sie ihre Freude daran hätten, in den Stollen umherzuwandeln — diese müßten denn so glitzern wie das Salzwerk von Wieliczka — gerad' hinabsteigend und nicht mit bedenklichen Seiten-

gäygen den Boden „untergrabend“, wo Menschenwohnungen stehen — kurz: „unschuldig“ tändelnde Witzeleien läßt man sich zur Noth gefallen — doch nichts Kaustisches, nichts Destructives — Stuben-, nicht Welthumor:

Willst mit mir hausen,
So laß die Bestie draußen!

Vor allem aber:

Laß unsern Herrgott aus dem Spaß!

Daß nur im Tiefsten Risse am tiefsten gehen, sollte sich freilich von selber verstehen — gleichwol wähnen die meisten noch immer, Fähigkeit zu Humor sei ein Symptom oberflächlichen, nur halbechten Fühlens. Die Weiblein zumal von planer, simpler Empfindungsweise vernehmen aus dem Humor immer nur den „Spott“, die „Persiflage“, das „Satirische“, weil sie stets am Einzelnen haften, wie eben die Satire, welche sich, auch als Caricatur, nur gegen bestimmtes Einzelnes wendet. Wenn nicht „Frivolität“, so sehen sie darin wenigstens Gleichgültigkeit gegen das Menschenweh, für welches sie sich ein warmes Gefühl nicht anders als in der Form des Erhabenen und Pathetischen vorstellen können — das macht sie selber oft so entsetzlich ernsthaft und feierlich; und wo der Humorist den Blick sich frei hält für die Komik eines Falstaff, lamentiren sie sofort über die „schreckliche Verkommenheit solch eines Menschen“ — und das alles, weil ihnen die Kraft einer im Concreten bleibenden Verallgemeinerung abgeht; und versuchen sie es einmal mit dem Generalisiren, so packt sie gleich „der logische Raptus“, und sie überbieten in anschauungslosen Abstractionen wo möglich noch die dialektische Drehkrankheit der Junghegelianer (die ihrerseits mit der absoluten Kritik viel mehr nach Weiberart verführen, als wie sie selber ahneten) —, schießen mit der Emancipation ihres Denkens ebenso weit übers Ziel, über die Intentionen ihrer jungdeutschen Eman-

cipatoren, hinaus wie mit der Emancipation ihrer Sitte — fallen von Prüderie ins forcirt Männische, von Bigoterie in einen Standpunkt, auf welchem die Consequenzenmacherei eines Weiberschädels bei einer gewissen Mathilde Reichardt es fertig gebracht hat, Leute wie Jakob Moleschott der Halbheit zu zeihen; ihr geradliniges Denken weiß so wenig umzubiegen an den scharfen Ecken der realen Widersprüche, als ihr flächenbreites Fühlen von jener Doppelheit etwas ahnet, die in einem Athemzuge Schmerz und Schmerzesfreiheit aushaucht, wie die Lunge mit demselben Odem zugleich Sauer- und Stickstoff von sich stößt.

Denn was anders ist Humor, als diejenige Stimmung, in welcher neben jedem Gefühl gleichzeitig das entgegengesetzte mit erzittert und im Ausdruck des einen das andere mit hindurchklingt, gleichviel, zu welchem der motivirende Anlaß von außen voranging — also sowol neben dem Heitern das Trübe, wie neben dem Trüben das Heitere? Das gibt jene Dämmerung, wo Licht und Dunkel sich mengen, wenn auch nicht mischen — das Helldunkel eines Zwielichts, wo von verschiedenen Richtungen her die Strahlen die Finsterniß durchsetzen oder Schlagschatten in den Sonnenschein, ihn kreuz und quer schneidend, hineinfallen. Das Jean Paul'sche: „der Humor lächelt mit dem einen Auge, während er mit dem andern weint" oder: das Lächeln leuchtet warm durch das Brennglas der Thräne — besagt ja ganz ebendasselbe. — Wenn also nicht der Anämatiker meist zu erdenschwer fühlte, zu „pathologisch" gestimmt wäre, so würde freilich gerade er das Zeug zum Humoristen haben, sofern es zu einem solchen gehört, auch von Kleinigkeiten (der derbe gesunde Sinn interpretirt sich das: „von Dreck") dauernd afficirt zu werden — sich über „Dreck" ebenso leicht und sehr zu freuen wie davon betrüben zu lassen und „ans Kleinste die ganze Welt zu hängen". Aber dem Anämatiker fehlt's meistens an der Selbstbefreiung zum Gleichgewicht der

Stimmung — er ist gemeiniglich ganz im einen oder ganz im andern — sein Fühlen bleibt mit einem Worte der Regel nach im Successiven, ist der Simultaneität nicht mächtig genug. Darum gilt von nichts anderm so sehr als vom Humor der Ausspruch Hamlet's:

A knavish speech sleeps in a foolish ear.

Aber das Wort kann aus solchem Schlafe erwachen. Jean Paul läßt seinen Siebenkäs sagen, er habe in Wort und Schrift gern eine Menge Anspielungen angebracht, die niemand als er selber verstanden. Das ist so barock nicht, wie es sich anhört — der im Horne Münchhausen's eingefrorene Ton kann aufthauen, und dann gibt's oft groß „Hallo!". Das geschieht, wenn unter Hunderten oder Tausenden von Lesern einer sich findet, der die Anspielung zu entziffern weiß: dann reichen sich zwei verwandte Seelen unsichtbar die Geisterhand. Mancher spricht auch, ohne es zu wissen, Worte von immenser Tiefe des Humors aus — wie jenes Weib, das den Säufer von Mann auf schmalem Pfad an einem tiefen Wasser entlang balancirt und dazu scheltend jammert und jammernd schilt: „Satan verfluchter, du wirst mir noch in den Strom fallen!"

Der Humor kann den Witz — dies Ueber-den-Haufenwerfen einer Abstraction durch eine concrete Anschauung — nicht wohl entbehren, weil derselbe sprachlich die Gegentheile am nächsten aneinanderrückt. Aber wo dies ganz äußerlich — im bloßen Wortspiel — geschieht, da wird die Stimmung höchstens oberflächlich gekräuselt, und ein solcher Humor bleibt „platt". Directer theilen schon Ironie und Sarkasmus die dialektische Natur des selbstverneinenden Humors — dieser tiefstgreifenden unter allen Antinomien des Gemüths — sind also ohne einen gewissen Sachwitz gar nicht denkbar, wobei Abstraction und Anschauung zueinander in einen mehr oder weniger überraschenden Widerspruch treten.

So bietet sich uns auch von dieser Seite ein weiterer

Erklärungsgrund für die Thatsache dar, daß δύσκολοι am lautesten zu lachen pflegen, — und wir sehen uns vor den alten Satz gestellt: in nichts zeigen die Menschen so sehr ihren Charakter, als in dem, was sie lächerlich finden — nur muß man ihn ergänzen durch den Zusatz: und in der Weise, wie sie lachen. — Kinder und Krähwinkler lachen schon über alles, was nicht die Sitten und Moden ihres heimischen Weichbildes innehält — der Großstädter über solche Enge des Horizontes — der vielgereiste Weltbürger über die Selbstgefälligkeit desselben Großstädters, für den es „nur a Kaiserstadt gibt, nur a Wien!" — der in seinem innern Reichthum selbstgenugsame Schwab über sie beide — der blasirte Weltschmerzler über den naiven Humor des Schwaben — und der tiefsinnige Pessimist über das kleinliche Renommiren mit „überwundenen Standpunkten" und „abgethanem Sentiment", das der Blasirte zum besten gibt, weil sein Ohr nie an den zitternden Herzschlag des Weltganzen gedrungen. Und jeder von ihnen lacht anders: der eine hell, der zweite spöttisch, der dritte mitleidig mit dem Bewußtsein seiner Ueberlegenheit, der vierte lächelt still vor sich hin, der fünfte grinst, wie wenn er Essig schluckte, und nur der sechste, wie's dem Humor geziemt. Er weiß: er könnte der Welt mancherlei sagen, und schweigt vielleicht doch, weil er gleichzeitig — die Kehrseite sich vorhaltend — sich sagt: die Welt würde es doch nicht hören wollen. Das ist ein humoristisch Schweigen: nichts sagen wollen, weil man zu viel, zu Gutes zu sagen hätte, und eingedenk ist der Warnung: „ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden geben ... auf daß sie ... nicht ... sich wenden und euch zerreißen".

Einen Voltaire — an Stellen auch einen Heine, nämlich da, wo ihn sein souveräner Judenverstand nur mit halbem Herzen fühlen läßt — mag man frivol nennen, denn was den Humor zur Frivolität macht, ist die Abwesenheit des Mitleids — oder wie ein Hegelianer es ausdrücken würde: der Mangel an Respect vor der „sitt-

lichen Idee". Dagegen was Matthias Claudius als den Unterschied zwischen Voltaire und Shakspeare bezeichnet: jener sagt, daß er weine, dieser weint wirklich — das läßt sich auch zu Gunsten Byron's, Schopenhauer's und anderer Pessimisten wenden, wenn man „nur läßt den Herrgott aus dem Spiel". Das Gegentheil des kalten, d. h. des mit dem eigenen Herzen nichtbetheiligten, Spottes, der sich wohl hütet, auch sich selber zu subsumiren unter die Bekämpfung des Optimismus: das ist's, was wir an Voltaire überall, an Heine zuweilen, an Jean Paul niemals vermissen als die „Resonanz" des Gemüths. Jedoch die meisten Weiber gehen in dem Rigorismus solcher Forderung noch weiter als selbst der weichherzige Asmus von Wandsbeck, der doch z. B. einen Scherz über die Schwächen der Pastoren nicht verwechselt mit einem Angriff auf die sacrosancta ecclesia selber. Ein ähnliches Misverständniß aber ist es, wenn man bei der Benennung des gebrochenen Humors nach Mephistopheles an jene Herzlosigkeit als das bestimmende tertium comparationis denkt, statt dieses zu suchen in der radicalen Gründlichkeit, die vor keiner Consequenz zurückbebt. — Aus demselben Grunde wird denn auch leicht der bloße Satiriker frivol, dessen eigentliches Pathos eine von der verletzten eigenen Persönlichkeit ausgehende „Malice" ist. Ihm gegenüber gilt, was Vischer („Aesthetik", III, 1461) aus Schiller „Ueber naive und sentimentale Dichtung" warnend citirt: „häufig genug glauben wir einen moralischen Unwillen über die Welt zu empfinden, wenn uns blos der Widerstreit derselben mit unserer Neigung erbittert; — die pathetische Satire muß jederzeit aus einem Gemüthe fließen, welches vom Ideale lebhaft durchdrungen ist". Letzteres aber haben diejenigen total verkannt, welche den Pessimismus die Weltanschauung der Ideallosigkeit genannt haben. Im Gegentheil: der Unterschied zwischen dem Pessimisten und Satiriker ist dieser: auch jener hat Ideale, aber er weiß, daß sie nie wirklich werden können, weil sie einen innern Wider-

spruch in sich selber tragen — dadurch gelangt er früher oder später zur Resignation. Der Satiriker dagegen macht seine Ideale zum Maßstab für das Wirkliche und bestimmtes Einzelnes darin und pocht auf ihre Verwirklichung — glaubt also an deren Möglichkeit — das läßt ihn niemals zur Resignation gelangen. Er will bessern, reformiren, helfen, praktisch eingreifen in die Realität — bleibt also „stoffartig befangen", wo der Pessimist „interesselos" nur beklagt. Was der Humorist im freien Geiste anschaut oder darstellt — beziehungsweise also auch überwindet — das bleibt dem Satiriker eine reale Schranke: der unauflösliche Widerspruch, in welchen sich der nicht durchzuführende, lahme Optimismus verstrickt; der unheilbare Riß eines gläubigen Zweifels und eines zweifelnden Glaubens. Und in dieser Unversöhntheit bleibt denn auch das Auffassen des Weibes meist befangen: wo es die Komik alles Erhabene negiren sieht, da gewahrt es nur die Niederlage des Negirten, nicht den Triumph des sieghaften Gemüths — das „seiner und der Welt Bürge" (Vischer, a. a. O., II, §. 334) all seinen eigenen Besitz überdauert.

Die Rechtfertigung der pessimistischen Weltanschauung durch die objectiven species facti gehört nicht in die Charakterologie, sondern an den Schluß der Darstellung der Negativität als Weltgesetzes, und auch der Humor, soweit er kunstschöpferisch auftritt, hat seinen Schwerpunkt anderswo, nämlich in der Aesthetik — dahin also sind zu verweisen, die nach genauerer Detailausführung Verlangen haben. Die Charakterologie ist nur schuldig, dem Humoristen als einem charakterologischen Typus seinen Platz zu sichern — und dieser muß ihm angewiesen werden, wo die Antinomien des Gemüths ihr tiefstes Wesen als das Ineinander von Wollen und Wissen offenbaren.

20. Fortsetzung. Sentimentalität, Dyskolie und Temperament als Voraussetzungen des Humors.

Um also noch ausdrücklicher dem gerecht zu werden, was die charakterologischen Gesichtspunkte zu fordern scheinen, führen wir das Gesagte nochmals in erläuternder Gruppirung vor, mit speciellerer Rücksicht auf Völkerpsychologie, Temperamentsbedingungen und den Unterschied zwischen Dyskolie und Sentimentalität.

Nur eine so contrastenreiche Völkergruppe wie die germanische konnte den weltumspannenden Gegensatz des Humors in der ganzen Fülle seiner Consequenzen aus sich erzeugen; ein Shakspeare und Jean Paul wären aus anderm Zeuge undenkbar; ein Heinrich Heine hört auf Jude zu sein, — was er im bloßen Wortwitz noch bleibt — wo er sich zum echt humoristischen Standpunkt erhebt und z. B. seinen Jehovah beim Anti-Thierquäler-Verein verklagen will. Sentimentale Dichter gibt's auch anderwärts — die Russen beweisen es — Pessimismus kann auch von welschen Poeten in Verse gebracht werden — wir nennen nur Leopardi — oder sarkasmusgetränkt einem Voltaire seinen Candide eingeben — aber Humor gibt es nur bei Deutschen und Briten.

So wenig jeder, der sentimental „flennt", auch gleich ein Pessimist ist — als Anämatiker fände er so leicht gar den Muth nicht dazu — ebenso wenig ist jeder Ironiker schon ein Humorist; der reine Choleriker wird, wo ihm die Hände gebunden sind, seinem Unmuth in Sarkasmen Luft machen; aber nur eine mit edelm Phlegma vermählte Dyskolie kann Humor hervorbringen — auch Jean Paul hatte das Embonpoint eines Hamlet; die behäbigen Philister sahen darin ihresgleichen und nannten es ein „Biergesicht" — desgleichen die hagern cholerischen δύσκολοι.

Die landläufig zahme, weil marklose Sentimentalität, welche der Schwab gleich wittert, wo ihm der Dampf des

Theetopfs entgegenbrodelt, die breiige „Empfindsamkeit" des ebenso substanz- wie individualitätslosen Geklages ladenhütender Jungfrauen wie jungfräulicher Ladenhüter, die Lovely-Schwärmerei der blassen blonden Misses mit ihren Keep-sake-Bildern heißt nicht umsonst „verhimmelt", denn sie ist wesentlich gläubig, voll süßer, christlicher Hoffnungen; schlägt die Augen nur aufwärts, um sich den Anblick der von ihr lieber blos beklagten als werkthätig unterstützten Misère zu ersparen; während der Pessimist das Elend in der Wirklichkeit aufsucht, auf die Gefahr hin, den Glauben an das πάντα καλὰ λίαν einzubüßen. Die Sentimentalität hat viel Entschuldigungen für ihren „lieben Gott" bei der Hand; den Pessimisten empört das Schönthun und Sich-lieb-Kind-machen-wollen vor einem grausamen Welttyrannen, dem er größere Ehre anzuthun glaubt, wenn er lieber dessen Existenz gar nicht sehr plausibel findet. Jedes concreten Schmerzgefühles bar und ledig, steht die gemeine Sentimentalität insofern der Langenweile nahe, als sie das unbestimmt Negative der Nichtbefriedigung ist; so geht sie ins vage Weite, ins gestaltlos Dämmernde ossianischer Nebel oder ins Helldunkel des Mondscheins und der Kindheitsträume; sie sehnt sich, aber weiß nicht, wonach? sie will nur hinweg aus der Gegenwart — phantasirt von einem seligen Jenseits, welches doch ebenso leer sein müßte wie diese Gegenwart, der sie dahin entfliehen möchte — sie erkennt nicht das Leiden als unentrinnbares Lebensgesetz, sie hofft auf Rettung, auf Wiedererlangen des Verlorenen, Wiedersehen des Geschiedenen; mit einem Worte: sie ist nicht resignirt, sondern nur unzufrieden (malcontent), deshalb vielfach auch launisch. — Wie anders der Pessimismus! Der verschmäht auch den Schein des Glücks; zeigt schon darin seine höhere Kraft, aber noch mehr darin, daß er sich von der schattenhaften Abstraction ab gegen die Realität zu wendet, und zwar nicht blos gegen das Einzelne als das Schicksal eines gegebenen Individuums. So streift der Pessimist

den Egoismus ab, welcher dem Sentimentalen als solchem stets anklebt. Deshalb behält die Elegie, so lange sie nur das eigene individuelle Schicksal, einen bestimmten Verlust des Einzelnen beklagt, nach Gervinus („Geschichte der deutschen Dichtung", 4. Aufl., IV, 125, Note 65): nur „dem Gefühl der Vereinsamung dieses bestimmten Ich" seinen Ausdruck gibt, leicht etwas Mattes, Herzlahmes, das sogar widerlich abstechen kann von der Energie eines wahrhaft pessimistischen Dichters (wie es z. B. Johann Christian Günther wenigstens in einigen seiner Klagen ist), der als solcher vom Menschenjammer als einer allgemeinen Nothwendigkeit muß durchdrungen sein. (Young's „Nachtgedanken" verfallen wenigstens großentheils der sentimental wirkungslosen Verschwommenheit durch breite Verwässerung, was einem Leopardi niemals passirt und noch weniger einem Byron.)

Nun könnte man sagen: der Humor sei nur eine specielle Aeußerungsform des Pessimismus, welche die Bitterkeit aufsaugen ließe vom Hinblick auf die flüchtigen Verwirklichungen idyllischer Schmerzlosigkeit. Doch muß als weiteres Ingrediens vor allem eine mit Vorliebe und Virtuosität in dialektischen Antithesen sich bewegende — soll man sagen Einbildungskraft, Phantasie oder Vernunft? hinzutreten. Ihre dialektische Volubilität war es, was den Hellenen unter allen alten Völkern allein einen Aristophanes gegeben, wie das Antithesenspiel der Franzosen diese zu den fruchtbarsten Producenten moderner Komödien gemacht hat, ohne jedoch — von vielleicht ganz vereinzelten Anklängen abgesehen — sie jemals auf die Höhe weltüberschauenden Humors zu erheben.

Ein Voltaire z. B. hat dafür, wie wir gesehen, viel zu viel „stoffartige", „pathologische" Malice — (am nächsten dürfte der germanischen Uranlage hierin, wie in ihrer ganzen poetischen Gestaltungskraft, eine George Sand kommen, die sich, in einer an Goethe'sche Universalität erinnernden Vielseitigkeit, der lieblichsten Idyllen und der conflictenreichsten Romane gleich mächtig erwiesen und mit

„Die sieben Saiten der Leier", einem in Visionsform hingeworfenen Frescobild der Welt des Leidens von lebhaftesten Farben, ja selbst in Faust-ähnlichen Sujets versucht hat.

Die Stimmung des bloßen Ironikers ist überhaupt vorherrschend „Bitterkeit" und hat gleichfalls als solche einen gewissen Grad von Egoismus als moralische Charakterbestimmtheit zur Bedingung; denn es dürfte kaum eine blos aus Mitleid erwachsende Bitterkeit geben, weil bei solchem das überwiegende Wohlwollen mitwirkt, weichzustimmen, und zu wehmüthiger Weltanschauung prädisponirt. Doch darf, wie gezeigt ist, dies nicht verleiten, zu meinen: nur der sogenannte freie Humor entquille einem edeln Gemüth, und der „gebrochene", d. h. zuletzt unversöhnt bleibende, verrathe seinen Träger sofort als mephistophelisch herzlos. Mit nichten! nur der Intensitätsgrad der Dyskolie sowol wie des — vom phlegmatischen nach der Seite des cholerischen hinüberneigenden — Temperaments unterscheidet zunächst diesen von jenem, und das moralische Element bleibt dabei vorderhand irrelevant; wie man denn z. B. dem so tief „gebrochenen" Hamlet schwerlich ein wohlwollenreiches, nicht vor allem nur die selbsteigenste Sache suchendes und vertretendes, Gemüth absprechen wird (ordnet er doch selbst sein innerstes persönliches Herzensbedürfniß, die Liebe zu Ophelia, der Rachepflicht, einem selbstsuchtlosen Gebot der Aufopferung für seinen Vater, sichtlich unter), sodaß Charaktere wie Heinrich Heine und Byron nicht zum Gegenbeweise dürfen aufgeführt werden, ganz abgesehen davon, daß der gemüthsinnige Jean Paul, an Stellen wenigstens ohne Frage, „gebrochenen Humor" entfaltet — namentlich in solchen Stücken wie der Leichenrede Horion's auf sich selber und im Ich-Suchen Schoppe-Leibgeber's, wo der Dichter aus der ganzen Schärfe Fichte'scher Dialektik heraus die Selbst- und Weltverneinung vollziehen läßt.

21. Schluß. Die Humoristen der Weltgeschichte, die verschiedenen Formen des Humors und die Humorlosen.

Wenn aber jemand das gegebene Signalement eines Humoristen auch auf Leute wie Cromwell und Napoleon I. zutreffend finden wollte, so hätten wir nichts dagegen, wiewol solcher Schlag mehr in Situations- als Gedankenwitzen macht und also in Concurrenz tritt mit dem humoristischen Altmeister „Zufall". Einer, von dem es heißt:

> Er fürstete die Bürstenbinder
> Und bürstete die Fürstenkinder!

brauchte gar nicht noch sein Verständniß für allerlei Humoren nebenher durch das classische Dictum: du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas (welches bekanntlich seine Entstehung der Kläglichkeit seines Rückzuges aus Rußland im Contrast zur Herrlichkeit des Einmarsches verdanken soll), dargethan zu haben, um unter den größten Inscenesetzern „historischer Komödien" mitzuzählen, bis sein Ende ihn auch den passiven Trägern sich unerbittlich vollziehender Weltironie einordnete, und vom Bewußtsein hierum ist ein Ausdruck seine aus den letzten Lebensjahren datirende tief humoristische Klage: „Nicht die Schwäche, sondern die Kraft vernichtet mich; das Leben ist's, was mich tödtet" (wozu sich als Parallelstelle anführen läßt aus dem „Faust", zweiter Theil:

> Baccalaureus.
>
> Da läßt sich endlich hoffen,
> Daß nicht, wie bisher, im Moder
> Der Lebendige wie ein Todter
> Sich verkümm're, sich verderbe,
> Und am Leben selber sterbe).

Und einer, den wir in seinem Wesen eine solche Fülle sich einander aufhebender Gegensätze vereinigen sahen, daß an der Enträthselung seines Charakters bis auf den heutigen

Tag der Scharfsinn und die Combinationsgabe aller pragmatisch-psychologischen Historiker gescheitert ist: ein solcher hätte auch nicht erst nöthig gehabt, manch plumpes Witzwort ins Parlament zu schleudern, um für alle Zeiten an sich selbst eine Verwirklichung humoristischer Negativität von seltenster Vollendung darzustellen. Unschwer aber ließe sich diese Beispielsammlung bereichern: den „alten Fritz" hat selbst der Mythos mit Vorliebe als Humoristen behandelt, und mit dem ihm zugeschriebenen Seufzer: Le plus beau jour de la vie est celui où on la quitte, stimmt er nicht nur zum Urwort alles tiefen Humors: βέλτιον τεθνάναι ἢ ζῆν (Plato im „Phaedrus" — vielfach variirt bei Euripides und Aristophanes), sondern stellt sich auch als Geistesverwandten neben Napoleon; Julius Cäsar ließ gern seine Lippen von urbanster Ironie (derisio nennt's Cicero) sich kräuseln; und der Götterliebling Alexander war wol niemals liebenswürdiger, als wo ihm die Spartiaten ihr: Ἔστω! zur Antwort geben konnten; wäre er für Humor unempfänglich gewesen, er hätte wol nicht des Porus Begehren willfahrt, „königlich" behandelt zu werden.

Im übrigen aber bleibt es richtig: das humoristische Subject wird sich vielseitiger in theoretischer als wie in praktischer Sphäre entfalten; schon deshalb, weil eine phlegmatische Natur seinem Aufblühen im allgemeinen ein förderlicherer Boden ist, als wie eine cholerische. Allerdings kann selbst ein Sanguiniker ein humoristisches Aederchen haben, wenn ihm Dyskolie beigegeben ist; dagegen ist der anämatische Dyskolos, von seltenen, edelsten Ausnahmen aus der Form c abgesehen, ein unleidlich griesgrämischer Gesell, und als Eukolos bringt's der Anämatiker (wie an seinem Orte ausgeführt worden) höchstens zum Possenreißer, Bajazzo und Allerweltsnarren.

Und treten wir nun endlich ganz nahe heran an die Geburtsstätte der humoristischen Stimmung, so ist deren Quellpunkt auch der Indifferenzpunkt noch eines andern Paares von Extremen, durch deren Abstand voneinander

die Stufenfolge von der sokratischen Ironie bis zum Sarkasmus bestimmt wird.

Wie der ausgelassenen Lustigkeit selbst des Sanguinikers, wenn er nicht von aller Dyskolie verlassen ist, die Abspannung des „moralischen Katzenjammers“ — und zwar nicht blos aus somatisch-pathologischen Gründen — folgt, so sehen wir zuweilen den Melancholiker aus tiefster Depression mit einer Elasticität aufschnellen, die selbst dem Phlegmatiker das Aussehen eines Sanguinikers geben kann, und dann sprüht der Humor seine glänzendsten Funken aus Reibung oder Contact negativ sich verhaltender Pole, deren einer eben jener „moralischer Jammer“ sein kann und deren anderer allemal die Reaction gegen unerträglich anhaltenden, das ganze geistige Leben mit Brechen („Knicken“) bedrohenden Druck ist. Das hat man längst als die Nachbarschaft zwischen Wahnsinn und Humor erkannt; dieser entspringt mit kräftigstem „Sprudeln“ an der Grenze, wo der „Verstand“ in Gefahr ist, einem auszugehen — und jenes bekannte Wort: „wer über gewisse Dinge seinen Verstand nicht verliert, hat keinen zu verlieren“ ist ja schon Zeugniß und Erzeugniß von jenem gegen seine Zerstörung sich als Humor sträubenden Intellect. Also die psychologische Genesis selber des Humors trägt bestätigend den Charakter der reinen Negativität eines eigenen Wesens an sich.

Halten wir an die Intensität dieser Gegensätzlichkeit die anerkannten Grundformen des Humors, so ist es der naive (Kneip-) Humor eines Falstaff, welcher deshalb im deutschen Studentenleben Nach- und Widerhall findet, weil die Jugendlichkeit dem deutschen Phlegma soviel Spannkraft beimischt, daß solche elastische Eukolie den Schein sanguinischer Beweglichkeit annimmt. — Das Gegentheil bieten der melancholische Choleriker und der cholerische Melancholiker mit dem Grundton feierlichsten Ernstes. Wo diese Humoristen werden, führen sie die Sprache des Mephistopheles oder Timon, d. h. ihr Humor ist wesentlich gebrochener (à la Byron).

Der reine Humor ist, wie schon öfter bemerkt, Sache des phlegmatischen Melancholikers oder melancholischen Phlegmatikers. Bei diesem nimmt das Phlegma die Stelle eines elektrischen Condensators ein: sammelt in sich den Spannungsstoff an, um ihn nicht sowol in einer Eruption (wie das sarkastische Wort eine ist) als in stetigem Ergusse wieder zu entlassen. Andererseits aber macht das Phlegma der Vertiefung der Dyskolie selber fähig, während der stoß- oder ruckweise aus dem „moralischen Jammer" des Sanguinikers hervorbrechende Humor etwas Punktuelles, niemals zur Gestaltenschöpfung Fortschreitendes behält; deshalb überhaupt an der Oberfläche der Gegensätzlichkeit — besonders im bloßen Wortwitz — herumspielt. Dagegen dringt der Sarkasmus auch aus tiefstem Herzensgrunde hervor und wird meistens die Depression eines Cholerikers zur Mutter haben; — dies wie vulkanisch Herausgestoßene macht das Beiwort „gebrochen" noch in besonderm Sinne wahr — aber der mit seinen Gluten versengende Lavastrom kühlt endlich doch ab, während der Humor des Phlegmatikers, dem Geiser gleich, die Siedehitze bewahrt.

Endlich ließe sich noch fragen: gehört die gewöhnliche Ironie der Nuance des cholerischen Melancholikers an und der Sarkasmus dem melancholischen Choleriker oder umgekehrt? bedenkt man aber, daß der Sarkasmus den Grad seiner Bitterkeit mehr aus der Willensenergie als aus der Intensität der Dyskolie zu ziehen scheint, und der Dyskolie als solcher schon jedes ironisirende Bekämpfen des Optimismus Genugthuung gibt: so möchte man sich doch für ersteres entscheiden. — Was aber unter dem Namen „sokratische Ironie" für die allermildeste Form gilt, tritt ganz in den Dienst des reinen Humors und ist mit noch größerer Wahrscheinlichkeit beim melancholischen Phlegmatiker als beim phlegmatischen Melancholiker zu erwarten, weil die Intensität der Dyskolie in dieser Varietät schon den Ausdruck strikterer Gegensätzlichkeit heischen wird.

Schließlich gehören noch hierher zur Darstellung der Kehrseite des Humors die völlig humorlosen Menschen, die nicht nur selber keines Witzes fähig sind, sondern auch eine instinctive Abneigung gegen alles Humoristische an den Tag legen. Es sind gewiß niemals wahrhaft edle Gemüther. Einen Grundzug wird bei ihnen eine engherzig ängstliche Scheu vor Verletzung der eigenen stelzbeinigen Würde ausmachen; denn es ist ja eine richtige Bestimmung des Komischen, daß es wie ein schadenfroher Kobold darauf aus sei, alles Hochtrabende zu Fall zu bringen. Außerdem aber wird solche Aversion sich meistens verbinden mit einem Mangel an Interesse für das Ideale überhaupt. Die excessiv „praktischen“ Leute sind auch von jenem bleiernen Ernste, der, wie er ohne tiefe Empfänglichkeit für echte Gemüthserregungen ist, so den Widerwärtigkeiten des Lebens nur eine griesgrämische Morosität entgegenstellt. Demgemäß werden die unedeln Formen des Anämatikers zu diesen Antihumoristen das größte Contingent stellen. Doch fehlt's nicht an mancherlei Beschönigungen für solch ein Verhalten: diese superklugen Leute nennen jeden Bummelwitz eine „Dummheit“; jeden harmlosen Scherz stempeln sie womöglich zur Frivolität und thun ganz sittlich entrüstet, wenn er sich gar am „Heiligsten“ vergreift — sie sind in ihrer Aufschwunglosigkeit zu schwerfällig, um zu begreifen, daß nicht blos die Abrahams a Santa-Clara, daß selbst die Luther und Claus Harms es für keine frevelhafte Blasphemie erachtet haben, gelegentlich mit einem Bibelwort ohne Arg zu spielen. Es ist das eine wenig liebenswürdige Rasse — besonders unter den hausbackenen Köchinnen feineren Schlages und den zugeknöpften Bureaukraten anzutreffen. Mit zu Grunde liegt gewöhnlich die Besorgniß, sie könnten selber mit Waffen angegriffen werden, gegen die sie in der Rüstkammer ihres engen Gehirns keine gleichartige Abwehr aufzutreiben vermöchten.

Anmerkung. Manches, was sonst noch in diesem Abschnitt seinen Platz hätte finden können, ist gelegentlich an andern Stellen vorweggenommen — besonders in den Abschnitten über „Eigensinn“, „Charakterschwäche“ und „Problematische Naturen“ — doch auch schon bei den „Nächsten Mischungen“.

Besondere und absonderliche Charaktertypen.

(Einige charakterographische Skizzen.)

1. Zu vorläufiger Verständigung.

Wer auf die Redoute geht, gedenkt die Bekannten durch eine „Charaktermaske“ zu überraschen, respective irrezuleiten, und hinter dem elendesten Thespiskarren zieht eine Gesellschaft von „Charakterspielern“ her; ja, die stolzesten Mimen antworten, nach ihrem „Fach“ gefragt: sie spielten die „Charakterrollen“ par excellence. Sie wollen sich also nicht unterbringen lassen in jenen Unbestimmtheiten, qui sont des espèces, als da sind: „der polternde Alte“, „die Anstandsdame“, „der Naturbursche“, erster, zweiter u. s. w. „Liebhaber“, und „Liebhaberinnen“; und nicht einmal die „Heldenrollen“ genügen ihrem Streben, das nur sich selbst Gleiche, das schlechthin Individuelle — die Faust, Mephisto, Hamlet, Jago, Othello, Richard III., Lear, Ophelia u. dgl. — darzustellen, und noch weniger dem etwaigen Zeugniß ihres Selbstgefühls, hierzu auch wirklich im Stande zu sein. Und derselbe Glaube:

Zu was Besserm sind wir geboren!

trägt im wirklichen Leben alle reicher begabten Naturen über die Schranken der bloßen „Fachmänner“ hinaus, d. h. solcher Leute, die, wenn man aus der Schatulle „Menschheit“ irgendein Schubfach herauszieht, ganz darin liegen: im einen der Schuster, im andern der Schneider (beiläufig: es war ein geistreicher Einfall, alle Gestalten

unserer nivellirten Civilisation in diesen beiden Klassen unterzubringen — fast ist er identisch mit unserer Eintheilung in „Gesunde" und „Gemüthsmenschen", und auf rein intellectuellem Gebiet besagt beinahe dasselbe Friedrich Schlegel's Unterscheidung aller denkenden Wesen in „geborene" Aristoteliker und Platoniker), im dritten der Schulmeister, im vierten der Advocat, im fünften der „Geschäftsmann", im sechsten der Oekonom, im siebenten der Geistliche, im achten der Actenmensch, im neunten der Künstler, im zehnten der Soldat, im elften der „Arbeiter", im zwölften der „Bummler", und so noch durch ungezählte Dutzende hindurch und keineswegs „mit Grazie" in infinitum. So ganz und gar „aufzugehen" in die Einseitigkeiten der zufälligen Lebensstellung, in die man gebracht oder freiwillig eingetreten ist, gilt mit Recht für eine Bornirtheit, deren jeder sich schämt, in welchem noch ein einziger Pulsschlag des Universalmenschen sich regt. „Etwas-für-sich-zu-sein" ist das Merkmal jeder so oder so ausgezeichneten Individualität — und auch eine Tochter von hingebungsreichster, verehrungswärmster Pietät wird es betrüben, wenn man ihr sagt: „du bist ganz wie deine Mutter", und sie wird bei sich denken oder aussprechen: ich möchte doch ich selber, etwas für mich sein, was andere nicht auch sind.

Aber andererseits gilt's auch für keinen feinen Ruhm, „ein Sonderling" zu heißen; und so wird die Charakterologie zwischen der leeren Allgemeinheit und dem ganz und ausschließlich Individuellen immerhin gewisse Kreise abstecken dürfen, welche als „Besonderheiten" nicht blos eine locale Mitte einnehmen, sondern auch aus beidem eine schöne, lebendige Mischung darstellen können.

Deshalb möchte ich, ehe das blos Absonderliche, das Abnorme, zur Sprache kommt, ein paar Specialitäten herausheben, um an ihnen darzuthun, wie die Prädestination für bestimmte Lebensstellungen ihre Requisiten von der Charakterologie sich mag aufzeigen lassen, und wie das In-

grediens der besondern Anlagen, Zu- und Abneigungen nicht blos als idiosynkratisches Isolirelement „absondert“ und absonderlich macht, sondern auch unter die unerläßlichen Bedingungen für einzelne Berufsarten zählt. Und soll einmal von einer natürlichen Rangordnung der verschiedenen „Stände“ die Rede sein, so kann diese nicht anders als nach der Fülle der für jeden Stand unentbehrlichen Erfordernisse festgestellt werden.

2. Der Idealarzt.

Wie hoch kommt dann aber nicht der Arzt zu stehen! Nicht blos als Adept der tiefsten Geheimnisse pessimistischer Wahrheiten, sondern auch als der moderne Beichtvater mit priesterlichem Berufe. — Ueberhaupt darf man die paradox lautende Formel wählen: für den Arzt ist es wesentlich, mehr zu sein, als was (äußerlich bemessen) sein „Fach“ fordert. Und doch ist schon dessen nicht wenig: ein sicheres Auge, eine feste Hand, also eine gewisse mechanische Geschicklichkeit, kann schon der bloße Chirurg nicht entbehren. Der Meister der Operationskunst wird überdies mit künstlerischer Klarheit alle anatomischen Verhältnisse innerlich anschauen müssen. Aber genügt hierzu eine reproducirende Einbildungskraft von ungewöhnlicher Schärfe und Lebhaftigkeit, so muß sich das Intuitivvermögen zur Vollkommenheit eines divinatorischen Durchschauens der Causalitätsverhältnisse steigern, wo es auf die Diagnose und Prognose innerlicher Krankheiten ankommt. Man sagt, daß ausgezeichnete Aerzte hierbei von einem eigenthümlichen Sinne, einer Art von Spürsinn, unterstützt werden. Allein ein solcher kann sich doch nur auf sinnlich wahrnehmbare — chemisch-physiologische — Vorgänge erstrecken — und auf der Gipfelhöhe ärztlicher Kunst stehen erst die Koryphäen der Psychiatrie — jene wunderbar reich ausgestatteten Naturen, welche dasjenige,

was wir als „Takt“ beschrieben haben, in eminentester Kräftigkeit besitzen: die Fähigkeit, fremde Seelenzustände ebenso sichern Blickes zu ergründen, wie tüchtige Therapeuten die physiologisch-pathologischen Momente eines Krankheitsprocesses *), und dazu, nach seiten des Temperaments, die seltenste Mischung von Energie und Gehaltenheit. (Daß dabei die Impressionabilität keine stumpfere sei, beweisen die ziemlich häufigen Fälle, in denen weit bewunderte Irrenärzte selber einen Anflug von Seelenstörungen an sich zu überwinden hatten oder gar endlich den jahrelang auf sie einwirkenden Erschütterungen erlagen.) Ohne Muth und Unerschrockenheit ist ohnehin ein pflichttreuer Arzt nicht denkbar, und man könnte höchstens zweifeln, was einen höhern Grad dieser Eigenschaften voraussetze: die Ruhe, mit welcher er sich der unmittelbar Tod drohenden Gefahr der Ansteckung aussetzt, oder die Seelenstärke, mit welcher er den Paroxysmen eines Tobsüchtigen sich entgegenstellt. — Wer Zeuge gewesen ist, wie gewöhnlich ein fester Blick des Irrenarztes genügt, um den Rasenden augenblicklich zur Ruhe zu bringen, oder ein

---

*) Eine ähnliche Gabe muß dem „geborenen“ Inquirenten zu Gebote stehen — auch der muß etwas von poetischer Vision an sich haben und doch die vollste Nüchternheit bewahren, damit er nie Suppositionen der Phantasie für Wirklichkeit nehme und so in Ungerechtigkeit verfalle. Die Fähigkeit, den Schleichwegen der Banditenschlauheit nachzugehen, braucht sich bei ihm so wenig mit einem Banditencharakter zu verbinden, wie das dichterische Vermögen, die ruchloseste Bosheit zu zeichnen, mit eigener Sinnesbosheit oder die künstlerische Productivität des Bildhauers mit eigener Körperschönheit. Aber gewiß ist jene divinatorische Objectivität eine ganz specifische Anlage und kein Wunder, daß nicht leicht irgendein Amt mehr angestellte Pfuscher und Stümper aufzuweisen hat, als eben das der Untersuchungsrichter — beiläufig: wieder ein Beleg dafür, wie himmelweit echtes judicium vom abstracten, intuitionslosen Subsumtionsvermögen des bloßen Logikers verschieden ist. Erfahrung und Routine können diese Erfordernisse fördern und ausbilden — aber keine Schule sie „beibringen“.

einzig Wort von ihm hinreicht, um den in tiefster Melancholie sich Verschließenden zutraulich zu machen — und die Schilderungen von Besuchen berühmter Heilanstalten pflegen ja eben der Bewunderung solcher Charaktermacht den wärmsten Ausdruck zu geben —: der mag sich gemahnt gefühlt haben an den Zauberbann im Auge des Thierbändigers und sich doch nicht verhehlen, daß auch dies wieder eine Potenzirung von etwas ist, was sonst nur wie disjecta membra sich vertheilt findet. Sofort aber leuchtet ein, daß das Erwähnte insgesammt auf der Basis einer sittlich großen Persönlichkeit ruhen muß, um das psychiatrische Ideal zu constituiren.

Aus anderweitigen Erörterungen hat klar werden müssen, wie wir nirgends das angeboren Genialische unter- und das auf dem Wege der „Bildung" Erworbene überschätzen. Deshalb bedarf es kaum der Versicherung, daß wir mit unbefangenstem Staunen gewissen Autodidakten der Heilkunde gerecht werden können und ohne akademische Studien berühmt gewordenen „Gliedsetzern" oder „Wasserdoctoren" ihren Ruf nicht schmälern wollen — im Gegentheil: die ersten Jünger des Aesculap müssen an der Naturquelle einer sozusagen instinctiven Erkenntniß geschöpft haben. Aber es hieße doch, allem was die Menschheit an Fortschritten aufzuweisen hat, Hohn sprechen — ja aller Wissenschaft überhaupt ins Angesicht schlagen, wenn man vermeinen wollte — und derartige Stimmen sind eben neuerdings laut geworden — gerade für den ärztlichen Stand genüge eine technische, will sagen: banausische, Ausbildung — Griechisch sei ihm entbehrlich und Latein nur nöthig, damit sich der Bauer nicht nach dem Recept die Mixtur selber zusammenbraue — kurz, in der Sprache heutiger Schulgesetzgebung ausgedrückt: die Realschulen müßten das Recht haben, ihre Zöglinge zum medicinischen Studium zu entlassen.

Dann Glück auf, Pépinière, und Gute Nacht, Akademie! — Das Körnchen Wahrheit, das aus solchem Ge-

schwätz hervorblinkt, beruht auf der Ahnung, daß kein anderer wissenschaftlicher Beruf in gleichem Maße die so unendlich schwere Wechseldurchdringung von Theorie und Praxis fordert, wie gerade der ärztliche. Das Wissen thut es freilich nicht allein — aber das urtheillose Praktisiren noch weniger. — Oder welchem gebildeten Manne wäre es zuzumuthen, im Hausarzt zugleich einen Hausfreund zu berufen, wenn dieser auf dem Bildungsniveau seines Krämers oder Barbiers stände? Die Barbiere stehen seit Horaz' Zeiten im Rufe der Geschwätzigkeit und mögen ihren Klatsch mit ihrem Seifenschaum von Haus zu Haus tragen — denn von der Oberfläche schaben ist ihr Beruf. — Aber der Hausarzt thut unvermeidlich Blicke in die geheimsten Beziehungen des Familienlebens, und sich auf seine Discretion nicht verlassen können, ist ein Gedanke, der das Vertrauen zu ihm ebenso lähmen muß wie ein Zweifel an seiner Kunstgeschicklichkeit. Will ich ohne Vertrauen an mir herumcuriren lassen, so kann ich ja ebenso gut zum „Pferdedoctor“ schicken. Denn „Kenntnisse“ muß der ja auch haben — nur das collegium psychologicum kann ihm erlassen bleiben. Wohl wissen wir, daß dieses nimmer die empirische oder gar die intuitive Menschenkenntniß ersetzen kann — aber ein bischen Systematik fegt doch die Köpfe aus, und wie philosophische Studien mit Medicin sich gar wohl vertragen, kann man an all den Werken sehen, welche die Philosophie „gelernten“ Aerzten verdankt — sie halten sich gern frei vom Nebulosen — und selbst ein Schelling steht gerade um so viel höher denn ein Hegel, als er diesen an exacten naturwissenschaftlichen Kenntnissen überragt. — Nicht an die Namen Moleschott, Büchner, Kolbe wollen wir erinnern, aber an die P. W. Jessen, Fechner, Carus, Schindler, Harleß, Virchow, Lotze und von Ammon.

Und sollte es rein zufällig sein, daß neben der Philosophie noch ein zweites universelles Gebiet liegt, auf welchem die Aerzte sich hervorthun — vielleicht, weil auch

da viel Dyskrasie zu diagnosticiren, viel Excessives zu amputiren, viel Schädelbruch zu trepaniren, viel schlechter Saft zu expurgiren ist — die Politik? „Der kranken Zeit den Zahn auszuziehen" wird freilich nur ein unerfahrener, nach Herostratenruhm lüsterner „Heilgehülfe" sich vermessen — aber „Schäden aufdecken", Wunden bloßlegen und sondiren ist Sache des Arztes, und man soll ihn darum nicht schelten, wenn's ihn auch der kranken Gesellschaft erbarmt — wenn er zur Prophylaxis ermahnt und das secundum naturam vivere der Stoiker über den buchstäblichen Sinn hinaus zu einer diätetischen Vorschrift für das Gemeinwesen erweitert, wo es dann lautet: secundum jus agere — denn das Recht ist für den Staat, was für den Organismus des einzelnen die natura naturans, und wie sich diese modificirt nach Klima, Lebensgewohnheiten und andern Factoren, so das Recht nach den Bedingungen des historischen Anderswerdens. Wohl mögen die richtig urtheilen, welche sagen: bei acuten Uebeln ziehe ich den Arzt zu Rathe, bei chronischen suche ich der Natur selber ihre Vorschriften abzulauschen — was beweist das anders, als daß es auch für den Staatskünstler „interessante Fälle" gibt, über welche oft die diätetische Regelung der organischen Grundfunctionen sträflich vernachlässigt wird?*) Und wer sich auf das wilde Experimentiren des vom Leibarzt zum Minister avancirten Struensee berufen möchte, um den Unterschied der unzünftigen Staatsmänner von den zünftigen zu belegen, der müßte sich entweder eine

---

*) Schon vom alten Physiologen Menenius kann man lernen, was es mit dem Doppelsinn der „Constitution" auf sich hat; Leib und Seele schließen einen Pact: die Speise entspricht dem Recht, der Hunger und Durst den Symptomen der Unzufriedenheit — und das Vorhandensein solchen Vertrages für Revolutionen verantwortlich machen, hieße ebenso viel als den Magen anklagen, daß er sich meldet und zu „knurren" anfängt, wenn ihm zur bestimmten Essenszeit die Nahrung verweigert wird.

Erinnerung an Mephisto's Gespräch mit dem Schüler gefallen lassen — oder eine daran, daß der Arzt nicht für den Erfolg seiner Cur herkommen kann, wenn der Patient den aufgelegten Verband abreißt.

Und um die Universalität des ärztlichen Berufs in einem kurzen Schlußwort auf den kürzesten Ausdruck zu bringen, können wir sagen: der Arzt gehört dem Lehr-, Wehr- und Nährstande zu gleicher Zeit an — keinem von diesen dreien ausschließlich und keinem ganz, und steht schon dadurch hochhinausgerückt über die Einseitigkeit aller übrigen. Im Vergleich zu ihm erscheint insbesondere auch die Wirksamkeit des bloßen Seelsorgers als eine dürftige und auf viel weniger Bedingungen gestellte. Vollends in Zeiten der Zersetzung abgelebter Religionsformen (die in den Tagen ihrer Jugendfrische selber als ein Heil- oder wenigstens Linderungsmittel für die leidende Menschheit gedient haben — auch wol noch später einmal „reiterirt" von vortrefflicher Wirkung sein konnten, aber endlich, in veränderter Geistesatmosphäre zu „abgestandener" Medicin geworden, all ihre Kraft, wenigstens für robuste Naturen verloren) tritt der Arzt in die Rechte des vom Skeptiker repudiirten Beichtigers — und wer längst von jedem andern „Gewissensrath" sich emancipirt hat, consultirt an Wendepunkten seines Lebensweges noch gern den vertrauten Arzt. Bei Geburt und Sterben fehlt er ohnehin nicht — aber wer bei einer Eheschließung ohne pastor copulans und Civilrichter meint fertig werden zu können, thäte doch oft wohl daran, nicht ohne ärztlichen „Consens" zu handeln; und wer den Lorinser'schen Streit verfolgt hat, wird es nicht absurd finden, daß man jüngst den Vorschlag gemacht, jeder Lehranstalt einen ärztlichen Beirath zu geben.*)

---

*) Die neuerdings, und nicht blos in Amerika, angeregte Frage nach der Ausbildung der Frauen für den ärztlichen Beruf erledigt

3. Repräsentanten anderer Lebensstellungen. a) Der moderne Hauslehrer.

Wie an Mühseligkeit der Ausübung, so wol auch an Vielseitigkeit der Erfordernisse dürfte dem ärztlichen der pädagogische Beruf am nächsten treten; und wie die Orthopädie eine Specialität ärztlicher Aufgaben ist, die sich mit dem Erzieheramte berührt, so die Idiotenanstalt ein Feld, auf welchem Arzt und Pädagog unmittelbar Hand in Hand gehen müssen. Ja, bei der schwankenden Grenze zwischen Normalem und Krankhaftem muß eigentlich jeder Erzieher etwas von jener Weihe empfangen haben, welche das Haupt des psychiatrischen Meisters mit einer Gloriola umschwebt. Moderne Romanschreiber ließen sich durch eine Ahnung hiervon leiten, als sie anfingen, den Hauslehrern oder Gouvernanten (Jane Eyre) in gräflichen und andern Familien die „Heldenrolle" zuzutheilen. Der „Informator" ist aus dem premier des domestiques ein

---

sich, meiner Meinung nach, leicht genug. Für Anordnung und Ueberwachung alles dessen, was zur eigentlichen Krankenpflege gehört, ist die Unübertrefflichkeit des weiblichen Wesens unbestreitbar. Allein „zum Tanzen gehört mehr als rothe Schuh'": wo es auf Diagnose ankommt, kann so wenig die Ueberlegenheit des Mannes an Sagacität, wie bei Operationen männliche Entschlossenheit und sogar physische Kraft entbehrt werden. Die Studien der Anatomie, Physiologie und Pathologie sind für den Intellect des Weibes, auch in seinen eminentesten Graden, zu complicirt, wo es auf Systematik ankommt. Damit ist durchaus nicht abgewiesen, daß auch Frauen — wie Florence Nightingale — eine Reihe von Einzelkenntnissen aus diesen Gebieten sich aneignen können mit dem überaus wünschenswerthen Erfolge, daß sie desto sicherer und kundiger die ihnen im Krankenzimmer obliegenden eigenthümlichen Verrichtungen ausführen. Aber eine Aerztin mit uneingeschränkter Praxis bleibt ebenso sehr eine Zwittererscheinung wie eine mit allerlei Behörden in amtliche Correspondenz tretende Schuldirectrice.

spiritus familiaris geworden, halb Beichtvater, halb Factotum — die Caricaturen kläglicher Candidatengestalten können nächstens auf den Aussterbeetat gesetzt werden — denn die Theologen brauchen bald nicht mehr jahrelang auf eine Pfarre zu warten, wenn die Entfremdung zwischen bürgerlicher und kirchlicher Sphäre in gleicher Progression fortfährt, sich zu einer unausfüllbaren Kluft zu erweitern — und während noch Schopenhauer nach den Erfahrungen seiner Jugendzeit das Hauslehrerthum für eine Schule serviler Ueberzeugungslosigkeit ansehen und daraus die Gesinnungsschwäche officieller Philosophie-Lehrer herleiten konnte, beginnt jetzt das Verhältniß sich allgemach umzukehren: die Aristokratie der Intelligenz erobert sich innerhalb des Hauses ihr erstes Terrain — und wie die eroberungssüchtigsten Mädchen sich der Bühne zuwenden, um nur von Mitgliedern der Haute-Volée sich heirathen zu lassen, so dominirt der ehemalige Paria in den cercles der „Vons" und „Fonds". Wer noch zuviel independence hat, um sich in die Uniformität der Staatsschulen einschnüren zu lassen, und zu viel Solidität und Sinn für Häuslichkeit, um die haltlose Carrière eines Literaten ex professo zu betreten: der läßt sich bei den Söhnen eines Bankiers mosaischer oder christlicher Confession engagiren und lebt so der „freien Wissenschaft" — vor, neben oder unmittelbar hinter dem Hausarzt rangirend. So ein Mann muß denn natürlich auch mehr gelernt haben, als was von Universitätskathedern herniedertönt — muß „Tournure", muß „Welt" besitzen und genießt doch zugleich so ziemlich dieselben Privilegien, welche man im vorigen Jahrhundert den Abbés zugestand — er braucht den „Gelehrten" nicht ganz zu verleugnen — im Gegentheil: neben dem esprit soll auch das Wissen seiner Conversation den Reiz des Pikanten und „Beziehungsreichen" geben, und seine Schrullen werden wol gar als liebenswürdige „Eigenheiten" gehätschelt. Eine gefährliche Stellung das, und nicht mit Unrecht als die eigentliche

Brutstätte für problematische Naturen und noch problematischere Situationen geschildert!

4. Fortsetzung. b) Der Pantoffelheld.

Aber dies alles scheint bereits zum Absonderlichen, nur unter bestimmten Culturbedingungen Möglichen zu gehören. Allein mit demselben Rechte ließe sich sagen: auch der Pantoffelheld könne nicht zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorkommen — seine Darstellung habe also auch keinen Anspruch auf charakterologische Allgemeinheit — und doch meine ich, diesem eben hier seinen Platz anweisen zu sollen, wo sich die Betrachtung der von den Unterschieden der Lebensstellung ausgehenden Einflüsse auf die Enge des Häuslichen zurückgezogen hat — ging doch zu Rom aus den ältesten patres familias der Stand der Patricier hervor. Vollends aber bleibt die gesammte Existenzform nordischer Völker ein farbenloses Schattenspiel ohne die Mitberücksichtigung des von den häuslichen Verhältnissen herrührenden Colorits.

Dem deutschen Philister ist auf politischem Gebiet heute so wenig heimisch zu Muth, wie vor hundert Jahren, wo er aus seinem angeborenen quietistischen Hange noch gar nicht aufgerüttelt war, und zum Bild des Patrioten beziehen wir leicht ein besser Modell von auswärts. Aber sich alles Unbequeme vom Leibe zu halten und im geradlinigen Schlendrian über seinen Leisten gar nicht hinauszugucken — auch nicht in den Suppentopf, ehe dessen Inhalt auf den Tisch getragen wird: das ist die Art, aus welcher wie aus ihrem Ei unter Hinzutritt der übrigen Erfordernisse die gröbsten wie die feinsten, die burlesken wie die humoristischen Varietäten der „hen-pecked“ hervorschlupfen. Allerdings gehört auf der andern Seite ein „resolutes Frauenzimmer“ von klarer Bestimmtheit dazu, Eine, die Kammer, Küche, Keller und —Kasse in Ordnung

zu halten versteht — denn der Schlüssel zum Weinkeller und zum Geldschrank sind die kammerherrlichen Attribute der Pantoffelregentin, das Symbol, daß der „Klügere“ in allem nach- und selbst die Verwaltung des eigenen Kleiderspindes abgibt. Und wie jeder Absolutismus sich durch sein car tel est notre plaisir vom berathenden Constitutionalismus unterscheidet, so haben die consultative und executive Gewalt ihre Stellen vertauscht in einem Hause, wo dem Manne kaum noch das Placet regium ungeschmälert belassen ist und das: „Was meinst du dazu, mein Lieber, wollen wir nicht?“ seitens der Frau soviel bedeutet wie: „so soll es sein!“ oder nach „Das Wort der Frau“: „Es bleibt dabei!“ wenn überhaupt noch soviel Form beobachtet und die Besprechung eines Projects für gemeinsame Unternehmungen nicht vielmehr von ihr im Stile des Sic volo, sic jubeo eröffnet wird mit einem: „Ich habe mir das überlegt — so und so ist es das Richtigste.“ — Aber warum klebt dieser Miniaturcaricatur des Parlamentarismus der Makel des Verächtlichen an? Offenbar eben weil es eine Caricatur ist und nicht aus einer freien Verzichtleistung auf „angeborene“ Rechte hervorgegangen. Wo rechte Liebe zwischen Ehegatten waltet, da braucht's nicht solcher Mittel „um des lieben Hausfriedens willen“; da kann der Mann seiner Frau alles Mögliche zu Gefallen thun, aber es bleibt ein Ausfluß freier Liebe von seiner Seite und wird von ihrer nicht als ein usurpirtes Recht mit eifersüchtiger Gier behauptet. Das Widernatürliche an der Pantoffelei ist dies, daß die Frau dem Manne als eine „Respectsperson“ gegenübersteht. Basirt diese Stellung auf der Ueberlegenheit physischer Kraft, so gibt sie das niedrig komische Bild des unter den Tisch kriechenden Schneiderleins — liegt moralische Ueberlegenheit zu Grunde, so fehlt's an dem: „die Liebe treibet die Furcht aus.“ — Aber das Gewöhnlichste wird die finanzielle Abhängigkeit des Mannes sein. Wo dieser der Pensionär seiner Frau ist, da hat er mit den Ehepacten seine persönliche Selb-

ständigkeit verkauft und — muß sich fügen. — Aber all diese Betrachtungen erledigen noch nicht die Frage: wie kommt es, daß oft Männer, die nach außen hin mit voller Energie zu wirken wissen, innerhalb der vier Wände so unwürdiger Unterthänigkeit verfallen? Zuweilen mag es am naturwidersprechenden Altersverhältniß zwischen den Ehegatten liegen, zufolge dessen die Frau schon lange vor Eingehung der Ehe den jüngern Mann, als er noch Knabe und sie schon „Fräulein" war, „bemuttern" konnte — häufiger aber wird es seinen Grund in einer gewissen „praktischen" Unfähigkeit des Mannes haben, für seine kleinen Bedürfnisse selber zu sorgen — dann besorgt für ihn die Frau, was bis zum Augenblick der Eheschließung die Mutter gethan, und deren Respectsstellung überträgt sich unmittelbar auf jene. Aber es kann auf seiten des Mannes auch bloßer Widerwille sein, sich um all die Kleinigkeiten zu bekümmern, welche nach seiner Meinung ganz dem Frauenressort angehören — und daß „kleine Dinge" die Stücke sind, aus welchen sich der Frauenscepter zusammensetzt, ist ja eine alte Wahrheit — es kommt also nur auf deren geschickte Verwirklichung an, welche natürlich durch gutmüthiges Phlegma und träges Anämatikerwesen beim Manne sehr erleichtert wird. Aber auch gerade den Staatsmännern und regierenden Bürgermeistern, den Gelehrten und pedantischen Schulmeistern, den Künstlern und Schriftstellern werden jene ganz geringfügigen Angelegenheiten eher lästig, als praktischen Krämer- und Handwerksseelen, und schon Themistokles nannte der bekannten Causalkette zufolge seinen kleinen Sohn den einflußreichsten Menschen in ganz Athen. — Und die Nachfolger des Sokrates wie die Kunstgenossen Albrecht Dürer's können noch heute Litaneien von Xanthippen und „bösen Siebenen" singen, wovon die „metaphysische" Erklärung freilich auf einem andern Blatt steht. Kurz: besonders leicht kommen sogenannte unpraktische Männer, die eminent praktische Frauen haben, in diese Situation, deren

wenigst anstößige Form da auftritt, wo bei beiderseitiger Harmlosigkeit der Mann ein starkes Bedürfniß für häuslich-traute Gemüthlichkeit hat. Will man aber erfahren, bei wem in rebus domesticis die entscheidende Macht steht, so muß man den Kinderinstinct beobachten und an wen sich der mit seinen kleinen Anliegen zuerst wendet — wobei freilich der Ausnahmefall mit in Betracht zu ziehen ist, daß derselbe sich zuvor einen Bundesgenossen an der schwächern Hälfte zur „Bearbeitung" der stärkern kann gesucht haben.

Es hieße die Grenzen wissenschaftlicher Darstellung überschreiten, wenn wir uns einließen auf Detailzeichnungen aus all den Gebieten, wo der Pantoffelheld der Frau das Feld räumt (Hausordnung, Rauchendürfen im Drawing-room, Gesellschaftgeben, Wirthshausbesuch, Kindertoilette, Badereisen u. dgl. m.). Ueberreichliches, jedoch sehr ins Zerrbildliche à la Thackeray gezogenes Material liefern dazu Douglas Jerrold's „Gardinenpredigten"; — sie mögen uns nur noch daran erinnern, daß hier ihre triumphreichsten Siege feiert jene eigenthümliche, unwiderstehliche, weil unwiderlegliche Frauenberedsamkeit, „welche auf jeden Gegenbeweis mit einem «Ja drum!» antwortet" und jedes Gründeheischen parirt mit nichts

> andern als eines Weibes Grund:
> Es scheint mir so, nur weil es mir so scheint;
> (Shakspeare, „Die beiden Veroneser", I, 2.)

sie kann auch den zähesten Mann zuletzt mürbe machen, denn die schwerste Nachgiebigkeit ist ein kleines Opfer, verglichen mit der Zumuthung, solcher zungenfertigen Unlogik stundenlang zuzuhören.

Aber ebenso oft wird das kindische Element am weiblichen Wesen „seinen Willen durchsetzen", indem die Frau plötzlich irgendetwas (einen unaufschiebbaren Ausgang u. dgl.) davon abhängig macht, daß ihr zuvor in einer andern Forderung willfahret werde — dann ertrotzt die

schnippische Laune, was die Bitte der Liebe zu erreichen sich nicht getraut.

Fast überall aber wird sich das widerlich Unnatürliche dieses Verhältnisses auf eine Charge des Natürlichen zurückführen lassen. Es ist in der Ordnung, daß der Mann der zartern Nerven der Frau schone — aber die maßlosen Ansprüche hysterischer Reizbarkeit vertreiben ihn Schritt vor Schritt aus seinem eigensten Terrain und machen ihm zuletzt sogar seine Pflichterfüllung unmöglich. Es ist die schöne Aufgabe der Hausfrau, das vom Mann Erworbene zusammenzuhalten — aber das richtige Verhältniß wird auf den Kopf gestellt, wenn das so weit geht, daß sich der Mann vom Weibe sein Taschengeld muß zutheilen lassen. Die Küchenschnüffler sind ein lächerliches Geschlecht, aber es ist nicht blos Rücksichtslosigkeit, es ist Roheit und „geht über den Kerbstock“, wenn das Weib die Haushaltungssouveränetät so weit treibt, daß sie diese als die stündliche Gelegenheit ausbeutet, um zu zeigen, wo sie „allein etwas zu sagen habe“ — ebenso unbekümmert um den Geschmackssinn des Mannes bei Auswahl der Speisen, wie um das Ruhebedürfniß für seine Arbeitszeit bei Vornahme häuslicher Beschäftigung (man denke an Lenettens Fegen und den Kinderspectakel bei regellos angeordneten Generalwaschungen u. dgl.). Es gibt nichts Schöneres über das Recht der Gattin, an allen Sorgen des Mannes theilzunehmen, als was in Shakspeare's „Julius Cäsar“ (II, 1) die Porcia zum Brutus (vgl.:

> You have some sick offence within your mind
> Which, by the right and virtue of my place,
> I ought to know of;

und die ganze Scene), in Schiller's „Tell“ (I, 2) die Gertrud mit den Worten:

> ich bin dein treues Weib
> Und meine Hälfte fordr' ich deines Grams

zum Stauffacher spricht: aber wenn sich eine Frau an-

maßt, der Ueberzeugung des Gatten Gewalt anzuthun, indem sie bestimmen will, ob und wie er an politischen Handlungen sich betheilige, so tritt sie so weit aus ihrer Sphäre heraus, daß, wer ihr da noch folgt, durch Selbstlosigkeit den letzten Rest seiner Würde einbüßt und zum verdienten Gespött wird. Auch um die unbewußte Frömmigkeit eines Weibes ist es eine schöne Sache; aber wenn sie dem Manne gegenüber zur zelotischen Helfershelferin der societas ad propagandam fidem wird und lieber für der zu bekehrenden Botokuden Kinder als für die eigenen Strümpfe stopft, oder den Mann zu den operibus operatis der kirchlichen Gewohnheiten schleppt: so fällt sie durch solchen Verstoß wider das taceat mulier in ecclesia nicht nur von der eigenen Regel ab, sondern erregt unter Umständen eher gerechte Indignation als Bewunderung und erntet höchstens das Lob gedankenloser Fanatiker. — Es gehört unter die unbestreitbarsten Vorrechte der Mütter, nicht ausgeschlossen zu werden von der Erziehung der Söhne; auch in spätern Jahren wird ein Mann ohne Leitung von der Hand eines Weibes schwer den sanften Odem der Sitte frisch und rein in sich aufnehmen: aber es hat etwas Empörendes, wenn weibliche Eitelkeit oder Caprice das letzte Wort sprechen will bei der Berufswahl des Jünglings — (und wie leicht hierbei das beschränktere Urtheil fehlgreift, bestätigt der Erfahrungssatz, den auch Flattich *] vertritt: Wittwensöhne kommen nicht leicht in die rechte Bahn; denn vorgefaßte Meinungen, äußeres Ansehen u. dgl. wiegen beim Weibe schwerer als die Rücksicht auf wirkliche, nicht blos eingeredete, Neigung und

---

*) Vgl. a. a. O., S. 258: „Wann ein Weib Buben aufziehen wolle, so komme es einem vor, als wenn eine Henne Entlein ausbrüte, da sodann die Henne auf dem Miste und die Entlein ins Wasser gehen wollen, und mithin sich beide nicht zusammenschicken, weswegen zu Buben ein Mann gehöre, der sie regiere.“ Vgl. S. 389 fg., 279, 310, 456.

Anlage — zumal sind es meist die Mütter, die ihren Sohn gar zu gern im geistlichen Talar sehen und damit diesen oft in Conflicte treiben, von deren Schwere und Umfang sie selber keine Ahnung haben).

Und damit man uns nicht mit der Einrede komme:

Was ich in meinem Hause thu',
Das kümmert keinen andern was,

denn es gehe ja im Grunde einen Dritten gar nichts an, wie weit einer mitsingen müsse:

Meine hat es ebenso gemacht,

so mag noch hervorgehoben werden, daß allerdings auch von außen her auf die herrschsüchtige Frau ein verdientes odium fällt: denn wer zu allem erst die Genehmigung seiner Frau einholen muß (was wohl zu unterscheiden bleibt von dem Wunsche, nach Möglichkeit ihr Votum zu berücksichtigen, denn von diesem wird bei einer nicht in Launen wankelmüthigen und deshalb unberechenbaren Frau leicht ohne besondere Anfrage vorauszusehen sein, wie es ausfallen werde), mit dem läßt sich keine feste Verabredung treffen, er ist ja nicht Herr seiner Entschlüsse, und man riskirt, wenn man mit ihm einen Vertrag schon so gut wie abgeschlossen hat, nachdem die Frau ihren Widerstand aufgegeben zu haben schien, daß diese nach Weiberart am Ende

zurück doch komme auf ihr erstes Wort

und so alles wieder rückgängig mache, worauf sich der dritte schon verlassen. Dann ist doch dieser lebhaft interessirt an solchen Vorgängen inter parietes.

Mithin steht auch diese charakterologische Specialität nicht ganz außerhalb des öffentlichen Lebens und nicht allzu fern den Gestalten, zu deren Betrachtung wir uns wenden möchten, nachdem wir zuvor uns näher angesehen:

5. „Gute Gesellschafter“ und die in der Geselligkeit sich offenbarenden Tugenden und Untugenden.

„Liebenswürdig“ und „geistreich“ will man den Meister der Conversation — in zwei Worten eine Fülle von Attributen! Wer blos liebenswürdig ist, wird leicht langweilig; denn auch eine „anspruchslose“ Zurückhaltung, die sich nirgends vordrängt und gern in zweite Reihe tritt, trägt das Lob der Liebenswürdigkeit ein, besonders bei solchen, die selber gern die „erste Geige spielen“ — und die bloße Geistreichheit findet wiederum unliebenswürdig, wer ihren aggressiven Späßen keine Wehr entgegenzustellen hat oder sich durch Sarkasmen in seiner „gemüthlichen“ Weltanschauung nicht mag stören lassen. So setzt sich der „gute Gesellschafter“ zusammen aus einer Reihe positiver und negativer Merkmale. Er muß Bonhomme sein (denn nur das macht wahrhaft „umgänglich“ und hält jede peinliche und peinlich wirkende Schroffheit und Strenge fern) und keinem „den Spaß verderben“ — zuvorkommend, aber nie zudringlich; „aufmerksam“ und womöglich „verbindlich“, aber nie lästig durch unermüdliches Nöthigen; sonst hört er auf zu sein, was der Geschäftsmann in seiner Sphäre „coulant“ nennt. Mit dem Gemüthsmenschen muß er das Interesse für „kleine Dinge“ theilen, aber zugleich „gesund“ genug sein, um sie niemals allzu ernst zu nehmen — den gefälligen Schein der Herzlichkeit verbinden mit jener kühlen Gleichgültigkeit, die wohl mittheilsam (der einfachste Gegensatz zu „verschlossen“), aber niemals wirklich vertraut macht. Vor allem aber sei er nicht zu „tief“ — in keiner Richtung noch Bedeutung, weder nach seiten des Gefühls noch des Denkens. Er mag „reflectiren“ über die Vorkommnisse des Alltags, einen allgemeinen Satz daran knüpfen, und man wird hochergötzt sein, wenn er bei anschaulichem Erzähltalent, zu eigenem Behagen und doch scheinbar anspruchslos, seine Gemeinplätze mit

belegenden Anekdötchen, womöglich in duplo, zu illustriren versteht (es gibt ja viel solche Leute, welche ihr Leben lang die Welt bephilosophiren, ohne es je zu einer geschlossenen Weltanschauung zu bringen, und es hierauf eigentlich auch gar nicht anlegen) — aber er versuche es nie, „Speculatives“ zum besten zu geben und den metaphysischen Hintergrund durchblicken zu lassen — denn das ist den meisten unbequem als Mahnung an die Schranken ihres Verständnisses, und die übrigen verstimmt es, weil sie auf ihrem Sofa nicht an Kanzel und Katheder mögen erinnert werden. Und seinerseits gähnt der Philosoph beim trivialen Geträtsch, und je fader das Geschwätz, desto stummer wird er. (Vgl. das Bd. I, S. 15 Gesagte.) Eukolie empfiehlt mehr als Dyskolie. Zwar haben besonders die Weiblein den Ausdruck „interessant“ speciell dafür, wenn einer einen „leidenden“ oder gar „schmachtenden“ Ausdruck um Augen und Mundwinkel spielen läßt — aber sie haben mit so einem lieber eine Unterhaltung unter vier Augen (um nicht zu sagen: ein trauliches tête à tête), als daß er ihnen in größerer Gesellschaft sonderlich willkommen wäre.

Der Choleriker stößt leicht ab durch ein „kurzangebundenes“ Benehmen, der Anämatiker durch seine Launenhaftigkeit oder gar durch Schmollsucht, dies giftigste aller Gifte für die Verträglichkeit (denn nicht jedes Schmollen ist von jener halb schalkhaften Art, die — im schroffen Gegensatz gegen das eigentliche Maulen — sich verstohlen umsieht nach einer Gelegenheit, dem andern „doch wieder gut zu werden“), der Sanguiniker durch seine Albernheit — mit dem Phlegmatiker ist der Regel nach „am leichtesten umgehen“. Bereits oben (I, 85 fg.) ward bei den nächsten Mischungen der phlegmatischen Eukolie in geselliger Beziehung gedacht — dieselbe Begriffseinheit drückt ja die jeden Augenblick zu einem „Späßchen“ bereite Jovialität aus — schon im Namen als eine niemals zu erringende Göttergabe sich ankündigend.

Die Geselligkeit ist die eigentliche Sphäre des Halbethischen, der zur „Glätte" abgedämpften ethischen Eigenschaften; und die im socialen Leben als solchem hervortretenden Tugenden wie Untugenden sind meistens abschwächende Nuancen des Wohlwollens und der Bosheit. Was der Norddeutsche „maliciös", der Süddeutsche „boshaft" nennt, bezeichnet einen noch ziemlich harmlosen Spott, und das Lob der Humanität besagt beim Hausherrn und Vorgesetzten nicht viel mehr als die Abwesenheit der Lust, den Untergebenen seine Abhängigkeit fühlen zu lassen. Darum ist auch die „Leutseligkeit" mit echtem Stolz so wohl vereinbar — ja sogar vielleicht unzertrennlich von ihm — denn der Stolze erkennt ja die conventionellen Rangstufen innerlich nicht an und unterscheidet sich vom Hoffärtigen eben dadurch, daß er sich nicht sowol herabläßt, als vielmehr auf dem gemeinsamen Boden des Menschseins mit andern einläßt und Gemeinsames als Gemeinsames behandelt. So ist der plattdeutsche Gebrauch des Wortes: „en gemeenen Mann" ganz ohne den komischen Beigeschmack, welcher der Anwendung des gleichbedeutenden „en neederträchtigen Keerl" bleibt.

Gefälligkeit, Dienstfertigkeit sind gesellige Tugenden — und wie hoch über beiden steht das Hülfreichsein — man braucht nur zu denken an die Goethe'sche Zusammenstellung:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!

Wie Herz und Larve unterscheiden sich Wohlwollen und Höflichkeit, desgleichen Keuschheit und Ehrbarkeit oder Sittsamkeit. In der Geselligkeit gilt das Benehmen, in der Ethik die Gesinnung; und jede Tugend in dieser hat ihr Zerrbild in jener: der Grobian möchte mit seinem Freimuth prahlen — der plump Zutappende mit seiner Aufrichtigkeit — der Unmanierliche mit seiner Naturwüchsigkeit — und Derbheit gibt sich gern für Naivetät aus — und wer zweifelt, ob sich naive Treuherzigkeit affectiren

lasse, braucht nur aufs forcirte Duzen fahrender Tiroler einzugehen.

In der „Zuthulichkeit“ eines Kindes keimt ein schönes Vertrauen zu den Zeichen der Liebe — aber im Aufdringlichen kündet sich eine Unverschämtheit an, welche man nicht zu früh mit einem: keep your distance! sich vom Leibe halten kann. Zu den allerunverschämtesten Menschen gehört aber eine Klasse leidlich Gutmüthiger, die verlangen, daß man ihre Flegeleien liebenswürdig finden solle.

So recht als vox media steht hier der Begriff „ungenirt“; ein Lob, wo er ausdrückt, daß einer die einengenden Formen abgestreift hat, welche die freie Entfaltung auch der edelgearteten Persönlichkeit hemmen — ein Tadel, je mehr er der gemeinen Menschennatur, der Unbescheidenheit, Anstandslosigkeit, Frechheit die Schleusen öffnet. Wie „sich genirt fühlen“ die Gemüthlichkeit beeinträchtigt, sahen wir schon früher — aber zugleich, wie es für jedes feinsinnigere Wesen mit aller Gemüthlichkeit rein aus ist, sobald in die harmlose Natürlichkeit die brutale Roheit hineintappt, wozu der Pöbel seinen Beifall kreischt: „das war das Beste von allem.“ Eine gewisse Nonchalance kennzeichnet die in ihrem Selbstgefühl wohl gefestigte Aristokratennatur — man weiß, man könne „sich gehen lassen“, ohne ins Plebejische zu verfallen — und das alte Studentenlied:

> Ein Mann wie ich geht ungeladen ein und aus,
> Ein Mann wie ich nimmt manche Freiheit sich heraus,

drückt die gleiche Selbstgewißheit aus, welche sicher ist, nicht gleich rüpelhaft zu erscheinen, sobald sie etwa einmal in Hemdsärmeln auftritt. — Aber wenn „ungehobelte Lümmel“ so etwas nachmachen, dann steht alsbald der bloße Flegel vor einem, und der Affectation einer freiern „Tournure“ geht's nicht anders wie jener zu den Mantellöchern herausguckenden Eitelkeit. Dennoch bleibt sie im Recht gegen jede gleisnerische Zimperlichkeit. Denn wie

„allzu höflich unhöflich“ wird, sofern das Uebermaß conventioneller Strenge besagt, daß man sich dem andern gegenüber auf einen „geworbenen Fuß“ stellen und über das Unerlaßlichste persönlichen Verkehrs hinaus nichts mit ihm zu schaffen haben wolle: so verräth der in seinen geselligen Formen Allzuängstliche, daß er es nicht zum rechten Bewandertsein darin gebracht habe — und auch die Zimperlichen machen den Satz wahr: es müsse sich auf den Buchstaben stützen, wer innerlich des autonomen Halts entbehrt.

Die „Sprödigkeit“ mancher „Schönen“ mag man, auf die Gefahr hin, ein seltenes mal zu irren, für ein Mistrauensvotum nehmen, welches sie ihrer eigenen Festigkeit ertheilt, während oft, was wie kecke Koketterie aussieht, auf sicherstem Selbstvertrauen ruht.*) — Ein tüchtiger „Kehr dich an nichts“, der darum noch lange nicht cynisch zu werden braucht, legitimirt oft am besten eine unverschrobene Persönlichkeit.

Das naseweise enfant terrible bereitet zwar mit sei-

---

*) Außerdem gibt es eine bloße Scheinkoketterie, die in vollster Harmlosigkeit mit lebhaften Manieren und beweglichen Augen agirt ohne die mindeste gefallsüchtige Absicht, aber vielleicht von niemand eifriger verdächtigt wird, als vom Neide jener Kryptokoketten, die zwar klug genug sind, um zu wissen, daß sie, mit körperlichen Reizen nicht allzu freigebig ausgestattet, wohl daran thun, auf den sinnlichen Eindruck, welchen sie machen, nicht allzu fest sich zu verlassen, aber dafür mit leiblichem Anstande beflissen sind, ihre geistige Volubilität zur Geltung zu bringen; sie bewahren äußerlich meistens einen gewissen Grad von Gemessenheit; doch zuweilen bricht mit hochkomischer Naivetät der heiße Drang des Imponiren-, resp. Anziehend-seinwollens durch, und dieselben Qualitäten des Intellects, die ihnen als Toilettenkästchen dienen, woraus sie Schminke und Schönheitspflästerchen herauslangen, spielen ihrer Gefallsucht leicht den Schabernack, ihre geheimsten Absichten zu verrathen, zumal wo sie „sich so weit vergessen“, über schönere oder durch Anmuth die Herzen gewinnende Rivalinnen abfällig zu urtheilen, wol gar naserümpfend deren vermeintliche Geistesbeschränktheit und angebliches kokettes Wesen zu bespötteln.

nem Vorwitz zuweilen die allerpeinlichsten Verlegenheiten — aber die Jahre bringen es schon von selber zum Schweigen, und viel gefährlicher sind die still im Winkel kauernden Kinder — sie gewöhnen sich ans Belauern und Aushorchen. Man wird zwar auch in dem Busen einer albernen Schwätzerin nicht seine Geheimnisse deponiren — aber recht eigentlich vom Leisetreter steht geschrieben: hunc tu, Romane, caveto!

Und an das dulce est desipere in loco und nicht gleich an das:

Wie sich die platten Burschen freuen!

mag sich erinnern, wer unvermuthet einmal in eine „ausgelassene" Gesellschaft tritt — auch der solideste Hausvater und der ausgeprägteste Melancholiker schüttelt sich zuweilen das Blei aus den Geistesschwingen. Eine vereinzelte „Extravaganz" macht noch nicht „ausschweifend", und wer einmal „über die Stränge schlägt", ist darum noch nicht „zügellos". — „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil!" — das soll bedenken, wer gelegentlich Leute von feinster Sitte mit sichtbarer Geflissenheit „unartig" werden sieht, und nicht gleich von „Ungezogenheit" sprechen. Um die „parlamentarischen" Ausdrücke ist es ein eigen Ding, und für die berufenen Vertreter des Rechts und der Wahrheit gibt's einen andern Codex als den der Damencercles oder des Corpsburschencomments. Aus „gewählter" Sprache fällt noch nicht heraus, wer am rechten Orte einen Kraftausdruck anbringt — das ängstlich zu vermeiden, überläßt er getrost dem Gezierten — und wenn ihn nicht der Kitzel der Eitelkeit sticht, verschont er uns gleichfalls mit allem „Gesuchten".

Wie aber trotz alledem vielerorten die abgeschmackten Phrasen und aberwitziges Wortgetändel in hohem Curs stehen, das „Süßholzraspeln" und „Complimenteschneiden", worauf sich

die Dümmsten der dummen Jungen

am eifrigsten zu verlegen scheinen: das bezeugt Heine's Seufzer:

Wenn ich ein Gimpel wäre,
So flög' ich gleich an dein Herz;
Du bist ja hold den Gimpeln
Und heilest Gimpelschmerz.

Die Schulung unserer Dämchen in Tanz- und Anstandsstunden hat überhaupt viel Begriffsconfusion angerichtet. „Gewandtheit" ist ihnen das erste Erforderniß eines „angenehmen Umgangs" — jede Schwerfälligkeit heißt ihnen alsbald „Pedanterie" oder „hölzernes Wesen" — und wie sollte das sich aufs „Schäkern" verstehen? Wären sie Französinnen, so würden sie wenigstens eine Messerspitze voll Esprit dazu verlangen — aber ums attische Salz bekümmern sie sich so wenig wie ums Salzfaß in der Küche — und wenn man beobachtet, wie ihren Thron die Referendare, Lieutenants und „Judenbengel" umstehen,

die Würde des Amtes zu üben,

so könnte man sonderbare Vorstellungen von dem bekommen, was bei uns Deutschen unter dem Fabrikstempel „Geist" passirt, und bei der Naturgeschichte Anfrage thun, ob das Lineal, das diese Dandies im Rücken, und der Corporalstock, den sie im Kopf tragen, was anderes wäre, als knorriges deutsches „Holz". Aber wir dürfen uns hier in der Reserve halten; denn als unermüdlicher Plänkler hat Bogumil Goltz mit seinem Kleingewehrfeuer auf diesem Felde ausgekehrt, und die Charakterologie braucht ihm nicht weiter zu folgen „hinter die Feigenblätter", obwol da manch psychologisches Problem, wie z. B. die Albernheit, diese anachronistisch wieder aufbrechende Kinderkrankheit, sich verbirgt. Wir also überlassen diese Domäne, wo bärtige Männer ihre Lust dran haben, „gesetztere" Altersgenossen neckisch wie die Kinder hinzuhalten oder Versteckens zu spielen, wo die Jünglinge am läppischsten Zeug sich ergötzen und die zischelnden Backfische Chorus machen mit den raunenden Klatschbasen (beide „ge-

schwätzig", d. h. Leeres durcheinander redend, und deshalb auch leicht „schwatzhaft", d. h. anvertraute Kükengeheimnisse ausplaudernd) — kurz, wo jeder in die Unarten früherer Altersstufen zurückfällt: wir überlassen sie ihrem Erbpächter, und begeben uns aus der kosmopolitischen, alle civilisirten, d. h. nach französischer Mode lebenden, Völker umfassenden „Gesellschaft" und ihren „Salons" in die Cabinete und Bureaux der „officiellen Welt".

6. Der Staatsmann und der Mann im Staate; der Patriot.

So wenig Macchiavelli's „Fürst" wie Plato's Πολιτικός kann uns bei dem, was hier zu sagen ist, als Vorbild leiten — die Charakterologie ist nicht schuldig, ein Compendium der Staatsweisheit zu liefern; — sie hat nicht das Specifische des politischen Ideals herauszustellen, sondern höchstens die Fäden anzuknüpfen, mittels deren dieses mit dem allgemein Menschlichen in Verbindung steht.

Den drei Staatsgewalten Montesquieu's entsprechen drei Eigenschaften, welche schwer miteinander vereinbar sind: die für die Legislative geforderte Weisheit findet sich nicht leicht zusammen mit derjenigen Stärke, welcher die Executive bedarf, und wo diese Stärke vorhanden ist, nimmt leicht die dem Richter unentbehrliche Gerechtigkeit Schaden. Auf solche Erfahrung ist es ja eben zurückzuführen, daß man Erlassung, Anwendung und Vollstreckung der Gesetze getrennt haben wollte und insbesondere das forderte, was man unter „Unabhängigkeit des Richterstandes" zu verstehen hat.

Wol mehr als irgend sonst jemand muß der Staatsmann ein „Kind seiner Zeit" sein; am Semper eadem aliter fällt für ihn der volle Accent auf das aliter: die Reform der deutschen Zustände erfordert andere Eigenschaften als das Werk Solon's — ein Napoleon hatte

andere Aufgaben und Ziele als ein Perikles — ein Abgeordneter in vaterländischen Kammern von heute andere Pflichten als die, der Affe eines Deputirten aus den Zeiten der Englischen oder Französischen Revolution zu sein.

Ob die Geschichte einst George Washington und Abraham Lincoln unmittelbar nebeneinanderstellen wird, können wir noch nicht wissen: aber „Nicht das Ihre gesucht zu haben", dürfen wir wol jetzt schon die auszeichnende Größe dieser beiden Republikaner nennen. Wie weit jedoch das sogenannte „Recht des Krieges", die „Nothwendigkeit der Abwehr", dem persönlichen Gefühl des edelgesinnten, für Völkerwohlfahrt in Rechtsbegeisterung erglühenden Staatsmannes Schweigen auferlegt, zu Hammerschlägen das „Landgraf, Landgraf, werde hart!" niederdröhnend: das läßt nur in eine der Antinomien hineinblicken, welchen wir auch hier begegnen.

Wie in der Aelternliebe Egoismus und Caritas sich mischen, so auch, und vielleicht noch mehr, in der Vaterlandsliebe. Für sein Vaterland sterben, erscheint nach dem Maße der reinen, jeder Möglichkeit eigenen Interessirtseins völlig absagenden, Hingebung minder groß als der Opfertod zum Heile für die ganze Menschheit, den ein Sokrates und die religiösen Märtyrer zu sterben wenigstens gemeint haben. — Aber in beiden Fällen ist mit in Anschlag zu bringen, was man passend das „Epidemische" im Geistesleben genannt hat. Hoffnung *), Begeisterung,

---

*) Hoffnung und Furcht sind hier voranzustellen; denn die meisten positiven Volksstimmungen gehen aus der Hoffnung hervor — und daß der „panische Schrecken", als unerklärlicherweise sich rasch verbreitende Angst, bei den Anglo-Amerikanern als panic den besondern Sinn der plötzlich ausbrechenden allgemeinen Creditlosigkeit bekommen konnte, charakterisirt eins der vorwaltenden Motive in unserer Zeit besser als ganze Bücher hindurch fortgesponnene Redensarten. Das „Ein Narr macht viele" gilt aber vermöge des glückheischenden Instincts unsers Grundwesens in einem so energischen Sinne wie nach keiner andern Beziehung noch öfter von der epidemischen

Schwärmerei und schließlich alles, was „Zeitgeist" heißt, sind solche Mächte ansteckender Natur, ja, jeder Corpsgeist wirkt schon in solcher Weise. So gut wie den jüngsten Lieutenant das Gefühl, „des Königs Rock zu tragen", hebt den letzten Bogenschreiber das Bewußtsein, als Rad im bureaukratischen Mechanismus die Staatsmacht mit repräsentiren zu sollen — und macht's ihm leicht, auch da zu gehorchen, wo es ihm eigentlich „wider Fleisch und Blut" und selbst gegen die erworbene Ueberzeugung geht. Oder

---

Macht der Hoffnung als von der der Furcht, für welche nur ausgeprägte δύςκολοι überwiegende Prädisposition haben. Man sieht — oder richtiger: man fühlt — den andern hoffen, und anstatt zu fragen: welchen Grund hat er dazu? kehrt man das: affirmanti accumbit probatio um, fragt sich: welchen Grund habe ich selber, seine Hoffnung nicht zu theilen? Dazu kommt dann die leichte Entzündbarkeit latent gewordener Gefühle, des Hassens, Wünschens u. s. f., die wieder mit dem Innesein des Gegensatzes (in specie gegen politische Parteien) ins Bewußsein treten und unsere Hoffnung vollends steigern, wenn wir den Feind — vielleicht ebenso grundlos — fürchten sehen. Von ganz besonderer Art sind die sich epidemisch ausbreitenden Bildungen religiöser Sekten und Schwärmergenossenschaften. Diese treten nicht etwa blos deshalb am häufigsten in entlegenen Gegenden auf, weil hier die Bildung zurück zu sein pflegt, also eine Gegenwirkung schwer aufkommen kann (wie in den Thälern Schwedens und der Schweiz), sondern auch deshalb, weil hier das „metaphysische Bedürfniß" keine sonstige Nahrung findet, namentlich nicht am nüchternen Protestantismus oder gar Rationalismus. Da offenbart sich die ungeheuere Macht des innern Dranges, über die Schranken dieser Welt der Erscheinung irgendwie hinauszukommen, und alles, was verspricht, dazu auf den Weg zu leiten, wird mit einer gewissen hastigen Gier ergriffen. Wie rasch übrigens diese Fluctuationen ein Volk auf- und abtreiben können, läßt sich zuweilen an der Wirkung eines einzigen Zeitungsblatts beobachten, wenn ohne bestimmte Thatsachen ein bloßes Raisonnement entweder die allgemeine Hoffnung plötzlich aufschnellt oder tiefste Depression der Gemüther erzeugt. Für die Geschichte der Propaganda einzelner Religionen sollte dies Moment nicht außer Acht bleiben — ohne entsprechenden Zunder brennt ein Feuer nur langsam weiter, darum geht's mit der Mission bei außereuropäischen Heiden heutzutage nicht so rasch, wie etwa seiner Zeit mit der Verbreitung der Buddhalehre bei „empfänglichen" Rassen.

treibt nicht schon der „collegialische Sinn" manchen an, „fünf gerade sein zu lassen" und „den Umständen Rechnung zu tragen" wider besseres Wissen? Wurde nicht manchem vom Druckwerk beamtlicher Einengung ein Geist eingepumpt, gerade so, wie man Gase in Wasser einpreßt, und hat nicht eben hiervon der echte Regierungsdiener das „Geschmäckchen" seines Standes — wenn auch öfter das muffige der Schwefelquellen als das frische des „Säuerlings"? — Ist nicht, was man im engern Sinne „die Macht der Verhältnisse" nennt, identisch mit dieser Eingewöhnung in tausend conventionelle Schranken, die so viel „glänzendes Elend" verschulden? Oder ist nicht das Repräsentiren-sollen oder -wollen der schlecht verdeckte Ruin zahlloser Einzelexistenzen wie ganzer Familien? Ist nicht, was als „Gebote des Anstands" respectirt wird, hundertfach eine solche verderbenbringende Verleugnung menschlich nächster Pflichten? Aber ist dies alles noch abtrennbar von unserm modernen Staats- und Gesellschaftsleben? oder gehört nicht die allerseltenste Geistesenergie dazu, wirklich überall sich freizuhalten davon, daß man auch die vorgefaßten Meinungen seiner „Zeit" und „Umgebung" „einschlürfe" — unvermerkt, wie die unsichtbaren Miasmen der Atmosphäre, die man auch bald nicht mehr riecht oder schmeckt, wenn man eine Zeit lang darin verweilt? Und wäre nicht einer Besprechung dieser Dinge im Abschnitt von der Modificabilität ein eigenes Kapitel einzuräumen gewesen, wenn dieselben nicht noch hier nachträglich einen passenden Erwähnungsort gefunden hätten, an welchem sich zeigt, wie das Fluidum, womit ein echter Staatsmann muß getränkt sein, überall hin seine Tropfen sprüht und jeden Patrioten unerbittlich mit einem Sturzbad überschüttet — einer oft eisigen Douche, die plötzlich das wärmste Privatgefühl abkühlt und die bestberechtigten Ansprüche des Familienlebens mit schwerem Strahl zu Boden streckt — ja, schwachen Naturen alle Knochen im Leibe zerschmettern kann?

7. Fortsetzung. (Metaphysische Würdigung des Objects der Politik und Geschichte.)

Geschichte und Politik werden gleich sehr berührt von der Weise, in welcher die metaphysische Frage beantwortet wird: sind die Nationalitäten als etwas anzusehen, was im Schopenhauer'schen System unter einer „Idee" zu verstehen ist? Mit dem Satze: in der Geschichte gelten nur die Individuen als reale Mächte und die Völker haben ihre Existenz nur in der Abstraction — ist die Sache nicht abgethan. Denn gerade je mehr man das Problem sozusagen naturphilosophisch faßt, desto mehr muß alles das hervortreten, was die Volkseinheiten zu etwas den Speciestypen mindestens Analogem macht. Die Frage, ob die Menschenrassen als Species, Subspecies oder Varietäten zu betrachten sind, kann dabei vollständig draußenvor bleiben, und ihre Entscheidung dem weitern naturhistorischen Streit zwischen den vergleichenden Zoologen und ethnographischen Anthropologen anheimgegeben werden — hier handelt es sich zunächst um die richtige Würdigung bestimmt gegebener historischer Phänomene.

Wie die menschliche Ehe ihr Analogon an der lebenslänglichen Verbindung monogamisch lebender Thiere hat, so darf ein Gemeinwesen von so fest geschlossener Einheit, wie es die kleinen griechischen Staaten darstellen, wo das Individuelle dem Gemeinwesen unbedingt untergeordnet war, so dürfen so eng zusammenhangende Socialverbände, wie wir sie bei slawischen Völkern jeder staatlichen Gestaltung voraufgehen sehen, nicht für künstliche Reflexionsproducte gehalten, sondern müssen als etwas so unmittelbar Instinctives hingenommen werden, wie die Vereinigungsformen der Bienen und Ameisen. Und wie dem Hellenen sein Sklave außerhalb der Rechtsgesellschaft stand, so läßt sich leicht die Beobachtung belegen, daß die Zersetzung jener Einheiten erst mit der Völkermischung begann. Im Großen zeigt dies der Zerfall des römischen Reichs von jener Zeit an, wo die colluvies gentium zum Fäulnißprocesse des

Völkerspülichs in der großen Schmuzgosse führte (wie das heutige Nordamerika in seiner Unionsspaltung das Bild einer in Gärung gerathenen Tonne mit der Olla-potrida aller Arten von Küchenresten zum Schweinetrank uns dargeboten hat), im Kleinen gibt das Gegenbild die Nationalcontinuität der unvermischt gebliebenen Juden. Und dem entsprechend ergibt sich das Bedürfniß eines contrat social mittels gemachter Gesetze und Constitutionen am fühlbarsten bei Staaten, die entweder viel unverschmolzene Nationalelemente enthalten oder aus künstlich zusammengeschweißten Stücken bestehen.

Soweit aber ein Gemeinwesen mit sichtbaren Fasern aus der Naturbasis der Familie und des Stammes hervorgewachsen ist, behält die Liebe seiner einzelnen Mitglieder zu den Gesammtinteressen den naturalistisch unreflectirten Charakter des in seiner Exclusivität allemal egoistischen Familiengeistes, und das publica salus summa lex esto! kann dann noch in seiner abstracten Darlegung, wie sie die Perikleische Leichenrede gibt, mit der ganzen ungebrochenen Naivetät der Selbstsucht auftreten. Wo es heißt: nächster Zweck ist allemal das Aufrechterhalten und die Machterweiterung gerade dieses bestehenden Staates, da paßt allerdings das beliebte Bild vom Deichbau vortrefflich: da nimmt die Staatsmoral keinen Anstoß daran, wenn diesem Zwecke jedes andere Mittel und alle rein humanen Institutionen schlechthin untergeordnet werden, und dann allerdings muß der Erhaltung und Förderung der „Wehrkraft" jede andere Rücksicht nachstehen. Aber der vom Löwenappetit bedrohte Nachbar hat die größere Objectivität voraus, wenn er dem entgegenstellt: „ich sehe die Nothwendigkeit eurer Existenz, geschweige eurer Kraftförderung auf Kosten meines Individualdaseins nicht ein" — und jeder, der sich so viel von Kosmopolitismus bewahrt, als überall und immer berechtigt ist, weil es zusammenfällt mit dem Wesen der Gerechtigkeit, wird entgegnen müssen, was Kant sagt: „es ist allemal unmoralisch, ein Menschendasein zum bloßen

Mittel für ein anderes herabzusetzen" — wie viel mehr: ein ganzes Volk negiren, damit ein anderes Macht oder gloire erwerbe. Ueberdies fragt es sich immer noch, ob jenes Rechenexempel richtig „angesetzt" sei, an welchem Perikles bei Thucydides nachzuweisen versucht, wie eine (das einzelne) aufopfernde Politik nützlicher und für das Wohl aller vortheilhafter ausfalle und so (indirect) auch für das des einzelnen. Das Princip ist dann einmal auf den Egoismus gestellt, und danach hat jeder — auch als einzelner — nach seinem Vortheil zu handeln und diesen nach eigenem Gutdünken abzumessen, welches dann möglicherweise zu dem Ergebniß kommt, daß jene angebliche Weitsichtigkeit doch vielleicht sehr kurzsichtig sei, wo es das Interesse des einzelnen gelte, und daß sie das Mittel in einen Zweck, wie den Zweck (das Wohl des einzelnen) ins Mittel (für das Wohl aller) verkehre. Namentlich sehen wir vielfach den Volksinstinct so urtheilen gegenüber der jedenfalls noch oberflächlicheren, eudämonistischen Ethik noch so wohlmeinender Verkündiger der heutigen Volkswirthschaftslehre mit ihren plausibel genug klingenden Theorien von allseitigen Compensationsgesetzen, gegen deren so abstracte Bestimmungen namentlich des Kapitalbegriffs eine intuitive Skepsis bereits angestrengt reagirt.

Wie aber überall die naive Selbstsucht leichter Verzeihung findet, als die raffinirte: so erscheint auch sittlich als ein geringeres Unrecht, was ein Nationalgefühl behufs seiner bloßen Selbstbehauptung — etwa im Stande der Nothwehr — unternimmt, als was mit schlauer Berechnung zur räuberischen Ausbeutung einer Nation behufs schamloser oder gar grausamer und in krankhafter Ruhmsucht schadenfroher Rechtszertretung ins Werk gesetzt wird — wie die Angriffe der Engländer auf Indien und China, die Ausrottung der Rothhaut im Felsengebirge und tausend andere Dinge in ältester und jüngster Zeit*), gleichviel ob

*) Geschrieben im Sommer 1865.

die „Interessen der Civilisation“ oder die Steigerung der Nationalkraft den Deckmantel hergeliehen, oder der Despotismus — wie bei den Mongolen — maskenlos einhergeschritten.

Man hört so viel sprechen von der „hohen“ Politik und deren Aufgaben; aber eine Definition derselben könnte kaum anders ausfallen als so: es ist diejenige, welche „erhaben“ ist über die Bedenken der Moralität und des Rechtsgefühls. — „Opportunität“ ist das Losungswort solcher erbarmungslosen „Staatsraison“ (über deren Argumente der Prinz von Wales im Namen jedes ethischen Gefühls das Todesurtheil gesprochen:

> If that be right, which Warwick says is right,
> There is no wrong, but every thing is right.
> Shakspeare, King Henry VI., P. III, Act II, Sc. 2).

Der ist der Satz: „die Grenzen des Völkerrechts — der Eroberung u. dgl. — sind die moralischen Bedenken“, nur in dem Sinne wahr, daß, wo jenes anfängt, diese aufhören, und sie adressirt sich mit Vorliebe und bestem Erfolg an den „Instinct“ der Massen, an das niedrigste „Volksgewissen“. Wo der Senat sich noch schämt, Hülfeleistung für die Mamertiner zu decretiren, da kann er sicher sein, daß das „Volk“, wo es mit vulgus zusammenfällt, den „fetten Bissen“ sich nicht wird entgehen lassen wollen; dann eignet sich plötzlich die vox populi das „Ja, Bauer, das ist ganz was anders“ an; vergessen ist: „Was du nicht willst, das man dir thu' — das füg' auch keinem andern zu“, und man vernimmt in schnöder Parodie: „wir dürfen nicht großmüthig sein auf Kosten des Vaterlandes“, wie wenn man es mit Pfarrern zu thun hätte, die ja auch immer so gern auf das Recht ihrer „Nachfolger“ sich berufen, so oft man ihnen Verzichtleistungen zumuthet. Das Wahre daran wäre doch höchstens dies: jedem einzelnen steht es frei, sich so viel Unrecht gefallen zu lassen, als er für gut findet; aber eine Ausdehnung der Feindesliebe auf Nationalfeinde

wäre, wo sie zu Vaterlandsverrath führte, eine Verletzung der Rechte, die den Landsleuten angehören, und jeder positiven Forderung steht die Restriction des neminem laede als sittlicher Kanon voran.

8. Das Egoistische im Patriotismus.

Doch andererseits: wer möchte sich vermessen, die Grenze zu ziehen, wo Mitleid und Selbstsucht sich scheiden in Thaten des politischen Enthusiasmus? oder wer möchte der Selbstaufopferung für vaterländische Zwecke seine Bewunderung überhaupt versagen, blos weil Fälle denkbar sind, wo auch Ehrsucht und andere egoistische Motive mit ins Spiel kommen? Wahrscheinlich wird vielmehr die Ethik zu dem Geständniß sich genöthigt sehen, daß es Dinge gibt, die nicht nur quantitativ participiren an egoistischem und antiegoistischem Wesen, wie ein mechanisches Gemenge, sondern auch qualitativ untrennbar, wie eine chemische Mischung, mit entsprechendem, neue Eigenschaften enthaltendem Plus, eine Wechseldurchdringung beider Arten von Motiven, ein unauflösliches Ineinander, recht eigentlich ein Mittelding zwischen beiden darstellen — und wie nicht allein die nationale Begeisterung oder patriotische Hingebung, sondern auch die Aelternliebe einer solchen eigenen Species von Gefühlen angehöre, wurde bereits vorher angedeutet. Als drittes kann der zur Caritas verklärte Amor hinzutreten. Und daß für all diese Doppelphänomene Schopenhauer ein so beschränktes Verständniß kundgibt, sollte man ihm weniger als einen Gemüthsmangel imputirt haben, als vielmehr in Verbindung bringen mit seinem metaphysisch-ethischen Bestreben, überall die Geltung des Individuellen und Speciesartigen gegen das Gattungsmäßige und All-Eine herabzudrücken.

Unsere Nation und deren Interesse ist ja doch nicht schlechthin identisch mit unserm Einzel-Ich und dessen

Wohlergehen — und jedes Kind ist ja doch nicht blos die metaphysische Perpetuirung seines Vaters, steht vielmehr jedem der Aeltern wenigstens zur Hälfte als ein Nicht-Ich gegenüber; denn was die Mutter zur Constituirung dieses Individuums beigetragen, ist ja doch für den Vater, dessen egoistischer Isolirtheit gegenüber, ein Fremdes, d. h. nicht bloße Fortsetzung seines Individualdaseins, und vice versa und soweit (vielleicht ausschließlich, denn mancher haßt sich und sein eigen Leben und liebt in seinem Kinde blos das Kind seines geliebten Weibes und verabscheut alles, was er an demselben von seinem eigenen Wesen wiedererkennt) die Liebe des Vaters oder der Mutter auch auf diese, je einem von beiden fremde, Hälfte sich bezieht, ist sie antiegoistisch — somit sittlich vollgültige Caritas. — Aber dies ist ein allzu geheimnißreiches Gebiet und ich breche ab, ohne weitere Perspectiven zu öffnen, deren äußerster Hintergrund zur Teleologie einer Zeugung mit ascetischem Zwecke, zu jener Vorstufe der Nirwana, von welcher die buddhistische Doctrin zu erzählen weiß, den Weg zeigen könnte. Es muß das eben der Totaldarstellung des Weltgesetzes der Negativität, der vollen Auseinanderlegung der innern Selbstentzweiung des Willenswesens — gleichviel ob individuellen oder all-einen — aufbehalten bleiben.

9. Fortsetzung. Den Forderungen des Staats gegenüber eintretende sittliche Collisionen und ethische Conflicte überhaupt.

Und an ähnlichen Zweifeln wegen Zulässigkeit einer Unterscheidung nach nah und fern führen folgende Betrachtungen vorüber. Das Ineinandergreifen der öffentlichen und privaten Wirkungssphäre setzt den Patrioten nicht nur einer Reihe directer Collisionen zwischen den Pflichten des engern und weitern Kreises aus (und dabei

ist nicht blos an den Conflict zwischen Ueberzeugungstreue und Brotstelle, diesen echtesten Stoff für ein „bürgerliches" Trauerspiel, zu denken, vielmehr auch an den tiefern und schmerzlichern Zwiespalt zwischen Pietät gegen Familien- und Volkstradition einer- und eigener Auffassung andererseits, wie ihn z. B. Gutzkow's „Uriel Acosta" zum Inhalt hat), sondern versetzt ein für die Sache der Gemeinschaft warm fühlendes Herz auch öfter als irgendein anderes in eine eigenthümliche Gemüthsdepression, welche, ein nur sich selbst gleiches sittliches Leiden, im heiligsten Mitleidsdrang ihren Ursprung nimmt. Es kann etwas von uns als unsere Aufgabe (um den Ausdruck „Pflicht" zu vermeiden) klar erkannt sein, ohne daß es dem Intellect gelänge, die zu dessen Ausführung zweckdienlichen Mittel ausfindig zu machen. Da quält — dem ultra posse nemo obligatur zum Trotz — uns das Gefühl, nicht thun zu können, was uns obläge. (Dasselbe Gefühl tritt ein, wo die Hemmung an physischem oder anderm äußern Unvermögen, wie Krankheit, räumlichem Entferntsein, Geldmangel u. dgl. liegt.) Eine solche Qual aber wird um so drückender werden, je mehr diejenige Person oder derjenige Lebenskreis, zu deren Gunsten derartiges unternommen werden sollte, zu dem gehören, was uns das „Nächste" ist; je mehr ein persönliches Liebesband uns an dieselben (sei es ein Individuum oder etwa der Heimatsort) knüpft. Oder sollte das überhaupt blos eine mit einem Rest von Egoismus versetzte und deshalb etwa völlig unstatthafte, wol gar unsittliche Maßbestimmung sein und jeder uns gleich nahe stehen, zu welchem immer die praktischen Lebensverhältnisse — mit oder ohne subjectiv-individuelle Sympathien — uns in Beziehung stellen? So fragten wir schon oben beim echten und falschen Mitleid — und antworten wieder wie dort: schwerlich! Denn in Fällen besagter Art greift ja noch etwas aus dem bloßen Rechtsverhältniß (dessen Verpflichtung eben vermöge der Gegenseitigkeit eine doppelt starke ist) in das rein ethische Gebiet

Wohlergehen — und jedes Kind [illegible]orige haben ein Recht, die metaphysische Perpetuirun[illegible] – es gibt eben nähere und mehr jedem der Aeltern [illegible] Nicht-Ich gegenüber; d[illegible] dieses Näher oder Ferner kann rung dieses Individ[illegible] ausgesetzt sein. Es kann der Fall Vater, dessen e[illegible] mißere, directe Amtspflichten, selbst rein for- des, d. h. [illegible] an sich sittlich werthloser, Natur dazu zu daseins, [illegible] scheinen, daß die Erfüllung einer materiell höher denn [illegible] Pflicht vernachlässigt werde — man rühmt sein [illegible] dann gern selber einer besonders treuen Gewissen- haftigkeit, wenn man gegen Gleichgültiges das zurückstellt, woran das eigene Herz betheiligt ist. Aber auch hierbei ist, wie immer, auf die letzten Motive zurückzugehen, die jeder so gern vor sich und andern beschönigt. Jene sich so nennende Gewissenhaftigkeit ist oft nichts anderes als eine Beschwichtigung des eigenen Gewissens durch die Berufung auf eine officielle Obliegenheit, welche qua Rechtspflicht jeder „Liebespflicht" vorantreten müsse — im Grunde bestimmt den nach solcher Maxime Handelnden nicht so sehr das abstracte Pflichtgefühl, das eine Rechtsverbindlichkeit nicht unerfüllt lassen mag, als vielmehr die geheime Furcht vor dabei drohenden Nachtheilen innerhalb der Amtsverhältnisse, etwa vor einem Verweise oder einer Avancementsstörung infolge irgendwelcher Versäumniß. — Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, könnten diejenigen recht zu haben scheinen, welche die Existenz wirklicher, nicht blos eingebildeter oder in Unklarheit des eigenen Urtheils sich vorspiegelnder, sittlicher Collisionen überhaupt in Abrede stellen möchten, sofern in Wahrheit die eine Pflicht allemal die andere vollständig aufhöbe. — Allerdings haben die Liebespflichten gegenüber den Rechtspflichten insoweit den Charakter eines opus supererogativum, als ihre Unterlassung noch nicht direct Unrecht („Sünde") heißen kann.

Schiller stellt irgendwo den Kanon auf: die schwerer zu übende Pflicht ist allemal die höhere — aber diese Maxime bleibt ohne ascetische Voraussetzung (wie solche

haupt dem dualistisch antisinnlichen Moralprincip Kant's
terlegen läßt) eigentlich sinnlos — denn sie besagt
nicht: diejenige, deren Erfüllung äußerlich, blos
mit den größern Schwierigkeiten verknüpft ist,
diejenige, deren Ausübung uns am meisten „gegen
ch und Blut geht", oder: je mehr Selbstverleugnung
dabei ist, desto besser ist eine That. Allein Selbstverleugnung als solche kann eben nicht „verlangt" werden, weil ihr als einer „Pflicht" das unentbehrliche Correlat eines Rechtes fehlt. — Doch damit ist die Frage abermals noch nicht erledigt: Mitleid kann gegen Mitleid, Dankbarkeit gegen Dankbarkeit stehen. Wie dann? was ist dann das Kriterium? etwa ceteris paribus die Zeitdauer älterer oder jüngerer Pflichten? Das hieße die Sache auf den Zufall der Priorität stellen. Und so retten wir denn aus der ganzen Dialektik dieser moralischen Antinomien kaum mehr als die Gültigkeit der abstracten und kahlen Norm: erstes Gesetz bleibt immer das Sich-sichern gegen sophistische Selbsttäuschungen des jeden Augenblick zum Einraunen bereiten Egoismus — und daneben zur Ernüchterung edler, aber die eigene Kraft unrichtig abschätzender „Schwärmerei" der Zuruf: „das erstrebte Große bleibt, nur unvollständig ausgeführt, oft hinter dem einfach Menschlichen zurück" — oder mit den Worten des Max zur Thekla:

> Nein, übereile dich auch nicht.
> Ich kenne dich. Dem edeln Herzen könne
> Die schwerste Pflicht die nächste scheinen. Nicht
> Das Große, nur das Menschliche geschehe!

Dann kann als Gegengewicht dem an die Seite treten: thöricht ist's stets:

> Propter vitam vivendi perdere causas;

ein Leben retten wollen, das nicht mehr der Mühen des Daseins werth, weil ihm der einzig echte Gehalt einer vita vitalis geraubt wäre: das hieße dem blinden Drange zum Forteristiren gehorchen; das gewannen die Cato und Hannibal sich nicht ab, weil ihnen die Ascese nicht Selbst-

des bloßen Mitleids hinüber: Angehörige haben ein Recht, mehr zu fordern als Fremde — es gibt eben nähere und entferntere Pflichten.

Aber die Bemessung dieses Näher oder Ferner kann mancherlei Zweifeln ausgesetzt sein. Es kann der Fall eintreten, daß nähere, directe Amtspflichten, selbst rein formaler, also an sich sittlich werthloser, Natur dazu zu nöthigen scheinen, daß die Erfüllung einer materiell höher zu schätzenden Pflicht vernachlässigt werde — man rühmt sich dann gern selber einer besonders treuen Gewissenhaftigkeit, wenn man gegen Gleichgültiges das zurückstellt, woran das eigene Herz betheiligt ist. Aber auch hierbei ist, wie immer, auf die letzten Motive zurückzugehen, die jeder so gern vor sich und andern beschönigt. Jene sich so nennende Gewissenhaftigkeit ist oft nichts anderes als eine Beschwichtigung des eigenen Gewissens durch die Berufung auf eine officielle Obliegenheit, welche qua Rechtspflicht jeder „Liebespflicht" vorantreten müsse — im Grunde bestimmt den nach solcher Maxime Handelnden nicht so sehr das abstracte Pflichtgefühl, das eine Rechtsverbindlichkeit nicht unerfüllt lassen mag, als vielmehr die geheime Furcht vor dabei drohenden Nachtheilen innerhalb der Amtsverhältnisse, etwa vor einem Verweise oder einer Avancementsstörung infolge irgendwelcher Versäumniß. — Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, könnten diejenigen recht zu haben scheinen, welche die Existenz wirklicher, nicht blos eingebildeter oder in Unklarheit des eigenen Urtheils sich vorspiegelnder, sittlicher Collisionen überhaupt in Abrede stellen möchten, sofern in Wahrheit die eine Pflicht allemal die andere vollständig aufhöbe. — Allerdings haben die Liebespflichten gegenüber den Rechtspflichten insoweit den Charakter eines opus supererogativum, als ihre Unterlassung noch nicht direct Unrecht („Sünde") heißen kann.

Schiller stellt irgendwo den Kanon auf: die schwerer zu übende Pflicht ist allemal die höhere — aber diese Maxime bleibt ohne ascetische Voraussetzung (wie solche

überhaupt dem dualistisch antisinnlichen Moralprincip Kant's sich unterlegen läßt) eigentlich sinnlos — denn sie besagt natürlich nicht: diejenige, deren Erfüllung äußerlich, blos objectiv, mit den größern Schwierigkeiten verknüpft ist, sondern diejenige, deren Ausübung uns am meisten „gegen Fleisch und Blut geht", oder: je mehr Selbstverleugnung dabei ist, desto besser ist eine That. Allein Selbstverleugnung als solche kann eben nicht „verlangt" werden, weil ihr als einer „Pflicht" das unentbehrliche Correlat eines Rechtes fehlt. — Doch damit ist die Frage abermals noch nicht erledigt: Mitleid kann gegen Mitleid, Dankbarkeit gegen Dankbarkeit stehen. Wie dann? was ist dann das Kriterium? etwa ceteris paribus die Zeitdauer älterer oder jüngerer Pflichten? Das hieße die Sache auf den Zufall der Priorität stellen. Und so retten wir denn aus der ganzen Dialektik dieser moralischen Antinomien kaum mehr als die Gültigkeit der abstracten und kahlen Norm: erstes Gesetz bleibt immer das Sich-sichern gegen sophistische Selbsttäuschungen des jeden Augenblick zum Einraunen bereiten Egoismus — und daneben zur Ernüchterung edler, aber die eigene Kraft unrichtig abschätzender „Schwärmerei" der Zuruf: „das erstrebte Große bleibt, nur unvollständig ausgeführt, oft hinter dem einfach Menschlichen zurück" — oder mit den Worten des Max zur Thekla:

> Nein, übereile dich auch nicht.
> Ich kenne dich. Dem edeln Herzen könne
> Die schwerste Pflicht die nächste scheinen. Nicht
> Das Große, nur das Menschliche geschehe!

Dann kann als Gegengewicht dem an die Seite treten: thöricht ist's stets:

> Propter vitam vivendi perdere causas;

ein Leben retten wollen, das nicht mehr der Mühen des Daseins werth, weil ihm der einzig echte Gehalt einer vita vitalis geraubt wäre: das hieße dem blinden Drange zum Fortexistiren gehorchen; das gewannen die Cato und Hannibal sich nicht ab, weil ihnen die Ascese nicht Selbst-

zweck war — und die viel misbrauchte Redensart „nicht länger mit Ehren leben können“ kann einen Sinn haben, welcher zwar dem Stoicismus und der Ascese gleich fern steht, aber aus einem Pessimismus ethischer Art einen hochberechtigten Stützpunkt gewinnt. Denn es gibt Situationen, in welchen alle Nervenfasern einer lebendigen Pflichtthätigkeit so vollständig unterbunden sind, daß dem Lebensrest nichts übrigbliebe, als zu verbluten an dem Bewußtsein von der Unmöglichkeit, irgendwo noch eine Pflicht zu üben — und solche Qual zu verlängern, ist kein ander Motiv denkbar, als ein ascetisches, mag dieses sich auch in die dogmatische Form eines theistisch positiven Verbots kleiden. Jedenfalls aber erfordert die Gerechtigkeit, daß ein Standpunkt der Neutralität gewahrt werde, für welchen der Vorwurf der „Feigheit“ gegen jene Nicht-Asceten zu einem so oberflächlichen wie überhebungsvollen Geschwätz wird. Ohne die Möglichkeit, sich selber treu zu sein, gibt es keine causae vivendi mehr. Aber „sich selber treu bleiben“ heißt nicht etwa, mit den Vertretern einer einmal ohne sonderliche Prüfung nachgesprochenen Meinung durch dick und dünn gehen — und eine bloße „Meinung“ solcher Art ist ein gut Theil, wenn nicht das meiste von dem, was in staatlichen und kirchlichen Dingen unter dem edeln Namen einer „Ueberzeugung“ passiren möchte. „Ueberzeugungen“ kommen überhaupt nicht so über Nacht einem angeflogen — eine „Ueberzeugung“ läßt sich überall nicht „adoptiren“ — sie muß „erzeugt“ sein in der Vermählung des Weltlaufs mit unserer Individualität — nur so wird sie Herzenssache, sonst bleibt sie ein Modekleid, welches sich ohne Schädigung unserer sittlichen Persönlichkeit an- und ablegen läßt. Bei der Forderung der Ueberzeugungstreue verwechseln terrorisirende Parteigenossen allzu gern Tendenz und autonome Selbstverpflichtung — daher rührt das Unwesen der sogenannten Parteidisciplin. Zur Erreichung praktischer Zwecke mag diese unter Umständen unentbehrlich sein — aber in dem-

selben Maße verliert die Ueberzeugungstreue an sittlichem Werthe. Die blinde, vorausbestimmte Unterwerfung unter ein Majoritätsvotum thut dem wahrhaft freien Manne dieselbe Gewalt an wie jeder andere Zwang. Er kann versprechen, thatsächlich sich fügen zu wollen; aber er kann nie darauf verzichten, seine Stimme zu erheben, wo seine Auffassung eine von jener der Mehrzahl abweichende ist. Parteien können nur um Principien sich gruppiren; wo man blos um Persönlichkeiten, und seien es die eminentesten! sich schart, da entstehen lediglich Cliquen. Deshalb braucht's noch keinen „polnischen Reichstag" mit einem Veto absolutum zu geben. Aber sich irgendwie an einen Buchstaben binden, heißt an jenen jähen Abhang sich stellen, wo mit dem Buchstaben alles herabgleitet — denn wer sich irgendwo des freien Wortes begibt, weil er nicht mehr im autonomen Gemüth seinen Halt findet, steht und fällt mit dem Buchstaben der heteronomen Formel, auf die er geschworen, und gleichviel, ob Concilien oder Fractionsbeschlüsse sie sanctionirt haben: er ist fortan verurtheilt, in Kirche oder Staat, sich an den Buchstaben zu klammern; denn mit dem Buchstaben verliert er jede Richtschnur seines Handelns.

Es gibt auch im Politischen gewisse Adiaphora, deren Entscheidung dem Einzelnen gleichgültig ist; dann kann er nicht gehalten sein, für die eine oder andere Auffassung derselben mit ganzer Person einzutreten. Aber wer bei voller Besonnenheit einmal bekannt hat, daß eine gewisse Frage ihm ans innerste Mark seines sittlichen Lebens reiche, wer also wahrhaft, und nicht in der Hallucination einer erregten Augenblicksstimmung, mit ganzer Seele in einer Sache steht, und dennoch plötzlich „schwenkt", und sie direct oder indirect verleugnet: ein solcher Abtrünniger brandmarkt sich selber mit dem Male des vollsten Verraths; denn an ihm haben wir das Bild jener Lüge, welche zwar nicht den innersten Kern des Selbst aufhebt — denn sie erscheint ja im Dienst des tiefstinnerlichen Egoismus —, wohl aber

dasjenige negirt, was die einzige phänomenale Wirklichkeit des Sich-selbst-gleichbleibens ausmacht, und welche insofern den Namen der **Ursünde** wohl verdient, so gut wie ein solcher Charakter durch seine eigene Negation — nämlich als Charakterlosigkeit — gekennzeichnet wird. In diesem Sinne sieht Kant in der Lüge den Ursprung aller Sünde und heißt das böse Princip „ein Lügner von Anfang.“ Darum kennt keine Moral das Postulat: sei ein Charakter! als **Einzelgebot** — denn jede setzt die Erfüllung dieser Grundforderung als die sine qua non für die Verwirklichung ihrer positiven Regeln voraus, da diese nur bestimmen können, wie das principielle Urgesetz en détail zur realen Gestaltung zu gelangen habe. Und wenn dieses im jüdisch-christlichen Theismus dahin lautet: „du sollst Gott über alles lieben“, so kann sich dies eine autonome Ethik nur in ihr eigenes Grundwesen übersetzen: „dem als sittlich richtig von ihm Anerkannten ordnet, wer sich selbst getreu bleibt, alles andere unter — mag es materialiter angesehen noch so verkehrt sein.“

Hiermit dürfen wir an dieser Stelle die Betrachtung der auf politischem Felde sich ergebenden Antinomien schließen, weil eine Specialapplication sich leicht von selbst ergibt und anderswo bereits vorgetragen ist, was zu weiterer Limitation noch erforderlich scheinen könnte, und endlich weil eine ins Concretere eingehende Casuistik so wenig bei dieser wie bei andern Fragen unsers Amtes ist.

10. Appendix und Uebergang: Der Missionar.

Was im „Weltlichen“ der erobernde Krieger und der diplomatisirende Staatsmann sind, das vereinigt in sich für den Dienst des „Gottesreichs“ der Missionar. — Er muß die Entbehrungsfähigkeit des Soldaten mit dem Accommodationsvermögen des politischen Unterhändlers verbinden — und vom „guten Bürger“ darf ihm die Hin-

gebung für das erkannte Rechte nicht fehlen. Zu ihm speciell ist ja das Wort gesprochen: „Seid klug wie die Schlangen, doch ohne Falsch wie die Tauben.“ Aber darüber wird von ihm oft das andere vergessen: „Wo euch jemand nicht annehmen wird, noch eure Rede hören, so gehet heraus von demselbigen Hause oder Stadt und schüttelt den Staub von euren Füßen“ (Matth. 10, 14). Allein auch dies Vergessen beruht auf einem charakterologischen Gesetze. Nur ein völlig scrupelloser Glaube befähigt zum Missionar, und nach der Weise der Menschennatur muß diese Scrupellosigkeit sich zum extra ecclesiam nulla salus verhärten. In solcher Verhärtung aber läßt man das: beneficia non obtruduntur nicht gelten; ihm steht das In majorem dei gloriam gegenüber, vor welchem jede andere Rücksichtsnahme verstummt. Deshalb sind die „Johannesnaturen“ unter den professionellen Missionaren so überaus selten — und die Geschichte nicht blos der jesuitischen Propaganda — vielleicht dieser sogar am wenigsten — zeigt uns öfter das Feuer eines Saulus-Eifers, als die Wärme eines von Zelotismus und Fanatismus gleich weit entfernten sittlichen Enthusiasmus.

Der „Priester“ als solcher läßt sich ja nicht genügen an der hohen Würde des Lehrberufs; dieser ist ihm ein Nebensächliches im Verhältniß zu der andern Seite der Episkopaltradition: der Gegensatz zwischen Klerus und Laien soll verewigt werden durch die Befugniß zur Spendung der Sakramente; deren Magie ist es, worauf der eigentliche „geistliche Hochmuth“ sich beruft — ihm genügt es nicht, ehrwürdig zu sein als Seelsorger — höher als die pastorale Wirksamkeit steht ihm der Rang als „Pfarrer“, d. h. als Pfründeninhaber, d. h. als Mitglied einer exclusiven Kaste, die aus einer „überirdischen“ Bedeutsamkeit ihrer Functionen den Anspruch auf die exorbitantesten Privilegien unvergleichlicher Sonderstellung herleiten möchte — deshalb hören sich diese Leute am liebsten „Geistliche“, am wenigsten gern blos „Prediger“ nennen — und gar

selten ist eine Demuth geworden, welche am Range eines „Diakonus“ oder „Helfers“ ihr Genüge findet. Hängt's nicht vielleicht hiermit auch zusammen, daß der Freimuth auf den Kanzeln verstummt ist? Wo ist sie geblieben, die Unerschrockenheit der alten Hofprediger, wie die eines Osiander gegen die Grävenitz? Man vernimmt keine Strafreden mehr wider das Unrecht, das von den Gewaltigen ausgeht, wozu doch manche Psalmen so „zeitgemäße“ Texte darböten; und wenn „gescholten“ wird, so müssen die Niedrigen und Unglücklichen herhalten, an deren Verschuldung das Leben mehr theilzuhaben pflegt, als ein „böses“, selbstsüchtiges oder grausames, Herz. Nicht wider die, „so das Recht beugen“, will sich die „Kirchenzucht“ wenden, sondern wider die, welche unhaltbar gewordenen Ansprüchen der Kirche sich nicht fügen mögen — das ist es, was derartige Absichten so gehässig macht und auch edlere „Diener am Worte“ — was heißen sollte: Herolde der Sittlichkeit — leiden läßt unter der wachsenden Geringschätzung ihres Standes, als eines Anachronismus, der mit dem Muthe des freien Worts das Beste von seiner Erhabenheit eingebüßt hat. Im Vernünftigen will man sich dem „Zeitgeist“ nicht anbequemen — um im wahrhaft Ethischen das τῷ καιρῷ δουλεύοντες (Röm. 12, 11) desto reichlicher sich zu Nutze zu machen; eine Sünde wider die Sittlichkeit scheint dem Hierarchen consequenterweise viel läßlicher als eine wider die „Kirche“. Am Traualtar und auf dem Begräbnißplatz brandmarken sie mit unerbittlichem Rigorismus Dinge, die nur vor den höchsten Richterstuhl gehören würden, und maßen sich in übermüthigster Weise die menschliche Vollstreckung der Jehovahdrohung an: die Sünden der Väter will ich heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied — aber für das, was „allerhöchsten Orts“ mit offenkundigster Schamlosigkeit gefrevelt wird an unzweifelhaftem menschlichen Rechte: dafür finden die Splitterrichter kein Rügewort mehr, und das fällt doch auch unter die „gottselige Unverschämtheit“,

von welcher sie sonst so schöne Redensarten zu machen wissen.

Wer wie der Kaiser und der König des Namens Friedrich II. „neutral ist zwischen Rom und Genf“, der muß überdies sich abgestoßen fühlen von den gehässigen Conflicten, in welche katholische und anglikanische Missionare alsbald zu gerathen pflegen, wo immer sich ihre Wirkungskreise kreuzen. Und wenn ein unmuthiger Lehrer auf den Einfall kommen konnte, zum Strafgesetzbuch eine Novelle zu proponiren, nach welcher schwerster Strafe verfallen sollte, wer irgendeinen Jüngling beredete, den Schulmeisterberuf zu wählen: so lag es noch näher, verschärfte Ahndung über den zu verhängen, welcher arglosen Knabenseelen den Gedanken eingibt, „zu den armen Heiden zu gehen“. Denn wenn irgendetwas, so muß ein solcher Entschluß aus allerfreiester Spontaneität hervorgehen. Ein „Geworbener“ im Heere der „Gottesstreiter“ ist eine lebendige Blasphemie — und wohl hätte man Grund, unter den im Petrusnetz aufgefischten Menschen doppelt sorgsame Auslese zu halten — denn die Maschen daran pflegen eng zu sein und deshalb die „Kleinen“ nicht von selber wieder herauszuschlüpfen. — An den Verbreitern des Islam mag man lernen, welcherlei pseudo-ethische Elemente oft die Hauptbestandtheile sogenannter Glaubensbegeisterung ausmachen — „die Religion der Liebe“ hat schon an diesem ihrem Namen Motivs genug, sich der Mithülfe solcher zu entschlagen — und die Verirrung, in welche selbst der Edelsinn eines Las Casas hineingerathen konnte, darf wol auch heute noch als Warnung angezogen werden vor jenem Selbstbetrug, dem in allen Welttheilen so viele Opfer fallen.

Das ist's denn auch, was die Erwähnung des Missionars geeignet machte, den Uebergang zu vermitteln zur Betrachtung solcher charakterologischen Formen, die sich ausschließlich von einer Grundneigung beherrscht zeigen und als deren Species eine das Bild des Schwärmers uns beschäftigen wird.

11. Neigung, Hang, Leidenschaft und Verwandtes.

Wer hätte nicht seine „Liebhabereien", irgendein „Steckenpferd" oder eine „Marotte", wie es die gern nennen, denen es unbequem wird? Und mancher, dessen Geschmack allzu sehr aufs Ernste gerichtet ist, beneidet den Collegen darum, daß dieser an Blumenzucht so innige Freude hat — er selber möchte auch an „leichtern" Dingen seine Erholung finden können — vollends in Tagen, wo der Arzt vielleicht neben einer Brunnencur strenge Geistesdiät angeordnet. Aber wie tief die Wurzeln auch hiervon ins geheimste Innere des Wesens dringen, deutet mit seiner ganzen Liebenswürdigkeit Jakob Grimm an in seiner „Rede über das Alter", wo er es für den Franzosen (wol als eine Folge von dessen Eukolie) so charakteristisch nennt, daß er nicht nur als Greis den angenehmsten Eindruck mache, sondern auch vorzugsweise gern mit Gartenbau sich beschäftige (zu welchem ja schon in der Odyssee der alte Laertes vor seinem Grame flieht). Glücklicher Alter, dem keine Milzsucht die Humoren, kein Leberleiden die Galle verdirbt!

Es mag zwar zuweilen ein kostbares Vergnügen um die „nobeln Passionen" sein — Sport läßt sich ohne Louisdor nicht treiben — und zur Jagd und Fischerei gehört wenigstens die Zeit eines Rentiers — aber wer sein geistiges Genügen daran findet, tagelang am Thore sitzend die Pferdekoppeln an sich vorüberziehen zu sehen und sich ihre Physiognomien und Körperformen so fest einzuprägen, daß er sie nach Jahren so gut wiedererkennt wie die Genossen seines täglichen Umgangs: dessen Seele wird vor manch schlimmern Erschütterungen bewahrt bleiben — und sicher ärgert er sich weniger, als wer in seinem catcher Menschentypen auffängt, oder verdrießlich wird, wenn eine „interessante Individualität" keine Lust bezeigt, an seinem Hamen anzubeißen, sondern aalglatt in die Fluten zurücktaucht.

Was uns hier beschäftigt, ist ein gut Theil des Geschwaders, für welches es im Deutschen ein Compositum mit „Sucht" gibt, und noch vieles mehr: die Trunk-, Genuß-, Vergnügungs-, Zerstreuungs-, Spiel-, Manns-, Geld-, Ehr-, Eifersucht — der „Hang" zum „Bummeln", wie die „Neigung" zum Stehlen, die Nasch- und Schwatzhaftigkeit und zahllose kleine Monomanien, die zu unschädlich sind, um ins Irrenhaus zu bringen.

Versuchen wir zuerst eine Reihenfolge der Intensitäts- und Energiegrade festzustellen, in welchen die materiell sich unterscheidenden Einzelobjecte des Willens diesen occupiren. Neigung ist nur ein bedingtes, eventuelles Wollen, Hang ein unter den meisten Bedingungen sich gleichbleibendes*), Leidenschaft ein unbedingtes, über alle Reflexion und alle Vergleichung mit der Wirkung anderer Motive hinausgerücktes Wollen. Demgemäß wird die Neigung nur durch Reize oder sehr nahe gebrachte anschauliche Motive, die Leidenschaft auch durch die leisesten und abstractesten actualisirt. Es bestehen unzählig viele Neigungen in demselben Menschen nebeneinander — hat doch das Wort auch sprachlich einen Plural, wie Hang nicht, welches schon mehr ein Anderes ausschließendes Verhalten des Willens bezeichnet — dem Absolutismus nachstrebend. Denn die Neigungen beherrschen den Menschen mit den

*) Insofern steht der Hang dem Triebe und der Begierde (Ehrbegierde u. dgl.) nahe, welche letztere jedoch nach alter Definition nur „sinnlich-geistige Güter" zu ihren Objecten hat, während die Gier ein mit Vehemenz vorbrechendes, daher meist rasch vorübergehendes und in Affectform auftretendes Verlangen ausdrückt, wovon die Brunst im engern Sinne eine besondere Art darstellt, die vom spontanen Drang der Sexualität angezündete und durch „Reize" zum „Auflodern" angefachte Glut der „Sinnlichkeit". Gier ist die Steigerung von Lust, welche gleichfalls ein momentan erregtes Verlangen bezeichnet; wo dies sich auf Besonderes richtet, nennen wir es Gelüste, wo es in habituelle und exclusive Form übergeht, aber bloße Velleität, ohne die Energie der Leidenschaft, bleibt: Lüsternheit.

Schwächen — also auch mit der Launenhaftigkeit — einer Demokratie, der Hang mit der ganzen Zähigkeit in der Consequenz einer Erbaristokratie, die Leidenschaft als ein allen Widerspruch niederdonnernder und womöglich zunichte machender Despot. Die Neigung ist l'appetit qui vient en mangeant, der Hang wird leicht geweckt durch die gegebene Gelegenheit zu einer ihn befriedigenden Handlung, die Leidenschaft wird wie von einem innern Gespenst verfolgt, vor dem sie nirgendwohin fliehen kann, und sobald nicht mehr anderweitige starke Einflüsse (gewaltsame Zerstreuungen u. dgl.) Gegenwirkung thun, schlupft sie aus ihrem Versteck des Latentseins heraus und wirft all das kleine Volk nur schwach fesselnder Vorstellungen vor sich nieder. Schon der Hang, weil leichter und bereits durch entferntere Anlässe ins Bewußtsein gerufen als die Neigung, erweist sich selbstthätiger im Aufsuchen der ihn anregenden und sofort befriedigenden Gegenstände und steht auch insofern der Leidenschaft näher. Aber ihn führen latente Gefühle oder Willensregungen oft unvermerkt und unbewußt seinem Gegenstande zu, während die Leidenschaft direct und mit Wissen auf den ihrigen zusteuert: der Trunkenbold findet sich selber oft erst in der Schenke wieder und weiß selbst kaum, wie er hineinkam, „halb zog es ihn, halb sank er hin" — er war vielleicht mit ganz andern Vorsätzen vom Hause fortgegangen — aber wie automatisch führten ihn seine Beine die gewohnte Straße. So ist es vor allem der Hang, vermöge dessen der Mensch sich gern selber eine Ueberraschung bereitet, um vor sich selber wenigstens eine Scheinentschuldigung zu haben, wenn er darin erliegt. — Die Leidenschaft begibt sich nicht erst auf solche Umwege, denn sie ist keine bloße Disposition mehr, sondern eine permanente Actualisation des latenten Begehrens, und der Rachebrütende erblickt z. B. in jedem Messer und jeder Waffe ein brauchbar Werkzeug zur Vollziehung seines Willens — darum ist die Nacht, wo andere Eindrücke schweigen, die Amme der Leidenschaft.

Dies Fortglühen und Fortgären unterscheidet die Leidenschaft auch von ihrem todtgeborenen Sohne, der mit seinem Vater, dem rasch erzeugenden Momente, stirbt: denn im Affect überwiegt die objective Seite des Motivs, in der Leidenschaft die objective des Charakters, obgleich natürlich auch jeder Affect eine bestimmte Charakterqualität als Bedingung seines Eintretens voraussetzt, sonst bliebe das Gemüth trotz vorhandener Anreizung völlig in Ruhe; aber die Empfänglichkeit für Affecte überhaupt ist mehr Sache des quantitativ-proportionalen Wesens am Willen, also des Temperaments, während die Leidenschaft, selber von quantitativ-materieller Natur, auf einem dem entsprechenden Substrat ruht; und einer, der leicht in jederlei Affect geräth, wird doch nur bestimmte einzelne Leidenschaften haben. Daß insbesondere nicht, wie von einigen Psychologen geschehen, die Leidenschaft blos für eine Verfestigung eines bestimmten Affects ausgegeben und demgemäß ihr Anfangspunkt allemal in einem Affecte gesucht werden dürfe, wird klar allein schon durch die Wahrnehmung des oft zwischen Affect und Leidenschaft bestehenden polaren Verhältnisses. Man spricht gern vom „Umschlagen" der entgegengesetzten Affecte ineinander. Aber das wird sich in den meisten Fällen als eine Ungenauigkeit erweisen. Was erfolgt, ist ein Rückschlag von der im Affect vollbrachten Handlung auf den Handelnden, und die Wirkung dieses Rückschlags pflegt eine dauernde zu sein, also nicht selber wieder ein bloßer Affect. — Das gilt so gut von den sogenannten asthenischen wie von den sthenischen Affecten: auf den verbrausten Zorn kann Mitleid gegen den, welcher ihn zu fühlen bekam, auf die erregte Scham Haß gegen den Beschämenden folgen, und man sollte das um so weniger eine „Verwandlung" nennen, als vielmehr die Affecte dann nur als die Motive wirken, mittels deren der latente Kerngehalt unsers Wollens ins Bewußtsein und zur Actualisation gerufen wird. In diesem Sinne ist es kein Paradoxon, daß die passiven

Schwächen — also auch mit der [illegible]ität und Impressiona-
Demokratie, der Hang mit de[illegible] die activen thätig sind,
Consequenz einer Erbaristok[illegible]; die Sprachen haben nach
allen Widerspruch nied[illegible]emerkung (man vergleiche hier-
nichte machender De[illegible] und 392 fg. coll. „Die Welt als
vient en mangea[illegible]", 3. Aufl., II, 678; 2. Aufl., S. 589)
die gegebene [illegible] Worte Leidenschaft und passion hin-
lung, die [illegible] so das Ineinander beider aufs anschaulichste
verfolgt [illegible] mit dem passiven Eindruck ist der zündende
bald [illegible] welcher im Contact des Willens mit dem Motiv her-
[illegible] frei geworden, es strömt jetzt unablässig und
[illegible] unaufhaltsam der Strom durch die Kette, und
jeder Contact von außen kann neue Funken entlocken, um
„Schläge" zu versetzen — ganz wie im Galvanismus.

Die reine Spontaneität als abstracter Bethätigungs-
drang hat ihr physikalisches Parallelstück an der Gravita-
tion als qualitätsloser Massenanziehung; das Begehren
des Individuums an der chemischen Affinität. Sofern
dieses ein gattungsmäßiges ist, führt es den Namen Trieb
(— vegetativer als Hunger und Durst — metaphysischer
als Geschlechtstrieb); sofern es aber das unterscheidende
Merkmal Einzelner wird, gehört es unter das „Besondere",
und zwar an die Uebergangsstelle, wo dies zum Absonder-
lichen sich verengert. Weil jedoch das gattungsmäßig Ge-
meinsame selber in den verschiedenen Individuen mit ver-
schiedener Stärke auftritt, so können die Triebe bei einer
das Mittelmaß überschreitenden oder merklich hinter diesem
zurückbleibenden Heftigkeit ebenfalls zu Individualmerkmalen
werden: das gibt die Gestalten des Trunksüchtigen, des
Gefräßigen, des Wollüstlings. Und auch in dieser Hin-
sicht stellen die Thierreihen die disjecta membra hominis
dar: Spatzen, Affen, Böcke sind die Symbole der Geilheit
— selbst der kernenreiche Granatapfel hat in diesem Sinne
eine emblematische Verwendung gefunden — und mag es
auch schwer sein, unter den Thieren die Gegenbilder zum
Säufer aufzufinden, so sind dafür die Repräsentanten der

ißigkeit desto zahlreicher — und selbst Analoga des bringen die Fabeln vor.

·sen innigen Zusammenhang der qualitativen In= des einzelnen Willens zu gewissen Arten von ..n mit der somatisch bestimmten Constitution er= .ahnte bereits der allgemeine Theil (vgl. I, 52) und zeigte hier die Sphäre der „Laster" auf. Nicht minder geläufig ist es, bei jedem Menschen eine ihm eigenthümliche sogenannte „schwache Seite" vorauszusetzen, und die Entschuldigung, welche sich hierauf beruft, pflegt mehr williges Gehör zu finden, als man erwarten sollte nach dem Maß der Zähigkeit, mit welcher sonst die Mehrzahl die Immodificabilität des innersten Willenskerns gern in oberflächlicher Urtheilslosigkeit bestreitet — aber hier weiß sich jeder am fühlbarsten erinnert an das veniam petimusque damusque vicissim. Ob es das Tabackschnupfen oder das Opiumrauchen ist, was einer „nicht lassen kann", ist, charakterologisch angesehen, gleichgültig — und sofern der Genuß der Narkotika einem allgemein menschlichen Bedürfniß zu entsprechen scheint, ist das Uebermaß hierin auch nicht anders zu beurtheilen, als Extravaganzen in Baccho oder in Venere. Dagegen sind die „widernatürlichen" Formen der letztern (Masturbation, Päderastie, Sodomiterei) bereits Ausflüsse mehr individueller Natur, haben jedoch auf seiten des vegetativen Triebes ihr Seitenstück an den ganz individuellen Eigenheiten des Geschmackssinns: jeder hat ein Leibgericht, und die „Gelüste" der Schwangern liefern hierzu nur die capriciöse Varietät, jedoch keineswegs die einzige, denn Kranke und Reconvalescenten pflegen auch Appetit zu ganz besondern Speisen zu haben.

Es wird in thesi wohl anerkannt, daß gewisse Willensstrebungen „unüberwindliche" seien — und der auf ein bestimmtes Individuum gerichtete Amor findet diese Anerkennung vielleicht am ehesten. — Aber wir dürfen darüber auch die Kehrseite nicht übersehen: nach mancherlei

Elemente des Willens — die Receptivität und Impressionabilität — selber als Weckmittel für die activen thätig sind, diese zur That „aufschrecken“; die Sprachen haben nach Schopenhauer's feiner Bemerkung (man vergleiche hierüber „Nachlaß“, S. 386 und 392 fg. coll. „Die Welt als Wille und Vorstellung“, 3. Aufl., II, 678; 2. Aufl., S. 589) dies selber in die Worte Leidenschaft und passion hineingelegt und so das Ineinander beider aufs anschaulichste ausgedrückt: mit dem passiven Eindruck ist der zündende Funke, welcher im Contact des Willens mit dem Motiv herausfährt, frei geworden, es strömt jetzt unablässig und vielleicht unaufhaltsam der Strom durch die Kette, und jeder Contact von außen kann neue Funken entlocken, um „Schläge“ zu versetzen — ganz wie im Galvanismus.

Die reine Spontaneität als abstracter Bethätigungsdrang hat ihr physikalisches Parallelstück an der Gravitation als qualitätsloser Massenanziehung; das Begehren des Individuums an der chemischen Affinität. Sofern dieses ein gattungsmäßiges ist, führt es den Namen Trieb (— vegetativer als Hunger und Durst — metaphysischer als Geschlechtstrieb); sofern es aber das unterscheidende Merkmal Einzelner wird, gehört es unter das „Besondere“, und zwar an die Uebergangsstelle, wo dies zum Absonderlichen sich verengert. Weil jedoch das gattungsmäßig Gemeinsame selber in den verschiedenen Individuen mit verschiedener Stärke auftritt, so können die Triebe bei einer das Mittelmaß überschreitenden oder merklich hinter diesem zurückbleibenden Heftigkeit ebenfalls zu Individualmerkmalen werden: das gibt die Gestalten des Trunksüchtigen, des Gefräßigen, des Wollüstlings. Und auch in dieser Hinsicht stellen die Thierreihen die disjecta membra hominis dar: Spatzen, Affen, Böcke sind die Symbole der Geilheit — selbst der kernenreiche Granatapfel hat in diesem Sinne eine emblematische Verwendung gefunden — und mag es auch schwer sein, unter den Thieren die Gegenbilder zum Säufer aufzufinden, so sind dafür die Repräsentanten der

Gefräßigkeit desto zahlreicher — und selbst Analoga des Geizes bringen die Fabeln vor.

Diesen innigen Zusammenhang der qualitativen Inclination des einzelnen Willens zu gewissen Arten von Motiven mit der somatisch bestimmten Constitution erwähnte bereits der allgemeine Theil (vgl. I, 52) und zeigte hier die Sphäre der „Laster“ auf. Nicht minder geläufig ist es, bei jedem Menschen eine ihm eigenthümliche sogenannte „schwache Seite“ vorauszusetzen, und die Entschuldigung, welche sich hierauf beruft, pflegt mehr williges Gehör zu finden, als man erwarten sollte nach dem Maß der Zähigkeit, mit welcher sonst die Mehrzahl die Immodificabilität des innersten Willenskerns gern in oberflächlicher Urtheilslosigkeit bestreitet — aber hier weiß sich jeder am fühlbarsten erinnert an das veniam petimusque damusque vicissim. Ob es das Tabackschnupfen oder das Opiumrauchen ist, was einer „nicht lassen kann“, ist, charakterologisch angesehen, gleichgültig — und sofern der Genuß der Narkotika einem allgemein menschlichen Bedürfniß zu entsprechen scheint, ist das Uebermaß hierin auch nicht anders zu beurtheilen, als Extravaganzen in Baccho oder in Venere. Dagegen sind die „widernatürlichen“ Formen der letztern (Masturbation, Päderastie, Sodomiterei) bereits Ausflüsse mehr individueller Natur, haben jedoch auf seiten des vegetativen Triebes ihr Seitenstück an den ganz individuellen Eigenheiten des Geschmackssinns: jeder hat ein Leibgericht, und die „Gelüste“ der Schwangern liefern hierzu nur die capriciöse Varietät, jedoch keineswegs die einzige, denn Kranke und Reconvalescenten pflegen auch Appetit zu ganz besondern Speisen zu haben.

Es wird in thesi wohl anerkannt, daß gewisse Willensstrebungen „unüberwindliche“ seien — und der auf ein bestimmtes Individuum gerichtete Amor findet diese Anerkennung vielleicht am ehesten. — Aber wir dürfen darüber auch die Kehrseite nicht übersehen: nach mancherlei

Erfahrung scheinen selbst diejenigen Triebe, deren Natur als Urphänomene des Willens so leicht nicht bestritten wird, kein ausnahmsloses Stück jeder Individualität zu sein. Viele kennen den Durst als instinctiven, unzweideutigen Ruf zum Trinken, aber nichts was dem als Hunger gleichstände: ihr Eßbedürfniß kommt ihnen in der Gestalt allgemeiner Ermattung zum Bewußtsein — und von der sexuellen Apathie mancher Weiber wissen nicht blos die Pathologen, sondern auch die Physiologen zu erzählen. Die Fälle sind gar nicht so selten, wo erst jenseit der Akme — bei Frauen erst nach einer Reihe von Kindbetten — die „Stimme der Natur" in dieser Beziehung vernehmlich laut wird.

Ob und wie viel zu all derartigen „Abnormitäten" die „Unnatur" heutiger Culturformen beiträgt, muß hier freilich unerörtert bleiben, wo nur die Thatsachen zu constatiren sind und dem die Warnung vor abstracter Consequenzenmacherei hinzuzufügen; denn es ist z. B. besagte Nervenindolenz mit einer Mutterzärtlichkeit sehr wohl vereinbar, die alle Merkmale „metaphysischer" Ueberschwenglichkeit an sich trägt — auch Ehebrecherinnen hören bekanntlich nicht auf, treue Mütter zu sein — so wenig fallen Natur- und Vertragstreue zusammen, denn jene handelt nach Instincten, diese nach Maximen der Gerechtigkeit.

Aber eben darin offenbart wieder der Geschlechtstrieb sich als den metaphysischen Träger der ganzen Individualexistenz, und seine Regungen zu etwas absolut Verneinenswerthem zu stempeln, ist eben nur auf dem Standpunkt des Buddhismus thunlich — auf jedem andern nehmen sie, dem Hunger und Durst völlig gleichstehend, die Indulgenz des Naturalia non sunt turpia für sich in Anspruch, um so mehr als man versucht sein könnte, die Wollust als solche überhaupt nicht für ein qualitatives Unterscheidungsmerkmal des Individualwillens, sondern nur für eine Form seiner essentiellen Natur anzusehen, deren quantitative Bestimmtheit insbesondere für die ethischen Differenzen

völlig gleichgültig zu sein scheint — denn starke sexuelle Irritabilität verträgt sich ebenso gut mit dem sanftesten Wohlwollen wie mit wildestem Egoismus und rücksichtslosester Bosheit — nur allerdings nicht mit der reinen Ascese, zu welcher sie den diametralen Gegensatz bildet, während sie mit der Kasteiung religiöser Schwärmer, die nicht direct der „Entwerdung" zustreben, sich sogar zu steigern pflegt. Man muß nur nicht immer gleich an ihre rohesten Formen denken, die nicht einmal Schiller'n brauchen vorgeschwebt zu haben, als er das cynische Wort niederschrieb:

> Wer keinen Menschen machen kann,
> Der kann auch keinen lieben.

Die zarteste, lauterste Sehnsucht der aufblühenden Jungfrau, die selber nicht weiß, warum sie vor dem Spiegel zurücktritt, wenn er ihre „Reize" verräth, ist denn doch im letzten Grunde ohne dies Substrat so wenig denkbar, wie alles das, was Geschichte und fable convenue von den Orgien der Messalina oder der Regentschaft berichten. Die Hierodulen der Venus vulgivaga mit ihrem schnöden Gewerbe sind nicht toto genere unterschieden von Dichtern keuschester Schwärmerei wie Hölty — und was Jean Paul so gern als „Simultanliebe" beschreibt, ist potenziell identisch mit der Lüsternheit sentimentaler Handlungsdiener, die sich „in jede Schürze verliebt".

12. Fortsetzung. Blasirtheit — Dilettantismus — Idiosynkrasien.

Wer sich den Anstrich gibt, über alle menschlichen Leidenschaften hinaus zu sein, ohne doch sie jemals überwunden zu haben und ohne je in die Tiefen tauchend das Weltgesetz der Negativität zu behorchen: den nennt der heutige Sprachgebrauch einen Blasirten und legt es

nahe, dabei an abgestumpfte Nerven und vergeudete Lebenskraft zu denken. Insofern verhält sich die Blasirtheit zum Pessimismus eines warm pulsirenden Herzens wie die Melancholie als pathologischer Zustand zur angeborenen Dyskolie. Krankhafte Zustände bieten wenigstens die abstracte Möglichkeit, heilbar zu sein; aber das angeborene Wesen läßt sich so wenig verändern wie die echte Ueberzeugung wegschwatzen — höchstens kann ein täuschender Wahn beides auf ganz kurze Zeit betäuben. Dabei versteht es sich eigentlich ganz von selber, daß es für die „Gesunden" einen Unterschied zwischen Blasirtheit und „Weltschmerz" gar nicht gibt; und natürlich finden sich auch hier Zwischengebiete, welche solcher Verwechselung einen Schein von Recht verleihen können. Nicht immer ist es Uebersättigung und aus solcher stammende Erschlaffung, was ein so mächtiges Bedürfniß nach Ruhe erzeugt, daß der äußere Habitus der Blasirtheit vorhanden ist; es kann auch sein das Gefühl der Unerträglichkeit, immer noch ins Endlose schweifen zu sollen, oder das übermächtige Verlangen, sich vom Drucke einer bestimmten Sehnsucht loszuringen, was solcher Indolenz zutreibt; und diese Ruhe der Apathie wird um so eher erreicht werden, je mehr einer an Einzelerfahrungen inne geworden, daß das Erstrebte meist der Mühe des Strebens sich unwerth erwiesen — dann verzichtet er auf alles, vermöge einer Generalresignation, weil ihm für jedes Erreichbare der Preis zu hoch. Darum lasse man sich, der Gerechtigkeit zu Liebe, die Mühe nicht verdrießen, auseinander zu halten solche, die alles durchkostet, genossen, und solche, die alles durchlitten, was Welt und Leben bieten; jene mag man verlebt, diese zerlebt nennen (s. oben I, 7); jene gleichen dem Schutthaufen auf einer Brandstätte, diese der Wüstenei von Trümmern, welche eine durch Erdbeben über den Haufen geworfene Stadt zurückläßt. Dort pflegt es unter der Asche fortzuglimmen, und demgemäß wuchert unter der kahlen Seelendecke des Blasirten gern irgendein heimliches

Verlangen fort, und meistens ist es nur dessen capriciöse Eigenart, was es dem Auge des naiven Beobachters verbirgt. Ja, die Dichter, welche blasirte Weltmenschen durch irgendein Naturkind curiren lassen, haben es richtig durchschaut, daß eine frische Waldesquelle dem Genesung bringen könne, der bisher kein ander Getränk kannte als lauwarmen Thee und überwürzte Liqueure. Nach demselben Gesetz erfrischt sich an einfachster Volkspoesie oder nüchternster Wissenschaftlichkeit, wer sich den Magen verdorben am haut-goût moderner Belletristik.

Denn was die Spontaneität in all ihren Formen erstrebt, ist ja Anregung durch zugeführte Motive — sonst hat sie die Hungerqual der Langenweile auszustehen. Auch den Intellect sahen wir ja Hunger und Durst leiden, und hier ist es, wo uns das besondere Was angeht, mit dem er beides zu stillen sucht. Damit stehen wir vor den unaufzählbaren Formen des wissenschaftlichen und künstlerischen Dilettantismus; denn hierbei ist ja die freie Neigung das einzige Leitseil: der eine treibt in all seinen Mußestunden Kunstgeschichte oder nur ein ganz besonderes Fach derselben: Entwickelung des deutschen Drama oder der Gothik; ein anderer muß alles gelesen haben, was an Reisebeschreibungen herauskommt; ein dritter läßt nichts unbeachtet, was auf Criminalstatistik Bezug hat — und so fort ins Endlose. Halb ernster Forschungseifer, halb blos ein grausamer Zeitvertreib stehen die Züchtereien verschiedener Thiergattungen dazwischen: das Jockey-Club-Mitglied setzt sein Alles an die Caprice, den besten Renner zu besitzen — und jenes Prachtwerk zeigt uns das Ergebniß ausdauerndster Versuche mit Kreuzung von Schweinerassen und deren Einfluß auf Schädelbildung. Nicht ganz so feierlich à la Darwin betreibt unser alter Nachbar die Entenzucht auf einem Tümpel von sechs Quadratschuh Flächeninhalt — aber ein Concurrent von Concertmeistern will schon jener ci-devant-Kaufherr sein, der sich auf den Trümmern seines Reichthums eine ungeheure Canarien-

hecke angelegt und deren Bewohner wie die Orgelpfeifen „abgestimmt" hat, und zum Ehrenmitglied des ornithologischen Vereins hat sich der Pensionär seiner eigenen Jugendarbeit emporgeschwungen, der nicht müde wird, tagsüber damit zu experimentiren, wie weit allerlei befiedertes, vier- und sechsbeiniges Gethier auf Bastardzeugung sich einläßt, und der dann abends sich „die Grillen vertreibt", indem er den möglichen Combinationen des Patience-Legens nachdenkt; aber weit erhaben über diesen dünkt sich, wer im Schachspiel eine ebensolche geistige Motion ohne allen Inhalt aufsucht.

Die vulgäre Neugier und die wahllose Lesewuth, die nichts sucht als Unterhaltung, erscheinen uns dann als Zweige eines und desselben Astes und oft genug in einem Individuum aufs engste miteinander verschwistert. Der Intellect will irgendeine Beschäftigung, und ermattet von abspannender Lektüre legt er sich mit brennendem Eifer darauf, auszuspioniren, was die Nachbarin in ihrer Speisekammer hat oder wo sie ihren Fremdenbesuch unterbringt. — Deshalb ist die Klatschsucht beim Weibe noch eher verzeihlich als beim Manne, von dem wir verlangen, daß sein Geist von „ernstern Dingen" occupirt sei; und lesewüthige Knaben behalten oft zeitlebens etwas Weibisches.

Soweit sich dabei vom „Zum-Narren-haben" der Sexualorgane absehen läßt, ist die Tanzwuth ein entsprechender Bethätigungsdrang der Muskelirritabilität: Hirn und Glieder wollen sich eben „Bewegung machen". — Der Flaneur und der Bummler geht beiden Zwecken gleichzeitig in der bequemsten Weise nach — vor allem der Bummler ins Große, der sich Tourist nennt und heimgekehrt ein dickes Buch von dem zusammenschreibt, was er an den Hoteltafeln über „Land und Leute" erkundet, oder, um der Frische des „Eindrucks" (denn „Eindrücke" sind's ja recht eigentlich, denen der Reisende ex professo nachjagt) nichts zu vergeben, mit der ganzen unvergleichlichen Indiscretion eines penny-a-liner brühwarm ans besthonori-

rende Feuilleton einschickt, was er soeben am „traulichen Familientheetisch“ irgendeines angesehenen Mannes erlauscht hat, weil dieser zu treuherzig war, um sich als public character und seine Häuslichkeit als der Welt geöffnetes Sprechzimmer zu betrachten, bis ein Zeitungsblatt ihn belehrt, wie seine Gastfreundschaft belohnt, d. h. ausgebeutet, sei — und sofern ein solches Verfahren nicht blos Erwerb, sondern doch auch „Geschmackssache“ ist, geht es uns hier an. Uebrigens sind es nicht selten die geistreichsten Jünglinge, welche die Kneipe fliehen, um schlendernd da und dort ein zusagendes Gespräch aufzusuchen — und die „gesunden“ Lehrer mögen recht haben, die solchem Treiben eine bedenklichere Prognose stellen, als dem vorzeitigen Veranstalten von Trinkgelagen — denn diese werden doch zuweilen als „Ausspannung“ nach wirklich angestrengter Arbeit aufgesucht, während jener Hang es kaum je zu geordneter Thätigkeit kommen läßt und es den Alcibiadessen gleich thun möchte:

> Die wurden vom Spazierengehn
> Und von der Luft gescheit —

allerdings eine auch nicht schlechthin „ungesunde“ Reaction gegen die spanischen Stiefel modernen Schulzwangs: was lernen will solch ein Schlecker schon, nur nach eigener und nicht nach officieller Methode, und als Verächter bloßen „Brotstudiums“ vertritt er wieder ein Recht des Idealismus.

Rameau's Neffe — auch in der Gestalt des Brachvogel'schen „Narciß“ — gibt ja das dramatische Bild des „verbummelten“ Genies — und es sind die schlechtesten Charakterlustspiele nicht, welche aus den „Conflicten“ und „Collisionen“ divergirender Liebhabereien herausgesponnen werden können. Schon der typisch gewordene politische „Kannegießer“ Holberg's gehört hierher, wie Molière's L'Avare und die andern komischen Masken alle, die gerade

durch ihre besondern „Eigenheiten“ den „Situationswitz“ herbeiführen.

Weniger leicht ist die idiosynkratische Abneigung humoristisch zu verwerthen — sie hat zu oft einen „stoffartigen“ Beigeschmack, welcher sie ihrem physiologischen Halbbruder aus der Unteretage, dem Ekel, allzu ähnlich macht. Der Widerwille z. B., den einige gegen Musik empfinden, hat zu augenscheinlich in bestimmter Nervendisposition seinen Sitz, um es nicht als eine Art Grausamkeit erscheinen zu lassen, wenn man dennoch solche Unglückliche mit Klimpereien verfolgt. Dergleichen geht allzu bald „über allen Spaß“ hinaus, und die Folgen können zu ernstlich sein, als daß die Aristotelische Forderung des „Unschädlichen“ gewahrt bliebe. Wenn dagegen einer ein „Bildernarr“ ist, oder an der „Bauwuth“ leidet, so hat er das nur mit seinem eigenen Geldbeutel abzumachen und der Zuschauer braucht nicht vorwitzig hinter die Coulissen zu gucken nach dem realen Jammer, der dort spielen mag.

Wie umgekehrt das zur „dämonischen“ Gewalt gesteigerte Gelüste dem Tragiker Stoff werden kann, wurde bereits anderweitig angedeutet.

13. Der Schwärmer.

Eine ganz eigenartige Mischung intellectueller Besonderheit und des Gemüthselements ist erforderlich, um diejenige Individualität zu constituiren, für welche sich die generelle Bezeichnung einer „schwärmerischen Natur“ verwenden läßt, indem diese auch alles das umfassen mag, was mit sichtbarer Gradation die populäre Sprache unter „überspannt“, „exaltirt“, „excentrisch“, „fanatisch“ und „ekstatisch“ versteht. Das „über=“ und das „ex=“ gibt auch der deutsche Ausdruck „außer sich sein“ wieder. — Zunächst theilen sich Impressionabilität und Reagibilität in diese „Disposition.“ Der nüchterne Spießbürger findet

schon jeden „überspannt", der sich irgendetwas näher zu Herzen gehen läßt, als jener nach seiner flachen Gefühlsweise begreift; und der praktische Geschäftsmann, dem jede Erhabenheit von selber eine Thorheit ist, thut alles als „exaltirtes" Wesen ab, was noch mit einem Reste von Idealismus behaftet ist. „Excentrisch" aber muß sich schelten lassen, wer neben und über den breitausgefahrenen Spuren wohlgeregelter Alltäglichkeit noch andere Gleise ziehen sieht, die für einen Pegasus nicht ungangbar sind. „Ueberspanntheit" wittert die kühler gewordene Mutter schon in der bräutlichen Zärtlichkeit ihrer Tochter; nicht „exaltirt" zu sein, warnt der besorgte Vater den leicht erregten Sohn, wenn er ihn in die Idealwelt der Hochschule entläßt; und „exaltirt" kommt der tüchtigen Hausfrau die Jugendfreundin vor, weil diese sich noch einen offenen Sinn für ihren Lieblingsdichter, für Mozart, Beethoven oder Mendelssohn-Bartholdy bewahrt hat; ja, in unserm abgeschliffenen und abgegriffenen Zeitalter reicht es schon hin, die Dinge mit einigem Nachdruck und etwas lebhafterer Anschaulichkeit „beim rechten Namen zu nennen" und unverkünstelt auf momentane Eindrücke zu reagiren, um für all die Leute „ein exaltirter Mensch" zu heißen, welche sich in ihren Illusionen, daß alles gar schön sei und gut ablaufen werde, nicht mögen beirren lassen und deren Sprache aus lauter Münzen von verwischtem Gepräge, aber doch keineswegs von gediegenem Gehalt besteht. Der „wohlgeschulte" Diplomat spricht von „excentrischen Köpfen", wenn ihm die „naive" Meinung begegnet, es könne auch einmal auf ehrlichen Wegen das Recht zu seinem Rechte kommen und es bedürfe zu großen Erfolgen nicht der Schliche kleinlicher Intriguen. Wer in seinem Busen noch Raum hat, daß ihm das Herz zuweilen groß werde und weit, damit Wonne einziehe und Beseligung — der wird als „überspannt" belächelt von der vertrockneten Engherzigkeit, vom narrow-minded man of business. Wer nicht nach Geld freit, verräth den „wohl-

berechtigten materiellen Interessen" gegenüber einen „exaltirten" Sinn — und ein Pärchen gar, das den Schmied von Gretna-Green zu seinem Helfershelfer zu nehmen bereit wäre, muß ohne Gnade für „excentrisch" gelten.

Aber nichts anderes sollen diese Beispiele belegen als die Relativität der damit illustrirten Begriffe — es kommt eben darauf an, was dem Beurtheilenden ein Uebermaß der Spannung zu sein dünkt, was er bei „hoch" oder „tief" (altus) sich vorstellt und worin er das rechte Lebenscentrum zu erkennen glaubt. Das Niveau, welches hierbei die „Gesunden" für das mittlere halten, wird zwar gemeiniglich unter den Durchschnitt edlern Strebens fallen; allein das schließt ja nicht aus, daß es wirklich ein Hinausschrauben über alle natürliche Schranken, ein Hinausfliegen über alle vitale Atmosphäre, ein „Verschoben- oder Verrücktsein" aller gravitationsmächtigen Centra gäbe, und demgemäß jene Begriffe in ein Gebiet hineingreifen, wo auch die dehnbarste Toleranz ein Recht hat, schlechthin zu tadeln.

Immerhin aber klafft zwischen dieser Gruppe und der zweiten eine weite Discontinuität. Jene läßt noch sehr wohl eine echt humane Vielseitigkeit zu — der Fanatismus dagegen hat sich seinem innersten Wesen nach allemal verrannt in eine elasticitätslose Einseitigkeit, und die Ekstase ist auf noch engerm Raume zu Hause: in den Beziehungen des religiösen Lebens. Allen „schwärmerischen Naturen" ist die ganze Seele voll von dem, was sie eben darein aufgenommen — aber nur den Fanatiker kennzeichnet die Unfähigkeit, jemals dem Sinn und nicht blos den Worten des audiatur et altera pars nachzuleben*), und nur der

---

*) Wiederholt wurde bereits das Kriterium des Fanatismus in einzelnen seiner besondern Erscheinungen hervorgehoben — u. a. auch im Kapitel von dem Gemüth in der Religion — und lieber entzieht sich die Charakterologie der unerquicklichen Obliegenheit, una in tabula ein Gesammtbild desselben aufzurollen; — wo er Dolch und

Ekstatiker verliert in seinen „Verzückungen" den Boden irdischer Realität völlig unter seinen Füßen.

Aber es ziemt der Wissenschaft nicht, sich fragenlos blos dem Grauen hinzugeben, welches Mensch wie Thier beschleicht, sobald scheinbar „eine andere Welt" in diese erste „hineinragt", welche den meisten nur deshalb begreiflicher scheint, weil sie niemals hinter das Gewebe bloßer Phänomene zu blicken versucht haben. Und noch weniger steht es ehrlicher Forschung an, wie der Rationalismus,

---

Gift in die Hand gibt, umwehen ihn wenigstens Schauer einer gewissen Großartigkeit — um jedes andere Recht und Gesetz unbekümmert, folgt er blindlings seiner einzigen Maxime: seiner Partei zum Siege zu verhelfen, es sei wie es wolle — dieser letzte Zweck bleibt ihm überall auch der nächste, und darüber hinaus gewahrt sein umdüstertes Auge nichts mehr von Folgen und Zielen. Aber eben darum greift er gelegentlich auch zu den kleinlichsten Mitteln und stellt sich vernichtender Lächerlichkeit bloß: er fragt nicht: welcher Schuster liefert die bequemsten Stiefeln? welcher Krämer führt die preiswürdigsten Waaren? welcher Umgang ist der angenehmste? wo finde ich für meine allgemeinmenschlichen Interessen die reichlichste Nahrung? sondern er tritt gedankenlos in die Fußstapfen seines Leithammels und läßt über all seine praktischen Beziehungen nur die einzige Erwägung entscheiden: wer steht zu meiner Partei? Dinge, die zu Kirche und Staat, soweit das von menschlichen Verhältnissen überhaupt möglich ist, nicht im allerentferntesten Zusammenhang stehen: sie werden von ihm doch abgemacht nach diesem einzigen Gesichtspunkt — und will dagegen ein Rest von rein menschlichem Gewissen und Gefühl sich regen, so wird es beschwichtigt durch die Erinnerung an „allermeist aber des Glaubens Genossen" und selbst der Deutung des barmherzigen Samariters demgemäß Gewalt angethan. So gibt es auch Fanatiker des Amts, die jede andere Rücksicht — etwa persönlicher Billigkeit — außer Acht setzen, wo es gilt, fixe Ideen zu verwirklichen, in die sie sich über das, was sie das Wohl der ihnen anvertrauten Wirkungssphäre zu nennen belieben, einmal verrannt haben, wobei dann selbst ihre eigene Gesinnung gegenüber bureaukratischer Infallibilität nicht in Betracht kommt; denn das eigentliche Pathos solcher Leute pflegt das Ambiren um die Gunst ihrer Vorgesetzten zu sein. Im allgemeinen läßt sich sagen: nur Ueberzeugungen machen fanatisch, nicht Gefühle, also Patriotismus, nicht Heimatsliebe, Orthodoxie, nicht Religion.

der von allen diesen Dingen einfach nichts wissen und handgreifliche Thatsachen nicht sehen will, mit dem Vogel Strauß den Kopf in den Busch steckend zu rufen: das ist all nicht wahr, eitel Lug und Trug, Pfaffengaukelei oder lauter „hirnverbranntes" Zeug! — Eine redlichere Methode wird zunächst das Wunderbare in allem Natürlichen anerkennen, um dann diesen Faden zu ergreifen, damit er die Einheit dessen uns vermittle, was auf den ersten Blick uns rettungslos einem unabsehbaren Dualismus überantworten zu wollen scheint. — Vom Standpunkt des De tribus impostoribus aus läßt sich mit Plato so wenig anfangen oder zu Ende kommen wie mit einem Apollonius von Tyana; aber das Mysterium der Sprache kann uns eine Strecke vor- und rückwärtsleiten, ohne daß wir aus der Immanenz der Charakterologie in die Transcendenz „übersinnlicher" Geistespole zu treten brauchten. Wir liefern unsere Bausteine, die Perty, Schindler u. s. f. die ihren, und ein künftiger Meister mag verwenden, was er brauchbar findet.

Nicht sowol angeregt als bestätigt ist das Folgende durch den Satz in Jean Paul's „Titan" (66. Zykel): „Man sollte von manches Schwärmers Poesie und Philosophie statt der Verbal-Realübersetzungen geben, damit man sähe, wie die goldreine Wahrheit unter allen Hüllen glühe."

Die Schwärmerei, der Enthusiasmus, die μανία bei Plato, das γλώσσαις λαλεῖν bei Paulus, die Prophetie, die Inspiration und die Offenbarungen, die Visionen, die Ekstase sind zuvörderst einmal in ihrer gemeinsamen, sozusagen formalen, Natur als Facta und damit als psychologische Probleme hinzunehmen und demnächst, soweit thunlich, zu „erklären". Dabei bleibt ihr materialer Gehalt vorläufig noch ganz außer Frage — und wegen ihrer Widersprüche untereinander ist vorneweg zuzugeben, daß sie dem materiellen Irrthum unterworfen sind. Aber das beweist einstweilen gegen sie nicht mehr als gegen

den Werth der discursiven Erkenntniß, welche ja auch jedem Irrthum preisgegeben ist. Gegen diese stehen sie in gemeinsamem Gegensatz als eine besondere Form der intuitiven Erkenntniß (worüber eine Stelle in den Paralipomena Schopenhauer's zu vergleichen ist, die vom mystischen Wissen handelt und dem „Illuminismus"), und ihre Schranke besteht wesentlich darin, daß sie nicht zu sagen vermögen, was sie wissen, weil die Begriffssprache ihnen kein homogenes Vehikel, sie über deren Formen hinausgerückt sind. Insofern besteht ein wesentlicher Theil ihrer Trüglichkeit in der Mangelhaftigkeit des Materials ihrer Ausdrucksweise. Sie müssen zu Bildern und Gleichnissen greifen und ihr Vorrath an diesen ist ein zufällig gegebener, abhängig je von den Einwirkungen der Bildung und Erziehung. Von allen Bildungselementen haftet aber keines zäher, als die ersten Eindrücke religiöser Belehrung — deshalb redet jeder Seher die Sprache seiner Kindesreligion.*) In der Sprache der Wissenschaft reden

*) Es ist unglaublich schwer, zu völliger „Voraussetzungslosigkeit", dieser unerlaßlichsten Voraussetzung völliger wissenschaftlicher Objectivität, zu gelangen. Selbst der vermeintlich Vorurtheilsloseste ertappt sich noch hin und wieder auf irgendeiner Voreingenommenheit, für deren Erklärung meistens auf die Tenacität des Erstgelernten zurückgegangen werden muß. Wir können nicht genug auf unserer Hut sein, wo wir neuen Erfahrungen zunächst einen mistrauischen Unglauben entgegenbringen; unser einziger Zweifelsgrund ist nur zu oft der, daß wir es in den ersten Kinderjahren anders gelernt haben. Darin liegt eine ernste Aufforderung an alle Lehrer, Thatsächliches oder Gedachtes nur nach gewissenhaftester Prüfung den gläubig ihrer Autorität folgenden Schülern mitzutheilen. Denn selbst etwas als hypothetisch Hingeworfenes wird von diesen als kategorisches Urtheil angeeignet — und das Umlernen ist so schwer, viel schwerer als das erste Lernen (das sieht man ja auch beim Rechnen — aus einem einmal falsch gerechneten Exempel sich herauszufinden, kostet viel mehr Zeit, als ein gleich verwickeltes ganz durchzurechnen). Wir können uns vollständig bewußt sein, wie mangelhaft das Wissen unserer ersten Jugendlehrer war, und doch sträuben wir uns, das von ihnen Gelernte hinzugeben gegen die jetzt von den besten

sie nur in den seltenen Fällen, wo sie zugleich philosophisch gebildet sind oder wenigstens etwas philosophische Terminologie sich angeeignet haben — so Jakob Böhme, Plato und Schelling — und nach unserer obigen Unterscheidung ist zu ihrem gegenseitigen Verständniß untereinander nicht blos Congenialität, sondern volle „Seelenverwandtschaft" erforderlich — das macht ihre Mittheilungen zu einem esoterischen „Lehrbegriff" — der Exoteriker vernimmt davon nur den leeren Schall — denn in den Tiefen des Gemüths muß dieser Klang sich erst brechen (resoniren), um hörbar zu werden. Demgemäß sind die Fälle doppelt selten, wo das Mystische in die Hülle schulmäßiger Begrifflichkeit sich kleidet; denn dies intuitive Erkennen steht zum discursiven in einem Antagonismus noch schroffer, als wir solchen schon bei dem „Zerfahrenen" mit richtigen und klaren Anschauungen gewahrten. Alle Kritik und kritische Befreiung geht aber nur auf dem Wege des discursiven Denkens vor sich — und überdies haben die religiösen Mythen den

Gewährsmännern uns gelieferten Berichtigungen. Ja, mancher Atheist wird noch unwillkürlich wie vor einem Zeichen „höherer" Cultur sich wundern, wenn er bei fernen Völkern Spuren theistischer Anschauungen begegnet — viel hat er „überwunden", aber dieser einst ihm beigebrachte Maßstab blieb ihm unbewußt in den Händen stecken — und semel imbutus ist er vielleicht bereiter, den parteiischen Berichten der Missionare von allerlei Absurditäten in hinterasiatischen Religionen Glauben zu schenken (blos weil das besser mit seiner allerersten Kunde davon zusammenstimmt), als dem, was er in spätern Jahren von der metaphysischen Tiefe brahmanischer und buddhistischer Dogmen vernommen. Wo aber gar ein „Gemüthsbedürfniß", mithin der Wille, ins Spiel kommt, da möchte der kindische Respect vor dem Nimbus früh empfangener Tradition vollends gern nachdrängen und Weiterm Einlaß erzwingen, sobald irgendein Punkt inzwischen verworfen gewesener Doctrin wieder Anerkennung gefunden; und vor dem Rückfall in superstitiöse Ueberschätzung sichert dann nichts so sehr als Berührung mit dem Achillesspeer eines widerhistorischen Zelotismus. Nur solcher Widerstreit erklärt Doppelnaturen wie Schleiermacher mit einem herrnhutisch geschulten Gemüth und einer platonisch geschulten Dialektik.

Vortheil, allgemein geläufig zu sein. Dem entsprechend sehen wir einen Schelling wie einen Plato immer tiefer ins mythogische Detail sich verlieren, um eben die eigenen Intuitionen zu detailliren.

Wie jedoch die discursive Wahrheit nur eine ist, so auch diese intuitive, und die Aufgabe des Deuters besteht danach darin, diese eine und einfache Erkenntniß aus all den vielen und bunten Einkleidungen herauszulesen — dann findet er dasselbe bei Hindu, Persern und Christen.*)

Ja, als die Consequenz jener rationalistischen Bornirtheit ergibt sich uns — und nicht selten auch thatsächlich — Geringschätzung und Misverstand der Poesie und eigentlich aller Kunst; denn diese schöpft das ewig Typische ihrer Gestalten eben aus dieser selbigen Quelle. Aber Dichter und Seher haben auch das Gemeinsame, daß sie sich oft selber misverstehen, den eigenen Inhalt ihrer „Offenbarungen"; sie fühlen es: in ihrem Innern lebe ein Inhalt von ewiger, überschwenglicher Wahrheit — allein sie wissen die Schrift selber nicht zu lesen, die da verzeichnet steht; es ist eine himmlische Sprache, und sie lesen sie wie eine irdische nach dem A-B-C, das sie zuerst gelernt haben.

Ein Philosoph deshalb, der so hohe Achtung vor dem „Gefühl", als dem allgemeinen Gegensatz zur abstracten Erkenntniß, äußert wie Schopenhauer, scheint sich einer Art von Ungerechtigkeit schuldig zu machen, wenn er dieses sein Hinausgehen über den Kant'schen Standpunkt nicht auch auf seine Würdigung der „Gefühlsphilosophie" eines Jacobi einwirken läßt; man kann sich ja gegen die Auswüchse sicherstellen, ohne „das Kind mit dem Bade auszuschütten" — und dann ist nicht alles abgethan mit dem

*) Vgl. „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., II, 701 fg., 2. Aufl., S. 610 fg., und die Stelle „Aus Schopenhauer's Nachlaß", S. 433, über Tholuck's Uebersetzung der mohammedanischen Mystiker.

vornehmen Spott über „Vernunft", als „das Vermögen, das Uebersinnliche zu vernehmen". Es muß denn doch ein Organ so gut geben für die Erfassung der „platonischen Ideen", wie für die Bildung der abstracten Begriffe, und nachdem C. G. Bähr (in seiner gerade bei einer Revision der Dianoiologie so beachtenswerthen kleinen Schrift: „Die Schopenhauer'sche Philosophie in ihren Grundzügen dargestellt und kritisch beleuchtet", Dresden 1857) mit vollem Fug sich bemüht hat, den gemeinsamen Ursprung der Begriffe und Ideen darzulegen, will es eine Caprice scheinen, die Vernunft von der Ideenbildung total auszuschließen — abusus non tollit usum, und es ist kein Grund vorhanden, die abstracte Erkenntniß so gar geringschätzig zu behandeln, blos weil sie nur mit Worten operire — zu rügen, beziehungsweise zu beklagen, ist nur die zu große Verflüchtigung und Ausleerung der Ideen durch immer weitere Abstraction.

Die Abstractionen der Ontologie geben freilich keine lebensvolle Metaphysik — aber als ebenso misbräuchlich erscheint es, die ganze Schärfe der dialektischen Logik in der Dianoiologie zu handhaben, um die „Erscheinung" als solche recht eigentlich zu verdächtigen und herabzusetzen, wenn nachher in der Metaphysik und Naturphilosophie die „Anschauung" als die vorzugsweise reale Erkenntnißquelle zur Geltung gebracht werden soll (— ein Verfahren, welches neuerdings mit wahrhaft gehässiger Beflissenheit Schopenhauer'n von R. Haym aufgemutzt ist, als ob eine methodologisch-taktische Evolution über die Güte der Sache entschiede, welche mittels ihrer verfochten wird).

Auf dem Fundament einer skeptisch-kritischen Dianoiologie kann — scheint es — mit voller Consequenz nur ein abstracter Nihilismus, die Lehre von Polarität und Indifferenz, aufgebaut werden, wie umgekehrt eine intuitive Metaphysik auch eine realistische Erkenntnißtheorie wenigstens insoweit voraussetzt, daß jenes famose „blos" vor der Bezeichnung der Anschauungsformen als „subjectiver"

gestrichen werde; denn auch das mystische Erkennen kann ihrer nicht gänzlich entrathen, und selbst für die Ethik ist darauf zurückzukommen, daß es ein reales Gut und Böse nur geben kann, sofern dem principium individuationis, dieser conditio sine qua non für alle ethischen Verhältnisse, die Macht und Bedeutung (vis) einer Realität zuerkannt wird; sonst wird die ganze Differenz im ethischen Gebiet zu einer Art von bloßem ethischen Doketismus herabgesetzt.

Um aber dem hier in Rede stehenden Thema historisch, genetisch, nahe zu kommen, bedarf es des Eingehens auf die Frage nach dem Ursprung der Sprache. Nur darf alsdann diese Frage selber nicht wieder blos empirisch sammelnder oder discursiv sichtender Erörterung unterzogen werden, sondern fordert eine speculative — das ist eben: intuitive — ja man möchte sagen: eine visionär den Entstehungsact der Sprache reproducirende, durch etwas wie künstlerisch „göttliche" Phantasie vermittelte Auffassung. Denn das Ideen erzeugende Vermögen ist doch das Prius der Sprache — die Vernunft ist das An-sich des Sprachvermögens, die Sprache selber (soweit sie nicht zum bloßen Nachplappern erniedrigt ist) nur dessen Erscheinung und mit allen Schranken der Erscheinung behaftet. Wie die Sache vor ihrem Bilde, so besteht potentiâ die Anschauung der Begriffe und Ideen, deren wortloses Innesein, vor der actualisirten und actualisirenden Sprache, aber erst später tritt eine scheinbare Wechselförderung zwischen Sprache und Vernunfterkenntniß ein, sofern die Sprache den Stoff der Ideen- und Begriffserkenntniß handlicher und tractabler macht. Jedoch nur um den Preis der Aushöhlung und des Ausleerens wird der große Gedankenblock leichter — und zu je größerer „Gewandtheit" die Sprache sich fortentwickelt, desto weniger bleibt vom Kern zurück, desto mehr behalten wir nur Rinde und Schale.

Leichter als dies dianoiologische Element im Eksta-

tiker, welches der gegebene Excurs mehr implicite in seiner Existenz nachweisen, als in seinem schwer zu beschreibenden Wesen aufzeigen wollte, springen die aus Temperament und Gemüth herstammenden Ingredienzen desselben in die Augen. Ohne Wärme des Gefühls ist ein Ekstatiker nicht denkbar — aus dem Fanatismus dagegen kann es uns mit eisigem Hauche anwehen. Wer „Fanatiker der Ruhe" kennt, weiß, daß es wenig unleidlichere Formen einer herzlosen Gleichgültigkeit gibt als eben sie. Ja, auch in ethischer Beziehung setzt die Ekstase eine echte Selbstentäußerung voraus — Verunreinigung durch egoistische Motive der Eitelkeit hebt das wahre Kernwesen auf und läßt nichts als eine Afterform, ein bloßes Hohlspiegelgebilde, zurück. — Daß dennoch Pseudo-Ekstase schon soviel Spuk in der Welt angerichtet hat, bestätigt nur Schopenhauer's bittern Satz von der unglaublichen Rarität einer „auch nur einigermaßen feinen" Urtheilskraft.

14. Der Sonderling.

Bei der „schwärmerischen Natur" wird die Neigung zur Hingebung, beim Sonderling die Vorliebe zur Schrulle, die Eigenheit zur Singularität.

Wie es aber überall zur Aufgabe der Wissenschaft gehört, die „Ausnahmen" mit der „Regel" zu vermitteln; jene nicht nur neben dieser, als wären es Insurgenten gegen dieselbe, aufzuführen, sondern nachzuweisen, wie sie die Regel lediglich „bestätigen" helfen müssen: so liegt es auch uns jetzt noch ob, die Staffeln zu skizziren, welche aus dem Bereich des Alltagsdurchschnitts hinausführen zu allem dem, was im weitesten Sinne „Sonderlinge" genannt wird. — Jede alte Hauswirthin klagt: ihr „Einwohner" sei ein gar „eigener" Herr, was meist nicht viel mehr

besagt, als daß er in Sachen der Sauberkeit und Ordnung etwas weniger polnischen Gewohnheiten huldigt als sie selber; jede ob einer Nachlässigkeit gescholtene Kammerzofe entschuldigt sich damit, ihre Madam sei doch auch „gar zu eigen"; jede Bedientenstube hallt wider von Seufzern über die „Sonderbarkeit" derer, welche soviel „Aufwartung" verlangen. — Beweist nun zwar das wiederkehrende „jede", wie wir mit solchen Dingen noch auf dem Boden des Gewöhnlichen stehen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß von diesem ganz unmerkliche Uebergänge hineinleiten in das Gebiet rein individueller Angewöhnungen; und gerade die äußern Lebensgewohnheiten sind es, welche hierbei so ziemlich ausschließlich in Betracht kommen. Schon daraus erhellt, warum die „höheren" Gesellschaftskreise es sind, in welchen sich derartige Absonderlichkeiten am häufigsten und vollständigsten ausbilden. Nicht als ob ein „ausgeprägter", „markirter" Charakter an sich zu deren Privilegien gehörte (höchstens sofern reiche Entfaltung der intellectuellen Kräfte hier leichter ihre Bedingungen vorfindet), sondern weil sich nicht leicht vom gemessenen Gange hergebrachter Lebensformen emancipiren kann, wer unter dem Zwange der Noth steht. Den Arbeiter treibt das Bedürfniß des Erwerbs, sich dem Gesetz der auch hierin so mächtigen Sitte zu unterwerfen; den Geschäftsmann nöthigt die Wahrung seines Credits, der „Convenienz" nicht allzu „capriciös" zu widerstreben; der Subalterne hat Rücksichten zu nehmen auf etwaige Misbilligung seitens der Herren Vorgesetzten und auf gewisse äußerst dehnbare Paragraphen des Disciplinargesetzes, welche von Aufrechthaltung der Würde und des Ansehens reden. Also nur der wahrhaft Unabhängige kann es sich erlauben, ungefährdet durchaus „nach seinem penchant zu leben"; kurz: Rentiers, alleinstehende „alte Jungfern", pensionirte Herren aller Rangklassen, vom exilirten Herzog bis zum emeritirten „Kalfakter", stellen das zahlreichste Contingent zur Armee

der „Originale“, deren Gros freilich sehr zusammengeschrumpft ist vor den Einflüssen unserer „alles nivellirenden Zeit“, jedoch nicht aussterben wird, solange die πολυπραγμοσύνη der „geschäftigen Müßiggänger“ sich mit ἀλλοτριοπραγμοσύνη paart und es Leute gibt, die schon darum den Namen „Kauz“ verdienen, weil sie „die Nacht zum Tage machen“.

Allein auch hierbei darf man nicht überschätzend die äußern Umstände für den einzig bestimmenden Factor nehmen; diese können wol begünstigen, aber nicht erzeugen, was sich als charakterologisches monstrum, sive per excessum, sive per defectum, darstellt. Man wird den physiologisch begründeten Idiosynkrasien nachzuspüren haben, für welche es eine Wohlthat ist, abweichen zu können von landesüblicher Lebensweise, aber darüber nicht außer Acht lassen dürfen, welche psychologischen Eigenthümlichkeiten diesen zu einer bestimmten Marotte, jenen auf ein bestimmtes „Steckenpferd“ gebracht haben. Es sind im weitesten Sinne die nun schon mehrfach erwähnten „Specialneigungen“ in ihren extremen Erscheinungen, in ihrer „höchsten Potenz“, welche hier die isolirenden Bollwerke aufwerfen oder verstärken. Und man vergesse bei deren Betrachtung und Beurtheilung nicht: auch das Gemüth hat seine Idiosynkrasien: manches Erinnerungsvermögen, das im übrigen schon erstarrt ist und gleichsam eingetrocknet scheint, hat noch eine wunderbar frische Empfänglichkeit für besondere Dinge, für Jahrestage und Andern ganz gleichgültige „Beziehungen“, die es mit Schauern der Wonne oder des Entsetzens durchzucken können. Oder merktet ihr es nie über ein versteinert Angesicht ziehen wie Schmerzenskrampf bei einer Erwähnung von Gegenständen oder Thatsachen, welche in vollster Arglosigkeit einem Gespräche eingeflochten werden konnte? Fragtet ihr euch nie: was hat nur der Mann? wenn ihr einen erblassen oder erbeben saht, weil ein Härchen sein innerstes Heiligthum streifte? Die Leute

„mit den hanfgarnen Nerven“ meinen dann gern, es rege sich wol sein „Gewissen“, denn freilich ihnen muß es knotiger kommen, ehe etwas sie zum Verstummen bringt. Da heißt es gleichfalls: „ein sonderbarer alter Herr!“ — aber geht nur erst hinaus in die Schlacht des Lebens und holt euch auch Wunden, deren Narbenränder sich nimmermehr schließen und beim leisesten Anhauch rauherer Witterung brennen und bluten — dann werdet ihr vielleicht auch anders denken und sprechen! Und vollends in einem vereinsamten Leben, das keine Ausgleichung durch Anschmiegen an eine andere Individualität darbietet, verhärtet sich, was sonst unschuldige „Liebhaberei“ bliebe, zur starren Verachtung des „wie andere es machen oder darüber denken“.

Deshalb wäre es ungerecht, blos „alten Jungfern“ aufzubürden, was bei Hagestolzen kaum eine minder unliebsame Gestalt annimmt; umgeben sich jene mit Katzen, so ziehen diese Hunde und Singvögel vor, vielleicht nur, weil ihre Nerven besser den damit verbundenen Lärm vertragen; lesen jene tagein tagaus in ihrer Postille, so spießen diese vielleicht Schmetterlinge und Käfer auf oder trocknen Pflanzen für ein Herbarium, dessen Gräser so falb und dürr, wie ihr eigenes Lebensgrummet; protokolliren jene den Stadtklatsch in ihren Tagebüchern, so erlaben diese ihr Timon-Gemüth an Criminalgeschichten und Revolutions- oder Congreßmemoiren.

Daß im allgemeinen Choleriker und Sanguiniker, die beide dürsten nach „Anregung“, sei es des Willens oder des Intellects, zu solchem Leben nicht taugen, ist einleuchtend. Die beiden wichtigsten Unterarten werden also auch hier vom Anämatiker und Phlegmatiker gebildet. Jener gibt dann das komische Schauspiel einer trepidatio („Hibdeligkeit“), die Tausenderlei angreift, um nicht eins zu Ende zu bringen, weil Kopf und Willensziele bei ihm gleich unklar sind; dieser das langweiligere eines Pedanten,

der „Originale", deren G[illegible] — Abwischen und Abgeschrumpft ist vor der [illegible] und An-seinen-Platz-stellen — lirenden Zeit", jed[illegible] in der Arbeit noch im Genuß, πολυπραγμοσύνη [illegible] „holländische" Reinlichkeit scheint hierher zu ἀλλοτριοπραγμ[illegible] Scheuero-Manie gewisser Weiber, deren darum den [illegible] auf die Anklagebank geführt hat (wie vor zum Tag[illegible] in Würtemberg, wo eine Magd auf der [illegible] war, weil sie ihre Kammer nicht mit äuß[illegible] u. dgl. verunreinigen sollte).

[illegible] Allein es fehlt keineswegs an Formen, in welchen auch Sanguiniker und Choleriker als charakterologische Abnormitäten auftreten. Jener treibt sich in der Welt herum als Phantast und Projectenmacher, Seiltänzer und Ballettänzerin, Kunstreiter und Harfenistin — dieser als „kühnerer" Abenteurer, in Gestalt des Löwen- und Schlangenbändigers, Goldgräbers und Spielers ex professo, etwa in Californiens grausigen Spelunken, gegen welche die deutschen „Spielhöllen" ein Paradies des Frohsinns scheinen möchten. Und der Geschmack, welcher auf der Arena der Gladiatoren, der Stiergefechte und Hahnenkämpfe oder bei der Lektüre der Ritter- und Räubergeschichten und deren modernem Surrogat, der Mysterien-Literatur von Paris bis zur „Quäkerstadt", seinen Kitzel fühlt, verräth uns, daß ein Aederchen gleichen Gelüstes fast in jedem steckt, aber nicht jeder gleich ein Desperado wird, weil dazu eine „Verwogenheit" besonderer Art gehört, die sich in absoluter Ungebundenheit ganz auf eigene Füße stellt und „auf eigene Hand" den Kampf mit der Glücks-Brunhilde aufnimmt; die nicht nur „zerfallen" ist mit „Gott und der Welt", sondern offen mit beiden „gebrochen" hat und ihnen Fehde bietet. Die Cortez, Pizarro, Clive geben sogar im großen, doch daneben nicht minder die Condottieri des mittelalterlichen Italiens „welthistorische" Typen aus diesem Genre.

Endlich kann auch die erwähnte unsichere Aengstlichkeit

r ins Anachoretenthum getrieben haben, all jene Motive,
man gemeinhin als Menschenscheu bezeichnet. Diese
'swegs allemal ein Product schmerzlicher Erfahrung
getäuschtem Vertrauen oder zugefügter Härte, sondern
-st nur ein Uebermaß jenes „Verlegen-" oder „Befangenseins", jener „Schüchternheit" und „Blödigkeit", deren Doppelnatur schon wiederholt zu erwähnen war. Hier geht sie uns, bestimmter limitirt, nicht in dem Sinne an, wo sie der „Bescheidenheit" und „Demuth", als dem Gefühl, dem sittlichen Ideal nicht genügen zu können, verwandt ist, sondern nur als eine eigenthümliche Bangigkeit, welche blos fürchtet, gegen conventionelle „Gewandtheit" zu verstoßen, und aus diesem Grunde die Gesellschaft und vollends „Gesellschaften" meidet. Ist sie als solche zunächst, ethisch angesehen, ein Adiaphoron, so bleibt sie dies doch nicht, wo das „scheue Wesen" abhält, Obliegenheiten sich zu unterziehen, welche ein „freies", wo nicht gar ein öffentliches Auftreten erfordern.

Und etwaigen Leserinnen — ich beschränke deren Zahl mit gutem Vorbedacht nicht blos auf die „schönen" und „geneigten" — zu Liebe mag hier auch noch ein Wort vom „Weiberfeind" gesagt werden, als welcher ja bei der einen Hälfte des Menschengeschlechts für einen Sonderling par excellence gilt.

Mancher kam, bei tiefem Verständniß für alles Echt-Weibliche, blos deshalb in dem Ruf, ein Misogyn zu sein, weil sein ehrliches Wesen angeekelt wurde von dem Lügenschein, welchen das ersterbende Ritterthum, als das Afterbild des wenigstens ebenso rührenden wie lächerlichen Minnedienstes, in der gesellschaftlichen „Etikette" (zuerst am burgundischen Hofe) erzeugte; oder weil er zu stolz war, seine Sporen vom Tanzmeister sich anschnallen zu lassen, um als „Ballherr" „sein Glück zu machen" bei den Dämchen; oder weil wirklich die Derbheit seines Wesens ihm die Möglichkeit versagte,

seine plumpen Finger in glattgezogene Glacéhandschuhe zu zwängen.

Mit einem Worte: tausend Gründe fordern uns auf, das tout comprendre, c'est tout pardonner auch zu Gunsten all der zahllosen Varietäten sogenannter „Sonderlinge“ mit edelsinniger Toleranz walten zu lassen. Ueberall gelte das „leben und leben lassen“, nur nicht gegenüber unzweifelhafter Niederträchtigkeit!

Anhang I.

Kurze Monographie über charakterologische Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geschlechts.

Einleitende und einläutende Vorbemerkung.

Damit nur keine sich erbose darüber, hier so anhängselsweise abgehandelt zu werden, will ich von vornherein daran erinnern, daß der voraufgegangene Haupttheil dieses Werkes sich keineswegs auf den Standpunkt der in unsern Tagen nicht zum ersten male ventilirten Frage gestellt hat, ob die Frauenzimmer auch für Menschen zu halten seien — vielmehr überall die beiden Geschlechter zu gleichen Theilen bedacht sind, es sich also hier nur um ein Plus handelt, welches das Weib vor dem Manne, also wol auch vor dem Allgemeinmenschlichen, rein voraushat, und für welches kein Platz ist in den weiten Hallen der Charakterologie, wo Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen, Greise und Matronen „in bunter Reihe" durcheinanderwandeln. Deshalb baue ich hier ein Seitenflügelchen oder wenigstens ein Erkerchen an, wie an „Herrenhäusern" ja doch die Damen selber es lieben zum „lauschigen" Boudoir, womöglich mit eigener Treppe und Hinterthür. Man sage also nicht, ich sei dem islamitischen Decret gefolgt, welches

die Weiber vom Himmel ausschließt — im Gegentheil: ich bin allen Ernstes der festesten Ueberzeugung, daß es wenigstens einen „Himmel auf Erden" nicht gibt ohne die Weiber — und der Spötter von Anfang, der mir zuraunt: aber auch keine Hölle! wird mit einem Nil ad rem! zum Schweigen verwiesen. Ja, ich will, um mich als der Gerechtigkeit (wenn auch nicht der Justiz) durchaus und überall Beflissener zu legitimiren, die spitz gewordene Feder mit einer neuen, glatten vertauschen, ehe ich den „zarten" Wesen selber nahe komme, und mich jener ein wenig kratzenden Pincette zuvor nur noch bedienen, um etlichen Verblendeten und Böswilligen den Staar zu stechen, die auch in diesem Stücke mit dem alten Meister nicht gar säuberlich umgegangen sind.

Die es noch am besten mit ihm meinten, beklagten, daß der arme Mann von Kindheit an nur mit „Blaustrümpfen und Grisetten" müsse zusammengerathen sein — aber die Hämischen ließen allerlei niederträchtige Anspielungen fallen von „unwiderruflichen Versagungen" und wie das Giftgericht weiter hieß, welches vor Jahren der Herr Noack in seiner geistreich sein sollenden und seelenwie „zwanglos" herauskommenden „Psyche" auftischte.

Wozu der Lärm?
Was steht dem Herrn zu Diensten?

Mit ein ganz klein wenig — ich will nicht sagen: Objectivität oder Menschenkenntniß, nein, nur ordinärstem — Nachdenken hätte man sich doch sagen müssen, daß wer vom Werthe der Menschennatur überhaupt keine illusionenreiche Meinung hat, auch zu Gunsten des weiblichen Geschlechts davon keine Ausnahme statuiren kann. Aber es war bequemer, ihn mittels Verbreitung einiger richtig oder gefälscht wiedergegebener Citate in Verruf zu bringen und sich gar verwundert darüber zu stellen, daß er jene Inconsequenz nicht begeht, indem er es dem Gros der Weiber nicht ärger macht als dem der Männer.

1. „Mädchen“ und „Backfische“.

Der Geist der Bridgewater-Literatur hat nicht blos Ichthyotheologien, er hat auch „Backfisch“-Teleologien geliefert, die in den mancherlei Unliebenswürdigkeiten dieser Altersstufe entre loup et chien einer weisen Fürsorge des Schöpfers nachspüren.

Im „Morgenblatt“ (Jahrgang 1860, Nr. 18) waren „Pädagogische Briefe“ von K. B. mitgetheilt. Danach soll die stehende Unverträglichkeit zwischen Brüdern und Schwestern dem Aufkommen incestuöser Gelüste vorbeugen (— wir enthalten uns des kritischen Einwurfs: wozu denn die wol nicht weniger regelmäßige Eifersucht zwischen Schwestern und Schwestern gut sei — etwa als Vorschule für eine spätere Eifersucht anderer Art? und schieben als eine Parallelstelle aus demselben Journal einen Einfall der Frau Ottilie Wildermuth ein — die meint — Jahrgang 1861, Nr. 8, S. 178, in der Erzählung „Klosterfräulein“ — zur Erläuterung des: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe“, es sei „diese knabenhafte Opposition der Dorn, der die edle Knospe der reinen Liebe vor zu früher frevler Entfaltung schützen solle“), die Anlage zu geduldiger Ausdauer als ein Sich-genügen-lassen an ganz geistlosem Thun und zwecklosem Getändel sich zeigen (— ein Boshafter könnte sagen: das bleibt den meisten ihr Leben lang, oder den halb satirischen, halb ernst gemeinten Zusatz machen: also ist wol auch, was man vulgo Albernheit nennt, die Ankündigung jener schönen Gabe, selbst im verdrießlichsten Misgeschick den Dingen noch ihre „spaßige Seite“ abzugewinnen, was auch dem blos „drolligen Wesen“, ohne jeden tiefern Humor, gelingt? denn die Albernheit besteht ja gerade in einer Neigung zu unzeitigem Spaßmachen, zu kindischem Gekicher inmitten eines ganz ernsten, wirklichem Humor keine „Blöße“ darbietenden

Treibens) — die Anlage zu lebhaftem Fühlen als Reizbarkeit und Empfindlichkeit (wenn es nur alle über das Schmollen und Maulen hinausbrächten!), die zu dienstfertiger Hingebung als Zudringlichkeit, die zu anmuthiger Redseligkeit als Geschwätzigkeit — kurz, aus allem blickt die heitere Zuversicht hervor: es fehle zur Engelhaftigkeit nur das Maßhalten, und das werde sich schon „mit den Jahren" von selber einstellen.*) Und wirklich, wer möchte es leugnen, daß die Naseweisheit eines enfant terrible,

---

*) Hernach schwingt jedoch auch dieser Pendel über seinen Ruhepunkt hinaus: jenes „tantenhafte" Wesen „alter Schachteln", was ist es anders als das jenseit des schönen Maßes liegende Bedürfniß, irgendwo ein Surrogat versagter Mutterpflichten aufzusuchen? — Schon in der Jugend verräth es sich im unleidlichen Bemutternwollen jüngerer Geschwister — wenn doch solch ein wohlweiser Backfisch wüßte, wie schlecht ihn dies kleidet, wie entzückend dagegen jene perlenseltenen Ausnahmen, wo ältere Schwestern und jüngere Brüder ohn' alle gegenseitige Eifersucht einander innig hingegeben sind — da erkennt man willig das ganze Verdienst den Schwestern zu, denn nur der zarteste Takt, die edelste Demuth kann Klippen umschiffen, auf welche — wie zwei von entgegengesetzten Seiten kommende Winde — Natur (durch frühere Pubertät) und Convenienz (durch frühere Vollgültigkeit in der Gesellschaft) gleich stark hintreiben. Daß die Abwesenheit dieser Unart kein Deficit an echter Weiblichkeit sei, zeigt sich, wenn solche Ausnahmen hernach als Vorbilder mütterlicher Aufopferung leuchten, während umgekehrt das Bemuttern öfter ein Symptom egoistischer Herrschsucht, als die Anticipation eines weiblichen Grundgefühls sein wird, zu dessen Bewährung das stiefmütterliche Verhältniß die rechte Feuerprobe abgeben kann. Der sentenziöse Ton der alten Jungfern, die immer von Lebensregeln überfließen, hat es mit verschuldet, daß die „alten Schachteln" so unbeliebt geworden; daneben auch jene Aufdringlichkeit, welche überall einen „Wirkungskreis" sucht und lästig wird durch ihre, oft genug einzig von Neugier angestachelte Gefälligkeit. Und weil solche selbstverständlich wenig freundliche Anerkennung findet, so wird sie ein Moment mehr, welches jene „gekniffene Gemessenheit" herbeiführt, die das physiognomische Hauptkennzeichen der echten alten Schachtel ausmacht und die insbesondere bei jenen unglücklichen Wesen, welche aus dem Erziehen und Unterrichten ihren Lebensunterhalt suchen müssen, ein Ingrediens der professionellen „Gouvernantenhaftigkeit" zu sein pflegt.

das sich in alles mischt, in allem eben „seine Nase haben muß", sich ausläutern könne zu jener echten Herzenstheilnahme, welche ein edles weibliches Gemüth fremdem Geschick in so wohlthuender Weise zu erkennen zu geben weiß? Es hängt dies zusammen mit dem schon früher erwähnten Virtuosenthum, welches die Weiber das Leiden soviel besser „aushalten" läßt als uns Männer. — Das kommt, sagte einmal ein kern-„gesunder" Mann zu mir, von jenem „Optimismus in ihrem Kopfe" (d. h. dem stets das Beste hoffenden Glauben), der „dem Pessimismus in ihren Gliedern", d. h. der praktischen Ausübung genialer Passivität, das Gegengewicht hält. — Aber, gewohnt, auch für die Leidensfähigkeit und deren Maß im ursprünglichen Willenswesen die Bedingungen zu suchen, können wir uns mit solcher Erklärung nicht zufrieden geben und verweisen deshalb als auf eine Erfahrung darauf, daß besonders im Alter vor Eintritt der Pubertät*) der „Frohsinn" eines Mädchens viel größere Elasticität zeigt als ceteris paribus die Eukolie eines Knaben — und daß dem so ist, kann man getrost nahe an den Satz heranrücken: wäre die Welt noch ein Haar breit schlechter, so könnte sie gar nicht bestehen; denn in der leidensvollen Menschenwelt ist doch unleugbar die weibliche Hälfte zur Ertragung schwererer Schmerzen wie trostloserer Trübsal „berufen" (das wenigstens ist keine der Uebertreibungen, welche man dem Michelet'schen La femme nachsagt), sie mußte deshalb auch mit weiterer Capacität dafür „ausgestattet" sein (um die Ausdrucksweise der Physiko-Theologie nicht zu verlassen). So forderte die Teleologie des Mutterberufs nicht nur größere Fähigkeit zum Ertragen heftigster Körperschmerzen, sondern auch größere Ausdauer in Nachtwachen u. dgl., und man soll

*) Ich empfehle hier wieder zur genaueren Unterscheidung dieser Uebergangsstufen aus verschiedenen Lebensaltern die Anwendung chemischer Analogien — also: Unter-Backfische, Backfische und Ueber-Backfische — Unter-Schachteln, Schachteln, Ueber-Schachteln.

tiker, welches der gegebene Excurs mehr implicite in seiner Existenz nachweisen, als in seinem schwer zu beschreibenden Wesen aufzeigen wollte, springen die aus Temperament und Gemüth herstammenden Ingredienzen desselben in die Augen. Ohne Wärme des Gefühls ist ein Ekstatiker nicht denkbar — aus dem Fanatismus dagegen kann es uns mit eisigem Hauche anwehen. Wer „Fanatiker der Ruhe“ kennt, weiß, daß es wenig unleidlichere Formen einer herzlosen Gleichgültigkeit gibt als eben sie. Ja, auch in ethischer Beziehung setzt die Ekstase eine echte Selbstentäußerung voraus — Verunreinigung durch egoistische Motive der Eitelkeit hebt das wahre Kernwesen auf und läßt nichts als eine Afterform, ein bloßes Hohlspiegelgebilde, zurück. — Daß dennoch Pseudo-Ekstase schon soviel Spuk in der Welt angerichtet hat, bestätigt nur Schopenhauer's bittern Satz von der unglaublichen Rarität einer „auch nur einigermaßen feinen“ Urtheilskraft.

14. Der Sonderling.

Bei der „schwärmerischen Natur“ wird die Neigung zur Hingebung, beim Sonderling die Vorliebe zur Schrulle, die Eigenheit zur Singularität.

Wie es aber überall zur Aufgabe der Wissenschaft gehört, die „Ausnahmen“ mit der „Regel“ zu vermitteln; jene nicht nur neben dieser, als wären es Insurgenten gegen dieselbe, aufzuführen, sondern nachzuweisen, wie sie die Regel lediglich „bestätigen“ helfen müssen: so liegt es auch uns jetzt noch ob, die Staffeln zu skizziren, welche aus dem Bereich des Alltagsdurchschnitts hinaufführen zu allem dem, was im weitesten Sinne „Sonderlinge“ genannt wird. — Jede alte Hauswirthin klagt: ihr „Einwohner“ sei ein gar „eigener“ Herr, was meist nicht viel mehr

besagt, als daß er in Sachen der Sauberkeit und Ordnung etwas weniger polnischen Gewohnheiten huldigt als sie selber; jede ob einer Nachlässigkeit gescholtene Kammerzofe entschuldigt sich damit, ihre Madam sei doch auch „gar zu eigen"; jede Bedientenstube hallt wider von Seufzern über die „Sonderbarkeit" derer, welche soviel „Aufwartung" verlangen. — Beweist nun zwar das wiederkehrende „jede", wie wir mit solchen Dingen noch auf dem Boden des Gewöhnlichen stehen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß von diesem ganz unmerkliche Uebergänge hineinleiten in das Gebiet rein individueller Angewöhnungen; und gerade die äußern Lebensgewohnheiten sind es, welche hierbei so ziemlich ausschließlich in Betracht kommen. Schon daraus erhellt, warum die „höheren" Gesellschaftskreise es sind, in welchen sich derartige Absonderlichkeiten am häufigsten und vollständigsten ausbilden. Nicht als ob ein „ausgeprägter", „markirter" Charakter an sich zu deren Privilegien gehörte (höchstens sofern reiche Entfaltung der intellectuellen Kräfte hier leichter ihre Bedingungen vorfindet), sondern weil sich nicht leicht vom gemessenen Gange hergebrachter Lebensformen emancipiren kann, wer unter dem Zwange der Noth steht. Den Arbeiter treibt das Bedürfniß des Erwerbs, sich dem Gesetz der auch hierin so mächtigen Sitte zu unterwerfen; den Geschäftsmann nöthigt die Wahrung seines Credits, der „Convenienz" nicht allzu „capriciös" zu widerstreben; der Subalterne hat Rücksichten zu nehmen auf etwaige Misbilligung seitens der Herren Vorgesetzten und auf gewisse äußerst dehnbare Paragraphen des Disciplinargesetzes, welche von Aufrechthaltung der Würde und des Ansehens reden. Also nur der wahrhaft Unabhängige kann es sich erlauben, ungefährdet durchaus „nach seinem penchant zu leben"; kurz: Rentiers, alleinstehende „alte Jungfern", pensionirte Herren aller Rangklassen, vom exilirten Herzog bis zum emeritirten „Kalfakter", stellen das zahlreichste Contingent zur Armee

der „Originale“, deren Gros freilich sehr zusammengeschrumpft ist vor den Einflüssen unserer „alles nivellirenden Zeit“, jedoch nicht aussterben wird, solange die πολυπραγμοσύνη der „geschäftigen Müßiggänger“ sich mit ἀλλοτριοπραγμοσύνη paart und es Leute gibt, die schon darum den Namen „Kauz“ verdienen, weil sie „die Nacht zum Tage machen“.

Allein auch hierbei darf man nicht überschätzend die äußern Umstände für den einzig bestimmenden Factor nehmen; diese können wol begünstigen, aber nicht erzeugen, was sich als charakterologisches monstrum, sive per excessum, sive per defectum, darstellt. Man wird den physiologisch begründeten Idiosynkrasien nachzuspüren haben, für welche es eine Wohlthat ist, abweichen zu können von landesüblicher Lebensweise, aber darüber nicht außer Acht lassen dürfen, welche psychologischen Eigenthümlichkeiten diesen zu einer bestimmten Marotte, jenen auf ein bestimmtes „Steckenpferd“ gebracht haben. Es sind im weitesten Sinne die nun schon mehrfach erwähnten „Specialneigungen“ in ihren extremen Erscheinungen, in ihrer „höchsten Potenz“, welche hier die isolirenden Bollwerke aufwerfen oder verstärken. Und man vergesse bei deren Betrachtung und Beurtheilung nicht: auch das Gemüth hat seine Idiosynkrasien: manches Erinnerungsvermögen, das im übrigen schon erstarrt ist und gleichsam eingetrocknet scheint, hat noch eine wunderbar frische Empfänglichkeit für besondere Dinge, für Jahrestage und Andern ganz gleichgültige „Beziehungen“, die es mit Schauern der Wonne oder des Entsetzens durchzucken können. Oder merktet ihr es nie über ein versteinert Angesicht ziehen wie Schmerzenskrampf bei einer Erwähnung von Gegenständen oder Thatsachen, welche in vollster Arglosigkeit einem Gespräche eingeflochten werden konnte? Fragtet ihr euch nie: was hat nur der Mann? wenn ihr einen erblassen oder erbeben saht, weil ein Härchen sein innerstes Heiligthum streifte? Die Leute

„mit den hanfgarnen Nerven“ meinen dann gern, es rege sich wol sein „Gewissen“, denn freilich ihnen muß es knotiger kommen, ehe etwas sie zum Verstummen bringt. Da heißt es gleichfalls: „ein sonderbarer alter Herr!“ — aber geht nur erst hinaus in die Schlacht des Lebens und holt euch auch Wunden, deren Narbenränder sich nimmermehr schließen und beim leisesten Anhauch rauherer Witterung brennen und bluten — dann werdet ihr vielleicht auch anders denken und sprechen! Und vollends in einem vereinsamten Leben, das keine Ausgleichung durch Anschmiegen an eine andere Individualität darbietet, verhärtet sich, was sonst unschuldige „Liebhaberei“ bliebe, zur starren Verachtung des „wie andere es machen oder darüber denken“.

Deshalb wäre es ungerecht, blos „alten Jungfern“ aufzubürden, was bei Hagestolzen kaum eine minder unliebsame Gestalt annimmt; umgeben sich jene mit Katzen, so ziehen diese Hunde und Singvögel vor, vielleicht nur, weil ihre Nerven besser den damit verbundenen Lärm vertragen; lesen jene tagein tagaus in ihrer Postille, so spießen diese vielleicht Schmetterlinge und Käfer auf oder trocknen Pflanzen für ein Herbarium, dessen Gräser so falb und dürr, wie ihr eigenes Lebensgrummet; protokolliren jene den Stadtklatsch in ihren Tagebüchern, so erlaben diese ihr Timon-Gemüth an Criminalgeschichten und Revolutions- oder Congreßmemoiren.

Daß im allgemeinen Choleriker und Sanguiniker, die beide dürsten nach „Anregung“, sei es des Willens oder des Intellects, zu solchem Leben nicht taugen, ist einleuchtend. Die beiden wichtigsten Unterarten werden also auch hier vom Anämatiker und Phlegmatiker gebildet. Jener gibt dann das komische Schauspiel einer trepidatio („Hibbeligkeit“), die Tausenderlei angreift, um nicht eins zu Ende zu bringen, weil Kopf und Willensziele bei ihm gleich unklar sind; dieser das langweiligere eines Pedanten,

der über lauter Vorbereitungen — Abwischen und Abwaschen, In-Ordnung-bringen und An-seinen-Platz-stellen — nie zur Hauptsache, weder in der Arbeit noch im Genuß, gelangt. Die „holländische" Reinlichkeit scheint hierher zu gehören und die Scheuero-Manie gewisser Weiber, deren Opfer sie schon auf die Anklagebank geführt hat (wie vor mehreren Jahren in Würtemberg, wo eine Magd auf der Hausflur erfroren war, weil sie ihre Kammer nicht mit Bettaufmachen u. dgl. verunreinigen sollte).

Allein es fehlt keineswegs an Formen, in welchen auch Sanguiniker und Choleriker als charakterologische Abnormitäten auftreten. Jener treibt sich in der Welt herum als Phantast und Projectenmacher, Seiltänzer und Ballettänzerin, Kunstreiter und Harfenistin — dieser als „kühnerer" Abenteurer, in Gestalt des Löwen- und Schlangenbändigers, Goldgräbers und Spielers ex professo, etwa in Californiens grausigen Spelunken, gegen welche die deutschen „Spielhöllen" ein Paradies des Frohsinns scheinen möchten. Und der Geschmack, welcher auf der Arena der Gladiatoren, der Stiergefechte und Hahnenkämpfe oder bei der Lektüre der Ritter- und Räubergeschichten und deren modernem Surrogat, der Mysterien-Literatur von Paris bis zur „Quäkerstadt", seinen Kitzel kühlt, verräth uns, daß ein Aederchen gleichen Gelüstes fast in jedem steckt, aber nicht jeder gleich ein Desperado wird, weil dazu eine „Verwogenheit" besonderer Art gehört, die sich in absoluter Ungebundenheit ganz auf eigene Füße stellt und „auf eigene Hand" den Kampf mit der Glücks-Brunhilde aufnimmt; die nicht nur „zerfallen" ist mit „Gott und der Welt", sondern offen mit beiden „gebrochen" hat und ihnen Fehde bietet. Die Cortez, Pizarro, Clive geben sogar im großen, doch daneben nicht minder die Condottieri des mittelalterlichen Italiens „welthistorische" Typen aus diesem Genre.

Endlich kann auch die erwähnte unsichere Aengstlichkeit

selber ins Anachoretenthum getrieben haben, all jene Motive, welche man gemeinhin als Menschenscheu bezeichnet. Diese ist keineswegs allemal ein Product schmerzlicher Erfahrung von getäuschtem Vertrauen oder zugefügter Härte, sondern oft nur ein Uebermaß jenes „Verlegen=" oder „Befangenseins", jener „Schüchternheit" und „Blödigkeit", deren Doppelnatur schon wiederholt zu erwähnen war. Hier geht sie uns, bestimmter limitirt, nicht in dem Sinne an, wo sie der „Bescheidenheit" und „Demuth", als dem Gefühl, dem sittlichen Ideal nicht genügen zu können, verwandt ist, sondern nur als eine eigenthümliche Bangigkeit, welche blos fürchtet, gegen conventionelle „Gewandtheit" zu verstoßen, und aus diesem Grunde die Gesellschaft und vollends „Gesellschaften" meidet. Ist sie als solche zunächst, ethisch angesehen, ein Adiaphoron, so bleibt sie dies doch nicht, wo das „scheue Wesen" abhält, Obliegenheiten sich zu unterziehen, welche ein „freies", wo nicht gar ein öffentliches Auftreten erfordern.

Und etwaigen Leserinnen — ich beschränke deren Zahl mit gutem Vorbedacht nicht blos auf die „schönen" und „geneigten" — zu Liebe mag hier auch noch ein Wort vom „Weiberfeind" gesagt werden, als welcher ja bei der einen Hälfte des Menschengeschlechts für einen Sonderling par excellence gilt.

Mancher kam, bei tiefem Verständniß für alles Echt-Weibliche, blos deshalb in dem Ruf, ein Misogyn zu sein, weil sein ehrliches Wesen angeekelt wurde von dem Lügenschein, welchen das ersterbende Ritterthum, als das Afterbild des wenigstens ebenso rührenden wie lächerlichen Minnedienstes, in der gesellschaftlichen „Etikette" (zuerst am burgundischen Hofe) erzeugte; oder weil er zu stolz war, seine Sporen vom Tanzmeister sich anschnallen zu lassen, um als „Ballherr" „sein Glück zu machen" bei den Dämchen; oder weil wirklich die Derbheit seines Wesens ihm die Möglichkeit versagte,

seine plumpen Finger in glattgezogene Glacéhandschuhe zu zwängen.

Mit einem Worte: tausend Gründe fordern uns auf, das tout comprendre, c'est tout pardonner auch zu Gunsten all der zahllosen Varietäten sogenannter „Sonderlinge“ mit edelsinniger Toleranz walten zu lassen. Ueberall gelte das „leben und leben lassen“, nur nicht gegenüber unzweifelhafter Niederträchtigkeit!

Anhang I.

Kurze Monographie über charakterologische Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geschlechts.

Einleitende und einläutende Vorbemerkung.

Damit nur keine sich erbose darüber, hier so anhängselsweise abgehandelt zu werden, will ich von vornherein daran erinnern, daß der voraufgegangene Haupttheil dieses Werkes sich keineswegs auf den Standpunkt der in unsern Tagen nicht zum ersten male ventilirten Frage gestellt hat, ob die Frauenzimmer auch für Menschen zu halten seien — vielmehr überall die beiden Geschlechter zu gleichen Theilen bedacht sind, es sich also hier nur um ein Plus handelt, welches das Weib vor dem Manne, also wol auch vor dem Allgemeinmenschlichen, rein voraushat, und für welches kein Platz ist in den weiten Hallen der Charakterologie, wo Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen, Greise und Matronen „in bunter Reihe" durcheinanderwandeln. Deshalb baue ich hier ein Seitenflügelchen oder wenigstens ein Erkerchen an, wie an „Herrenhäusern" ja doch die Damen selber es lieben zum „lauschigen" Boudoir, womöglich mit eigener Treppe und Hinterthür. Man sage also nicht, ich sei dem islamitischen Decret gefolgt, welches

die Weiber vom Himmel ausschließt — im Gegentheil: ich bin allen Ernstes der festesten Ueberzeugung, daß es wenigstens einen „Himmel auf Erden" nicht gibt ohne die Weiber — und der Spötter von Anfang, der mir zuraunt: aber auch keine Hölle! wird mit einem Nil ad rem! zum Schweigen verwiesen. Ja, ich will, um mich als der Gerechtigkeit (wenn auch nicht der Justiz) durchaus und überall Beflissener zu legitimiren, die spitz gewordene Feder mit einer neuen, glatten vertauschen, ehe ich den „zarten" Wesen selber nahe komme, und mich jener ein wenig kratzenden Pincette zuvor nur noch bedienen, um etlichen Verblendeten und Böswilligen den Staar zu stechen, die auch in diesem Stücke mit dem alten Meister nicht gar säuberlich umgegangen sind.

Die es noch am besten mit ihm meinten, beklagten, daß der arme Mann von Kindheit an nur mit „Blaustrümpfen und Grisetten" müsse zusammengerathen sein — aber die Hämischen ließen allerlei niederträchtige Anspielungen fallen von „unwiderruflichen Versagungen" und wie das Giftgericht weiter hieß, welches vor Jahren der Herr Noack in seiner geistreich sein sollenden und seelenwie „zwanglos" herauskommenden „Psyche" auftischte.

Wozu der Lärm?
Was steht dem Herrn zu Diensten?

Mit ein ganz klein wenig — ich will nicht sagen: Objectivität oder Menschenkenntniß, nein, nur ordinärstem — Nachdenken hätte man sich doch sagen müssen, daß wer vom Werthe der Menschennatur überhaupt keine illusionenreiche Meinung hat, auch zu Gunsten des weiblichen Geschlechts davon keine Ausnahme statuiren kann. Aber es war bequemer, ihn mittels Verbreitung einiger richtig oder gefälscht wiedergegebener Citate in Verruf zu bringen und sich gar verwundert darüber zu stellen, daß er jene Inconsequenz nicht begeht, indem er es dem Gros der Weiber nicht ärger macht als dem der Männer.

1. „Mädchen“ und „Backfische“.

Der Geist der Bridgewater-Literatur hat nicht blos Ichthyotheologien, er hat auch „Backfisch“-Teleologien geliefert, die in den mancherlei Unliebenswürdigkeiten dieser Altersstufe entre loup et chien einer weisen Fürsorge des Schöpfers nachspüren.

Im „Morgenblatt“ (Jahrgang 1860, Nr. 18) waren „Pädagogische Briefe“ von K. B. mitgetheilt. Danach soll die stehende Unverträglichkeit zwischen Brüdern und Schwestern dem Aufkommen incestuöser Gelüste vorbeugen (— wir enthalten uns des kritischen Einwurfs: wozu denn die wol nicht weniger regelmäßige Eifersucht zwischen Schwestern und Schwestern gut sei — etwa als Vorschule für eine spätere Eifersucht anderer Art? und schieben als eine Parallelstelle aus demselben Journal einen Einfall der Frau Ottilie Wildermuth ein — die meint — Jahrgang 1861, Nr. 8, S. 178, in der Erzählung „Klosterfräulein“ — zur Erläuterung des: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe“, es sei „diese knabenhafte Opposition der Dorn, der die edle Knospe der reinen Liebe vor zu früher frevler Entfaltung schützen solle“), die Anlage zu geduldiger Ausdauer als ein Sich-genügen-lassen an ganz geistlosem Thun und zwecklosem Getändel sich zeigen (— ein Boshafter könnte sagen: das bleibt den meisten ihr Leben lang, oder den halb satirischen, halb ernst gemeinten Zusatz machen: also ist wol auch, was man vulgo Albernheit nennt, die Ankündigung jener schönen Gabe, selbst im verdrießlichsten Misgeschick den Dingen noch ihre „spaßige Seite“ abzugewinnen, was auch dem blos „drolligen Wesen“, ohne jeden tiefern Humor, gelingt? denn die Albernheit besteht ja gerade in einer Neigung zu unzeitigem Spaßmachen, zu kindischem Gekicher inmitten eines ganz ernsten, wirklichem Humor keine „Blöße“ darbietenden

Treibens) — die Anlage zu lebhaftem Fühlen als Reizbarkeit und Empfindlichkeit (wenn es nur alle über das Schmollen und Maulen hinausbrächten!), die zu dienstfertiger Hingebung als Zudringlichkeit, die zu anmuthiger Redseligkeit als Geschwätzigkeit — kurz, aus allem blickt die heitere Zuversicht hervor: es fehle zur Engelhaftigkeit nur das Maßhalten, und das werde sich schon „mit den Jahren“ von selber einstellen.*) Und wirklich, wer möchte es leugnen, daß die Naseweisheit eines enfant terrible,

---

*) Hernach schwingt jedoch auch dieser Pendel über seinen Ruhepunkt hinaus: jenes „tantenhafte“ Wesen „alter Schachteln“, was ist es anders als das jenseit des schönen Maßes liegende Bedürfniß, irgendwo ein Surrogat versagter Mutterpflichten aufzusuchen? — Schon in der Jugend verräth es sich im unleiblichen Bemutternwollen jüngerer Geschwister — wenn doch solch ein wohlweiser Backfisch wüßte, wie schlecht ihn dies kleidet, wie entzückend dagegen jene perlenseltenen Ausnahmen, wo ältere Schwestern und jüngere Brüder ohn' alle gegenseitige Eifersucht einander innig hingegeben sind — da erkennt man willig das ganze Verdienst den Schwestern zu, denn nur der zarteste Takt, die edelste Demuth kann Klippen umschiffen, auf welche — wie zwei von entgegengesetzten Seiten kommende Winde — Natur (durch frühere Pubertät) und Convenienz (durch frühere Vollgültigkeit in der Gesellschaft) gleich stark hintreiben. Daß die Abwesenheit dieser Unart kein Deficit an echter Weiblichkeit sei, zeigt sich, wenn solche Ausnahmen hernach als Vorbilder mütterlicher Aufopferung leuchten, während umgekehrt das Bemuttern öfter ein Symptom egoistischer Herrschsucht, als die Anticipation eines weiblichen Grundgefühls sein wird, zu dessen Bewährung das stiefmütterliche Verhältniß die rechte Feuerprobe abgeben kann. Der sentenziöse Ton der alten Jungfern, die immer von Lebensregeln überfließen, hat es mit verschuldet, daß die „alten Schachteln“ so unbeliebt geworden; daneben auch jene Aufdringlichkeit, welche überall einen „Wirkungskreis“ sucht und lästig wird durch ihre, oft genug einzig von Neugier angestachelte Gefälligkeit. Und weil solche selbstverständlich wenig freundliche Anerkennung findet, so wird sie ein Moment mehr, welches jene „gekniffene Gemessenheit“ herbeiführt, die das physiognomische Hauptkennzeichen der echten alten Schachtel ausmacht und die insbesondere bei jenen unglücklichen Wesen, welche aus dem Erziehen und Unterrichten ihren Lebensunterhalt suchen müssen, ein Ingrediens der professionellen „Gouvernantenhaftigkeit“ zu sein pflegt.

das sich in alles mischt, in allem eben „seine Nase haben muß", sich ausläutern könne zu jener echten Herzenstheilnahme, welche ein edles weibliches Gemüth fremdem Geschick in so wohlthuender Weise zu erkennen zu geben weiß? Es hängt dies zusammen mit dem schon früher erwähnten Virtuosenthum, welches die Weiber das Leiden soviel besser „aushalten" läßt als uns Männer. — Das kommt, sagte einmal ein kern-„gesunder" Mann zu mir, von jenem „Optimismus in ihrem Kopfe" (d. h. dem stets das Beste hoffenden Glauben), der „dem Pessimismus in ihren Gliedern", d. h. der praktischen Ausübung genialer Passivität, das Gegengewicht hält. — Aber, gewohnt, auch für die Leidensfähigkeit und deren Maß im ursprünglichen Willenswesen die Bedingungen zu suchen, können wir uns mit solcher Erklärung nicht zufrieden geben und verweisen deshalb als auf eine Erfahrung darauf, daß besonders im Alter vor Eintritt der Pubertät*) der „Frohsinn" eines Mädchens viel größere Elasticität zeigt als ceteris paribus die Eukolie eines Knaben — und daß dem so ist, kann man getrost nahe an den Satz heranrücken: wäre die Welt noch ein Haar breit schlechter, so könnte sie gar nicht bestehen; denn in der leidensvollen Menschenwelt ist doch unleugbar die weibliche Hälfte zur Ertragung schwererer Schmerzen wie trostloserer Trübsal „berufen" (das wenigstens ist keine der Uebertreibungen, welche man dem Michelet'schen La femme nachsagt), sie mußte deshalb auch mit weiterer Capacität dafür „ausgestattet" sein (um die Ausdrucksweise der Physiko-Theologie nicht zu verlassen). So forderte die Teleologie des Mutterberufs nicht nur größere Fähigkeit zum Ertragen heftigster Körperschmerzen, sondern auch größere Ausdauer in Nachtwachen u. dgl., und man soll

*) Ich empfehle hier wieder zur genaueren Unterscheidung dieser Uebergangsstufen aus verschiedenen Lebensaltern die Anwendung chemischer Analogien — also: Unter-Backfische, Backfische und Ueber-Backfische — Unter-Schachteln, Schachteln, Ueber-Schachteln.

den Vater darum nicht liebloser schelten, wenn er in solchen Leistungen viel früher erliegt als die Natur selbst eines weiblichen Miethlings.

2. Das Ewig-Weibliche.

Man erwarte hier keine Declamationen über den Heroismus der Mutterliebe — darin beschämt das Thier oft genug den Menschen — noch über die sonstige Liebeskraft des „zartern" Geschlechts — sondern in unmittelbarer Anknüpfung an das Voraufgegangene soll vom Chloroform für Seelenschmerzen — von der stärkenden Kraft der Religion — die Rede sein.

Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan —

da fragt man sich unwillkürlich: ist das denn zugleich auch das Ewig-Unmännliche? — Wenn die Wuth des ersten Schmerzes ausgerast hat, dann flüchtet sich das Weib gern in den Schatten der „Ergebung"; und es kann sich nur schwer vorstellen, daß man zur Resignation gelangen könne auch ohne Ergebung. Nicht umsonst haftet diesem Worte etwas an vom Sprachgebrauch des Krieges: wer sich ergibt, der streckt die Waffen, der überläßt die Entscheidung über sein Geschick auf „Gnade und Ungnade" dem andern — und wie sollte das nicht dem leichter werden, der zuversichtlich auf Gnade rechnet! Wer blos resignirt, der entsagt nur, steht ab von weitern Versuchen, das ihm Entrissene zurückzuerobern — er weicht der Gewalt, aber er braucht sich ihr nicht mit freiem Entschlusse zu „fügen" — unbenommen bleibt's ihm, Protest zu erheben wider die erlittene Gewaltthat — er küßt nicht sklavisch die Ruthe, deren Streiche so hart auf seinen Rücken gefallen. So ist's zwischen Mensch und Mensch, nicht anders zwischen Mensch und Schicksal. Weder dort

noch hier tadeln wir das Weib, wenn es im Gefühl seiner Schwäche lieber die Barmherzigkeit des Siegers anruft, als dessen Zorn durch Widerstreben reizt. Aber höhere Bewunderung zollen wir der Heldin, welche jede Capitulation verschmäht. — Wohl ist es ein süßer Trost, an Gott zu glauben und Unsterblichkeit (— was hierüber hinausgeht, ist nicht mehr Religion, sondern Dogma und confessionelle Doctrin! —), aber größer ist es, ihn entbehren zu können. Und dennoch findet sich diese Fähigkeit unter dem einfachen Mieder schwäbischer Bürgertöchter, wie unter dem Geschmeide norddeutscher Kinder des Luxus — aber aus eigenster innerster Quelle muß diese Kraft strömen: sonst zerstiebt sie am ersten Anstoß von Leid oder Schuld. Denkt nur nicht an jene Mänaden, die sich berauscht haben am Brausetrank philosophischer Systeme — dem echten weiblichen Fühlen kann keine bloße Lehre etwas anhaben. Grauenhafteres und Widerlicheres gibt es nicht, als ein Weib im Taumelreigen nihilistischer Dialektik, schlürfend aus dem Becher einer ethiklosen Skepsis, und mit den tollen Sprüngen ihres Gedankenveitstanzes alles zertretend, was ihrem Geschlechte natürlich ist. Von solcher Trunkenheit gilt dasselbe, was von der physischen: sie entadelt unwiederbringlich die Frauenwürde — für Weiber sind Narkotika und Methystika gleich überflüssig — aber man gönne ihnen die Anästhetika; — und wie es ihr schönstes Amt ist, fremde Schmerzen zu lindern, so erleichtere man auch ihnen die ererbte Doppelbürde. Laßt doch dem schwächeren Auge die blaue, lichtdämpfende Brille, wenn ihr es hinausführt auf die Felder, welche daliegen in der Tageshelle vom Sonnenglanz der Wahrheit grell beleuchtet; es könnte erblinden und irresehend werden, wenn ihr es nicht schont — und ihr wißt ja: mit hallucinatorischen Lichtempfindungen reagirt auch das sinnliche Auge, wenn ihr es deckenlos den ungebrochenen Strahlen aussetzt — so würde euer Streben, sie ungefärbter Erkenntniß theilhaftig zu machen, sie nur von selber dem bunten Gaukel-

spiel subjectiver Täuschungen preisgeben. Macht's wie der Arzt, der sich nicht scheut, in schmerzverhüllende Betäubung einzutauchen und momentan das Bewußtsein zu lähmen, wo der „Wehen" Gewalt dessen Einheit zu zerreißen droht. Aber dem kranken Schwächling, dem Weib-Mann, der „aus der Hand die Binde nicht reißt dem Henkersknecht", mögt ihr verächtlich zurufen, er sterbe den Memmentod eines „armen Sünders".

Allem Forcirten folgt unausweichlich der Rückschlag: wer in guten oder leiblichen Tagen Glaubenslosigkeit ertrotzen wollte, winselt unter kräftigeren Kolbenstößen — und so etwas pflegt so plötzlich vor sich zu gehen, wie das „Durchbrechen der Gnade" und der Eintritt der „Ergebung". Das Ende des Widerstandes ist, wie das jeder andern Linie, ein Punkt — mit einem male kracht der lang geschüttelte Ast nieder — jeder Riß ist ein Momentanes, jede Katastrophe das Werk eines Augenblicks; mag's in den vorbereitenden Handlungen der Retardationen auch noch so viele gegeben haben. Nicht sanft allmähliches Einschlummern, wie beim Verbluten, sondern ein Zusammensturz wie unter einem Blitzschlag erfolgt, wo der letzte Tropfen das Maß überfließen macht — und dann sich ausleeren wie jenen See im durchlöcherten Gestein. Das entleerte Gemüth aber krampft sich um ein Handgreifliches — je „starrer" etwas ist, desto mehr Halt scheint es zu geben — je „positiver", desto sicherer meint man darauf sich stellen zu können: um Buchstabe und Symbol rankt sich das Niedergesunkene — das ist es, warum ermüdete Seelen am liebsten dahin sich wenden, wo das Selbstlosgewordene der Selbstverantwortung entledigt wird: zur katholischen Kirche, wo alle Convertiten alsbald Propagandisten werden, weil sie nur so im Stande sind, den Kampf gegen die eigene Vergangenheit weiter zu führen und — sich selber zu entfliehen. Es ruht sich ja so weich in diesem „Schos", für welchen der „Werke" Veräußerlichung selber das Kissen stopft; denn wie viel

leichter sind Kasteiungen des Leibes, als sich nicht zu Boden werfen lassen von Stürmen im eigenen Busen.

Wie so durchaus anders das ganz in sich verbleibende Gemüth, das seiner unhoffenden Glaubenslosigkeit sich selber kaum bewußt wird! Denn nichts weiß es von einem formulirten Credo, nichts von atheistischer Polemik, nichts von Propaganda — da es an sich selber es durchgemacht hat, wie so etwas sich nicht anlernen läßt, sondern erworben, anerlebt sein will von einem jeden aus eigenem Wesen und Erfahren. „Ein Seufzer halb, und halb Gebet" durchzittert ihm das verschwiegene Fühlen — es fühlt sich getragen vom All, Eins mit diesem, und ein Gedicht wie Rückert's „Die sterbende Blume" ersetzt ihm die Predigt; — aus der gestaltlosen Mystik zieht es seinen Lebensodem.

> Wer darf ihn nennen?
>
> . . . .
>
> Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
> Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
> Nenn' es dann wie du willst,
> Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
> Ich habe keinen Namen
> Dafür! Gefühl ist alles;
> Name ist Schall und Rauch
> Umnebelnd Himmelsglut.

So stammelt diese Metaphysik des Herzens — redensartenlos, und darum dem Wortklingler gedankenlos. Und doch versteht sie auch ihren Schiller, mag sie ihn gleich so wenig je gelesen haben, wie Faust's Hymne auf das „Anonyme" *) — mag all ihr Anruf himmlischer Mächte so nichtssagend klingen wie das „in Gottes Namen!" der „beschränkten Frau" — auch die beschränkteste, wortloseste weiß sich zum mindesten mit ihrer Mutterschaft mitten hineingestellt ins Centrum des Weltherzens — nie wurde es ihr zur Refle-

*) Es besagt ja nach Ebel (vgl. Kuhn's Zeitschrift, V, 235 fg.) das deutsche „Gott" selber nichts anderes als: das Verborgene, Geheimnißvolle, Namenlose, „secretum illud" in Tac. Germ., 9.

xion, zum Gedanken, und doch ist's nur ein Echo aus dieser Inbrunst heraus erklungen, wenn der philosophische Dichter also das Vatergefühl beschreibt:

Wirke, so viel du willst, du stehest doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft

(womit zu vergleichen: „Der philosophische Egoist").

Leicht ließe sich durch zwei andere Distichen — „Forum des Weibes" und „Weibliches Urtheil" — desselben wahrhaft männlichen Geistes auch belegen, was den dem Weibe eigenthümlichen Rechtssinn charakterisiren soll; aber des Abschreibens mag es für hier genug sein — es bedarf der fremden Autoritäten nicht, sondern nur der Verweisung auf Obengesagtes, um begreiflich zu machen, warum das edle Weib jedes Vergehen gegen Sitte und Sittlichkeit unmittelbar als ein „Unrecht" empfindet und deshalb auch am liebsten also bezeichnet. — Es ist wahr: zur Jurisdiction nach codificirten Gesetzen ist das Weib nicht tauglich; sie subsumirt nicht unter Regeln, Statuten und Ausnahmen, sondern nur unter ein einziges Urgesetz; für jene hat es kein Verständniß; denn nur der Sinn ist gerecht, das Gemüth billig (s. o. S. 132 fg.), und die Billigkeit verträgt sich nicht mit jenem Recht, das sich muß demonstriren lassen. Die Gerechtigkeit des Weibes ist jene olympische Dike der „ungeschriebenen Gesetze", als deren Priesterinnen wir die Antigone und Goethe's Iphigenie kennen — die hat auf Erden keine bleibende Statt. — Und genau ebenso steht es um die Wahrhaftigkeit des Weibes, wie abermals dieselbe Iphigenie uns zeigen mag. Eine einzige Lüge erschüttert viel gründlicher — ja zerrüttet irreparabel — das Vertrauen des Weibes als das des Mannes, der eher bereit ist, Ausnahmen gelten zu lassen vom Gebot unbedingter Aufrichtigkeit. Wo nun aber diese apodiktische Weise des Urtheilens nicht gemildert und erweicht wird durch den lösenden Takt, da treten an ihr Mängel zu Tage, welche wir, als das Zeitlich-Endliche, vom Ewig-Weiblichen abgesondert betrachten wollen.

3. Die Schranken weiblichen Wesens. a) Stiefmütter.

Das beliebteste Beispiel von der dem weiblichen Urtheil eigenthümlichen Ungerechtigkeit entnehmen wenig objectiv verfahrende Ankläger dem stiefmütterlichen Verhältniß. Doch hüte man sich, dabei nicht selber in eine Ungerechtigkeit zu verfallen. Die zunächst zu einer Vergleichung auffordernde Stellung des Stiefvaters ist an sich eine ungleich leichtere als die der Stiefmutter — schon deshalb, weil auch der leibliche Vater bei weitem nicht in einem so unmittelbar instinctiven Verhältniß zu den Kindern steht wie die Mutter. Der Mann, überhaupt mehr berufen, nach Grundsätzen als nach reflexionslosen Impulsen des Gefühls zu handeln, mischt auch der zärtlichsten Vaterliebe gern etwas wie ein Pflichtbewußtsein ein, welches Rechte bedingt und durch Rechte bedingt wird. Es ist keine Unnatur, wenn ein Vater einstweilen auf die Kinder nur seine Liebe zu deren Mutter überträgt *), während das Weib mit der ganzen sozusagen metaphysischen Naturgewalt des Gattungsgefühls sich der Pflege der Kinder hingibt. Das ist auch das Wahre an dem, was Jean Paul irgendwo soll geäußert haben: das Weib verschmerze eher den Tod des Gatten, der Vater den des Kindes; — und von demselben Geiste geht ein Hauch durch die Erzählung vom Vater

*) Darauf beruht die Gefahr, von welcher der Volksmund weiß: daß Kinder leicht mit der Mutter zugleich auch den Vater verlieren, oder mit einer Stiefmutter zugleich einen Stiefvater bekommen — letzteres nämlich, wenn der Vater zu einer zweiten Gattin innigere Liebe faßt, als zur ersten, was nach dem „nur der Lebende hat recht" phänomenaliter noch öfter der Fall sein wird, als realiter; denn mit den Jahren wird bei vielen die capriciöse Auswahl laxer und somit eine Fehlwahl wahrscheinlicher — sind doch beim Eingehen einer zweiten Ehe der Regel nach ganz andere Rücksichten entscheidend, ganz andere Requisiten maßgebend, als bei der ersten.

der Gracchen, der nach vernommenem Orakel das Männchen vom Schlangenpaar zuerst getödtet; und die verschiedene Weise, wie Schiller bei der Heimkehr Tell's die beiden Aeltern nach dem Apfelschusse sich benehmen läßt, ist von der nämlichen Intuition eingegeben. Deshalb wird das stiefmütterliche Verhältniß so wesentlich alterirt durch die Geburt eigener Kinder oder durch deren ideelle Anticipation. Bis dahin waltet ungehemmt das allgemein menschliche Mitgefühl mit mutterlosen Waisen. Das hatte mancher Vater übersehen, der sich nachher betrogen glaubte, als mit der Collision sich die Schwäche offenbarte. Es war nicht eitel Heuchelei, was die Fremde den Pfleglingen bewies, solange sie ihnen fremd war, und was allmählich verschwand, als sie ihnen in rechtlich gebundener Stellung die Mutter ersetzen sollte. Manche war eine aufopfernde Tante und wurde doch eine eifersüchtige Stiefmutter. Es heißt nicht gerecht urtheilen, es unter das Mittelmaß zu stellen, wenn eine nahezu übermenschlichen, weil dem mächtigsten Naturgefühl widerstrebenden, Anforderungen sich nicht gewachsen zeigt. Eine Stiefmutter, die keine eigenen Kinder hat, steht da ohne Conflict — sie braucht nur von gemeiner Gesinnung frei zu sein, um die Stiefkinder nicht um deren ältere Rechte zu bringen. Davon haben auch arglose Kinderseelen eine Ahnung, daß mit der ersten Geburt von Halbgeschwistern für sie eine Katastrophe eintrete und es hernach auf das mehr oder weniger nicht ankomme. Deswegen heißt es ungerecht verdächtigen, wenn man in solcher Besorgniß nur die unedle, egoistische Furcht sehen wollte, das eigene Erbe könne geschmälert werden — es handelt sich dabei um höhere Güter als Gold oder Silber — um eine Verkürzung bisher genossener Liebe — und könnte wol dem so liebebedürftigen Kindergemüth ein bängeres Vorgefühl von einem herannahenden Wendepunkt im eigenen Leben aufsteigen? — Wo aber die bloße Gerechtigkeit nicht mehr ausreicht, wo nur ein Hochsinn, der mehr als sich selber, der das eigene Fleisch und Blut zu

verleugnen und hintanzusetzen bereit sein müßte, der Versuchung widerstehen könnte: da muß vulgäre Gutmüthigkeit vollends zu Schanden werden — da muß sich alle angeborene Charakterschwäche und Grundsatzlosigkeit in widerwärtigster Verblendung, in totaler Unfähigkeit verrathen, fremdes Recht auch nur einzusehen, geschweige anzuerkennen. Bis dahin etwa bethätigte freie Liebe kann dann nicht mehr anders in ungeschwächtem Bestande erhalten werden, als auf dem naturverneinenden Standpunkt der Ascese. In das, was bis dahin als reines Rechts- oder Vertragsverhältniß treu gehalten wurde, ist nunmehr ein antagonistisches Element des erweiterten Egoismus eingetreten, nicht verächtlich, noch schlechthin verwerflich, weil es zugleich der Urquell alles dessen ist, was Mensch mit Mensch aufs engste und zarteste verschmelzt: die Heiligkeit der Familienbande, welcher es in dieser ihrer Erscheinung also gleichfalls nicht erlassen bleibt, an ihrem Theile die Selbstentzweiung des Willens als Gesetz der Weltnegativität kundzuthun.

4. Fortsetzung. b) Das Weib im Verhältniß zu Recht, Staat, Nation, Sitte, Ehe und Dankbarkeit.

„Schmuggeln ist keine Sünde" — so lautet ein anderer Satz, aus welchem man die Unfähigkeit des Weibes, Gerechtigkeit zu üben, hat deduciren wollen. Und doch widerspricht derselbe in keiner Weise dem, daß dem Weibe die Sünde nur als „Unrecht" verständlich wird. Im Gegentheil: er hilft dies bestätigen und erläutern. Das Weib will ein concretes Individuum vor sich sehen, welchem Unrecht geschieht — nur die Verletzung eines persönlichen Rechts ist ihm Sünde — denn ohne dieses kann das sittliche Urgefühl des Mitleids bei ihm nicht ins Bewußtsein treten. Die Vorstellung vom abstracten Staatswesen ist ihm eine viel zu umständlich vermittelte, als daß

sie ihm ins Gewissen eingehen könnte. Auch der Mann wird oft genug Anlaß haben, ungehalten zu murren über die endlosen, mistrauengeschwängerten Scherereien moderner Controleeinrichtungen — aber er fügt sich ihnen, weil er an dem Uebel doch eine gewisse Nothwendigkeit erkennt und anerkennt. Er nimmt eher die Gesetzlichkeit, das blos legale Verhalten, in die Substantialität seines Gerechtigkeitssinnes auf als das Weib. Vermöchte das Weib dieses, so würde sie auch in solchen Stücken den Mann übertreffen an ängstlicher Gewissenhaftigkeit, die sie in allen direct sittlichen und als solche von ihr anerkannten Beziehungen so gern übt. Nun aber fühlt sie obendrein noch ihre Lust an der List herausgefordert (und was sie zum geschicktern Einfädeln feinerer Intriguennetze befähigt, ist eben das, was so bezeichnend wie witzig ihre geistige Myopie genannt worden: auf kurze Distanzen berechnen sie die zukünftigen Ereignisse sicherer voraus als wir, aber gewöhnlich auch nur, solange sich diese innerhalb ihrer kleinern Kreise halten): die Mauth zu hintergehen, ist und bleibt ein Hauptspaß für die Weiber, und dabei bestandene Gefahr rechnen sie sich gern als ein Stück Heldenthum an. Diese Lust macht sie der überzeugenden Demonstration noch unzugänglicher; sie bestehen auf ihrem: „aber ich sehe nicht ein, warum ich das nicht dürfen soll". Und wer wollte es leugnen, daß dies mit einem tiefern Rechtsinstinct zusammenhängen kann, welchem das Ungleichmäßige in aller indirecten Besteuerung nicht entgeht? — die directen, übersichtlicher normirten Abgaben findet auch das vernünftige Weib „ganz in der Ordnung", denn da sieht es Zweck und demgemäß nothwendige Beschränkung des Einzelnen.

Es ließe sich hieran ein langes Kapitel anreihen über das Verhältniß des Weibes zu politischen Angelegenheiten überhaupt, und davon sagen, wie es in allerlei Sinne Wunden heilt, zum Ausharren ermuthigt, dem Treuen treu folgt ins Exil, die Fremde zur Heimat macht, als Vorbild im Dulden zur Engelsgestalt verklärt ganzen Völ-

kern ein Leitstern werden kann. — Wo kirchliche und nationale Interessen ins Spiel kommen, da ist das Weib mit dabei und versieht in Treue seinen Vestalinnendienst, das heilige Feuer der Begeisterung zu schüren. Für abstracte Parteifragen, für Verfassungskämpfe und Budgetbewilligungen, erwärmen sie sich kaum je — sie fassen auch daran nur die Gemüthsseite, das Halten der geleisteten Eide u. dgl., auf. — Am nordamerikanischen Bürgerkriege gewahren sie nichts als das philanthropische Streben der Abolitionisten, und für die verlorenen Polen schwärmen sie noch bei jeder neuen Liquidation des politischen Bankrotts: sie können es nicht glauben, daß eine ganze Rasse oder eine Nation schlechthin unfähig sei, an Civilisation und europäischem Staatensystem sich zu betheiligen — und vor gewissen Popanzen fürchten sie sich ebenso prüfungslos wie die Kinder vor dem Schornsteinfeger, blos weil er schwarz ist. „Rußland", „Napoleon", „Jesuit", „Ultramontaner", „Katholicismus" sind solche Schreckgebilde, die auf die Phantasie eines Weibes zeitlebens wie ein „Hannibal ante portas" wirken können. Für deducirende Widerlegungen wenig empfänglich, verbinden sie mit dem fast zum Scherznamen verblaßten „ein Rother" Vorstellungen von Barrikadenblut und communistischer Republik — und können doch wieder andererseits sich schönen Träumereien überlassen, wie es in der Mormonengemeinde so friedlich hergehen müsse, weil alles an stillgeordnete Thätigkeit gewiesen sei, gerad' wie in ihrer eigenen Küche und Kammer. — Zeitgenossen der Periode deutscher Schmach mag man darüber vernehmen, ob es damals der complaisance der Franzosen wirklich gelungen, sich bei deutschen Frauen zu „insinuiren" (Heinrich von Kleist soll ja solcher Schande den Spiegel seines Dramas haben vorhalten wollen); jedenfalls stehen dem nicht blos die Polinnen als unversöhnlichste Hasserinnen des Nationalfeindes gegenüber: in Schleswig-Holstein hätte keine Magd sich so weit erniedrigt, vom „zweierlei Tuch" eines „Hannemann" sich berücken

zu lassen, so sehr im übrigen Ruge's Spott wahr sein mag:

> Vor alters schon hat Venus sich
> Den Kriegsgott auserseh'n;
> Die Kriegerzunft ergötzet sich,
> Die and're läßt's geschehn.

Ebenso bekannt ist, daß, wo infolge von Misch-Ehen eine halbe Entnationalisirung vor sich geht, nicht sowol der Ort, wo das Paar lebt, als die Herkunft der Frau, resp. Mutter, darüber entscheidet, welche Nationalität den Vorrang behauptet: die Polin zwingt gewöhnlich den deutschen Gatten, sogar seinen Namen zu polonisiren, die Engländerin nöthigt, wo immer es sei, dem ganzen Hauswesen, der ganzen, auch der spätern, Erziehungsweise der Kinder einen englischen Zuschnitt auf — denn das Weib beherrscht die Sitte und herrscht durch diese und

> edeln Frauen ...
> ...... ist am meisten dran gelegen,
> Daß alles wohl sich zieme, was geschieht.
> Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
> Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht;
> . . . .
> Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts; —

was Schiller accompagnirt:

> mit sanft überredender Bitte
> Führen die Frauen den Scepter der Sitte.

Was aber noch sonst über diesen Punkt zu sagen wäre, umfaßt das eine Wort: „Muttersprache“.

Aber eine ganz andere Frage ist es, ob — um mit Kant'scher Trockenheit zu sprechen — die beiderseitigen „Geschlechtseigenthümlichkeiten“ so sich ergänzen, daß bei ihrer Vereinigung das herauskommen kann, was man eine „glückliche Ehe“ zu nennen pflegt — und deren Beantwortung scheint so wenig wie andere teleologische Erörterungen zu Gunsten einer Theodicee ausfallen zu wollen.

Vielmehr scheint es, der Weltwille habe durch den Sexualgegensatz schon ankündigen wollen, daß es mit uns auf ein Freudendasein nicht abgesehen gewesen. Denn durch denselben ist ein wahrhaft friedliches, differenzenloses Zusammenleben nahezu unmöglich gemacht — um so gewisser, je seltener eine wirklich selbstlose Verleugnung des Eigenwillens ist, und solche in die Bestandtheile echter Weiblichkeit aufzunehmen hat nicht nur von seiten empirisch-gegebener Normen seine Bedenken, sondern auch daran, daß absolute Selbstlosigkeit mit absoluter Halt- und Würdelosigkeit identisch wäre, welche nimmermehr den Anforderungen des echtesten weiblichen Berufs Genüge zu thun im Stande sein würde. Es wäre also eine derartige Bestimmung so weit zu limitiren, daß nur so viel hingebende Selbstunterordnung auf seiten des Weibes gefordert würde, als nöthig wäre, um den stets auf der Lauer liegenden Antagonismus zwischen der harten Vernunftconsequenz des Mannes und dem „Stets-nach-dem-Gefühl-Handeln-Wollen" des Weibes auszugleichen. Denn je mehr im übrigen Sie und Er die charakteristischen Merkmale ihres Geschlechts in gleich starker Ausprägung an sich tragen — je mehr also sozusagen Sie ein vollkommenes Weib, Er ein vollkommener Mann, und je leidenschaftlicher demzufolge — nach den Darlegungen von Schopenhauer's „Metaphysik der Geschlechtsliebe" — das Verlangen gewesen, welches sie zusammengeführt hat: desto unverträglicher müssen in allen den kleinen und großen Beziehungen täglichen praktischen Lebens die beiderseitigen Bestrebungen miteinander sein — und je vollständiger dem „Genius der Gattung" die Erreichung seiner Zwecke verbürgt scheint, desto ungestümere Bejahung des Willens ist ja von dem Product solcher Vereinigung zu erwarten, desto ferner wird es der Selbstverneinung stehen bleiben. Denn der Wille zum Leben ist ja der Egoist von Anfang und ohne Ende.

Rechnen, Berechnen, Veranschlagen und demgemäß seine Plane machen sollen, will dem Weibe nicht in den

Sinn: es ist darin seinem Idealismus getreu, lieber das Bedürfniß, als die Möglichkeit seiner Befriedigung zum Maßstab der Projecte zu machen. Sparen will und kann es schon, meistens auch entbehren und beides gewöhnlich sogar besser als der Mann — aber aus freiem Entschluß, nicht aus Gehorsam gegen einen raisonnirenden Calcul — gerade so wie sein feines Gefühl für „Unrecht“ sich nicht will Vorschriften machen lassen durch statutarische Gesetze, deren ethisches Fundament es entweder gar nicht sieht, oder wenigstens nicht anerkennt. Also eben das, was dem Manne die unerlaßlichen Bedingungen derjenigen Ordnung sind, welche er überall zu wahren, zu schützen, zu vertreten und wiederherzustellen berufen ist, eben das wird dem Weibe nie ein Geläufiges, sondern es verhält sich dazu wie zu einem Auf- und Abgedrungenen, dessen sich bei erster Gelegenheit zu entledigen man stillschweigend den Anspruch sich vorbehält. So hört es nicht auf zu marktten um Ausnahmen, welche das Gefühl bemessen soll und welchen eben darum von der Vernunft des Mannes, wenn dieser nicht selber ein Aederchen weiblicher Nachgiebigkeit hat, ewig Widerstand entgegengesetzt wird. Das Verweigerte aber gerade pflegt vom Weibe gern mit einem mehr oder weniger krankhaften, capriciösen Gelüste erstrebt zu werden — wie z. B. das erwähnte Bemühen, der Zollgesetzgebung irgendwie — und sei es um ein paar Pfennige — ein Schnippchen zu schlagen.

Aus einer Form des nach Ausgleichung strebenden Gerechtigkeitsdranges in Verbindung mit dem Bemühen, die eigene „Würde“ nicht in sklavischer Abhängigkeit zu verlieren, sahen wir auch die Dankbarkeit hervorgehen; und dieser doppelte Ursprung macht es begreiflich, wenn gemeinhin das Weib den Mann auch in Undankbarkeit übertrifft; oder positiv und wol auch genauer gefaßt: in dem durch und durch undankbaren Menschengeschlecht nimmt der Mann doch noch öfter die Gelegenheit wahr zum gratiam referre als das Weib, welches dafür — und

nicht blos, wo und soweit ihm zu jenem die Mittel fehlen — im gratias agere freilich wortreicher zu sein pflegt: durch den Mangel hieran wird ja Cordelia zur Ausnahme unter den Töchtern Lear's. Uebrigens macht sich, nach richtiger Auffassung des monogamischen Eheverhältnisses, das Weib im Ehebruch eines viel schwärzern Undanks schuldig, als der Mann je in irgendeiner Lage zeigen kann.

5. Fortsetzung. c) Verhalten des Weibes zu Wahrheit und Schein.

Nicht minder eigenthümlich als um die Gerechtigkeit der Weiber ist es um ihre Wahrhaftigkeit bestellt.

Durch all diejenigen Verhüllungen des Körpers wie der Gemüthszustände, welche die Schamhaftigkeit fordert, ist das Weib von Hause aus mit einem dichtgewirkten Gewebe umsponnen, das die absolute Aufrichtigkeit zur Unmöglichkeit macht; und die Convenienz hat dies System von Dissimulationen verdoppelt, sodaß es zur Simulation werden muß. Wo es eine Entschuldigung vorzubringen, einer „Verlegenheit" auszuweichen gilt, da ersinnen die Frauenzimmer ein ganzes Histörchen, und nennen das „blos ein bischen flunkern", finden es wol gar noch lächerlich, daß wir Männer dabei das Rothwerden vor Scham und „Verlegenheit" auf uns nehmen, während sie fortplaudern, ohne eine Miene zu verziehen, weil auch ihre Seele „ganz ruhig" dabei bleibt. Selbst die natürliche Anmuth wird verleugnet, und auf Kosten ihrer eigenen „Liebenswürdigkeit", zu welcher sie doch sonst so eifrig Vertrauen zu erwecken suchen, werden Mädchen und Frauen schnippisch, blos um nicht den Glauben entstehen zu lassen, daß sie liebten — es ist nur der umgedrehte Stiel: Verbergen wahren Gefühls — sei es auch nur des der Gleichgültigkeit — so gut wie erheuchelte Freundlichkeit: man weiß eben, daß Gleichgültigkeit nicht leicht präsumirt wird und selbst wo sie vorhanden ist, keinen rechten Glau-

ben findet, weil der alles durchwaltende Lebenswille mit sich handeln zu lassen und „vorlieb“ zu nehmen pflegt, wo er sein Ideal nicht findet — das ist's ja, was die ausharrende, Reiz verschmähende Treue zu einer erhabenen Ausnahme macht. Wie der Igel seine Stacheln, so streckt das Mädchen die schnippischen Dornen am weitesten aus, wenn es Gefahr ahnt — nämlich für sein Fühlen — im eigenen Herzen die Keime einer „Neigung“ treiben merkt (so Gretchen im „Faust“, so die „Grille“ in der deutschen dramatischen Bearbeitung jener George Sand'schen Dorfgeschichte). Es will ja der Mann selber nicht, daß ihm das Weib seine Liebe plump zu erkennen gebe; und darin thut sich wieder eine Grunddifferenz der beiden Geschlechter kund: es ekelt uns geradezu an, wenn einmal Weiber unsere Rolle übernehmen und in jener faden und übertreibenden Weise uns Schmeicheleien sagen, in der sie es von uns gewohnt sind. Wir sehen dann, wie werthlos auch das zarteste Compliment ist, welches wir ihnen drechseln können, und wie schal und leer ein Geist sein muß, dessen Eitelkeit an dergleichen Genüge findet.

Nicht blos ihre Liebe, sogar ihre Bewunderung sollen sie vor uns verleugnen — dürfen sie nur in leisen unwillkürlichen Lauten, in kaum merklichen Zuckungen bekennen — so fordert es die Zartheit, das erste und unerlaßlichste all ihrer charakteristischen Geschlechtsmerkmale. Das bringt sie denn freilich in die bedenkliche Lage, dem Champagner gleichen zu sollen oder dem Bier — dessen Güte daran erprobt wird, daß es erst im Entkorken moussire — und hernach uns einreden zu müssen, es hätte schon vor dem Zutritt der atmospärischen Luft in ihnen gegoren — sie hätten schon vor dem Heirathsantrag oder den Vorbereitungen dazu uns geliebt. Und doch können diese Flaschen von innen gesprengt, das Weib aus ungestandener Liebe wahnsinnig werden. — Zuweilen bringt die künstliche Wärme der Romanlektüre solche Explosion zu Wege, und zuletzt lügen die verstellunggewohnten Herzen so geschickt, daß

sie selber glauben, was sie sich vorsagen: ihre Liebe sei spontanen Ursprungs — kein Kind der Hoffnung auf — die schönste Hoffnung. — Wohl mag der Mann von seltenstem Schicksal zu sagen haben, den eine wunderbare Fügung, wie sie unter Millionen von Fällen nicht einmal wiederkehrt, zwischen den Klippen jener Charybdis unweiblicher Offenheit und dieser Scylla verfänglichsten Selbstbetrugs mitten hindurchführte in einen Hafen der Gegenliebe, welchen das sicherste Bollwerk vor jedem Andrang möglichen Zweifels schützt.

Die Weiber sind ja die Coulissenaufsteller im Drama des Lebens — sie haben für die Decorationen und zuweilen auch für die Situationen zu sorgen — und dazu sind sie um so besser tauglich, je mehr es ihnen überall am Herzen liegt: den Schein zu retten. Nirgends soll die Aermlichkeit hervorgucken, — nicht aus zerrissenen Kleidern, nicht aus liegen gebliebenen Speiseresten, und, im Leide noch keuscher als der Mann, pressen sie auch fester als er das blutauffangende Gewand gegen die offenen Wunden ihres Busens.

> Die kalte Welt soll ihren Schmerz nicht sehen:
> Die Thräne quillt, doch aus dem Auge nicht:
> In Gift verwandelt träufelt sie zum Herzen
> Und ätzt sich tief hinein mit herben Schmerzen;

und auch jene krankhafte Thränenlosigkeit, welcher im allerbittersten Weh dieses Labsal einer Rast versagt ist, findet sich ungleich häufiger beim weiblichen als beim männlichen Geschlechte. Sie gehört unter die unfreiwilligen Unwahrheiten, welche Natur und Sitte diesen armen Wesen auferlegen — aber nur starkgeborene Charaktere werden durch diese schwerste Probe ausgezeichnet:

6. Episode über die Naivetät.

An noch manch andern Orten wäre die Besprechung der Naivetät, zufolge der Mannichfaltigkeit ihrer charakterologischen Beziehungen, an einem nicht unpassenden Orte gewesen: sie hätte der Communionsprovinz einverleibt oder bei Vertrauen und Selbstvertrauen oder als Gegenstück zu List und Tücke aufgeführt werden können, vermöge ihrer Doppelseitigkeit auch einen Platz unter den Antinomien des Gemüths, insbesondere als Form des Humoristischen, verdient. Und wenn sie dennoch für diesen Abschnitt aufgespart ist, so konnte das nicht ohne die Erwägung geschehen, daß sie allerdings keine ausschließlich weibliche Eigenschaft ist. Allein sozusagen in reinster Färbung tritt sie doch nur beim Weibe auf, und zwar als der ganz bestimmte Gegensatz zu jeder conventionellen Einschränkung der Aufrichtigkeit. In ihrer Arglosigkeit weiß sie so wenig etwas von den Drohnissen eines naturfeindlichen Ridicule, wie von den Gefahren eines verschmitzten Exploitirens (— nicht ohne Absicht wählen wir hier die fremdländischen Bezeichnungen —), und per oppositum möchte man sie neben die Waffen des Intellects stellen; denn das naive Gemüth ist gewissermaßen zugleich das wehrlose, wiewol es auch eine naive Abwehr gibt. Nur die Bornirtheit selber kann meinen, an der Naivetät eine nahe Verwandte zu haben — naiv drückt nur das Nicht-gewitzigt-sein aus, und die gescheitesten Menschen und Völker können in gewissen Richtungen völlig naiv geblieben sein, solange sie eine bestimmte Erfahrung, welche diese Unbefangenheit aufheben müßte, noch nicht gemacht haben.

Bei der Einordnung unter die ästhetischen Grundformen ist freilich der Naivetät eine etwas andere Stelle anzuweisen; aber den Charakterologen interessirt sie ja nicht als ästhetisches Object, sondern als subjectives In-

grediens einer gegebenen Individualität, und demgemäß kommt nicht so sehr ihre Wirkung auf die Zuschauer, wie sie selber als ein Coëfficient des charakterologischen Gesammtproducts in Betracht.

Ungewandt in der Kunst des Selbstobjectivirens, gewöhnt sich das naive Individuum schwer daran, sein eigenes Thun einem abstracten Begriff zu subsumiren; und weil es dem unmittelbaren Gefühlsimpuls zu folgen pflegt, erschrickt es leicht, wenn ein anderer, ihm die Mühe jener Subsumtion abnehmend, sein Handeln mit dem rechten Namen belegt: es scheut mehr das bedenkliche Wort als die bedenkliche That. Darum verfehlt der raffinirte Sophist bei ihm seinen Zweck, wenn er es mit Ueberredung zu einer Capitulation bringen will: dann wird das Gewissen im Kopfe wach und reagirt gegen das angesonnene „Unrecht". Die Deductionen ethischer Skepsis verfangen als Verführungskünste nur bei naivetätentleerten Gemüthern; die Naivetät verweigert, wenn sie gefragt wird, mit einem entschiedenen Nein! zu manchem ihre Zustimmung, woran sie ungefragt sich stillschweigend und widerstandslos würde betheiligt haben — und umgekehrt: die kokett herausfordernde, reflexionsvolle Maulh ... geht wie der Roué mit einem gewissen Behagen auf die frivolsten Lascivitäten ein — aber auf ein ruhiges Geschehen-lassen ist bei der niemals zu rechnen. Für ein Spielen mit der Sünde in Worten — diesen letzten Reiz so manches entnervten Sünders — hat die Naivetät kein Verständniß — das hat für sie keinen Sinn — sie steht zu sehr noch ungebrochen und unzerfressen mitten im Willen, um in der schattenhaften Abstraction einer bloßen Velleität einen Ersatz für die Wirklichkeit zu finden — das hätte Bogumil Goltz für sein Paradoxon anführen können: es sterben an gebrochenem Herzen mehr auf dem Melkschemel als auf dem Salondivan. (Man möge es auch der Mühe werth halten, Fritz Reuter's „Haunefiken" als ein Belegstück hierfür nachzulesen.)

Aber dieser Mangel an Uebung, sich und sein Thun

und Lassen, Handeln und Dulden sich selber gegenständlich vorzuhalten, macht auch die Garantielosigkeit der Naivetät aus. So schwer wie Heidekraut unter künstlicher Pflege gedeiht, so selten dauert Naivetät aus in der Treibhausatmosphäre der modernen „Gesellschaft“ — dahin verpflanzt „muß sie verdorren, muß sie verschwinden“. Das ist das schmerzensvolle Dilemma im Leben des Weibes: naiv, lieblich und haltlos — oder selbstbewußt, herbe und garantirt!

Die Naivetät ist ganz auf die Form der Anschauung gestellt; darin wurzelt ihre Stärke (worüber man Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung“, 3. Aufl., II, 80 fg.; 2. Aufl. S. 74 fg., vergleichen mag), aber auch ihre Schwäche. Mit dem ihr wesentlichen Vertrauen gibt sie sich an das Anschauliche hin — an diesem hat sie ihre Sicherheit wie ihre Gebrechlichkeit („frailty“) — vermöge dessen wird sie sogar das Organ der mystischen Intuition, welche ja vorzugsweise Weibern verliehen ist — und daß sie von Begriffen unbeirrt bleibt, gibt ihr nicht selten den Anschein höherer sittlicher Tüchtigkeit. Sie gleicht ja (nach früher schon gebrauchtem Bilde) einer Statue, deren Piedestal auf gläsernen Füßen ruht, und wenn einmal der Sturm darüber kommt, so zerfällt alles zumal in klägliche Scherben. Aber dafür ist's auch allemal eine Gewalt von außen, was die Naivetät knickt, nicht ein vom Innern aus weiter nagender Todeskeim — der Kern ist gesund, und in ihm steckt kein „organischer Fehler“, der weiter um sich fräße; da findet sich nichts Faules, was sich ausbreitete.

Aber wenn die schöne Erscheinung naiv auftritt und dadurch komisch wird, so ist das wie ein Knarren und Knirren in den gläsernen Füßen, das dem Kundigen die Möglichkeit einstigen Knisterns und Klirrens verräth, und wie es an fester Basis gebricht; denn es fehlt das sichere Fundament der in die Tiefe dringenden Bewußtseinshelle, des Bewußtseins, welches sich über die Consequenzen, die Gefahren des im Vertrauen zuversichtlich gethanen Schrittes klar geworden ist; welches den Abgrund kennt, der neben

bedenklichen Situationen auch für den „reinsten" Willen aufklafft, wenn dieser die nöthige Stärke nicht hat, um der Gravitation des Verderbens, die dem an sich Unverfänglichen innewohnt, zu widerstehen. Alles daran ist Instinct, der decontenancirt werden kann, und komisch ist zunächst eben die noch behauptete Contenance, welche aber blos deshalb noch bewahrt blieb, weil sie die Gefahr nicht ahnte — dies Freisein von Schwindeligkeit, das nur möglich ist, solange die Augen blind sind gegen den Jähsturzschlund neben und vor sich. Ein so geartetes intuitives Bewußtsein gewahrt auch das nächste nicht, sobald dieses nur durch einen leichten Vorhang verhüllt ist — es entschlägt sich ja eben aller praktischen Syllogismen und hält sich an das anschaulich „Vorliegende".

Einen naiv *machen* ist selbstverständlich eine pure Unmöglichkeit — „naiviren" wäre ein Unwort für einen sich selbst aufhebenden Begriff — aber schwer hält's auch schon, sich nur naiv zu stellen, denn das heißt: mit Bewußtsein den Unbewußten spielen. Darum mislingt gemeiniglich das Kokettiren mit scheinbarer Naivetät total; und selbst die Bühnenkünstlerinnen erringen nur bei hoher Meisterschaft hierin die Palme ästhetischer Täuschung. Um tragische Rollen einigermaßen zur Zufriedenheit zu spielen, dazu genügt schon ein gewisser abstracter Kothurn, welchem freilich in dem Streben nach „sauberer Correctheit" leicht die Individualisirung abhanden kommt, weshalb ja auch Shakspeare's Charaktere so viel schwerer zu verleiblichen sind, als die eines Schiller oder gar Sophokles. In der Naivetät bleibt ohne individuelle Färbung *nichts* zurück; der tragische Charakter ist ohnehin schon über das Niveau des Täglichen hinausgehoben — der gewöhnliche Zuschauer bringt dazu nicht den Maßstab individualisirender „Ausarbeitung" schon mit — seinen Ansprüchen kommt schon nichts in die Quere, wenn er nur Ungewöhnliches ohne positive Verkehrtheiten sieht — negative Mängel fallen ihm weniger ins Bewußt-

und Lassen, Handeln und Du[illegible] ein einziger Zug von Un-
vorzuhalten, macht auch d[illegible]ze Bild verderben — denn
vetät aus. So schwer [illegible]antialität und ist selber eine
gedeiht, so selten d[illegible]ischen Charakter gehört die Hälfte
sphäre der mode[illegible]
sie verdorren [illegible] Anfängerinnen von dieser Schwierigkeit
zensvolle [illegible] wollen und das Zuweisen naiver Rollen wol
haltlos [illegible] Zurücksetzung seitens des Regisseurs anzusehen
[illegible] das knüpft diese Episode an die Fortsetzung
ge[illegible]tungen an, welche sie unterbrach; denn eine
[illegible] weiblichen Wesens" ist auch:

7. (Weitere Fortsetzung.) d) Das Verhalten des Weibes zu den ästhetischen Objecten.

Schopenhauer sagt in seiner wenig Umstände machenden Weise schlechthin: die Weiber sind das unästhetische Geschlecht — und keine seiner Behauptungen, deren man ihm manche so arg verübelt hat, dürfte schwerer zu widerlegen sein, als diese, obgleich die Begründung keine einseitige bleiben darf, wenn auch der Mangel an Objectivität das Wesentliche umfaßt.

So sehr nämlich das Weib sich versteht auf die Kunst, „in fremden Gemüthern Visiten zu machen", so bleibt bei ihm diese Fähigkeit doch an die Bedingung einer gewissen Seelenverwandtschaft gebunden — und was die Aesthetik seit Solger die künstlerische Ironie genannt hat, ist bei ihnen selten oder nie zu finden — erzählt man doch von einer bekannten Bildhauerin, sie habe zum „Motiv" immer nur männliche Thierexemplare gewählt. In specifisch männliche Stimmungen wissen sie sich nicht so zu versetzen, wie wir in specifisch weibliche Gemüthszustände — und durch diese Einseitigkeit vor allem verrathen sich trotz Anonymität und Pseudonymität dem feinern Blicke leicht

Schriftstellerinnen. Aber nicht einmal in das, was
eigenen Individualität auf seiten des eigenen Ge-
s nicht gleichartig, oder wie sie's heutzutage gern
.n: „sympathisch" ist, wissen sie sich zu finden, sodaß
.ar sie das Wort doppelte Wucht hat:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst;

eine „Iphigenie" kann einem „Clärchen" so wenig „gerecht werden", wie dieses jener; die eine findet die andere kalt, um von der niedrig, „gemein" gefunden zu werden. Und wenn das eigentliche Maß ästhetischer Empfänglichkeit in dem Grade des Vermögens besteht, auch noch das Häßliche mit „Interesselosigkeit" zu betrachten, so muß, wem dies abgeht, vollends außer Stande sein, das Häßliche in ein Schönes, d. h. ästhetisch Wirkendes, umzuarbeiten: dem Weibe aber wird das Häßliche sofort auch ein Verhaßtes, eben weil es, oder aus demselben Grunde, weswegen es dasjenige, was es — nach seinem Begriffe, versteht sich — „schön" findet, alsbald auch lieben möchte. Wie dies insbesondere ein ästhetisches Verhalten zum Humoristischen nahezu unmöglich macht, wurde schon bei den Antinomien des Gemüths erwähnt. Am einzelnen haftend, empfindet das Weib, getreu seiner überwiegend intuitiven Auffassungsweise, am Unsittlichen oder Häßlichen, welches in die humoristische Behandlung als unerlaßliches Element eingehen muß, einen pathologischen Aerger — läßt also wol zuweilen ganz gern seinen Hang „sich zu moquiren" anregen — aber bleibt selbst da gewöhnlich nur „verdrießlich" afficirt, wo es sich productiv an Satiren versucht; wogegen der tiefere Humorist „Himmel, Sonne, Mond und Sterne" in sein Lachen hineinzieht und so sich vom Kleinlichen und Schmuzigen „frei macht". Jenes schließt allerdings nicht aus, daß das Weib seinen Spott und seine Naivetäten bisweilen zu einer Art forcirten Humors hinaufschraube; — dann müssen, zumal bei den Töchtern

sein — aber am Naiven kann ein einziger Zug von Unnatur und Affectirtheit das ganze Bild verderben — denn das naive Wesen hat Substantialität und ist selber eine Lebenssubstanz — am tragischen Charakter gehört die Hälfte dem Schicksal an.

Daß aber Anfängerinnen von dieser Schwierigkeit nichts wissen wollen und das Zuweisen naiver Rollen wol gar für eine Zurücksetzung seitens des Regisseurs anzusehen geneigt sind: das knüpft diese Episode an die Fortsetzung der Betrachtungen an, welche sie unterbrach; denn eine „Schranke weiblichen Wesens" ist auch:

7. (Weitere Fortsetzung.) d) Das Verhalten des Weibes zu den ästhetischen Objecten.

Schopenhauer sagt in seiner wenig Umstände machenden Weise schlechthin: die Weiber sind das unästhetische Geschlecht — und keine seiner Behauptungen, deren man ihm manche so arg verübelt hat, dürfte schwerer zu widerlegen sein, als diese, obgleich die Begründung keine einseitige bleiben darf, wenn auch der Mangel an Objectivität das Wesentliche umfaßt.

So sehr nämlich das Weib sich versteht auf die Kunst, „in fremden Gemüthern Visiten zu machen", so bleibt bei ihm diese Fähigkeit doch an die Bedingung einer gewissen Seelenverwandtschaft gebunden — und was die Aesthetik seit Solger die künstlerische Ironie genannt hat, ist bei ihnen selten oder nie zu finden — erzählt man doch von einer bekannten Bildhauerin, sie habe zum „Motiv" immer nur männliche Thierexemplare gewählt. In specifisch männliche Stimmungen wissen sie sich nicht so zu versetzen, wie wir in specifisch weibliche Gemüthszustände — und durch diese Einseitigkeit vor allem verrathen sich trotz Anonymität und Pseudonymität dem feinern Blicke leicht

die Schriftstellerinnen. Aber nicht einmal in das, was ihrer eigenen Individualität auf seiten des eigenen Geschlechts nicht gleichartig, oder wie sie's heutzutage gern nennen: „sympathisch" ist, wissen sie sich zu finden, sodaß für sie das Wort doppelte Wucht hat:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst;

eine „Iphigenie" kann einem „Clärchen" so wenig „gerecht werden", wie dieses jener; die eine findet die andere kalt, um von der niedrig, „gemein" gefunden zu werden. Und wenn das eigentliche Maß ästhetischer Empfänglichkeit in dem Grade des Vermögens besteht, auch noch das Häßliche mit „Interesselosigkeit" zu betrachten, so muß, wem dies abgeht, vollends außer Stande sein, das Häßliche in ein Schönes, d. h. ästhetisch Wirkendes, umzuarbeiten: dem Weibe aber wird das Häßliche sofort auch ein Verhaßtes, eben weil es, oder aus demselben Grunde, weswegen es dasjenige, was es — nach seinem Begriffe, versteht sich — „schön" findet, alsbald auch lieben möchte. Wie dies insbesondere ein ästhetisches Verhalten zum Humoristischen nahezu unmöglich macht, wurde schon bei den Antinomien des Gemüths erwähnt. Am einzelnen haftend, empfindet das Weib, getreu seiner überwiegend intuitiven Auffassungsweise, am Unsittlichen oder Häßlichen, welches in die humoristische Behandlung als unerlaßliches Element eingehen muß, einen pathologischen Aerger — läßt also wol zuweilen ganz gern seinen Hang „sich zu moquiren" anregen — aber bleibt selbst da gewöhnlich nur „verdrießlich" afficirt, wo es sich productiv an Satiren versucht; wogegen der tiefere Humorist „Himmel, Sonne, Mond und Sterne" in sein Lachen hineinzieht und so sich vom Kleinlichen und Schmuzigen „frei macht". Jenes schließt allerdings nicht aus, daß das Weib seinen Spott und seine Naivetäten bisweilen zu einer Art forcirten Humors hinaufschraube; — dann müssen, zumal bei den Töchtern

Sarah's, Confetti-Massen von Calembourgs und andern Wortwitzen, mit denen sie uns überschütten, das gute Beste thun und hinwegblenden über den Mangel an wahrhaft humoristischem Gehalt, wie ja überhaupt fürs bloße Wortspiel Frauenzimmer ein dankbareres Publikum zu sein pflegen, als wie Männer, denen diese äußerlichste Form der „Incongruenz von Begriff und Anschauung" bald schal und abgestanden schmeckt, während umgekehrt dem Weibe die herbern Formen desselben Conflicts fast unerträglich sind.

Für die Weiber ist alle Kunst Tendenzsache, wie das Schöne ihnen fast nur gilt als das Niedliche *), Elegante; das Lob, sich „sehr geschmackvoll zu kleiden", läßt sich aus Frauenmunde von jeder leicht erwerben, die nur ein ganz klein wenig natürlichen Farbensinn hat. Selbst die Dichter sind den meisten von ihnen ein bloßes Ornamentstück, ein „Amusement", Schmucksachen, wie Juwelen auch, bloße „Verschönerungen" am Dasein; und diesen ihren Standpunkt machen sie dadurch vollends zu einem unangreifbaren, daß sie selber, der Mehrzahl nach, in all ihrer Lilienpracht für nicht mehr gelten wollen als für die „Zierden" der Gesellschaft, wobei sie freilich die Polemik dialektischer Aesthetiker gegen den Begriff „schöne Seelen" ihrerseits bestreiten, theils factisch nach dem Ab Esse valet consequentia ad Posse, theils praktisch, indem sie wirklich selbst dem Gemüth mancherlei allerliebste Nippsachen an- und umzuhängen verstehen, lauter eigengemachte Waare: Schalkhaftigkeit und Schelmerei, Späßchen und attentions

*) Das „Niedliche", wesentlich immer eine Eigenschaft des im übrigen nützlichen Geräths, gibt den Schein, als ob Kleinigkeiten unsere Bedürfnisse befriedigten, und die Freude der Weiber daran beruht auf demselben Grunde, aus welchem sie auch gern den Glauben erregen, nur sehr wenig zu essen — von lauter niedlichen Dingen umgeben zu sein, macht den Eindruck halber Selbstverleugnung, des halben „Erhabenseins" über den erdichten Boden für Menschenwurzeln — mit einem Wort: einer schier „ätherischen" Existenz.

— und demgemäß behandeln sie denn in naivster Consequenz alle andern „Künste", da ja doch auch Kochkunst und Toilettekünste diesen Namen tragen: sie denken sogar bei der Musik blos an sich und die Ihrigen. — Alles Aesthetische wirkt bei ihnen nur individuell momentane Stimmung, und anstatt in lyrische Freiheit des Gefühls versetzt zu werden, lassen sie sich von dem, was sie „anspricht", meistens entweder nur ergötzen oder stoffartig deprimiren. Und diesen Charakter des Bedrücktseins verleugnen auch ihre eigenen ästhetischen Productionen nicht, welche demgemäß weniger für Gegenbeweise oder Ausnahmen von ihrer ästhetischen Unfruchtbarkeit zu gelten haben als für Belege dessen, was im Obigen zur Ergänzung Schopenhauer's beigebracht ist. Selbst die Werke einer George Sand und Rahel sind nicht ganz frei von einem derartigen Beigeschmack: wo es nicht sociale und socialistische Tendenzen gibt, da quillt Mystisch-Religiöses vor — und in solchen Ergüssen excelliren allerdings die Weiber, zuweilen, wie die Guion, die Männer weit übertreffend: hier, wo es mit aller Plastik und Gegenständlichkeit rein aus ist, haben sie ihre eigentliche Sphäre — und Schriftsteller wie Jean Paul, Matthias Claudius, Lavater, Jung-Stilling u. a. sind ihnen hierin verwandt. — Dennoch läßt sich aber auch an jenen Frauen ein gewisser Hermaphroditismus nicht verkennen: sie sind meistens auch physisch steil und verhalten sich indifferent zur Geschlechtsliebe — man muß das Mann-Weib nicht blos bei Kriegermuth und männischer Kraft suchen wollen — jedes Vorwiegen einer männlichen Geschlechtseigenthümlichkeit macht dazu, wie die Feigheit oder Verweichlichung lange nicht das einzige ist, was zum Weib-Mann stempelt, wiewol man beim Worte „weibisch" zunächst nur hieran zu denken pflegt.

Schlußbemerkung.

Was ich nun sonst noch auf Herzen und Gewissen haben könnte, das will ich kurz abmachen: durch eine Verweisung, eine Frage und einen Syllogismus.

Das Geistreichste, was mir in der Literatur an Zusammenstellungen der verschiedensten Urtheile über die Weiber begegnet ist, habe ich in Lehmann's „Magazin für die Literatur des Auslandes" (1859, Nr. 79—85) in Mittheilungen aus „Atlantic Monthly": Ought Women to learn the Alphabet? gefunden. Dessen Anführung mag auch weiterer literarischer Nachweise entheben und jedes nähern Eingehens auf die Emancipationsfrage in ihren verschiedenen Phasen, vom Tabackrauchen und Bloomerismus bis zur Admission zu akademischen Graden und politischem Stimmrecht — nicht eine Beantwortung derselben kann man von der Charakterologie verlangen, sondern höchstens nur die „Mittelbegriffe" für die dabei zu machenden Conclusionen, und diese dürften im Vorstehenden mit einiger Vollständigkeit geliefert sein. Die Argumente und Resultate, welche der Verfasser jenes Essay aufstellt, haben mich nicht überzeugt; aber statt einer Widerlegung will ich nur einen einzigen Einwand ihm entgegenstellen: da ist keine, auch noch so involvirte, noch so leise angedeutete Antwort darin zu finden auf die Frage, welche ich mir vorbehalten: Warum haben wir kein dem Ausdruck „Furie" entsprechendes Masculinum? selbst „Wütherich" und „Ungeheuer" bleiben in ihrer Kraft weit zurück hinter dieser Bezeichnung, bei welcher man ein ganz und blos Häßliches sich vorstellen soll; und das den Hexen, Megären, Gorgonen, Lemuren u. s. f. etwa gleichzustellende Volk der Faune, Satyrn, Kobolde hat sogar noch immer etwas Gutmüthiges. Kommt nicht auch die mania sine delirio bei Männern noch seltener vor als bei Weibern? — und etwa das

alles, weil das Weib an Vernunft ein bloßes „Muß- und Pflichttheil" zur Aussteuer bekommen hat?

So läuft auch dieser Erkeranbau am untern Ende in einen massiven (— auch plumpen? —) Knauf aus, dem nur noch die Spitze fehlt; drum lade ich „zuguterletzt" die „hochzuverehrenden" Damen noch zu einer ganz kleinen Transaction ein: ich will zugeben, daß Männer und Weiber beide gleich sehr je ihr Geschlecht überschätzen — jene, indem sie sich höher stellen als diese; diese, indem sie uns gleichgestellt zu werden verlangen — wie wär's, wenn beide Parteien genau gleich viel von ihren Ansprüchen nachlassen zu wollen, sich bereit erklärten?

Anhang II.

Aphorismen zur „Völkerpsychologie“.

1. Limitation des Standpunkts.

Da es einmal hergebracht ist, auch die sogenannten Nationalcharaktere als feststehende Typen zu betrachten, so wollen auch wir uns dem nicht entziehen, einen Theil unserer Exemplification aus diesem Gebiet zu holen, so sehr wir uns des Mislichen jedes solchen Versuches bewußt sind. Denn sicher gibt es wenig Felder der Forschung, auf welchen mehr fable convenue herumläuft, als auf diesem. Wie widersprechend fallen die Skizzen aus, je nachdem der Zeichner ein Bogumil Goltz oder ein unbefangener, treuherzig den ersten den besten, der ihm daraus begegnet, für den vollgültigen Repräsentanten der Nation hinnehmender „Tourist“ ist, und wie viel tragen gerade hier — aus historischen Beziehungen des eigenen zu dem charakterisirten Volke oder aus politischen doctrinären Vorurtheilen hervorgehende — Zu- und Abneigungen dazu bei, das Bild zur Caricatur zu verzerren oder zum Ideal zu verklären. Insofern ließe sich sagen: wie jede Fremdheit der Objectivität förderlich ist, weil die praktische Beziehungslosigkeit zu dem abzumalenden Gegenstande den Willen frei- und von Beirrung des Intellects abhält, so werden wir ein Volk um so richtiger beurtheilen, je weniger

wir es im Detail kennen, d. h. je ferner wir ihm stehen — und zur Charakteristik unserer Nachbarn, resp. Feinde, sind wir am wenigsten berufen (wozu auch das oben S. 184 bei der „Seelenverwandtschaft" erwähnte Wort des nordamerikanischen Kritikers stimmt), unbeschadet der Richtigkeit des Satzes, daß jeder Begriff desto reicheren Inhalt bekommt, je mehr das einzelne durchforscht ist und — wie Schopenhauer irgendwo sagt: — Cuvier einen ganz andern Begriff von einer Katze hatte als wie sein Diener.

Dennoch läßt sich nicht leugnen: jeder verbindet mit einem gegebenen Völkernamen eine gewisse Allgemeinvorstellung — ungefähr das, was Schopenhauer in der 1. Auflage des „Satzes vom zureichenden Grunde" §. 29 coll. §. 22 ein als Repräsentant eines Begriffs gebrauchtes Phantasma nennt, gemäß welchem gewisse Merkmale vor die Einbildungskraft treten, so oft wir veranlaßt werden, uns einen Polen, Engländer, Franzosen, Spanier u. s. f. im allgemeinen vorzustellen. Die Subjectivität dieses Vorstellungsbildes läßt ihm kaum ein Minimum von Allgemeingültigkeit — deshalb kann der einzelne nur unter dieser ausdrücklichen Verwahrung sich darauf einlassen, das in seiner Vorstellung befindliche Bild nach außen zu projiciren, und diese Restriction hat sich der Leser denn auch bei allen nachstehenden Bemerkungen gegenwärtig zu halten. Dies um so mehr, als einer strict wissenschaftlichen Ethnographie schon, vollends also einer Ethnologie, eine ausführliche Besprechung aller derjenigen Momente voraufzuschicken wäre, welche als „kosmische" oben (I, 155 fg.) nur flüchtig aufgezählt sind. Seit Karl Ritter's Reform der Geographie ist des Guten viel, theilweise auch zu viel geschehen. Die Lust zu construiren hat auch auf diesem Terrain einen breiten Tummelplatz gefunden — und manches, was mit großer Scheinobjectivität auftritt, beruht, näher angesehen, doch wieder nur auf der Basis mitgebrachter Tendenz und schlechtverhüllter Vorurtheile. Abstracter Philanthropismus arbeitet mit gläubigster Annahme ge-

wisser Genesisstellen um die Wette, zu verdunkeln und verwirren, wo es gölte, insbesondere die Negerfrage — in Amerika ja wieder zu einer im praktischen Sinne „brennenden“ geworden — endlich spruchreif zu machen. Und andererseits verbindet sich die vorgefaßte Meinung doctrinärer Historiker, die für nichts einen andern Maßstab mitbringen, als ihre politischen Wünsche, mit der Ungerechtigkeit aller, die durch eine theologische Brille sehen, um unsere Anschauungen von süd- und ostasiatischen Völkern zu entstellen.

Während die auseinanderlaufenden Richtungen exacter Anatomie und Physiologie, welche in Blumenbach's Forschungen ihren Quellpunkt hatten, sich mit Heftigkeit befehden bei der Frage nach der Wandelbarkeit der Rassen, macht freilich ein Adolf Douai in der Einleitung zu seinem „Land und Leute in der Union“ es sich leicht genug in Hinsicht auf die Methode seiner Herleitungen, um nicht zu sagen: Deductionen, und orakelt ein Karl Andree mit der Zuversicht eines infallibeln Papstes über Aethiopen, Chinesen und Nordamerikaner. Da ist es nicht mehr eine schüchtern aufgestellte Hypothese, sondern ein anspruchsvolles Dogma, daß Mischlinge allezeit nur die schlimmen Eigenschaften der beiden Völker, resp. Rassen, denen sie entstammen, in verstärkter Erscheinung als ihr Erbtheil besitzen; so wenig sich auch bei dem Begriff „schlechte Eigenschaften“ etwas Bestimmtes vorstellen läßt, und so unleugbar es ist, daß sich viel unzweifelhafter dem Incest widerstrebende Naturgesetze manifestiren in der Entartung, mit welcher die in Ehen naher Blutsverwandter gezeugten Individuen behaftet zu sein pflegen — einer Entartung, welche insbesondere auch als körperliche Hinfälligkeit oder gar Gebrechlichkeit sichtbar wird.

Die Beobachtung des Völkerlebens gibt denn doch etwas mehr zu denken auf, als die reinen Empiriker Wort haben wollen oder an sich herankommen lassen mögen; und nachdem die vergleichende Anthropologie sich neuerdings klar gemacht hat, daß es in den Gestaltungsprocessen

der Geschichte nicht blos Gesetze der Statik und Mechanik zu erforschen gibt, vielmehr auch eine Chemie sozusagen der Nationalitäten und Rassen als Aufgabe zu stellen ist: hat sie sich andererseits in aller Bescheidenheit gegenwärtig zu halten, wie zu einer solchen bisher kaum die Vorarbeiten begonnen werden konnten. Ich will instar plurium nur an eins erinnern, an das Problem, welches die untereinander doch so eng verwandten Anwohner der persisch-indischen Grenzgebirge namentlich in Ansehung ihrer posodynischen Verschiedenheit stellen. Der Gegensatz nämlich, welcher zwischen den Ariern Indiens und Irans besteht, ist — wofern wir uns auf die Darstellung Max Duncker's verlassen dürfen — der Art, daß er die von Schopenhauer aufgestellte Wesensdifferenz aller Religionen mit umfaßt: dort Pessimismus mit seinen äußersten Consequenzen der Ascese — hier Optimismus mit ebenso entschiedener Folgerichtigkeit unbedingter Lebensbejahung: Kinderzeugen — selbst mit nächsten Blutsverwandten — ist höchstes Verdienst, Vergeudung der Lebenskeime unsühnbarer Frevel (und solche Anschauung lebt ja auch in Hafis' Liedern fort). Und dennoch verknüpft diese scheinbar diametralen Contraste ein straffes Band: die Existenz des Uebels empfindet ja auch der Iranier als eine so aufdringliche, daß er sie in seinem dualistischen Weltprincip verselbständigt — und allen wahrhaft positiven Gehalt seiner Ethik der Kampf wider das Uebel ausmacht. Und daß auch Zendavesta Beichte des Unrechts fordert, nimmt sogar ein Element directer Selbstverneinung in die Moral auf. (Verführerisch ist hier die weitere Frage: wie stellen sich zu diesem Gegensatz die occidentalischen Arier? und wenigstens der Voreiligkeit verdächtig die Antwort: die Germanen und Celten näher den Indiern, die Gräco-Italiker näher den Iraniern, und die — wenn anders von Natur und nicht blos infolge ihres geschichtlichen Erlebens — dyskolen Slawen am nächsten der äußersten antikosmischen Tendenz: dem Buddhismus.)

Da es so wenig auch nur einigermaßen rein erhaltene Urnationalitäten gibt unter den historisch gewordenen Völkern, so ist die Frage nach den Folgen der Stammesmischungen selbstverständlich eine der wichtigsten und vordersten für die Ethnologie. Mit den bisherigen Theorien über die Erblichkeit der charakterologischen Elemente — unter welche allerdings jene als eine Specialfrage zu subsumiren ist — reicht man dabei nicht weit — es müßte die Wissenschaft zuvor auch schon zu festen Unterscheidungen zwischen den bleibenden und wandelbaren Factoren überhaupt gelangt sein; — sonst wird man sich allzu leicht von bestechenden Phrasen blenden lassen. Wenn es z. B. in Taine's „Geschichte der englischen Literatur" (nach Lehmann's „Magazin für die Literatur des Auslandes", 1864, Nr. 50) heißt: die Klimate ändern „die geistige Oekonomie" eines Volkes, so ist das eine jener echt französischen Wendungen, welche nach Anschaulichkeit aussehen und genauer betrachtet viel vager sind, als sie scheinen. Oder wenn es ebendaselbst heißt: Barbaren lassen sich unmittelbar, civilisirte Völker nur allmählich zu Handlungen reizen — so ist das zwar richtig, sagt aber nicht viel, solange keine psychologische Erklärung dieses Factums hinzugefügt ist. — Es mag gelungen sein, einige in die Augen springende Merkmale mit großer Präcision herauszuheben — aber was hilft's, wenn andere, nicht minder charakteristische, gänzlich übersehen sind? — oder was soll man damit anfangen, wenn an der einen Nationalität ausschließlich die intellectuelle, an der andern lediglich die posodynische, an einer dritten nur die Temperamentsseite gekennzeichnet ist? wenn z. B. das Wesen der Mongolen in die trockene Verständigkeit, das der Semiten in einen „explodirenden Fanatismus ungezügelter „Leidenschaft" gesetzt wird? — wenn es heißt: den Deutschen fehle es an „expansiver Leichtigkeit", und vom Franzosen: in Bewegungen des Körpers und der Gedanken gleich zierlich und gewandt, und aller Träumerei fern bleibend, hält er Ideen wohl fest, aber vertieft sich nicht darin; zerlegt ver-

möge seines angeborenen Ordnungssinns ohne Studium auch das Complicirteste; ist lustig, aber nicht vergnügungssüchtig, sucht heitere Zerstreuung, aber nicht sinnliche Lust (ich setze hinzu: wie oft allerdings der Dyskolos) — die Liebe ist ihm Zeitvertreib, nicht ein Rausch — sein Spott ist ohne Bitterkeit u. s. f. All dergleichen hat höchstens den Werth „schätzbaren Materials" — denn neben dem Aufgeführten sind doch die genannten Völker noch etwas anderes, und am wenigsten darf doch der Kern der Willensbasis, also die ethische Eigenthümlichkeit, irgendwo gänzlich ignorirt werden. — Kurz: die Charakterologie kann sich darauf beschränken, in ihren „Grundzügen" und Erörterungen, insbesondere des Modificabilitätsproblems, den Ethnographen und Ethnologen die Gesichtspunkte anzugeben, nach welchen sie ihre Beobachtungen anzustellen und deren Resultate zu verzeichnen haben — und wenn sie sich auf Weiteres einläßt, so ist das ein mehr oder weniger dilettantisches hors d'œuvre und als solches zu beurtheilen.

Dieser ihrer Stellung sich bewußt bleibend, hat sie Anspruch auf Anerkennung ihrer Bescheidenheit, wenn sie sich jedes abstracten, vorgeblich speculativen Raisonnements enthält; also nicht etwa in Redensarten sich ergeht über einen Neutralisirungs- oder Paralysirungsproceß, in welchem bei Völkermischungen die guten Eigenschaften verschwänden, während die schlimmen, sich gegenseitig steigernd, vermöge ihrer Affinität eine erhöhte Energie erreichten — denn das hieße Worte für Gedanken verkaufen, und die Thatsächlichkeit der Empirie würde das hochtrabende Geschwätz alsbald Lügen strafen. — Es hieße ebenso wenig im Geiste des Erblassers sein Gut verwalten, wollte man mit so unbestimmten Formeln operiren wie den Sätzen Schopenhauer's: von der männlichen Seite vererbt der Wille, von der weiblichen der Intellect; dieser kann nur die Erscheinung, nicht das Wesen jenes modificiren, also z. B. etwa die Form der Roheit sich mildern, während der Grad des Egoismus oder der Bosheit derselbe bleibt.

Man braucht ja nur die Engländer anzusehen, um zu gewahren, wie aus solchen Kreuzungen noch ganz andersartige Folgen entspringen: denn dies verhältnißmäßig junge Beispiel legt doch eine so totale Verschmelzung ursprünglich ungleichartiger Elemente zu Tage, daß man getrost behaupten kann, es präsentire sich nicht leicht ein anderes Volk in so markirter Eigenthümlichkeit.

Nur von der Hand genauester Eruirung der geschichtlichen Vorgänge geleitet, würde man es auch wagen dürfen, über die Richtigkeit der Behauptung zu urtheilen: im heutigen Italien und Frankreich stehe der Volkscharakter der ältern Bewohner durch gegen die Einflüsse der später Eingewanderten. Wenn demnach nur Gesittung, Culturformen und Sprache als das Veränderte erscheinen, so könnte der Bestätigungslüsterne dessen sich freuen und solchen Beleg ausnutzend sagen: da seht ihr an der Identität des Willens, dem eigentlichen Kern des Volkscharakters, dem in aller Wechselfolge der Generationen beharrenden Substrat des nationalen Typus, wie nur dasjenige variabel ist, was ganz dem Intellect entstammt, also nur phänomenal ist, weil ja der Intellect selber blos der Erscheinung angehört. Aber wenn's mit so wohlfeilen Cirkelbeweisen gethan wäre, dann hätten wir uns die ganze Mühe mit Abhandlung der Modificabilitätsfrage sparen können. — Man sage nicht einmal: es sei hierbei natürlich vorausgesetzt, daß die Einwanderer in entschiedener Minorität gewesen und auch in der Propagation nicht allmählich die seßhaft Vorgefundenen numerisch überwuchert hätten — denn da dürfte abermals England mit einer schwer zu beseitigenden Gegeninstanz in die Quere kommen. Viel eher könnte bei dem Dilemma, ob Mischung allzu entlegener oder allzu nah verwandter Elemente das minder Bedenkliche sei, für den ausweichenden Bescheid nach dem medium tenuere beati England als vollgültiger Beleg dienen. Für Beurtheilung der Engländer überhaupt und über die ihr so gern sich beimischende Ungerechtigkeit ist

aber noch folgendes zu bedenken. Der uniformirten Individualitätslosigkeit erscheint jede „Eigenheit“ sofort als ein Spleen, als whimsical. Beim Engländer ist die ausgeprägte Individualität nur das Ergebniß seiner independence, welche freilich nicht ihre Ehre darein setzt, einem police-man den Rock zu zerreißen, denn dieser hat selber polishment und am gentleman sofort einen Verbündeten gegen das Gesindel. Wer thatsächlich an seinem house ein castle besitzt, der braucht nicht erst viel zu renommiren mit Nicht-sich-gefallen-lassen-wollen. Wenn aber flegelhafte Hungerleider, die Sparens halber auf den Continent kommen, als Sündenböcke englischer Insolenz herhalten sollen, so möge man nicht vergessen, daß wenn die Deutschen sich gegen jene wie beutelschneiderische Kellner betragen, sie sich nicht beklagen können, falls sie wie Stiefelknechte, d. h. mit Fußtritten, wenigstens moralischen, tractirt werden. Der Deutsche kennt meist nur die Extreme grob und servil — der gebildete Engländer dagegen ist — zumal daheim — wahrhaft zuvorkommend.

2. Die Mischungen auf der Westhemisphäre.

Noch jünger und viel frappanter in seinen Erscheinungen ist das anglo-amerikanische Mischvolk oder, wie man es in Europa noch gewöhnlich unterscheidungslos nennt, der Yankee.*) Kaum wird sich irgendwoher ein instruc-

*) Die neuerdings importirte Einschränkung dieses Namens auf die Bewohner Neuenglands oder höchstens der ältesten Unionsstaaten ist noch nicht weit genug durchgedrungen, um für allgeläufig angesehen zu werden. Sicher ist, daß in der Mittelzone des Mississippigebiets und an den großen Seen, wo die deutsche Colonisirung am stärksten, oder in den Gegenden, wo Iren in großer Menge vorhanden sind, andere Formen auftreten und in den Südstaaten wieder andere. Uebrigens war das Obenstehende vor meiner Bekanntschaft mit der Donai'schen Schrift concipirt.

tiverer Typus hervorlangen lassen, als eben dieser. Gerade der amerikanische Boden hat alle auf ihn verpflanzten Nationaleigenthümlichkeiten zu einem gewissen Extrem aufgetrieben — da mußte manches „vergeilen"; — hier war ja jeder Entfaltung ein Raum gelassen, wie ihn die Enge europäischer Uebervölkerung nirgendwo noch gewährt. Hier konnte auch die deutsche Einseitigkeit nach zwei Richtungen ans Aeußerste gelangen: die spröde Individualität zum vollendeten Eigensinn, die politische Selbstlosigkeit, die Gewöhnung an gehorsame Unterwerfung unter bureaukratische Bevormundung zum servilen Sich-wegwerfen ausschlagen, sei es im Privatdienst, sei es im Zu-Marktetragen der eigenen Haut um ein schnödes Handgeld. Und umgekehrt wendet sich der praktische, dem matter of fact zugekehrte Charakter des Engländers hier noch ausschließlicher dem to make money zu — seine Exclusivität gegen alles Fremde, gegen jeden, der only a foreigner ist, gegen alles, was continental heißt, artet hier zur völligen Nichtachtung aus. — Dem Vollblutyankee ist alles Nichteingeborene ein Nothing — daher der so herausfordernde wie wegwerfende Parteiname der Know-nothings.

Dies Gemisch von smartness und Kaltblütigkeit, Rücksichtslosigkeit und athemlosem Sich-selber-hetzen, superstitiöser Ekstase und gewissenloser Erwerbsgier, Sentimentalität und cynischesten Formen des Humors (diesen beiden auszeichnenden Merkmalen aller dortigen Literatur — speciell der poetischen — wo immer diese originell auftritt — Symptomen einer greisenhaften Jugend!), Revolverbrutalität und Pantoffelheldenthum, — kurz: von materialistischen und spiritualistischen Extremen verleugnet zwar nirgends den Wurzelexponenten seiner angloſächsischen Abstammung, zeigt aber wie nichts anderes, bis zu welchem Grade die im Abschnitt über die Modificabilität behandelten Factoren die ursprüngliche Erscheinung potenziren und darüber andere Momente herabzudrücken vermögen. Wo ist z. B. der schöne englische Familiensinn geblieben? entstellt zu lächer-

licher „Schonung" des „zartern Geschlechts", welches sich dafür mit nicht minder verschrobenen Emancipationsgrillen des Bloomerismus bedankt. Und selbst aus dem Rest urgermanischer „Gemüthlichkeit" sieht der Pferdefuß der Brutalität hervor; das „Familiäre" wird zur Unverschämtheit, das Hätscheln und Vorschieben des Individuellen zur Travestie, wenn man die public characters kaum noch anders als bei ihren nicknames nennen hört, während die endlose Wiederkehr gleicher Ortsnamen nichts weniger als onomatologische Erfindsamkeit beweist und obendrein die damit unvermeidlichen Verwechselungen selbst dem vielgepriesenen „praktischen Sinne" wenig Ehre machen. Aber letzteres ließe sich sogar dahin erweitern, daß man auch in derlei Dingen „drüben" naiver ist, als im Mutterlande, wo man die respectability so ängstlich zu wahren sucht und z. B. den anfänglichen Leichtsinn bei der transatlantischen Kabellegung als resolutes Vorgehen beschönigen möchte. Gewissermaßen sehen wir beim Yankee immer hinter die Coulissen, während der Engländer selbst seine Sprache nur dazu so verstümmelt zu haben scheint, damit man ihn nicht auch daran sofort wiedererkenne als den „Allerweltsräuber": an den abscheulichsten Jargons, welche je in ein Menschenohr gedrungen sind: dem Negerenglisch und pennsylvanischen „Messing" aus Deutsch, Englisch und andern unartikulirten Lauten, hängen diese zusammengeflickten Fetzen ja noch in hellen Schmuzlappen herunter. Aus dem britischen independence ist Grobheit und freche Rüpelhaftigkeit geworden, aus der pedantischen Gesetzesbuchstäblerei Old-Englands: herzlose Prüderie und Teatotallerfanatismus; aus dem schön sich gliedernden selfgovernment: ochlokratische Anarchie; aus dem humanen, wenn auch eigensinnigen Respect vor der Sabbatruhe des Arbeiters: schamlose Heuchelei, die eine Annen-Polka für „geistliche Musik" auszugeben dreist genug ist; aus der Dissenterfreiheit: ein schnödes Miethsverhältniß, das Prediger wie Hausknechte engagirt

und Kirchen wie Tanzsalons vermiethet; aus der Preßfreiheit im öffentlichen Interesse: eine Legion von Schandblättern, die sich vom Hinschlachten aller Privatehre mästen; aus der Autonomie der Gemeinden: ein Bürgerkrieg so überreich an schmachvollen Greueln, wie die Weltgeschichte noch keinen gesehen; aus dem business: ein humbug, von dem man kaum weiß, was man mehr bewundern muß: die unermüdliche Erfindsamkeit der Betrüger oder die ebenso unverwüstliche Leichtgläubigkeit der Betrogenen; aus dem persönlichen Credit: eine Papiergeldfabrikation, gegen welche alle John Laws europäischer Monarchen kindische, unschuldige Stümper sind; aus der „Speculation": eine Spielwuth, gegen deren Opfer alle Tragödien Homburgs und Baden-Badens harmlose Anekdoten bleiben.

Doch genug und übergenug der Verzerrungen, die sich aus jedem guten Geographiebuch und ethnographischen Journal leicht ums Zehnfache vermehren ließen. Versuchen wir, aus ihnen die Summe zu ziehen, so ergibt sich eine Einheit von Grundgegensätzen, wie sie allerdings auch das Wesen der Rothhaut (man hat ja schon oft von Indianisirung des Angloamerikaners gesprochen), deutlicher aber der Malaie in sich vereinigen mag. Denn wie der Malaie als sanguinischer Dyskolos äußerste Gleichgültigkeit gegen das Leben mit heftigster Leidenschaftlichkeit, Verständniß fürs buddhistische Nirwana mit entschlossenster Waghalsigkeit vereinigt, sich zum Leben zugleich verneinend und bejahend verhält, verneinend im Großen und Ganzen, bejahend im Momentanen: so steht im Yankeecharakter neben der brennendsten Lebensgier die kälteste Todesverachtung; neben energievollster Irritabilität und nervöser Ueberreiztheit in aller Praxis sehen wir eine Ruhe der Selbstbeherrschung, wie sonst nur holländisches Phlegma und türkischer Fatalismus sie zu zeigen pflegen: zu Hunderten werden die Fälle erzählt, wo diese Musterschiffskapitäne auf brennenden Steamern die umsichtigsten An-

ordnungen trafen, bis Qualm oder Wogen ihre Stimme erstickten. Das deutet auf eine Anspannung des Verstandes nicht nur, sondern auch der maximenstatuirenden Vernunft, wie sie die Priester des „kategorischen Imperativs“ nicht stärker sich wünschen könnten. Gibt es aber eine schlagendere Instanz wider das Kant'sche Moralprincip als eben diese? Was ist das für eine Tugend oder Menschenliebe, die erst in Wirksamkeit tritt, wenn die äußerste Noth da ist? die mitleidlos Tausende von Leben aufs Spiel setzt, um ihre „Ehre“, ihren abstracten Heroismus erst dann zu wahren, wenn es für den Erfolg meist schon zu spät ist? Sie bestätigt uns höchstens, daß auch die moralischen Qualitäten sich nicht gänzlich überwuchern lassen von der Macht an allen Enden bis zum Platzen forcirter Raschlebigkeit. Und gehen wir auch dafür den Anlagespuren bei den europäischen Stammältern nach, so scheint es uns dieselbe Dyskolie zu sein, welche daheim zur Nationalkrankheit des Spleens führen kann und „drüben“ — wo die Luft so trocken, wie in London nebelicht ist — sich mit jener phthisischen Constitution verschwistert hat, die in verhältnißmäßig so kurzer Zeit bereits dem Körperbau des Yankee ein unverkennbares Gepräge aufdrückte; oder ist das Wort, welches all jene Lebenshast und Unrast kennzeichnet: „iß und trink', denn morgen mußt du sterben!“ nicht im Grunde nur verständlich als Devise eines entschiedenen Dyskolos? Und die Betrachtung der durch Klima und ganze Lebensweise verwandelten Constitution reicht hin, um den Schein zu beseitigen, als ob der meist für phlegmatisch gehaltene Engländer dort zum Choleriker geworden sei, wenn man auch gar nicht annehmen wollte, daß Kreuzung germanischen und celtischen (irischen) Geblüts mitgewirkt haben könne, dies wenigstens in speciellen Fällen zu mehr als bloßem Schein zu machen.

3. Diverse Völker Europas (namentlich romanische) nach wirklichen und scheinbaren Analogien.

Man hat sich gewöhnt, im Franzosen den sanguinischen Eukolos zu sehen; vergleicht man ihn mit den andern Romanen — vorzugsweise Italienern und Spaniern — und andererseits dem Iren und alten Gallier (nach Mommsen's Schilderung in dessen „Römischer Geschichte"), so erscheint die Eukolie als das celtische Erbe. In nichts anderm gibt sich der Franzose so naiv als unverbesserlichen Eukolos wie darin, daß er selbst nach Musikstücken in Moll tanzt (vgl. „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., I, 308 und II, 521; 2. Aufl., I, 296 und II, 457) — das ist ein beständiges faire bonne mine à mauvais jeu: das muthig eigensinnige Anstreben gegen große und kleine Schmerzen, etwas wie ein optimistischer Trotz gegen die den Pessimismus so nahe legende Realität, eine Lustigkeit quand-même, wie sie auch den „richtigen Berliner" nie verläßt. Und gerade die Dämpfung, welche das höhere Lebensalter dieser „Lustigkeit" auferlegt, macht den Franzosen in spätern Jahren zum liebenswürdigsten Gesellschafter, wie Jakob Grimm a. a. O. ihm nachrühmt. Dagegen reicht die Beschäftigung mit der Philosophie nicht aus, ihn von seinem optimistischen Tic — dieser Thorheit par excellence — zu curiren — das sehen wir selbst an einem Renan, wo er als Metaphysiker auftritt, wie in einem Sendschreiben an einen Chemiker („Revue des deux Mondes" vom 15. Oct. 1863 nach Lehmann's „Magazin für Literatur des Auslandes", 1864, Nr. 8): da kann er den hoffenden Glauben an eine fernere Perfectibilität des Seienden nicht los werden und statuirt deshalb eine organisch wachsende Kraft seiner Weltseele, als ob damit in der Hauptsache der geringste logische Fortschritt gegen die Annahme einer creatio ex nihilo gewonnen wäre. Und J. J. Rousseau, Bernardin de Saint-Pierre

und Emile Souvestre wetteifern darin, zu Predigern der Gelassenheit zu werden, sobald sie ein Stück Menschenelend vorgeführt haben.

Wo sich mit sanguinischem Wesen germanisches Phlegma mischt, treten die Aeußerungsformen des cholerischen Temperaments auf — fehlen deshalb auch bei Franzosen nicht, soweit das fränkische Geblüt durchgeschlagen ist (dabei darf freilich nicht vergessen werden, daß gerade die Franken einer Schattirung germanischer Eukolie auf sanguinischer Grundlage angehören) — wo dies am wenigsten eingedrungen, haben wir den Gascogner „Windbeutel", der vielleicht ein wenig dem anämatischen Extrem (nach der Temperaments-Tabelle: Sanguiniker d) convergirt*), und den sentimentalen und zugleich sinnlichen Provenzalen, etwa zwischen dem reinen Sanguiniker und dem Choleriker b stehend.

Sein Gloire-Kitzel, der es nach Uebergriffen und Einmischung in die Angelegenheiten anderer Nationen so lüstern macht, gibt dem franco-gallischen Volke innerhalb der politischen Welt eine ähnliche Stellung, wie sie in einer Schule der „ewige Störefried" einnimmt, der seine Kameraden „gar nicht in Ruhe lassen kann" und unter immer neuen Vorwänden bald mit diesem, bald mit jenem „anbindet".

Doch kann es nicht hierauf beruhen, wenn man so gern den Polen als französisch gearteten Slawen charakterisirt. Denn dessen Unruhe und Lust an Revolutionsanzettelungen behält ja überall, sie trete auf wo sie wolle, die ganz bestimmte Absicht im Auge, das eigene Vaterland zu retten, und auswärtige Revolten sollen hierzu nur die günstigen Umstände herbeiführen. Wohl aber fehlt es nicht

*) Was der Ire für England und Amerika, der Gascogner für Frankreich: das scheint der Gallego für Spanien zu sein: der schmieg- und biegsame, in seiner Verkommenheit würdelos gewordene Celte: Allerweltsbedienter, ohne substantiellen Kern des Selbstgefühls, höchstens „aufgeblasen".

an andern Merkmalen, welche jene Parallele veranlaßt haben können. Mit dem Celten hat der Pole das heißblütig Racheburstige gemein, dazu den Mangel an Zuverlässigkeit — ein sanguinisches Specificum — und die Abneigung gegen staatliche Ein- und Unterordnung. Aber, daß nach den Ergebnissen neuerer, von Russen selber ausgegangener, historischer Forschungen letztere in der altslawischen Gewohnheit atomistischer Zersplitterung wurzelt, dies erinnert uns warnend daran, nicht allzu weit uns den so leicht bloße Spielerei bleibenden Gleichstellungen anzuvertrauen. Ueberdies ist der Grundzug slawischen Wesens nichts weniger als Eukolie — Russen und Czechen geben sich sofort in ihren Volksliedern mit dazu gehörigen Melodien als Melancholiker kund. — Andere Unterscheidungsmerkmale gibt die leibliche Constitution an die Hand: die Franzosen stellen wir uns durchweg als „leibarm" vor, und die statistisch nachgewiesene Nothwendigkeit, dort von Zeit zu Zeit das Körpermaß bei der Conscription herabzusetzen, scheint die Richtigkeit dieser Präsumtion zu erhärten. Nicht minder ist die Neigung des Norditalieners zur Fettleibigkeit (man vergegenwärtige sich nur die Bilder der venetianischen Malerschule) eine Bestätigung für die Annahme, daß die, diesseit der Apenninen stärkere, Mischung mit germanischem Blut („Lombardei") eine Constitution mit Ueberwiegen der plastischen Reproduction begünstigt habe. Auch der seßhafte Semite neigt zur Körperfülle — Beweis: die dicken Jüdinnen — während die Lebensweise des Beduinen Muskelelasticität befördert. Dem entsprechend ist der religiöse Fanatismus der Israeliten ein mehr passiver*), auf phlegmatischer, des Ismaeliten ein mehr activer, auf cholerischer Grundlage ruhender. Jener hat sein

*) Wie denn „Zähigkeit", diese passive Form der Kraft, wenn man so sagen darf: der resistenten „Energie", zu den significantesten Eigenschaften der Hebräer zu rechnen ist, ja kaum irgendwo sonst so rein sich exemplificiren läßt.

Gegenbild im Occident am Spanier mit seiner Inquisition, dieser am Franzosen mit seinen Revolutionsgreueln, die ganz wie die Ausbrüche einer Art von religiöser Schwärmerei aufzufassen sind; und nichts veranschaulicht deutlicher den Abstand zwischen den Franzosen, für die nichts nachhaltig, alles momentan wirkt, und den Engländern, als der Unterschied zwischen dem raschesten Ablauf ihrer Revolutionsphasen (— irischen Eintagsaufständen vergleichbar —) und der langsamen Pendelschwingung während des Zeitraums von Elisabeth's Tode bis zur Thronbesteigung des Oraniers. — Und diese celtische Liebhaberei für novae res ist es auch, welche dem La France marche à la tête de la civilisation (der Schwabe witzelt: der „Syphilisation") eine unbestreitbare Wahrheit läßt; an der Spitze der Mode und Luxusindustrie einherzuschreiten, dazu ist der Franzose berufen durch die Beweglichkeit seiner Erfindsamkeit für neue Farben- und Formenzusammenstellung, — durch das, was man so gemeinhin „Geschmack" nennt — im Gegensatz zu der schwerfälligen Unbeweglichkeit des Engländers in fashion und fancy. (Wenn aber auch der Spanier in Trachten, Möbeln u. s. w. sich conservativ zeigt, so liegt das weniger an einem Mangel an ästhetischer Productivität als an seiner Bedürfnißlosigkeit.)

Von einer andern Seite her gelangen wir durch Betrachtung des wegen seiner „harmonischen Natur" vielbewunderten Hellenenvolkes zu nicht minder charakteristischen Resultaten.

Im allgemeinen scheint nämlich Meeresnähe und nordisches Klima phlegmatische gravitas auszubilden, und die Griechen hatten von beidem genug, um ein Gleichgewicht für das aus Asien mitgebrachte sanguinische Element zu gewinnen. Einen Augenblick möchte man auch zweifeln, ob man ihnen Eukolie oder Dyskolie zuzuschreiben habe, obgleich die meisten unbesehens sich für jene entscheiden würden. Aber eben diese Unentschiedenheit ist vielleicht gleichfalls aus der harmonischen Extremlosigkeit ihres Wesens zu erklären. Läßt man ihre Dichter, Philosophen und

Historiker als Repräsentanten gelten, so sind Homer, Hesiod, Sappho, Theognis, Aeschylus, Sophokles, Euripides, Anaximander, Heraklit, Plato, Herodot, Thucydides ebenso viel Zeugen für die Dyskolie, gegen welche vereinzelte Namen wie Anakreon kaum in Betracht kommen. Und stellt man vollends die ewig ernsten Anaxagoras, Perikles und Phocion mit in diese Reihe, so scheint der Ausschlag gegeben gegen alle Einwände, welche sich auf Kleon, Alcibiades oder gar Alexander den Großen berufen möchten; denn wie wenig ein Aristophanes als Humorist für einen Eukolos gelten kann, bedarf hoffentlich nicht einmal mehr der Erwähnung. Es wird also wol auch jene Täuschung, welche die Hellenen zu optimistischen εὐκόλοις stempeln will, einfach abzuleiten sein aus der gewöhnlichen Verwechselung von Eukolie und sanguinischem Temperament.

Weniger Einspruch haben wir zu befahren, wenn wir den altrömischen Heroismus aus der Quelle einer phlegmatischen Dyskolie herleiten; denn schon die ängstliche superstitio kennzeichnet die Römer als δύσκολοι — nicht minder die Schmerzensinnigkeit ihrer wahrhaft nationalen, aus altrömischen Geschlechtern stammenden Dichter Lucrez und Catull. Und um so entschiedener sondern wir hiervon alle versemachenden Freigelassenen ab, als sie uns daran erinnern, wie in den spätern Jahrhunderten das römische Grundwesen durch die bunteste Einwanderungsmischung so vollständig zersetzt war, daß ein Begreifen des Verfalls ihrer res publica ohne Mitberücksichtigung dieses Umstandes gar nicht denkbar ist, weshalb auch die neuere Geschichtschreibung denselben aufs allerstärkste betont hat. — Dem entspricht es, daß je länger je mehr die angeborene Rechtssitte der Römer sich in Rechtsregeln, das Gewissen sich in Jurisprudenz verflüchtigte — zum Theil unter wesentlicher Beihülfe ausländischer Rechtslehrer.

„Stolz lieb' ich den Spanier!“ — und ist nicht die gravitas togata die Ahnfrau der grandezza des Granden, wie die spanische Sprache die am wenigsten corrumpirte

Tochter der lateinischen.*) Auch ohne das düster ernste Wesen des heutigen Spaniers können wir uns den echtgeborenen civis Romanus nicht denken, mag gleich ein Cato Censorinus noch so viel Gemachtes in seinem Kokettiren mit der „Väterweise“ gehabt haben. Der Spanier muß „conservativ“ sein, wenn er nicht von sich selber abfallen will; deshalb war es hier, wo neben den „Progressisten“ der Name Desperado aufkam für einen politischen Pessimisten, der gerade **nicht** hofft, durchs Schlimmste zum Bessern hindurchzudringen. Und „das Leben ein Traum“ ist ein von einem spanischen Dichter poetisch gestalteter Gedanke; nur christlich tingirte Dyskolie konnte die Wahrheit erkennen und aussprechen, daß

des Menschen größte Sünde
Ist, daß er geboren ward.

Eben dies macht den Spanier unfähig zu Reformen und Transactionen — er kennt kein Mittleres zwischen legitimistischem Absolutismus und consequenter Demokratie, so wenig wie er dem Protestantismus zugänglich ist: er springt von Bigoterie sofort über in Glaubenslosigkeit — so tief wurzelt in ihm die Dyskolie, daß er sie so oder so systematisirt sehen will, in Klosterzwang oder Don-Juan-Verzweiflung; der alttestamentlich-optimistische Zug protestantischen Orthodoxismus wie Rationalismus widersteht seiner innersten Natur — er könnte sich nur mit wahrer Mystik befreunden. So ist er viel mehr der Mann des Aut-Aut als wie der in Ueberlistung durch dehnbare Verträge seine politische Stärke suchende Italiener, dessen Zweiseitigkeit die Namen Dante und Macchiavelli andeuten mögen.

*) Gewiß kein zufälliges Zusammentreffen! Was der beweglichere, weniger noble Italiener verspitzte, der übereilige Franzose zerhackte: das bewahrte in unverstümmelter Volltönigkeit der „gemessene“ Spanier.

Der Italiener verhält sich zum Römer wie der Yankee zum Engländer. Was das Schauspiel der neuesten Zeit in Italien Unerwartetes darbot, hat sich entweder schon als Blendwerk verrathen, oder floß aus solch einem unzerstörbaren Rest alter virtus, wie wir ihm auch in Amerika begegnet sind. Dennoch bleibt es etwas ganz anderes, wenn in Spanien Kirchengüter säcularisirt werden, als wenn Italien (darin hat das Papstthum echt italienisch national gehandelt) durch die Jahrhunderte hindurch das Heiligthum systematisch zur Schacherbude entweiht; denn das ist bewußte Frivolität, wie ein Leo X. bei völligem Indifferentismus die Gutmüthigkeit der „razza inferiore“ auszubeuten für finanzielle Operationen. Was dem Italiener heute noch als religiöses Interesse innewohnt, ist nur der Abklatsch des altrömischen Auspicien-, Auguren- und Lustrationsunfugs mit christlichem, d. h. papistischem, Decorationsumhang: die Seele ist nicht dabei, wo ein opus operatum vollbracht wird.

Um das sittliche Gerechtigkeitsgefühl selbst eines Dante ist es ein bedenklich Ding (vgl. die Stelle bei Schopenhauer in den Paralipomenis, 1. Aufl., §. 229, S. 368 fg.) auch ihm steht die statutarische Moral höher als die natürliche — gerad' so wie ein Cäsarendecret das äußerste Unrecht zu einem legalen Recht stempeln konnte: der Italiener weiß nichts von immanenter Selbstverantwortlichkeit — deshalb ist er zum Unterthanen despotischer Launen geeignet wie kein anderer; was Republik hieß in Venedig, war von Institutionen umstarrt, welche sammt und sonders das Gegentheil wirklicher Republikanertugend, die Maxime: quisque praesumitur pessimus, zur Voraussetzung hatten — und noch heute nöthigen neapolitanische Zustände zur Anwendung ebendesselben Princips. Selbst der spanische Räuber behält noch etwas Chevalereskes — die italienischen Banditen sind recht eigentlich Catilinarier. Kaum weiß man, wo die Blutmischung bunter ist: auf der Apenninen- oder auf der Pyrenäenhalbinsel — aber wenn

irgendein Volk, so macht es das spanische daheim zweifelhaft, ob nur die schlimmen Eigenschaften auf die Mischlinge vererben — es lieferte erst in seinen Colonien einen Beleg für jene Behauptung und dort allerdings einen darum so augenfälligen, weil es seinen Auswurf hinübergeschafft hatte; vielleicht gibt es nichts Moralitätsloseres als ein Mestizengewissen, es sei denn das Geschlecht der Græculi zur Kaiserzeit; und nichts Tückischeres als einen portugiesischen Creolen, es sei denn jenes Volk, das den unübersetzbaren Begriff „lumsk“ und das Sprichwort hat, welches auf diese Eigenschaft aus pedendo in somno schließen lehrt.

Aus all diesem erklärt es sich, warum kein anderer Volkscharakter so schwer, im naturhistorischen — hier psychologischen — Sinne, zu „bestimmen“ ist, wie der italienische. Namentlich schwankt man fortwährend, ob man ihn für sanguinisch oder cholerisch geartet halten soll. Faßt man die unaufhörlichen Umwälzungen während des ganzen Mittelalters und bis in die Gegenwart ins Auge, so findet man sich geneigt, für ersteres sich zu entscheiden; vergegenwärtigt man sich in erster Reihe die unversöhnliche „Corsentücke“, die lauernde Giftmischerei, den Nationalgrimm gegen alles Deutsche und insbesondere noch die relative Gleichgültigkeit gegen kleine Reize, so möchte man solcher Reagibilität nicht die Nachhaltigkeit absprechen. — Wo aber bringt man dann den Nationalwahlspruch vom Dolce far niente unter, dem nachzuleben so ganz den Anstrich des Phlegmatikers verleiht? — Solche Vielgestaltigkeit ist sonst dem Sanguiniker und Anämatiker vorzugsweise eigen — aber nicht auch dem Choleriker, welchem jedoch nicht ganz mit Unrecht gewisse feststehende Antipathien und Sympathien zugeschrieben werden, in deren Abwesenheit die Motivation überhaupt bei ihm vollständiger als bei den übrigen Temperamentsformen pausirt. Ist es nicht überhaupt ein wesentliches Merkmal des Cholerikers, von gewissen Specialitäten im Wollen und Fühlen afficirt zu

werden, während ihn gleichgültig läßt, was nicht unter diese fällt? Schon oben bei Ausführung der Temperamentslehre hatten wir ähnliches anzumerken. Ueberall pflegen ja Einseitigkeit und Energie in gerader Proportion zu stehen — und hinwiederum ist Schlaffheit mit πολυπραγμοσύνη verschwistert. — Stellen wir endlich die italischen, im Mittelalter blühenden, Handelsrepubliken unter denselben Gesichtspunkt wie oben die Yankee-Make-money-Manie, so werden auch sie uns zur Beglaubigung der vom Italiener ausgesagten Dyskolie dienen können.

4. Die germanischen Völker und Stämme.

Schon unbesehens läßt sich erwarten, daß ein unter so verschiedenen geographischen Bedingungen lebender Volksstamm wie der germanische nicht „über Einen Kamm geschoren werden" darf. Der norwegische Felsbewohner wird weit abstehen vom holländisch-friesischen Marschbauern, doch ihm ähnlich sein an nachhaltiger Energie eines trotzigen Selbstgefühls *); der tiroler Aelpler vom pommerschen Gänsezüchter, doch ihm verwandt an Zähigkeit im Festhalten überkommener Gewohnheiten; der weinlustige Rheinländer vom cichoriengetränkten Erzgebirgler, doch beide gleich in beneidenswerther Leichtlebigkeit; der reflectirte Berliner vom naiven Hochbaiern, doch diesem nichts nachgebend in rücksichtslosen Ausbrüchen brutaler Pöbelwuth; der verschlagene Däne vom treuherzigen Schwaben, doch diesem ebenbürtig an Aufopferungsfähigkeit für nationale Zwecke; der darbende Schwede vom „Phäakenleben führenden" Wiener, doch mit ihm wetteifernd an serviler

*) Blos zur „Anregung" stehe hier die Frage: lassen sich nicht Niederländer und Böotier vielfach parallelisiren — Epaminondas mit Oranien, Pelopidas mit dessen Zeitgenossen Egmont?

Schmiegsamkeit; der bewegliche Alemanne vom schwerfälligen Mecklenburger, doch mit diesem concurrirend um den Preis größerer Grundsatzlosigkeit beim Trachten nach sinnlicher Genußfülle.

So fühlt man sich versucht, die germanischen Lande schachbretförmig in Felder zu zerlegen — Schwarz um Weiß — δύσκολοι neben εὔκολοι — Phlegmatiker neben Sanguiniker, und am Nord- und Ostsaum die Verbrämung mit germanisch-slawischen Mischlingen, gar verschieden, je nachdem Obotriten, Sorben, Wenden, Polen oder Czechen das nicht-germanische Element hergeben. Wir wollen nicht fragen, welcher Stamm der liebenswürdigere sei: der geschmeidig glatte Thüringer oder der gemüthliche Schlesier, der carnevalsfrohe Rheinländer oder der calembourgisirende Wiener — wir wollen lieber ein Wort zu Gunsten jener sprödern Herzen in Süd und Nord einlegen, die schwer Vertrauen fassen und das sie abstoßende Fremdwesen oft plump zurückweisen, aber doch Eins sind, wo sie sich begegnen in warmer Treue. Den Schwaben — wir nannten ihn schon oben den Deutschesten der Deutschen, und dazu paßt, solange der Deutsche in Scherz und Ernst sein Weib seine bessere Hälfte nennt: als die Natur dem Menschen Sprache gab, bestimmte sie den schwäbischen Dialekt zum Ausdruck des Naiv-Weiblichen in seiner reinsten Form — den Schwaben also macht das Gefühl einer gewissen Unbeholfenheit leicht ebenso schroff wie den Friesen die Sorge, er könne auch nur den Schein erregen, wider den Wahlspruch seines Stammes: „Lieber todt, als Sklave!" zu verstoßen. Diesem fehlt die angeborene, sichtbare Würde des Spaniers zwar nicht gänzlich — doch vertraut er ihrer Wirkung nicht hinlänglich, um nicht lieber für grob, als für knechtisch gesinnt oder auch nur für zudringlich gelten zu wollen; ganz wie der Schwabe wohl weiß, den oberflächlichen Nachbarn an Tiefe des Geistes wie Gemüths weit überlegen zu sein, aber sich gedrückt fühlt von dem Bewußtsein, mit deren größerer Gewandtheit den Kampf nicht

aufnehmen zu können und sich deshalb diesen gegenüber verschlossen in sich zurückzieht, während er vor dem gleichfühlenden Stammesgenossen sein Herz gern ausschüttet. Damit verglichen, haben die Franken und Thüringer es freilich leicht, ihr seichtes, wankelmüthiges Fühlen einem auf dem Präsentirteller hinzubreiten. Und eine entsprechende Stellung wie der Schwabe zwischen Baiern, Alemannen und Franken, nimmt im Mittelfelde der „blinde" Hesse zwischen Thüringern, Franken und Rheinländern ein, und der sächsisch-friesische Schleswig-Holsteiner zwischen Dänen und Obotritenabkömmlingen. Aber auch die wackern Vorposten im äußersten Nord- und Südosten wollen wir in ihren von Litauern, resp. Magyaren, und Slawen umwohnten Enclaven nicht übergehen, um so weniger als sie an ihrem Theil den alten Vorwurf zu Schanden machen, daß der Deutsche sich allzu eifrig dem Fremdwesen assimilire. Noch kernhafter als die siebenbürgischen Sachsen, haben die Deutschen zwischen Weichsel und Newa ein helles, klares Nationalleben sich bewahrt, so energisch und entschieden, daß einige Züge germanischer Volksthümlichkeit bei ihnen sich fester ausgeprägt haben als irgendwo sonst, wie denn auch ihr Sprachidiom die dialektfreieste Universalität der Schriftsprache in seltener Reinheit darstellt. Wahrheitsliebend bis zur Derbheit erfuhren sie, wenn auch nur durch eine besondere Gunst des Schicksals, die Genugthuung, daß in ihrem Lande die beiden größten deutschen Denker: Immanuel und Arthur, geboren wurden; freiheitsliebend und opferfreudig leuchten sie voran als die ersten Kämpfer im Nationalkriege; verständig bis zur prosaischen Nüchternheit haben sie sich stets vor deutschen Lieblingsillusionen am besten gesichert; daß es ihnen dennoch nicht an Gemüthstiefe fehle, haben traurige Verirrungen des Conventikelwesens bezeugt, wie sie sonst nur in Schlesien und Schwaben heimisch sind. Ja, selbst ihre rationalistische Lichtfreundlichkeit ist ein Ausfluß ihrer Herzensehrlichkeit, und wenigstens in dieser Hinsicht soll das

Seitenstück nicht verschwiegen bleiben, welches in ihrer Diaspora die Protestanten Transsylvaniens geliefert haben. Ob bei Ost- und Westpreußen Dyskolie oder Eukolie überwiegt, mag unentschieden bleiben, doch sprechen mehrere Anzeichen für letzteres; zuversichtlicher dagegen läßt sich behaupten, daß ihre Kampfesgeschichte sie vielleicht zu den einzigen entschiedenen Vertretern des cholerischen Temperaments unter den germanischen Stämmen ausgebildet hat (denn was bei Baiern und Schwaben als danach aussehende Aufwallung sich kundgibt, ruht doch sichtlich auf phlegmatischer Grundlage, und schlesische Heftigkeit behält den Charakter einer Abart sanguinischer Erregbarkeit).

Wünsche gehören zwar nicht in eine Charakterologie: aber ein Werk, welches das Individuelle zu seinem Gegenstand gemacht hat und an seiner Spitze den Zuruf trägt, der, wenn man einmal von Tendenz sprechen will, das Ganze als rother Faden durchzieht: schonet das Concrete und Lebendige in Praxis wie Theorie und lernet es, gerecht zu werden dem nur sich selbst gleichen Einzelwesen in seiner selbsteigenen Weise zu sein! — kann auch von deutschen Stämmen nicht reden, ohne das discite justitiam moniti! noch zu der Warnung zu wenden: nivellirt nicht die Eigenart in Ost und West, in Süd und Nord — ihr behaltet sonst nichts als ein entseeltes Staatswesen, dessen „Einheit" keinen einzigen Blutstropfen, dessen „Freiheit" keinen Schuß Pulver werth sein würde!

Schlußwort.

Mein Thema ist endlos, unerschöpflich — seine vollständige Bearbeitung kann nimmer ein einzelner auf sich nehmen wollen, solche muß ein Werk aller bleiben und kann es, weil hier ja jeder zur Mitarbeit berufen ist — hier lernen wir alternd nimmer aus — Dies diem docet — jede Stunde kann neue Ergänzungen liefern. Darum konnte ich nicht mehr versprechen als „Beiträge" — und weil es, solange Menschen forschen und denken, an Nachfolge nicht fehlen kann, fühle ich mich getrost jeder Pflicht des Versuches entbunden, ein seiner Natur nach Ewig-Unfertiges in anderem Sinne als geschehen ist fertig zu machen; denn:

The proper study of mankind is man.

Sachregister.

Unmittelbar und vollständig aus den Inhaltsverzeichnissen sich ergebende Nachweisungen sind in dieses Register nicht aufgenommen.

H.

J.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

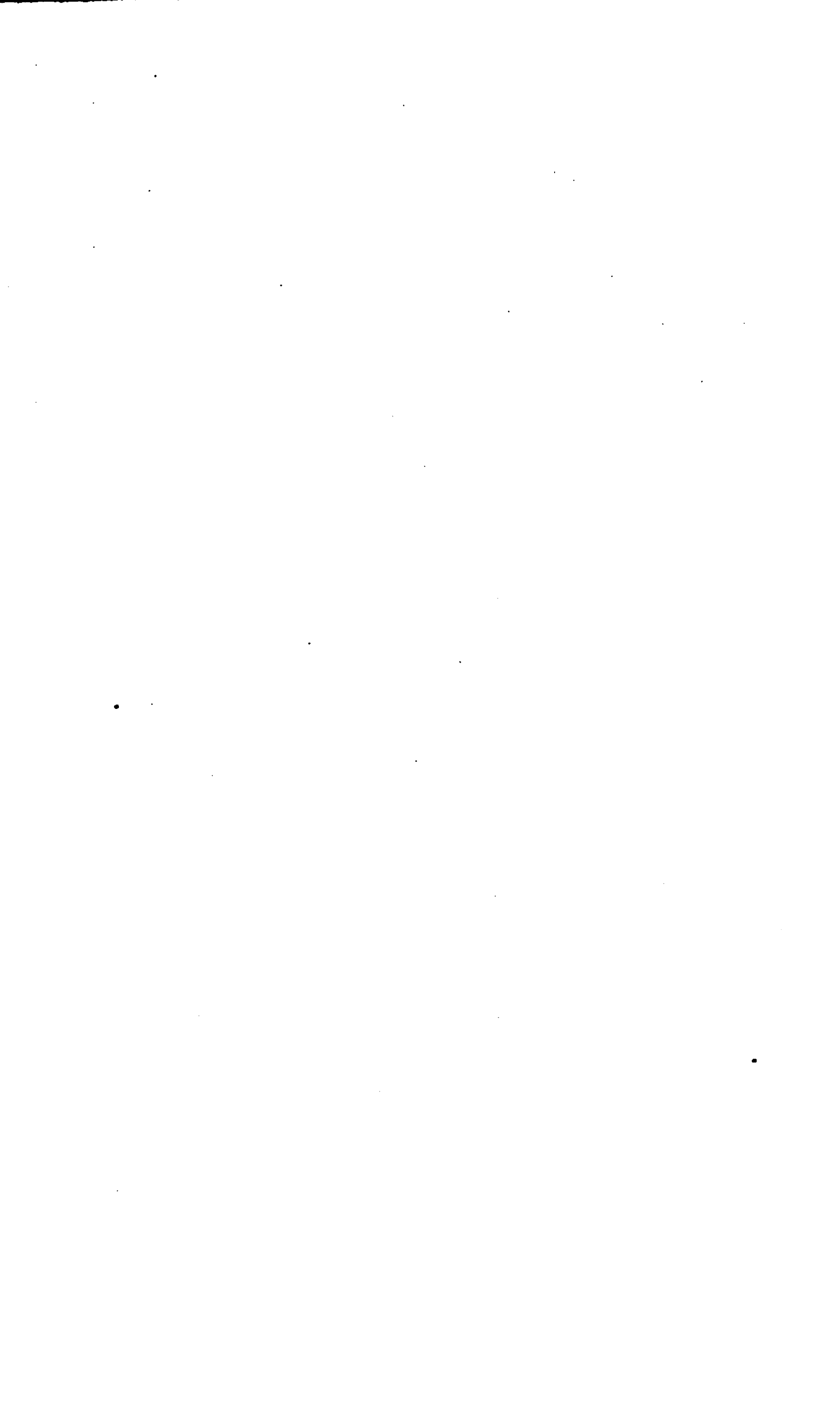
T.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berichtigungen.

Seite 7, Zeile 6 v. o., statt: Rappierritze, lies: Rappierspitze
» 7, » 8 fg. v. o., st.: Denn eine Beleidigung als solche, ein Angriff auf die Ehre, hervorgegangen aus Mangel an Achtung, erzeugt Haß, eine Kränkung stets ein Zeugniß, daß es an Liebe fehle — innern Schmerz, l.: Denn eine Beleidigung, ein Angriff auf die Ehre, hervorgegangen aus Mangel an Achtung, erzeugt als solche Haß; eine Kränkung, stets ein Zeugniß, daß es an Liebe fehle, innern Schmerz
» 9, » 16 v. u., st.: Herrlichkeiten, l.: Heimlichkeiten
» 21, » 4 v. u., st.: erweist?, l.: erwies?
» 32, » 10 v. o., st.: wirkliche, l.: wirklich
» 47, » 3 v. o., st.: lieb, l.: liebt
» 48, » 1 v. u., st.: darum, l.: daran
» 49, » 8 v. u., st.: ihn, l.: ihr
» 71, » 5 v. o., st.: Gefühl, l.: Mitgefühl
» 72, » 16 v. u., st.: Egoismus, l.: Cynismus
» 85, » 17 v. u., st.: subtropischer, l.: tropischen
» 117, » 13 v. o., st.: vor der, l.: praktisch vor der
» 117, » 16 v. o., st.: Schmerzen, l.: Schmerzen der Agonie
» 158, » 11 v. o., st.: in Kirchthürmen, l.: in den Kirchthürmen
» 158, » 14 v. o., st.: des Gemüths, l.: des Gemüths, desselben Gemüths
» 160, » 13 v. u., st.: einst von fremder Frevler Neugier, l.: einst fremder, frevler Neugier
» 179, » 13 v. o., st.: Schlingpflanze, l.: Schlingelpflanze
» 192, » 17 v. o., st.: Jenes fällt unter, l.: Unter jenes fällt
» 197, » 19 v. o., st.: dieses unter, l.: unter dieses

Seite 220, Zeile 11 v. o., statt: ρῆν, lies: ζῆν
» 221, » 12 v. u., st.: eines, l.: seines
» 287, » 3 v. o., st.: mythogische, l.: mythologische
» 295, » 10 v. u., st.: in dem, l.: in den
» 325, » 8 v. u., st.: steil, l.: steril
» 337, » 10 v. u., st.: dem britischen, l.: der britischen
» 345, » 1 v. o., st.: lateinischen *)., l.: lateinischen? *)








G. E. STECHERT
& CO.
NEW YORK

